37

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

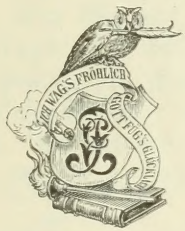
von

Julius Rodenberg.

Band LXXVI.

(Juli — August — September 1893.)

35524
5/10/94



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furcheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 76

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundsiebzigsten Bande (Juli — September 1893).

		Seite
I.	Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von **Adalbert Meinhardt.** I.	1
II.	Marco Minghetti und sein Antheil an Italiens Erhebung. Von **Flaminio.** I./III.	36
III.	Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna. Von **Lily von Kretschman.** II. (Schluß.)	58
IV.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** III. Syrakus	90
V.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's (1847—1887). II. Aus dem Uebergangsjahr 1858	106
VI.	Die Große Berliner Kunstausstellung von 1893. Bemerkungen	123
VII.	Die Kinderarbeit und ihr Schutz in Deutschland. Von **Wilhelm Stieda**	134
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	141
IX.	Politische Rundschau	149
X.	Heinrich und Amalie von Beguelin	155
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von **Adalbert Meinhardt.** (Schluß.)	161
XIV.	Ueber ästhetische Naturbetrachtung. Von **Robert Vischer**	192
XV.	Marco Minghetti und sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859. Von **Flaminio.** IV./VI.	208
XVI.	Die hawaiischen Inseln. Von **Adolf Marcuse**	231
XVII.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** IV. Taormina und Aci Reale	246
XVIII.	Der Stammtisch. Von **Eugen Zabel**	268

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Zur neuesten Heine-Literatur. Von **Hermann Hüffer**	288
XX.	Zur Wirthschaftspolitik Friedrich's des Großen . .	300
XXI.	Ludwig Bamberger	304
XXII.	Politische Rundschau	306
XXIII.	Goldschmiedearbeiten in den Ostseeprovinzen. Von **Julius Lessing**	312
XXIV.	Aus der neuen Welt	314
XXV.	Literarische Notizen	316
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	319
XXVII.	Stilles Wasser. Novelle von **Ilse Frapan**	321
XXVIII.	Giuseppe Gioachino Belli noch einmal. Von **Paul Heyse**	348
XXIX.	Die Urbewohner von Ceylon. Von **Ernst Haeckel** . .	367
XXX.	Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser. Von **Ludwig Friedlaender**	386
XXXI.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** V. Girgenti und Palermo	416
XXXII.	Armeleutemalerei. Von **Herman Grimm**	434
XXXIII.	Aus dem Riesengebirge. Kleine Geschichten. Von **Th. Fontane**	439
XXXIV.	Gottfried Keller-Reliquien. Von **Ad. Frey**	456
XXXV.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . . .	459
XXXVI.	Politische Rundschau	471
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

Heinz Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

Von

Adalbert Meinhardt.

Von dem Tage seiner Geburt an ist er ein Mann des Gelingens gewesen. Als sie ihn der Mutter brachten, das Sonntagskind, da öffneten ihre Lider sich langsam, in die großen, blauen Augen kam ein Leuchten, ihre zitternden, wachsblassen Hände griffen nach ihm: „Mein, mein Sohn!“ — Sie hatte kaum die Kraft, die Worte auszusprechen. Ihre Stimme war nur ein Hauch. Ihr Kopf, den sie emporheben wollte, sank ihr vor Schwäche zurück in die Kissen. Aber der Anblick dieses weißen Flanellpaketchens, in welchem nur ein halblauter Ton das Leben verrieth, der gab ihr Kräfte. Mit gespannter Miene verfolgte sie auf dem rothen, vielfaltigen Gesichtchen jedes Zucken und Regen der kleinen Muskeln.

Und ihre kluge, alte Mutter zog den Ehemann zur Seite. Nach der bösen Angst dieser letzten Stunden, nach dem zweifelnden Kopfschütteln des Arztes, athmete sie auf. — „Laß gut sein,“ sagte sie in ihrem weichen, süddeutschen Tonfall zu dem besorgten Schwiegersohn, „jetzt laß sie nur, die braucht uns nimmer. Der Bub' ist ihre Medicin. Eine bessere gibt's nit auf dieser Erden.“

So war die erste That seines Lebens, daß er der Mutter Genesung brachte.

Und dann, etwas später, als er zum ersten Male lachte — früher natürlich als andere Kinder — und dann, als er gar sich emporrichtete in seinem Gitterbettchen, ganz allein, ohne eine stützende Hand zu erfassen, sich auf seine stämmigen Füße stellte — konnte man da es nicht deutlich erkennen, wes Geistes er, wie stark sein Wille, und daß dieser Wille allmächtig sei, zu erreichen, was er erstrebte?

Wenigstens die junge Mutter wußte es gleich.

Da er, laut jauchzend vor Vergnügen über die eigene Heldenthat, in ihre ausgebreiteten Arme purzelte, da kamen ihr Thränen. „Mein, mein Sohn!“ flüsterte sie voll Entzücken wie damals. Und sie trug ihn zu ihrem Schreibtisch,

hielt ihn vor sich auf den Knieen, indessen sie ihrer Mutter daheim von ihm erzählte.

Die Professorin nämlich war gleich, da sie die junge Frau im Stande gesehen, dem kleinen Haushalt selbst vorzustehen, wieder heimgereist. Der Tochter hatte sie gesagt, sie könne unmöglich den alten unpraktischen Philosophen noch länger allein lassen. Ihm aber, dem Professor, als er sie von der Bahn abholte und sie einträchtiglich, Arm in Arm, durch die nachmittäglich stillen Straßen der kleinen süddeutschen Universitätsstadt nach Hause wanderten, ihm gab sie eine andere Erklärung.

„Schau, die Emma fühlt sich immer noch fremd, selbst mit ihrem Mann. So lang ich da bin, kann's nicht anders sein, sie schwätzt mit mir, so wie ihr's ums Herz ist. Und die Verwandten und die Bekannten, recht brave Leut', mit hübschen Manieren, die sie gern haben möchten, wenn nur sie es leiden wollt, die kommen gar nimmer an sie heran. Darum bin ich im Weg. Und darum bin ich fort. Nicht, weil ich rechtes Heimweh gehabt hab' nach Dir, mein Alter — bild' Dir's nit ein! Ich mein' halt, 's ist besser so. Die Emma hat Einen jetzt dort, der's eher verstehen wird als alle Anderen, als selbst ihr kreuzbraver, ernsthafter Mann, sie in dem Norddeutschland heimisch zu machen: ihren Buben!" —

Ich weiß nicht, wie es ist, schrieb die junge Frau bald darauf, die Leute erscheinen mir jetzt alle liebenswürdiger geworden. Seit Du fort bist, hab' ich vielen Besuch bekommen. Du weißt's ja, wie ich mich vorher davor gefürchtet hatte, hast mich noch ausgezankt darum. Nun, es war nicht so schlimm. Mir ist's, als schauten sie mich, mein Gesicht und meine Kleider, gar nicht mehr so kritisch, mißbilligend an. Sie bewundern den Heinz! Und vielleicht gefalle ich selbst ihnen besser, seit ich seine Mutter geworden. Sie fragen nach Allem, was er thut, und wie ich ihn halte, erzählen mir von ihren Kindern. Dadurch kommen wir ins Plaudern und verstehen uns ganz gut. Es müssen ja nicht alle Menschen gleich sein. Und so zwei Leute, wie Dich und den Vater, find' ich in aller Welt doch nicht wieder und möcht' es auch gar nicht.

Hermann ist froh, daß ich jetzt beginne den Mund aufzuthun, wie er es nennt, wenn Besuch da ist. Eine stumme Frau, sagte er, könnte man leicht für hochmüthig halten oder für beschränkt. Hochmüthig will ich gewiß nicht sein. Und dumm möcht' ich noch viel weniger heißen. Erstens weil ich Euer Kind bin, dann für meinen Mann. Und schließlich, mein Hauptgrund — des Heinzl Mutter muß ja nothwendig Verstand besitzen. Denn der wird klug — Du glaubst's nicht wie sehr.

Wenn Du nur einmal dabei sein könntest, zu sehen, wie er lacht und strampelt und wie er sich umschaut, mit so großen, ernsthaften Augen, im ganzen Zimmer. Gewiß, ein Bub', so wie mein Bub', der war noch nie. Ich denk' mir's oft aus: was kann noch Alles aus ihm werden!

Gestern stand ich mit ihm am Fenster. Es war Feiertag, und die Sonne schien warm. Drunten zogen die Leute vorüber, von der Stadt hinaus ins

Freie. Unter dem Volk sah ich manch' eine Mutter, die ihren Jungen auf dem Arm hielt und die so stolz und glücklich drein schaute, wie ich auf Heinz. Gewiß denken sie Alle, eben wie ich, ihr Kind wird einmal noch Großes leisten, etwas wie's noch gar kein Mensch früher erreichen gekonnt. Für ihren Sohn träumt jede wohl das allerhöchste, das traumhaft unausdenkbarste Glück. Freilich, ich weiß es, solchen Träumen folgt selten Erfüllung. In vielen Tausenden wird vielleicht kaum einmal der Wunsch ihrer Mutter zur Wahrheit. Aber doch, dies eine Mal, könnt' es nicht dies sein, mein eigener Fall? Da gehen sie, die frohen Mütter, und hoffen wie ich. Die Aermsten! Sie alle sind ja die Regel, erleben Enttäuschung. Ich aber bin die Ausnahme, die Eine, Glückliche, gebenedeite Mutter, der Gewährung wird und Erfüllung. Mein Kind, mein Sohn überflügelt sie Alle, die mit ihm geboren, durch seinen Geist, durch seinen Ruhm!

Du lachst mich aus, meine weise Mutter, über solche Schwärmereien? Ja, lache Du nur. Du wirst es erleben. —

Hermann hat mir den Text gelesen. Ganz ernsthaft und wie er's noch keinmal bisher gewagt hat. Aber mir gefiel er dabei. Denn ich glaub', er hat recht. Er sagt nur, was Du mir sagst, Mutterle, schwärmen und ehrgeizig sein, sei ganz schön, wenn man's für sich thut, im stillen Herzen. Aber wenn man seinen Ehrgeiz laut werden läßt, Andere immer anstacheln wollt', so machte man sie und sich selber unglücklich. Ich dürfte den Buben nicht treiben und quälen — (es scheint, mein Mann zwar sprach's nicht aus, daß ich mit meinen Anforderungen ihn selbst manchmal quäle, das muß ich mir also auch abgewöhnen!) — Jeder Mensch sei eine eigene in sich abgeschlossene Individualität, man könnt' ihn wohl leiten, aber nicht wandeln. Und weil mein Vater Philosoph sei, könne ich doch nicht verlangen, daß mein Sohn gleich in der Wiege schon besondere Weisheit verrathe, ebenso wenig wie mein Mann nun neben seinem Richterberuf, auf einmal, nur weil mir es gefiele, große theoretische Werke über Rechtswissenschaft schreiben könne. Ich hätte nun einmal diesen Buben und diesen Mann — den ich doch wahrlich mir nicht unüberlegt genommen! — so müßte ich denn auch mit den Zweien zufrieden zu sein, zu leben suchen, so wie sie sind.

Ich glaube, das verzeiht mir Hermann in seinem ganzen Leben nicht, daß ich mich damals die acht Tage besonnen habe, bevor ich ihm ja gesagt, ihm nicht gleich, so wie er gefragt hat, um den Hals gefallen bin. Er ist verwöhnt. Und ich — nun ja .... Er nennt es Professorenhochmuth. Aber das ist es nicht allein. Ich hatte als Mädchen immer geträumt, ich wollte Jeanne d'Arc werden, oder Katharina von Siena, oder zum Allermindesten eine Madame de Stael, Angelika Kauffmann. Aber so gar nichts, nur die Frau von einem Mann, der auch nicht berühmt ist — es wollte mir nicht recht in den Sinn. Jetzt lache ich selbst über diese Backfischideen, die Du, Mutter, mir schon immer ausreden wolltest. Ich hab' gar kein Fünklein von Ehrgeiz mehr für mich selbst. Und mein Mann ist mir grade so recht, wie er ist. Aber mein Sohn ..... Nein, nein, er soll es nie erfahren und kein Mensch als Du,

meine verschwiegene alte Mama, daß ich doch noch nicht ganz so vernünftig, so bin, wie ich sollte.

Er lernt schwer sprechen. Ich glaube, Hermann sorgt sich schon ein ganz klein wenig, daß unser gepriesenes Wunderkind, wie er Heinz mir zum Schabernack nennt, noch nicht so viel kann, wie mancher Andere. Ich grämе mich gar nicht darum. Als ob das Reden das Wichtigste wäre! Denken ist besser. Wenn ich mir's überlege, wie viel Verkehrtes ich in meinen neunzehn Lebensjahren schon gesagt habe, wie oft mir jetzt noch, obwohl ich mir solche Mühe gebe mich zu bessern, recht kindisch rasch ein Wort aus den Lippen herausrutscht, das ich dann mit aller Reue nicht zurückrufen kann — ich meine oft: wer gar nichts sagte, der wäre der Klügste.

Heinz sieht und horcht und beobachtet. Wenn er nun wirklich schon Papa und Mama rufen könnte, was wär' denn dran? — Wie er mich versteht und begreift, das ist weit mehr.

Muß er Jurisprudenz studiren? Findest Du's auch? Hermann sagt, die Rechtskenntnisse seien der Schlüssel zu allem Anderen. Freilich, die meisten großen Männer, Goethe, Bismarck so zum Beispiel, haben Jura studirt. Das ist wohl wahr. Aber . . . . . Mir ist es immer, als machte diese Disciplin die Menschen gar zu regelsüchtig. Das darf ich laut natürlich nicht sagen. Mein Mann nähme es mir gewaltig übel. Er findet im Gegentheil, daß nur Leute, welche dasselbe studirten wie er, logisch sein können. Und unlogisch denken, ist für ihn aller Uebel Ursprung und Anfang. — Das zielt auf mich, wie Du wohl merkst. Ueberhaupt, glaube nur nicht, daß er in jenem hübschen Stadium der blinden Bräutigamsverliebtheit geblieben sei. O nein, Dein Kind hast Du durchaus noch nicht fertig erzogen; er findet so viel zu verbessern, zu tadeln! Manchmal könnt' es mich traurig machen. Aber dann sage ich mir: desto besser, daß er streng ist. Heinz' Mutter darf nicht fehlerhaft sein. Je mehr sie sich selbst erzieht, um so mehr kann sie ihm nützen auf seinem Wege. Denn er soll vollkommen werden. Und wenn es für einen vollkommenen Menschen sich gehört, daß er Jura studire — nun gut, so will ich mich drein ergeben, ihn darauf hinlenken und mich selbst befreunden mit dieser Weisheit der Paragraphen. —

Höre Kind, so schrieb die Professorin auf diesen letzten Brief ihrer Tochter zur Antwort, dünkt's Dich nicht auch, es habe wohl noch ein bissele Zeit, bevor Ihr Deines Sohnes Beruf endgültig bestimmt? Ob er Jurist oder Musiker, Dichter wird oder Rechnungsbeamter, das scheint mir nicht Sache seiner Mutter, in seinem ersten Jahr zu entscheiden. Wasche Du Deinen Jungen gut und gieb ihm gesunde, kräftige Nahrung. Das ist vorerst das Allerbeste und das Klügste, was Du für ihn thun kannst. Und dann spiele mit ihm, lehr' ihn lachen. Pource que rire est le propre de l'homme. Es ist das Lachen, wie Du wohl weißt, was uns von den Thieren scheidet. Weinen können sie ja auch und Schmerzen empfinden. Also lehre Du ihn ein Mensch sein. Das Andere über-

lasse Gott oder dem Schicksal, oder dem Zufall — nenn' es wie Du willst. Vor Allem überlasse es ihm selber. Zwinge Dein Kind nie etwas zu scheinen, was es nicht ist, zu leisten, was es aus eigenem Antrieb nicht leisten würde. Und wenn Du ihn nicht dazu getrieben, und wenn Du ihn nicht dahin erzogen zu glänzen, von sich reden zu machen und wenn er dann doch, aus innerem Werth etwas Rechtes wird — es braucht nicht gleich so ein „großer Mann" zu sein — dann will ich seine Mutter loben — vorher nicht.

Du sollst mit mir zufrieden sein, so lautete der Tochter Erwiderung. Ich will ihn weder treiben noch stacheln, nicht mit Worten noch mit Thaten. Kein Mensch wird es erfahren, auch er nicht, was ich denke. Sie sollen nicht lachen über mein Kind, noch über seine verblendete Mutter. Aber bei mir, ganz still im Herzen, darf ich denn da auch nichts mehr hoffen, nichts erwünschen, nicht mich sehnen hinaus, hinauf, in stolzes Licht? — Wenn Du das begehrst, meine Mutter, ich fürchte, da kann ich Dir nicht gehorchen.

Gestern hatten wir mehrere gute Bekannte geladen. Nach Tische saßen wir Damen beisammen. Nebenan im Herrenzimmer wurde politisirt und geraucht. Wir vernahmen die eifrigen Reden durch die Thür, ohne etwas von denselben zu verstehen — wie es sich gebührt für Weiber. Ich war gute Wirthin — in den letzten Jahren ist selbst Hermann, der stets Correcte, ganz zufrieden mit meinem Verhalten bei unseren kleinen Diners — unterhielt mich mit meinen Damen, nahm lebhaft Theil an ihren Gesprächen und freute mich, so manches zu lernen über den Haushalt. Und — ich bin ganz ehrlich, Du weißt es — ich habe auch nicht einmal gehorcht, was die da drinnen sagen mochten, was für Ansichten mein Mann entwickelte, noch ob es immer die meinen waren. Aber plötzlich, aus all' dem Streit und Lachen heraus, höre ich ganz deutlich eine Kinderstimme. Das ist Heinz. Meinen Jungen haben sie mir aus dem Bett genommen? Da hielt ich mich nicht. Ich lief hinein ohne jedes Besinnen. Und richtig, in all' dem Cigarrenqualm, mitten auf dem braunen Holztisch, zwischen Biergläsern und Aschenbechern steht der Bub' in seinem Nachtrock und sagt mit undeutlicher Sprache, aber desto besseren begleitenden Gesten den ganzen langen Schiffskatalog her, aus dem zweiten Gesange der Ilias. Hermann hat den Freunden zeigen wollen, was für ein phänomenales Gedächtniß der Kleine besitzt. Ist es erhört? Und dann nennt er mich eitel! Als ob ich das jemals geduldet, je auch nur vor einer Verwandten ihn zur Schau gestellt hätte. Aber Du denkst Dir's wohl, daß ich rasch ein Ende machte. Wie eine Furie sei ich auf mein Kind zugesprungen, sagt mein Mann. Wie eine Madonna hätte ich mit ihm ausgesehen, meinte der Doctor um Vieles galanter. Einerlei, und wenn's auch den Respect vor dem Hausherrn, der ihn sich zum Spaß aus dem Schlaf geholt hatte, verletzen hieß — ich habe gar nicht so weit gedacht. Ich nahm ihn mir und trug ihn hinauf und rieb ihm seine nackten Füße, die natürlich schon kalt geworden waren. — Er wollte nicht wieder in sein Bett. Ich mußte ihm erst einen Klapps versetzen. Darauf weinte er und

weinte richtig sich in den Schlaf. Der weitere Abend war aber dann nicht so besonders gemüthlich.

Wer ist nun vernünftiger von uns beiden? Erst mahnt er mich immer mit Mentorwürde, ich solle das Kind nur nicht eingebildet machen, es nicht so viel Rolle spielen lassen in unserem Leben. Und dann —

Sage Mutter, aber ganz heimlich, ganz unter uns nur. Sage es mir: Sind denn alle Männer so, alle, daß, auch wenn sie Unrecht haben, sie immer behaupten, im Rechte zu sein?

Alle. — So lautete die kurze Antwort der alten Dame. Aber ich glaub', ich fürchte fast, sich im Irrthum zu erkennen wird auch uns Weibern nicht immer ganz leicht. Wie zum Beispiel findest Du es, wenn eine Dame einen Scherz, den ihr Mann sowie ihre Gäste sich — wenn gleich unbefugt — erlaubten, in bitteren Ernst kehrt und Allen damit die Laune stört?

Frau Emma, die sonst ihrer Mutter Briefe meist für sich allein behielt, zeigte diesen dem Rath, ihrem Mann. Er las, sah sie an . . . . . — Und dann lachten sie beide. — Es war der längste Zwist gewesen, den sie in den bald fünf Jahren der Ehe mit einander gehabt.

Und Frau Emma schrieb:

Ich bin so froh über Dein heut erhaltenes Schreiben, wie noch über keines. Wie gut, daß ich auch ein Unrecht hatte! So konnte ich ihm viel eher verzeihen und er mir auch. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ja wirklich, ich nehme Alles zu tragisch. Ob wohl Heinz auch einmal künftig denken wird, daß seine Mama eine schwerfällig ernsthafte Person ist, die es nicht versteht zu lächeln über das, was alle Anderen komisch finden? O, wie viel, wie Vieles gibt's noch, was ich an mir bessern müßte. Wenn es mir nur gelingt, mich zu ändern.

Dich ändern willst Du? fragte die Mutter, glaub' mir, gieb die Mühe auf. Das kannst Du doch nicht. Als Du ein Kind warst von noch nicht sechs Jahren, hast Du durchaus fliegen wollen. Daß Dir's nicht glückte, das hat Dir eine Beule am Kopf, Schläge von unserer alten Magd und eine lange erbauliche Rede von mir eingetragen. Und was ist nun das Resultat von so vielen guten Lehren? Du würdest noch mit tausend Freuden den Versuch wagen, fürchtetest Du Dich nicht vor dem Lachen der Zuschauer. — So viel half Dir all' meine Erziehung. Aber ich kann so wenig das Predigen unterlassen, verzage so wenig in meiner Hoffnung, Dich ruhiger, bedachtsamer zu machen, wie Du Deinen Utopien und Grübeleien entsagen kannst. — Heute aber soll mein Sermon einen anderen Punkt betreffen. Weißt Du's nicht schon? Was schriebst Du da neulich für einen Unsinn? Du fürchtest Dich, einem zweiten Kinde nur eine Stiefmutter sein zu können? Du Thörin, Du Thörin! Meinst Du, wenn Du zehn Kinder hättest, Du würdest sie darum weniger lieben, als eins allein? Und wenn das Zweite und das Dritte und alle Weiteren auch nicht solche Pracht-

exemplare wären, wie Dein blonder Heinz, das glaube mir, Dein Herz würde wachsen und böte Raum für sie Alle neben einander.

Ganz schnell, ganz heimlich, Mutterle, nur diesen Gruß. Ich schreibe Dir im Liegen mit Bleistift. Natürlich haben sie mir's verboten. Aber natürlich thue ich's doch. Du hattest recht, der Kleine ist mir schon so lieb wie Heinz. Und weißt Du, wer mir dazu half, daß ich es erkannte? Nun eben Heinz, mein kluger Aeltester. Ich hatte mich so davor gefürchtet, er könne eifersüchtig werden. Aber da brachten sie ihn ins Zimmer, führten ihn an die verhängte Wiege und zeigten ihm den kleinen Bruder. Bruder? Er sieht sich das schlafende Wesen ernsthaft an, hebt sich noch ein wenig auf den Zehen und tippt mit dem Finger ihm an die Stirn. „Lebt der?" „Ja gewiß." „Und kann er auch sprechen?" „Noch nicht, aber bald." Mein Heinz nickt befriedigt. Er läßt die Gardinen wieder über die Kissen fallen, wendet sich und trottet davon.

„Was will er nur?" fragte mich die Wärterin.

„Ja, was der will, wer kann das sagen."

Indem vernimmt man schon sein Getrampel auf dem Flur, er schlägt an die Thür, sie macht ihm auf, weil er's nicht kann. Denn er hat seine beiden Arme vollgepackt mit allem Spielzeug, das er in der Eile zusammengerafft, das Schaukelpferd bringt er, Trompete, Trommel und die sämmtlichen Bleisoldaten, die Ihr ihm zu Weihnacht geschenkt habt. So schwer hat er daran zu schleppen, daß er ganz außer Athem ist. Seine Backen glühen vor Eifer. Er schichtet seine ganze Last neben der Wiege auf, ordentlich, sorgsam, wie er Alles thut, was er anfaßt, macht abermals Kehrt und will zur Thür.

„Halt," sagt die Alte, „nimm erst Deinen Kram mit, wir können das Zeug hier nicht brauchen."

Er hört sie gar nicht. Nach zwei Minuten kommt er wieder angekeucht mit dem ganzen großen Speicher, einem Blockwagen und so weiter. Die Wärterin will ihn nicht einlassen. Er setzt sich zur Wehr. Es gäbe einen Kampf, der den Kleinen aufwecken würde, wenn ich mich nicht ins Mittel legte.

„Komm her zu mir, Heinz, und sag', was willst Du mit all' den Sachen?"

„Mammi! Die alte Frau ist so dumm. Ich muß doch das Spielzeug dem Bruder bringen, wenn der jetzt das Baby ist. Ich bin groß und brauche es nicht mehr. Und ich kann ja nun mit ihm spielen."

Ich habe ihn in den Arm genommen und tüchtig geküßt. Man kann doch nicht immer, immerfort an Erziehung denken.

Die Sachen trug er gehorsam fort, als ich ihm auseinandersetzte, daß der Bruder jetzt schlafen müsse und daß er überhaupt noch zu klein sei, mit so schönem Spielzeug vernünftig zu spielen. Das sollte er ihn erst künftig lehren. —

Mutter, was sagst Du, darf ich nicht zufrieden sein mit meinen zwei Söhnen, von denen der Aelteste für den Jüngsten gleich von Anfang an sorgt wie ein Freund? —

Die Kinder spielen nebenan. Das heißt: Heinz spielt. Das großmüthige Opfer seiner sämmtlichen Habe, das er damals, an der Wiege seines neugeborenen

Bruders darbringen wollte, hat Jenem bis heute noch nicht viel genützt. Wenn ich mich im Schreiben unterbreche und frage: Was treibt Ihr? — so lautet sicherlich die Antwort: Heinz baut oder zeichnet oder kocht, oder was er sonst an neuen, oft recht bedenklichen Experimenten sich erdacht hat.

„Und, Felix, was thust Du?"

„Ich sehe zu, was Heinz da macht. O Mama," ruft mein Jüngster, „komm auch, sieh' Dir's an, es wird so schön."

„Kannst Du denn nie Dir selbst etwas zu spielen ausdenken, etwas für Dich treiben?" fragte ich einmal.

„Aber Mama, Heinz baut viel besser. Es werden ganz, ganz große Häuser. Da muß ich ihm doch die Steine reichen. Sonst kann er es nicht." —

Die fremden Leute verziehen Alle meinen Jüngsten. Er ist hübscher, zart weiß und rosa und schmeichelt sich bei Jedem ein und plappert so nett. Er ist doch viel weiter als Heinz in dem Alter war, sagt mein Mann selbst. Männer sehen leider gar nichts. Freilich, das ist wahr, Heinz spricht noch immer nicht sehr viel. Ich möchte ihm wünschen, er könnte von seines Bruders anschmiegender Liebenswürdigkeit sich auch ein wenig zu eigen machen.

Gestern sind wir draußen gewesen auf dem Land, bei der Großmama. Die Frau Senatorin, vor der ich Anfangs mich so oft gefürchtet habe, ist jetzt vertraut und herzlich mit mir, grade wie mit ihren eigenen Töchtern. Aber manchmal — es geht wohl nicht anders bei zwei so verschiedenen Naturen — gerathen wir doch noch in Streit. Und meistens über die Erziehung des Heinz. Es ist auch wie ein Fatum, daß er immer grade bei ihr irgend etwas ausübt, was er lieber lassen sollte. Gestern also bat sie mich, ihm zu verbieten, daß er auf alle Bäume klettere. Sie könne es nicht ertragen, sagte sie, zu sehen, was für halsbrecherische Kunststücke der Junge hoch in den Zweigen macht. Sie hat Recht, ich meine auch oft, jetzt muß er stürzen, jetzt, diese Secunde. Und ich presse meine Hände zitternd zusammen und beiße die Zähne aufeinander so fest ich nur kann, um nicht aufzuschreien. Denn ich denke, er soll ein Mann und muthig werden; durch meine Aengstlichkeit ihn zu hindern, das wäre unrecht. Nun will's das Unglück, daß Heinz, indessen wir gerade reden, schon in den Kirschbaum gestiegen war und was ihm sonst so leicht nicht zustößt, den halben Stamm heruntergerutscht ist. Felix kam weinend herzugelaufen, uns, wir saßen nur ein paar Schritte davon in der Laube, das Unheil zu melden. Es war zwar nicht viel, ein zerschundenes Schienbein — wie überhaupt seine Kniee und Glieder aussehen mit lauter blauen und gelben Flecken, das glaubst Du nicht — aber die alte Dame bekam fast ihre Zufälle vor Schrecken.

„Das kommt davon," rief sie, „daß Du dergleichen ihm gestattest und gar in Deiner Gegenwart! Mein Sohn hätte es niemals dürfen. Ich bitte, ich beschwöre Dich, gieb es nicht wieder zu."

Was sollte ich sagen? Mir war recht beklommen.

Aber da nahm Hermann das Wort. Er ergriff Partei für mich, gegen seine eigene Mutter. Das that er noch nie.

„Emma wünscht eben," sagte er, „daß ihre Kinder, was sie beginnen, lieber mit ihrem Wissen thun, als ihr im Rücken. Und so läßt sie die Beiden gewähren, wenn sie sich ihr als Jungen zeigen, die sie doch sind. Mir scheint, liebe Mama, wenn es ihr auch manchmal schwer wird und große Selbstbeherrschung erfordert, meiner Frau Erziehungsweise trifft hierin das Rechte."

Ist das nicht hübsch von ihm? Ich bin so stolz! Als hätte man mir einen Orden an goldener Kette umgehängt, so gehe ich umher seit gestern

Meine Erziehungsweise ist richtig. Hörst Du es auch, Mutter? bekommst Du Respect?

Sie wollen ihn mir nehmen, Vater, Mutter, helft mir dagegen! Gibt's denn kein Mittel es abzuwenden? Heinz soll zur Schule. Er ist noch nicht sieben Jahre alt, und er lernt so gut bei mir. Entsinnst Du Dich noch, mein liebster Vater, wie Du mir sagtest: — „Jetzt, Kleine, weißt Du grade genug, um dereinstmals Deinen Sohn bis Tertia zu bringen." — Du mußt es ja beurtheilen können. Damals freilich dachte ich wenig an künftige Söhne. Aber ich habe es doch einmal erworben. Wozu nützt mir denn alles Latein, wenn ich's Heinz nicht beibringen darf?

„Ich zweifele gar nicht," sagt mein Mann, „daß er genug bei Dir lernen würde, vielleicht sogar mehr und gründlicher, als in gleicher Zeit in der Schule. Ich kann auch nicht sagen, daß Du ihn verweichlichst. Aber doch . . . Ein Knabe gedeiht nicht abseits vom Leben, immer umhegt und immer geleitet. Heinz soll einmal künftig ein „Mann bei der Stadt" sein, der sich Ansehen zu verschaffen, mit Menschen umzugehen versteht. Für solche Carrière muß er früh beginnen, gute Freunde sich zu erwerben, unter Seinesgleichen sich zu bewegen. Und dann . . . es ist einmal Sitte so. Ich sehe nicht ein, weshalb wir für unseren Jungen etwas ganz Besonderes haben wollen, etwas Besseres, als was alle Welt hat."

Es ist einmal Sitte so! Muß man denn immer thun, was Sitte, aus keinem andern, vernünftigen Grunde, als weil alle Welt es thut?

Mein Sohn, mein Heinz! Er würde besser bei mir lernen, schneller vorwärts kommen, sich körperlich so gut wie geistig freier entwickeln. — Aber, nein, das darf nicht sein, er muß sich in die Schablone pressen lassen, die einmal das Hergebrachte ist, nicht mehr noch weniger wissen als Andere, muß die verderbliche Schulluft einathmen, muß von ungezogenen Jungen sich schlechte Gewohnheiten beibringen lassen, lernen die Lehrer zu mißhandeln, lernen, daß Ungehorsam Witz ist und daß ein Bürschchen von sieben bis acht Jahren mehr versteht als seine Mutter.

Ach, aber was hilft es mir zu spotten, mich zu beklagen? Ich werde ja doch mich fügen müssen, der allmächtigen Sitte mich unterordnen — wenn Ihr mir nicht beisteht, meine Eltern! —

Ich Dir beistehen! da kennst Du mich schlecht, schrieb die Professorin. Sitte ist kein willkürlich erfundenes, zufällig entstandenes Gesetz. Es ist, was durch Jahrhunderte herangewachsen, mit dem Volke und für das Volk, in dem

es gilt, geworden ist. Sich einer Sitte widersetzen ist unsittlich handeln. Das heißt das Aergste thun und das Verwerflichste, was es gibt. Und wenn's an dem Orte, wo Du einmal lebst, Sitte ist, daß jeder Mann sich einen blauen oder grünen Strich über seine Nase zieht, — willst Du es verantworten, ihn ohne die Zier herumgehen zu lassen? ihn von Seinesgleichen ausgeschlossen, unbeliebt, unglücklich zu machen. Ich rathe Dir's nicht. Schicke Du ruhig den Jungen zur Schule, und laß ihn so schlechte Manieren dort lernen, wie seine Altersgenossen sie haben — Du thust damit Besseres für sein Leben, als wenn er bei Dir daheim und allein zum Ausbund aller Tugenden würde.

Da habt Ihr es nun. Heinz ist noch kein volles Jahr auf dem Gymnasium. Und schon ist er faul! Als ich ihn damals am ersten Morgen zur Schule brachte, habe ich ernsthaft mit ihm gesprochen, — behandelt man ihn als vernünftigen Menschen, so versteht er es immer. — „Dein Großvater ist ein gelehrter Professor, Dein Vater ist in seiner Klasse Primus gewesen," sagte ich; „suche Du es ihnen gleich zu thun; werde der Erste und Beste in Allem."

„Ja, Mama," gab er mir zur Antwort und sah mich an, wie er immer thut, wenn er Etwas fest verspricht.

O, als ich damals vor der Thür des Schulgebäudes noch einen Augenblick stehen blieb, und in einer Schar von anderen Kindern meinen Sohn mit seinen vor Erwartung glänzenden Augen und gerötheten Backen hineingehen sah, ich hätte gern all' den lärmenden Jungen, den gleichgültig vorübereilenden Lehrern zugerufen: Gebt Acht auf ihn, thut ihm nichts, lehrt ihn nichts, was ihn von mir scheiden könnte! laßt ihn nie denken, es sei männlich, seiner Mutter sich zu entziehen.

Sie haben ihn mir nicht nehmen können. Das liegt an ihm selbst. Und er hat auch Wort gehalten, ward Primus gleich bei der ersten Versetzung. Aber so weit haben sie ihn doch mir schon verdorben, daß er nun auf seinem Lorbeer ausruht, nichts thut, gar nichts, nie arbeitet, sogar seine Violine, — und er hatte schon so hübsch gespielt, — vernachlässigt und unter gar keiner Bedingung sein Pensum lernt. Wie er es anfängt, trotz alledem sich auf seinem Posten zu behaupten, das ist mir ein Räthsel.

Es ist Nacht, die Kinder schlafen, ich bin allein. Hermann nämlich ging zu einem großen Diner. — Du wirst wieder ungehalten sein, daß ich es vorzog, mich entschuldigen zu lassen, weil Felix erkältet ist. Aber wirklich, begreife es doch, Mutter, dort müßte ich den ganzen Abend auf jedes meiner Worte achten, mir Mühe geben, und thäte doch Keinem einen besonderen Gefallen damit. Hier — wenn Du den Jubel gesehen hättest, mit welchem die Knaben meinen Entschluß bewillkommneten. Hermann seufzte: „Wie recht Du hast. Ich möchte, ich dürfte auch zu Hause bleiben. Wahrhaftig, man könnte Euch beneiden, so behaglich seht Ihr drei da vor dem Kamin aus."

Gesteh' ich Dir's nur, als er so ohne mich davonging, bin ich mir recht egoistisch vorgekommen. Aber die Kinder ließen mir nicht Zeit, über mich viel nachzudenken. Felix war gleich auf meinen Schoß geklettert: „So, nun gehörst Du uns allein."

Heinz, — er sagt nie viel, wo's nicht Noth thut, aber seinen Willen durchzusetzen, das versteht er, — Heinz legte sich quer vor mich auf die Erde, mir jede Bewegung und den Ausgang versperrend.

„Erzähle," commandirte Felix.

„Was denn?"

„Wieder vom Prinzen Glücklich, der Alles kann."

„Werdet Ihr denn niemals müde, immer eins und dasselbe zu hören?" Du mußt nämlich wissen, seit Felix Geschichten versteht, ist Prinz Glücklich unser Kinderstubenheld, durch dessen Thaten ich bestrebt bin, dem Kleinen ein gutes Beispiel zu geben.

„O, Mama, Du weißt immer Neues, das ist so hübsch. Geht denn Prinz Glücklich auch in Gesellschaft, wenn er erst groß ist, wie der Papa?"

„Ich fürchte, ja. Es gehört sich für einen Mann so."

„Ich thäte es doch nicht," murmelte Heinz.

„Weshalb nicht?"

„Weil man da den ganzen Abend sprechen muß."

„Ach," plapperte der Kleine, dessen Mundwerk seine stärkste Seite ist, „das schadet nichts, das ist ganz lustig, die Leute hören Alle zu. Und man bekommt dort Kuchen und süßen Champagner und gar Eis und Knallbonbons."

„Von denen aber natürlich Prinz Glücklich" bemerkte ich als moralische Mutter, „nur so viel nimmt, als es die Höflichkeit erfordert und nie zu viel."

„So?" ein langes Gesicht. „Aber nach Tisch, da tanzen sie, das weiß ich bestimmt. Und wenn man ein Prinz ist, darf man immer mit der hübschesten Dame tanzen." Felix ist noch nicht sechs Jahre, mußt Du bedenken!

„Daraus mache ich mir gar nichts," brummt Heinz wieder; „alle Mädchen sind dumm."

„Also, was sollte Prinz Glücklich denn treiben, wenn's nach Dir ginge?" fragte ich. „Nicht sprechen, nicht tanzen. Sollte er immer zu Hause bleiben, faul auf seinem Bärenfell liegen, so wie Du jetzt."

„Nein," sagte der Heinz, „er soll fliegen können."

Fliegen! — Du neckst mich ja noch immer, Mutter, mit meinen eigenen Kinderträumen, wie ich zum Fenster hinaus mich schwingen wollte, über alle Straßen hin, und dann durch die Kirche, hoch oben im Schiff, hoch ob der andächtigen Gemeinde schweben in den goldzitternden Sonnenstrahlen! —

„Fliegen sagst Du, Heinz, wohin denn?"

„Ueberall hin, wo's keinen Weg gibt, wo noch Niemand war, hoch, hoch oben, daß er weit ausschaut über alle fernsten Länder."

„Da wird er ja schwindlig werden!" klagte Felix halb weinerlich.

Aber Heinz: „Der! Meinst Du ein Prinz sei so furchtsam, wie Du? Er fliegt hinauf bis in die Wolken und sieht sich den Mond an, auch auf der Seite, von welcher wir hier unten nichts wissen. Und dann kommt er hin zu der Sonne, und geht spazieren durch all' ihre Feuer. Seine Flügel schmelzen nicht ab. Denn er hat's vorher sich wohl bedacht und große Eisbeutel mit sich genommen. Und er bleibt droben, so lang's ihm behagt."

„Und dann?"

„Nun, dann kommt er zurück auf die Erde, wenn er dazu Lust hat. Die Leute sehen ihn an und staunen. Und wenn er in die Klasse tritt, steigt der Director gleich vom Katheder: Komm her, Prinz Glücklich, sag' Du es den Andern, — Du warst dort oben, — wie Alles aussieht. Dir werden sie's glauben, Du weißt es genau."

„Heinz," fragte halb beängstigt der Kleine, „Heinz, ist das wahr, kann man das wirklich?"

„Nein, jetzt noch nicht. Aber wenn ich erst groß genug bin . . . Mama, wenn ich ein Mittel erdenke, um wirklich zu fliegen, erlaubst Du mir's dann?" —

O Mutter, unsere Kinder sind Menschen, bevor wir es denken. Wir können wenig dazu, noch davon thun, sie nach unserem Sinne zu modeln. Aber wenn wir in diesen jungen Menschengemüthern, deren Denken uns oft fast schmerzlich überrascht, weil es so anders ist als unseres, wenn wir dann doch einen Hauch verspüren, der uns vertraut, verwandt anmuthet, — ob's auch kindisch sei, vielleicht thöricht — wie wohl das thut!

Ich möchte Dich fragen, mein Mütterlein, so wie Heinz mich: Wenn er etwas findet, um fliegen zu können, darf ich dann mit? Ist es dann Unrecht, sich hinaus in den Aether zu wagen mit seinen Wünschen, seinem Hoffen?

Gute Nacht. Ich höre Hermann an der Hausthür, wie er aufschließt. Da will ich lieber meinen Fliegeträumen ein Ende machen und mir, wie's sich hier auf Erden geziemt, von dem Diner erzählen lassen.

Vor ein paar Tagen habe ich eine Auseinandersetzung mit Heinz gehabt. Er hatte schon wieder nachsitzen müssen. Doch kehrte er seelenvergnügt nach Hause. Als ich ihm darüber Vorwürfe machte, war er nur erstaunt.

„Aber Mama, warum soll ich denn traurig sein? Bestraft bin ich doch schon. Es nützt ja nun nichts mehr."

„Nützen! Willst Du zu den Leuten gehören, die bei Allem und Jedem nur fragen, ob's ihnen auch nützt? Keine edle That kann um ihrer selbst willen dann mehr geschehen, kein hoher, herzstärkender Gedanke mehr empfunden werden. O, Heinz, wenn Du so gar keine Achtung vor den gegebenen Autoritäten, keinen Fleiß, kein Streben in Dir hast, — was soll noch einmal aus Dir werden!"

„Wer kann das jetzt wissen," sagte mein Herr Sohn mit olympischer Ruhe, „man muß es eben abwarten."

Natürlich machte mich diese Antwort erst recht verzweifelt. Natürlich verlor ich meine Fassung, — ich bin leider immer noch nicht so besonnen, wie ich sollte, — und hielt ihm eine so heftige Standrede, daß mein weichherziger kleiner Felix darüber fast in Thränen ausbrach. Heinz that nichts dergleichen. Er suchte nur uns beide zu trösten:

„Beruhige Dich doch. Es wird wohl so schlimm nicht. Ich kann mich noch bessern. Ich bin ja so jung. Nur rege Dich nicht auf, Mama; nur weine nicht, Felix."

— Heute nun, es ist Quartalstag, kommt er aus der Schule nach Hause. Die Mütze fliegt gleich an die Zimmerdecke, sein Ränzel wirft er auf die eine Seite zu Boden und die leere Butterbrodsdose nach der anderen Felix zu:

„So, Mama, nun mußt Du mir aber wieder gut sein. Da hast Du mein Zeugniß."

Und da ich es gelesen habe — (ich schicke es Dir, Du sollst Dich daran freuen) — und nach ihm mich umsehe, ihn zu loben, da liegt der lange Junge schon ausgestreckt neben mir an der Erde und übt sich, Felix auf seinen in einem rechten Winkel erhobenen Fußsohlen balanciren zu lehren.

„Nicht wahr, Mama," sagte er halb athemlos in den Pausen dieser gymnastischen Exercitien, „das siehst Du nun doch endlich ein, daß ich nicht so viel zu arbeiten brauche. Das Faullenzen, wie Du es nennst, schadet gar nichts. Wozu soll ich mich denn plagen? Später, wenn ich erst einmal groß bin, werde ich's wohl müssen, wie alle Welt. Das wird schlimm genug sein. Aber jetzt . . ." Dazu schlägt er eine Volte, daß Felix laut aufschreit vor Bewunderung.

Nun sag' mir ein Mittel, meines Sohnes einfache Logik zu bekämpfen! Wenn er der Erste ist und bleibt, mehr weiß als Alle in seiner Classe, von den Lehrern immer gelobt wird, — wie kann ich ihn zwingen fleißig zu sein? —

Liebe Mama!

Es geht mir gut. Da Papa Dir täglich schreibt, habe ich nichts zu erzählen. Es freut mich, daß es Dir und Felix bei den Großeltern gleichfalls gut geht. Der Primaner, den Papa gänzlich überflüssiger Weise angestellt hat, meine Schularbeiten zu beaufsichtigen, so lange Du fortbleibst, heißt Martin Müller. Er ist achtzehn Jahre alt, und ungefähr so groß wie ich. Wir vertragen uns ganz gut. Zuerst freilich ging es nicht so besonders. Er wollte durchaus, daß ich regelrecht arbeiten sollte. Aber da habe ich ihm erklärt, das fiele mir nicht ein. Als er darauf versuchte, seine Würde geltend zu machen, bot ich ihm an, sofort zu beweisen, daß ich stärker sei als er. Und richtig, in kaum zwei Minuten hatte ich ihn zu Boden gerungen. Seitdem sind wir Freunde geworden. Papa hat ihm Cigarretten gegeben. Er raucht aber nicht. Er kann's nicht vertragen, der arme Mensch. So schreibt er denn jetzt meine Aufsätze, und ich rauche. Mir bekommt es sehr gut. Liebe Mama, ich wünsche Dir gute Unterhaltung, grüße die liebe Großmama und den Großvater auch. Sonst weiß ich nichts Neues.

Dein treuer Sohn Heinz.

Herr Müller läßt sich Dir noch empfehlen. Er macht ganz wunderhübsche Gedichte. Er sagt, er läse sie mir vor, weil ich ein so richtiges Urtheil besitze.

Notabene: Liebste Mama, ich bitte Dich, verrathe das nicht. Nämlich, daß Herr Müller dichtet. Es ist ein Geheimniß. Nicht einmal die Dame, an die er schreibt, weiß etwas davon. —

Herzliebste Mutter, schrieb Frau Emma, nach ihrer Rückkehr von ihrer sommerlichen Erholungsreise, ich habe genau nach Deinen Rathschlägen mich benommen, nichts verrathen, nicht einmal Hermann ein Wort gesagt, den jungen Müller verabschiedet, wie es von Anfang an bestimmt war, ohne irgend seiner poetischen Ergüsse Erwähnung zu thun und darauf mir Heinz vorgenommen für ein Privatissimum. Der war ganz überrascht. Es hätte ihm bisher Niemand verboten zu rauchen.

„Weil überhaupt bei einem dreizehnjährigen Jungen man an dergleichen noch gar nicht denkt."

„So wirklich, deshalb? Nun, wenn es Dir unangenehm ist, Mama, lasse ich es wieder. So viel mache ich mir nicht daraus. Ganz wie Du es wünschest."

So ist er immer, daß ich mitten in meinem Zorne aufhören muß, weil ich ihn nicht zu treffen weiß. Mein zweiter Tadel über seine unerhörte Faulheit glitt vollends von ihm ab.

„Aber Mama! Was willst Du nur mit den alten Geschichten! Ob nun Herr Müller den Aufsatz aufschreibt oder ich, — natürlich habe ich ihn dictirt, — das ist doch ziemlich nebensächlich. Schreiben muß ich ja zum Glück nicht mehr lernen. Uebrigens, da ich Dich doch grade allein spreche, ich hatte mir schon vorgenommen, mit Dir zu berathen, wie wir es einrichten, daß Felix bessere Fortschritte macht." — Und da sitzt er mir gegenüber auf dem sogenannten Beichtstuhl am Fenster, stützt seine beiden Ellenbogen auf mein Nähtischchen und überlegt mit der ernsten Sorglichkeit eines voll erwachsenen Menschen, was man thun kann, daß bei seines Bruders gutem Herzen, schwachen Kräften und leichtem Sinn der rechte Eifer des Lernens entstehe. Das beste Mittel den Kleinen zu fördern sei, meint er, daß er, Heinz selbst, sich zu seinem Hauslehrer mache. Wenn er täglich nach der Schule, anstatt Violine zu spielen, die Arbeiten mit ihm übergehe, ihn vorbereite für die weiteren Lectionen, so würde Felix sich bald gewöhnen an richtigen Fleiß. Er habe ja immer noch Zeit genug, am Abend zu üben. Wann er dann künftig seine eigenen Aufgaben machen wolle und ob überhaupt — davon sprach er mir nicht.

Wie sehr Heinz bei all' seinem, wie die Lehrer sagen, erstaunlichen Wissen doch noch ein Kind ist, das macht mich oft lachen. Gestern klagt er mir vor:

„Alle anderen Primaner haben irgend eine Flamme, irgend eine, die sie andichten, für die sie schwärmen, ob es erwidert wird oder nicht. Ich weiß noch so gut, wie mein ehemaliger Lehrer Müller mir seine verzweifelnden Verse vorlas und wie ich ihm dazu verhalf, seine Schöne allein zu sprechen. Selbst Felix, so viel jünger er ist, mit den Cousinen hat er immer Heimlichkeiten, und er prahlt damit, daß er mit seinem kleinen vis-à-vis aus der Tanzstunde auf dem Schulweg sich täglich trifft. Nun, und ich . . . Ja, siehst Du, Mama, es gelingt mir nicht. So oft ich es mir noch einreden wollte, die müßte es sein, ich habe es mir immer baldigst wieder ausgeredet, es war noch nie das rechte Gefühl."

„Nun, Du hast ja auch eigentlich noch Zeit."

„Gewiß. Aber man denkt sich doch gern so etwas. Und ich weiß jetzt schon bestimmt, ich finde sicher niemals ein Mädchen, das so vollkommen ist, wie ich es wünsche."

„Hast Du nie gehört, daß die Liebe eben das seltsame Fluidum ist, das Menschenaugen für alle Fehler und Mängel blind macht?"

„Gehört mehr als einmal und auch gesehen. Aber ich — ich begreife es eben nicht. Sag' Du mir, Mama, hast Du den Vater gleich geliebt, als Du ihn sahst, ohne etwas von ihm zu wissen, ohne seinen Charakter zu kennen?

„Du bist ein Baby," sagte ich, „laß die unzeitigen Liebesgedanken. Wenn Du Dich mit Deinem künftigen Beruf, der Dir noch so gleichgültig zu sein scheint, etwas mehr beschäftigen wolltest, Dir überlegen, ob Du Advocat werden willst oder Richter und Dich darauf vorbereiten, das wäre viel klüger."

„Wie Du roth geworden bist!" entgegnete er, statt aller Antwort auf meine Ermahnung und starrte mich an. „Hat Papa lange um Dich geworben? Hat er auch Gedichte gemacht? Er muß sehr glücklich gewesen sein, als Du ihm Dein Ja gabst, das kann ich mir denken." —

Wir reisen! Hermann schüttelt den Kopf, von der kühlen Höhe seiner Weisheit blickt er herab auf uns drei Kinder, die er, glaube ich, für gleich kindisch und unpraktisch hält. Er scheint zu denken, daß er weder so recht mir die Knaben noch mich ihnen anvertrauen könne. Darum begleitet er uns zu Dir. Und erst, wenn ich dort, mit Deinen wie des Papa Professors gewichtigen Rathschlägen ausgestattet, durch Eure Weisheit gekräftigt bin, kehrt er zurück und läßt uns ins Salzkammergut ziehen. Eigentlich sollt' ich mir Vorwürfe machen, daß ich mich so kindlich darauf freue, meinen Mann, mein Haus, meine Würde im Stich zu lassen und so sorglos hinauszuwandern, in meinen Jahren, recht wie ein Student! — Aber . . ."

Uebermorgen bringe ich Dir meine großen zwei Söhne. Sieh Dir die Beiden an, und dann schilt mich — wenn Du's noch kannst.

Der erste Reisetag. Liebste Mutter, der Brief ist für Dich, für Dich ganz allein. Unsere Tagebücher bringen wir mit, lesen sie Euch beiden und Hermann vor, wenn er in drei Wochen uns von Euch heim holt. Diesen Morgen aber muß ich Dir gleich und frisch beschreiben. Also wir haben den Zug verfehlt. Nicht durch unsere Schuld. Heinz, unser gestrenger Reisemarschall hätte uns und sich verachtet, wenn wir unpünktlich gewesen wären. Aber es lag eine Störung der Bahn vor, irgend ein Fehler am Geleise. „Was fängt man denn in Regensburg an," sagte Felix, als es hieß, daß wir hier übernachten müßten.

„Man freut sich der guten Gelegenheit, sich morgen früh die Walhalla ansehen zu können," sagte ich.

Meine zwei modernen Jungen wußten kaum, was das für ein Ding sei. Ich entsinne mich noch sehr deutlich, wie ich als Kind hörte, König Ludwig I. habe diesen Bau vollendet. Damals wünschte ich mir so brennend hierher zu gelangen. Es kam nie dazu. Jetzt auf dem Hinwege in der frischen Morgenfrühe sprach ich den Knaben von dem romantischen Baiernkönig, der für alles Große sich begeisterte, dessen schöne Ideale in meiner Jugend ein wenig auch die meinen waren.

„Aber er machte so seltsame Verse," meinte Heinz kopfschüttelnd.

„Und sie haben ihn fortgejagt. Es war doch sehr verkehrt von ihm, so viel zu bauen, daß sein Volk ihm zuletzt nicht mehr Geld geben mochte," setzte der praktische Felix hinzu.

Ich ward ganz still. Manchmal trifft es mich, wie ein Schrecken, daß ich doch nicht zu ihnen gehöre, daß ich von einer anderen, schon abwärts steigenden

Generation bin. Aber die Knaben stimmten ein Lied an, das klang so hell von den Buchenstämmen, daß ich meiner Sorgen vergaß.

Und dann urplötzlich hatten wir die Höhe erreicht, der Wald hörte auf, vor uns auf der Kuppe des Berges lag die Walhalla, weiß und stolz.

„Ein griechischer Tempel!“ rief Heinz und betrachtete sich das Bauwerk mit freudigem Staunen.

Vor der Thür gab uns der Aufseher Jedem ein Paar Riesenschuhe von grauem Filz. Ich ärgerte mich über meine zwei Jungen (so rechte Gören! wie man in unserer Stadt es nennt), die gleich wieder ins Lachen kamen. Aber dann traten wir hinein in die weite Marmorhalle, und da wurden sie still. Es war so kühl in dem dämmernden Raum. An den Wänden die schönen Victorien wartend auf die Walhallhelden, denen sie ihre Kränze bewahren, daneben, darüber, Büsten und Namen. Wir waren allein. Felix hatte sich fast ängstlich an mich gedrückt. Heinz ging langsam hin an den Wänden, las die Namen der Dichter und Fürsten, die kurzen Zusätze des Königs Ludwig. Aber er spottete nicht mehr darüber.

Mir war sehr wohl. Ich hätte dableiben, mich hinsetzen mögen auf einen der mächtigen Ehrensessel zu Füßen der hehren Kranzjungfrauen, stundenlang still mich hineinträumen in diese Vereinigung höchster Geister, erhabenster Helden. Aber Felix drängte, wieder ins Freie zu kommen. Er rief den Bruder. Auf meines Heinz ernsthaftem Gesicht lag ein eigener Glanz.

„Ich möchte,“ sagte er, da er wieder neben mir stand, „ich möchte wohl so viel leisten in meinem Leben, daß man nachher einmal meinen Namen hier aufschreiben könnte.“

„Was hast Du denn davon,“ fragte Felix im Hinausgehen, „wenn Du todt bist, ob Deine weiße Marmorbüste da drinnen an der Wand steht? Ich möchte, wenn ich wählen könnte, viel lieber hier oben lebendig wohnen.“

„Ja,“ sagte nachdenklich mein Aeltester, „Du hast wohl recht, es ist schön auf dieser Höhe. Sich ein Haus hier zu erbauen und drin zu leben, es wäre wohl lustig. Aber das Andere, wenn's denkbar sein könnte . . . das Andere ist besser.“

Im nächsten Augenblick waren die Beiden aber wieder rechte Knaben. Uebermüthig jagten sie sich um die Wette die breite Freitreppe hinunter, daß es aussah, als liefen sie gradewegs in die Donau. Ich folgte nur langsam. Die Stufen nämlich hat König Ludwig sicherlich für alte Germanenrecken berechnet. Selbst Heinz mit seinen langen Schülerbeinen konnte sie nur springend bezwingen, auch hat man für moderneres Menschenmaß bequeme Steine dazwischen geschaltet. Die suchte ich auf. Als ich so hinabsteigend auf die Ebene niedersah, die sich mit ihren vielen Städten und Dörfern weithin dehnt, auf den breiten, in der Sonne glitzernden Fluß, der gleich einem Silberbande durch das Grün zieht, tief, tief unter mir im blendenden Lichte, da klangen im Herzen mir immer noch Heinz' Worte nach: „Berühmt werden, etwas Großes leisten, dessen die Nachlebenden, noch Ungebornen gedenken sollen . . .“ O, sagte ich mir, er ist mein Sohn, im tiefsten Innern, er hofft wie ich, er strebt wie ich, er wird erreichen, was ich nur träumte. — Immer wieder blieb ich stehen und sah mich

um, hinab, hinauf, mir das Bild dieses Morgens recht einzuprägen, den weißen Tempel, den Wald dahinter, den blauen Himmel, den stolzen Fluß. Als ich dann hinunter kam, hatten die Knaben schon auf mich gewartet. Heinz sah mir entgegen, sich mit der Hand die Augen beschattend.

„Wie Du feierlich herabsteigst," sagte er, „so hoch und hehr. Du bist schön, wie eine Walkyre, wie die Victorien dort in der Halle."

Felix war auf die letzte Stufe gesprungen, daß er mir, die ich schon auf dem Kiesweg stand, an die Schulter reichte. Er legte mir zärtlich den Arm um den Hals: „Nein," sagte er, „ich finde Dich viel, viel hübscher, als diese stummen weißen Damen; Deine Augen sind blau, Deine Lippen lachen, Dein Haar glänzt hell wie Gold in der Sonne. Wie froh ich bin, Mammi, daß ich Dich zur Mutter habe und nicht eine solche steinerne Göttin." Dazu küßte er mich, der Schlingel.

Natürlich schalt ich mit den zwei Kindern, die thaten, als ob sie ihre alte Mama zum ersten Male sähen.

Aber — sage es Keinem, verrathe es Hermann nicht vor Allem, daß ich so stolz bin, so glückselig, nicht nur, weil sie mich an ihrer frischen Jugend wie an ihrem tieferen Denken theilnehmen lassen, fast wie ihresgleichen, sondern ebensoviel auch weil — ich ihnen gefalle. Wann hören wir Frauen auf, eitel zu sein? Ich merke leider, daß weder Ehe noch Mutterschaft dieses Laster, — wenn's eines ist — in mir bisher ertödten konnten. Ja, wenn ich vollkommen ehrlich sein soll: nie hat noch ein Lobeswort über mein Aeußeres mich so gefreut, auch nicht als ich jung war, wie dieses heute von meinen Söhnen.

Wenn ich jetzt zurückdenke an den Sommer, wie glücklich ich war! Das Leben sieht mir so düster aus, so bitterernst, daß ich mir's kaum vorstellen kann, wie wir auf die Berge stiegen, frohgemuth, im Sonnenschein. Felix ist heute außer Gefahr. Doctor Wilke hat mich wieder und wieder versichert, daß er nach ein Paar Wochen ganz genesen könne. Die Krankheit ist gehoben, die Wunde heilt. Aber ich wage noch nicht dran zu glauben. Ganz wie er war, kann er ja doch nie wieder werden. Sorge und Angst wollen mir von der Brust nicht weichen. Manchmal ist mir, als ob ich selbst ersticken müßte, wie mein Kind. Und dann sehe ich jene Stunde wieder, seine Augen, die Qual . . . Und dann schlägt das Grauen über meinem Haupt zusammen, und ich muß mich zu ihm hinknieen, dicht an sein Bett, das Ohr an seine Seite drücken, zu hören, daß er lebt und athmet.

Sie sagen, ich hätte mich tapfer benommen. Es kann ja sein, ich weiß nichts davon. Hermann hatte mich fortführen wollen. „Komm ins Nebenzimmer mit mir," sagte er, „Du, die Du schon vor der Erzählung einer Krankheit zusammenschauderst, Du darfst nicht dabei sein." — Ich, die Mutter! — Hätte ich in jener Stunde noch gewußt, was lachen ist, ich glaube, ich hätte ihn ausgelacht. Man kann sich scheuen, von etwas Gräßlichem zu hören, wie gleichgültig Leute oft davon reden, aber dann, wenn es sein muß, bei unseren Nächsten doch, so scheint mir's, eine ganz brauchbare Pflegerin sein. Wie seltsam, daß nicht Alle

so fühlen. Urtheilen die Menschen denn immer einzig nach dem Aeußeren, nach dem, was man laut sagt?

Wie still es hier oben ist. Drunten im Hause geht das Leben seinen Weg weiter. Ich lasse es gehen und sitze hier, nur auf Felix' Athmen horchend und auf meinen eigenen Pulsschlag. Ob ich je wieder sorglos sein kann? Jetzt dünkt's mich unmöglich, zu vergessen, wie nah wir dem Tod sind. Mir schien das Glück ein so selbstverständlich, ruhiger Besitz. Nun zittere ich vor der nächsten Stunde und Allem, was sie bringen kann.

Unterbrechung. — Heinz war einmal wieder an der Thür. Daß er sich nicht darein fügen will, dies Stockwerk zu meiden. Nicht nur für seine Sicherheit vor Ansteckung halte ich ihn fern. Er ist jetzt mitten im Examen, kann nicht von der Schule fortbleiben und müßte es doch, wenn wir ihn von seinem Bruder nicht gewissenhaft trennen würden. Wie ich mir um dies Examen Sorge machte! Und nun wie unbedeutend es mir erscheint, wie nebensächlich, ob er ein besseres Abgangszeugniß, oder ein geringeres davonträgt. Wenn er nur leben bleibt. Leben ist Alles. Wissen, daß unsere Lieben athmen, daß sie nah sind, unser denken, das brauchen wir. Etwas mehr oder weniger lernen, etwas mehr oder weniger Ehre bei den Leuten, was will das sagen? O, es erscheint mir jetzt Alles so klein! Wie werde ich je mich darum wieder quälen oder daran freuen können!

Heinz hat sein Examen bestanden, glänzend, mit dem ersten Grade. Ich schreibe Dir es gleich, weil's Dich freut, meine alte Mutter, daß Dein Enkel ein tüchtiger Bursch ist. Er selbst sieht nicht besonders froh aus. Er rebellirt, weil ich ihn nicht zu mir lassen will. „Soll ich denn immer draußen stehen, vor der Thür," sagte er zornig, „während Du, eine zarte Frau, da drinnen alle Schmerzen mit durchmachst? Ich will auch meinen Antheil am Ernst, am Leben haben; ich bin kein Kind mehr, das man hinausschickt."

Als ich ihn bedeutete, daß sein Vater auch das Krankenzimmer meide, da schüttelte er den Kopf: „Der Vater? ja, das ist etwas Anderes. Der könnte nichts nützen, versteht nichts von Kranken und ihrer Pflege. Aber ich .... O, wenn ich nur mit Dir reden dürfte!"

Ich merke es schon, mein großer Sohn verträgt es nicht, wenn ich eine Zeit lang ihn in die zweite Linie stelle. Er verlangt, daß ich stets für ihn da bin. Auch Hermann klagt, es sei so ungemüthlich unten, ohne die Hausfrau. Nun, ich werde mich entschließen, morgen vielleicht .... Felix, wenn ich nur mich von seinem Bett erhebe, sieht mich an, flehend, als wollte er sagen: „Du gehst doch nicht fort?" Und neulich, da ich eine Viertelstunde lang, um Dir zu schreiben, am Tische gesessen hatte, wo er mich nicht sah, mir nicht winken konnte, fand ich ihn in Thränen vor Schwäche. Mein armes Kind! Dürfte ich doch immer nur bei ihm bleiben.

Du sagst mir gewiß, zwischen contrastirenden Pflichten muß man verstehen abzuwägen, einer jeden ihr gebührendes Theil zu gewähren. Es ist nur so schwer.

Und ich bin wund, als wäre ich selber krank gewesen und fürchte mich, fürchte mich vor der Rückkehr ins gewöhnliche Leben, vor neuem Unheil, vor Ungeahntem, das uns aus dem Hinterhalt trifft, so plötzlich wie dieses. Aber ich weiß es, ich muß mich bestreben, dieser abergläubischen Angst Herrin zu werden. Also morgen gehe ich hinunter. Das heißt nur, wenn nichts dazwischen kommt, wenn Felix so fieberfrei bleibt, wie heute.

Als Frau Emma zum ersten Male wieder zur gemeinsamen Mittagsmahlzeit mit den Ihren ins Eßzimmer trat, fand sie den Tisch mit Veilchen geschmückt, ihren Lieblingsblumen. Der Rath war besonders guter Laune. So trefflich hätte ihm nun seit sechs Wochen keine Suppe geschmeckt. Der ernsten Sorge um Felix' Leben dürfe man sich ja entschlagen, sich des Wiedergeschenkten freuen. Heinzens Laufbahn sei nach so glänzend bestandenem Examen nicht zweifelhaft. Er sehe den Sohn schon als Advocaten, höre ihn vor seinem Forum plaidiren. Ob sie's denn nicht gleichfalls mit Stolz erfülle, sich sagen zu können: Der wird einmal ein Mann sein, dessen Wort hier in unserer Stadt Gewicht hat. — Frau Emma lächelte zu all' Dem. Was ihr am meisten wohlthat, das war dankbar wieder einmal zu empfinden, wie nöthig sie ihrem Gatten war. Sie ließ sich von seiner frohen Stimmung mit fortziehen, plauderte, fragte nach Bekannten und Freunden, so heiter und frei, wie sie es eben da oben, an Felix' Bett, noch vor einer Stunde nicht für möglich gehalten hätte. Daß Heinz ziemlich schweigsam war, fiel ihr nicht auf.

Als nach Tische der Rath wie gewöhnlich sich auf sein Arbeitszimmer zurückzog, wollte sie wieder zu ihrem Kranken. Aber Heinz vertrat ihr den Weg. Er brauche sie, so gut wie sein Bruder, brauche sie mehr. Denn für jenen könnte inzwischen die Grethe sorgen, die alte Magd. Und er führte sie halb schmeichelnd, halb mit Gewalt an ihren Fensterplatz und drückte sie in den Lehnstuhl dort nieder. Er selbst setzte sich ihr gegenüber, stützte nach seiner Gewohnheit die Ellenbogen auf das Nähtischchen und legte sein junges ernsthaftes Gesicht in die Hände.

„Nun", sagte Frau Emma, „was gibt es also? Gestehe schnell, was Dir auf dem Gewissen liegt."

„Mutter", begann er, „weißt Du, ich habe die ganze Zeit her mir gedacht, ich wäre lieber krank gewesen, als Dir Kummer zu bereiten."

„Was heißt das, Heinz, was hast Du gethan?"

„Nichts. Aber ich will etwas thun, das Keinem von Euch recht ist, nicht dem Vater, nicht den Verwandten, und auch Dir schwerlich."

Und dann kam es heraus. Er hätte so lange dahingelebt, wie ein Kind, in gebahnten Wegen gedankenlos wandelnd, ohne zu fragen, was ihm selbst nöthig und wichtig sei. Ja, er glaube, hätte nicht in diesen Wochen die Mutter ihn allein gelassen, er wäre vielleicht auch jetzt noch nicht dazu gekommen, über seine eigensten Daseinsbedürfnisse nachzusinnen. Aber jetzt wisse er's, was er könne und auch was nicht. — „Abwägen zwischen Mein und Dein, in schwierigen Fällen eine zweifelhafte Entscheidung finden, schlichten, vermitteln, wie es ein Mann des Rechtes muß, das kann ich nicht," rief er. „Und ebensowenig Carrière

machen, langsam aufsteigen, Vorgesetzten mich gefügig, Untergebenen streng bezeigen. Mein Vater hat mir in diesen Wochen, wo wir zwei stets allein einander gegenüber saßen, es oft gesagt: „Du, mit Deinem Eigensinn und Deinem Phlegma, nur arbeiten zu wollen, wann es Dich freut und nach Deinem Urtheil Dir richtig erscheint, Du taugst schlecht zum Beamten.“ Er hat recht. Ich tauge eben gar nicht dazu. Und ebensowenig zum Advocaten. Mögen sich die Menschen streiten, was kümmern mich ihre Kleinlichkeiten. Ich bin jung, ich bin frisch, ich will etwas leisten, dessen Erfolg ich vor mir sehe. Und weil das Wichtigste im Leben mir das Leben selbst scheint, darum will ich das kennen, und lieben, will es erhalten, wo es schon im Verlöschen ist. Wenn ich einen Diphtheritiskranken, wie unseren Felix, vor dem Tode bewahrt habe, ist es nicht mehr, als wenn ich hundert Processe gewinne? In diesen Wochen, als Ihr mich immer ausgesperrt hieltet, als ich mir sagte, diese Secunde stirbt oben mein Bruder vielleicht, da fühlte ich es in mir: den Beruf des Arztes, den könnte ich erfüllen, mit Leidenschaft, könnte meinen Eigensinn, wie Ihr es nennt, dafür verwerthen, meinen Kranken dem bitteren Tode abzuringen, mein Phlegma dafür, ruhig zu bleiben und klaren Kopfes in der Gefahr. Ihr sagt von mir, und ich weiß es auch selbst, daß ich das Leben leicht nehme. Aber irgendwo drunten sitzt mir der Ernst. Und der ist geweckt jetzt, und dem muß ich folgen. Hilf mir, daß ich's darf.“

Frau Emma hörte ihren Sohn in schmerzlichem Staunen. Mit welcher Zuversicht hatte noch soeben ihr Mann von Heinz' Carrière gesprochen. Wie würde dieser Entschluß ihn treffen. Und nicht ihn allein. Die alternde Großmutter Senatorin sagte immer, so lange möchte sie wohl leben, bis wieder ein Senator Kirchner in der Stadt sei. Ob er diese Würde jemals erreichte, blieb freilich ungewiß genug. Doch daß er den Weg dahin nicht einmal einschlug, allen geheiligten Traditionen der Familie zuwider handelte, die alte Dame würde es bitter und schmerzlich empfinden. Und ihr, der Professorentochter, der Fremden!, würden sie die Schuld beimessen an diesem Entschluß. Frau Emma sah Unfrieden voraus, Kummer, Zwiste in der Familie. — „Also das war's,“ sagte sie leise, vorwurfsvoll, „was mir bevorstand? Hätte ich doch alles, alles Andere eher erwartet, als daß von Dir etwas kommen könnte, was uns betrübt! Heinz, muß es denn sein? Aus Liebe zu Deinem Vater, zu mir — Heinz, kannst Du's nicht lassen?“

Aber da stand ihr Sohn vor ihr, so ruhig und so sicher. „Dies kann ich und will ich, Anderes nicht. Und darum darf ich nichts Anderes beginnen, das ich widerwillig ertrüge, schlecht ausführen würde. Gerade weil ich in meinen Adern so jung, so warm das Leben fühle, darum muß ich mein ganzes Vermögen daran setzen, Menschen, die jung sind und lebensfähig, auch das ihre zu erhalten.“

Sie reichte ihre Hände ihm hin. „Thu', was Du mußt. Ich will Dir beistehen, so gut ich es kann.“

Heinz ist fort, schrieb sie ein paar Wochen später an ihre Mutter. — Ich war zuletzt fast froh, als er ging, daß nur die quälenden Dispute zwischen ihm und Hermann ihr Ende fanden. Aber nun ist es still im Hause, einsam und

leer. Felix ist so weit hergestellt, daß er dem Unterricht wieder beiwohnt. Ich habe nichts zu thun mehr, gehe von einem Zimmer ins andere und schaue mich um und weiß nicht, was ich mit den langen Stunden anfangen soll. War ich denn früher nicht auch allein, die Tage über, wenn meine zwei Buben in der Stadt, in der Schule waren, mein Mann im Gericht, gerade wie jetzt? Ich erinnere mich dessen nicht mehr. Und wie oft war Heinz mit Freunden Tage lang fort, war Felix im Sommer bei Dir zur Erholung. Das sage ich mir oft vor. Nur nützt es nicht viel. Dies ist die erste wirkliche Trennung. O, wie schwer ist das Leben! Unsere Kinder müssen wir fortgeben aus unseren Händen, müssen sie der Schule, der Welt, ihrer eigenen Bestimmung lassen. Wir bleiben zurück mit sehnendem Herzen, machtlos und einsam. Ich kann ihn ja nicht ganz verlieren, dazu liebt er selbst mich zu treu, bedarf meiner zu sehr noch. Aber wie lange wird es noch dauern, bis auch diesen letzten Rest von Zusammengehörigkeit eine fremde Frau mir wegnimmt. Sag' doch — hast Du auch so gelitten, als ich fortging, als ich meinem Manne gefolgt bin? Oder warst Du von jeher vernünftig, nie begehrlich, nie eigensüchtig, wie Deine unverbesserliche, immer noch allzu jung fühlende Tochter?

Und die Mutter schrieb ihr zur Antwort: Ich litt wie Du und wie Deiner Söhne Gattinnen leiden werden, wenn sie einstmals ihre Kinder aus ihrer Hut hinauslassen müssen. Das ist das Leben, füge Dich drein.

Ich habe ihm gerathen, ich selbst, verkündete Frau Emma zum Herbste, er sollte nicht zu den Ferien kommen. Lobe mich, daß ich soviel Entsagung zu üben vermochte. Aber es geschah nicht zur Erziehung meines eigenen sehnsüchtigen Herzens. Es scheint mir besser, er und Hermann gerathen nicht gleich wieder aneinander. Mein Mann hat sich noch nicht darein ergeben, ihn in einem anderen Studium zu sehen. Da möchte ich die Gelegenheit vermeiden, daß sie sich streiten. Wie sie verschieden sind, die Zwei! Mutter, weißt Du, ohne Heinz wäre ich, glaube ich, nie so ganz hier heimisch geworden. Hermann liebte mich, thut es noch heute, gerade deshalb, weil ich von anderer Art bin als er. Und ich, ich empfinde dies Andersein, wie eine Fremdheit, fast unübersteiglich, fröstelnd bei ihm, bei seinen Schwestern, seiner Mutter, manchmal selbst bei Felix, der doch noch ein Kind ist. Ich sollte nicht so fühlen. Es ist unrecht. Doch kann ich nicht anders. Heinz, mein Aeltester, ist mein Landsmann, spricht meine Sprache. Wie ich ihn entbehre, mich nach ihm sehne. — Ich kann Dir's nicht sagen! —

Ja, Mutter, ich verdiene Deinen Vorwurf. Nicht diesen einen nur, daß ich meinen ersten Sohn zu ausschließlich, leidenschaftlich liebe. Auch die Vielen, die Du nicht aussprichst, ich fühle sie drückend, ich sage sie selbst mir. Aber habe nur etwas Mitleid mit Deiner alten, unweisen Tochter. Ach, Du weißt nicht, wie wohl mir's ist, einen Menschen zu besitzen, dem ich noch Kind bin, der mich tadelt, dem gegenüber ich ungescheut mein heimlichstes Denken darlegen darf, nie befürchten muß, meiner Würde als die Frau Rath etwas zu

vergeben. Ich danke Dir, daß Du bist und mich sein läßt — wie ich einmal bin.

Heinz schreibt nicht viel. Es sind kurze kleine Briefe, in denen steht, wie er reitet oder rudert, mit wem er gekneipt hat, mit wem musicirt. Er spielt regelmäßig Trio, hat etwas componirt und sich eine neue Geige, die sehr guten Ton gibt, zugelegt. Ja, das erzählt er. Doch wie er selten und fast nur gezwungen über seine Gefühle redet, so ist auch in seinen Briefen nie ein Wort außer dem Thatsächlichen zu finden. Ob ihm wohl ist in dem neuen Leben, ob er wirklich in dem frei erwählten Beruf sich glücklich fühlt, ihn mit Eifer ergriffen hat, oder lässig nach dem Worte jenes italienischen Dichters sich Student nennt, vom Nichtstudiren? — ich weiß nichts davon. Zwischen den Zeilen forsche ich, forsche und glaube manchmal Antworten zu finden auf meine unzähligen bangen Fragen, die Antworten, die ich hören möchte. Bis ich ihn hier wiedersehe, vergeht wohl noch viel Zeit. Ein Aufschub zieht den anderen nach sich. Im vorigen Jahre war ich es selbst, die ihm nicht zu kommen rieth. Jetzt, wo ich ihn fest erwartet hatte, sein bedarf, jetzt hat der Tod meiner armen Schwiegermutter meinen Mann so verstimmt und heruntergebracht, daß er ihn nicht sehen mag. Daß durch den Berufswechsel seines Sohnes die stolze Frau Senatorin noch zuletzt einen Kummer erfuhr, kann ihm Hermann nicht vergessen. O ja, ich sehe es wohl ein, es ist besser, er kommt nicht. Er wird die Weihnachtstage bei Dir viel heiterer verbringen. Ich habe auch nichts dawider gesagt, als mein Mann den Vorschlag machte. Und ich freue mich, Dir ihn zu schicken. Aber, aber .... Erzähl' mir von ihm!

Also so sieht Dein Sohn Heinz aus! schrieb die Professorin. Das muß ich sagen, ein ganzer Mensch. Kommt da ins Zimmer, einen riesigen Schmiß über Wange und Nase: „Großmama, sei mir nicht böse, wenn ich Dir ein nicht ganz gutes Parfüm mitbringe. Es ist ein Antisepticum, das ich am besten in corpore vili zu erproben gedachte."

„Junge, thust Du auf der Universität nichts Anderes, als Dich zu schlagen?"

„O doch, liebe Großmutter, wie Du siehst, beschäftige ich mich auch schon mit Heilen. Das Mittel ist eben meine Erfindung."

„Und wie," fragt mein Alter, gründlich wie immer, „wie kommst Du dazu, jetzt schon eine neue Erfindung zu machen? Ich denke, Du solltest erst einmal einen tüchtigen Grund des Wissens legen."

„Natürlich sollte ich. Das ist es ja eben," sagte Heinz mit ganz betrübter Miene; „ich habe nie so rechtes Talent zum Lernen gehabt, zu dem, was man regelrecht Lernen nennt. Dagegen habe ich zu studiren und selbst zu probiren unbändige Lust. Und so ... — aus der Klinik haben sie mich hinausgeworfen, weil ich zu jung sei — und so schaffte ich mir Zugang zum Laboratorium. Da habe ich versucht, mir selbst klar zu machen, was ich in den Vorträgen nur langsam, Schritt für Schritt, erfahre. Und da — und da habe ich das Zeug denn gefunden."

„Du allein? Weiß der Professor nichts davon?"

„Selbstverständlich."

„Und er, was sagt er? Hält er es für nützlich?"

„Es scheint so. Wenigstens hat er's geschrieben."

„Geschrieben? wo? es ist bereits etwas über Deine Entdeckung veröffentlicht? Warum sagst Du das nicht gleich? Du hast die Abhandlung doch bei Dir? Gieb sie mir zu lesen."

„Verzeih', Großpapa," sagt der Junge ganz bescheiden, „ich habe sie in Straßburg gelassen. Ich dachte nicht, daß diese Sache Dich interessiren könnte. Sonst hätte ich Dir sicher das Heft mitgebracht."

„Ich verstehe nichts davon, durchaus nichts," bestätigte ihm mein Alter, „da hast Du sehr recht. Aber es interessirt mich desto mehr. Und wenn Du mir erklären wolltest, was Du gefunden hast, lieber Heinz, so würde es mich freuen. Also Du hältst Dein neues Mittel für antiseptisch, — wie sagst Du? — sogar für ein Anticontagium?"

Und da sitzen sie denn beisammen, der alte Weißkopf und der junge Blonde, der sein Haupt so frei und hoch trägt. Und der Junge docirt, und der Alte hört zu und nickt und freut sich.

„Hm, ja, ja wohl, das läßt sich hören. Weißt Du, Enkel Heinz, es schickt sich nicht und kommt Dir gar nicht zu, etwas zu finden, ein Student im vierten Semester! was sollen die Professoren denn machen? Aber da Du's doch gefunden hast und falls es sich so verhält, wie Du sagst — sehr eingebildet scheinst Du mir auch nicht grade zu sein — falls dies Mittel wirklich die Ansteckungsgefahr der Diphtheritis, für die Du es suchtest, und demnächst noch andere bekämpfen kann, — nun, so bist Du ein Mann, dem die Welt einmal dankbar sein wird."

So, das ist meines Professors Urtheil.

Und mein eigenes? — Der Junge sitzt mir gegenüber. Er raucht und läßt sich's wohl sein dabei. So wie der sich mit allen Gliedern in den alten Lehnstuhl hineindrückt, zur Zimmerdecke hinaufstarrt, träumt und nichts thut, habe ich selten einen Menschen mit tiefstem Behagen sich ausruhen sehen.

„Du bist ein Sybarit," sage ich ihm.

„Oder ein Faullenzer," entgegnet er seufzend, „so wenigstens pflegt Deine hochverehrte Tochter, meine vielgestrenge Mama, minder zartfühlend sich auszudrücken. Nun ja, mir gefällt einmal Alles, was hübsch ist: ein bequemer Lehnstuhl, feine Cigarren, wohlschmeckendes Essen, ein gutes Gespräch mit hübschen Frauen . . ."

„Auch wenn sie alt sind?"

„Wenn sie so kluge Augen haben und silberweißes Haar dazu wie meine Großmama, natürlich."

Dein Sohn Heinz ist ja förmlich galant! — „Aber es scheint doch," sage ich, „daß Du noch etwas mehr kannst als nichtsthun?"

„Wenn es sein muß!" Er erhebt sich und steht vor mir in seiner höchst respectablen Länge und reckt seine Arme, daß es aussieht, als ob er mein ganzes Zimmerchen mit Allem, was drinnen ist, mich inbegriffen, aufheben und davontragen wollte, „wenn es sein muß und man einmal Ernst macht, dann wird am Ende ein ganzer Kerl auch etwas Ganzes schaffen können."

Tochter Emma — Du weißt, ich bin nicht überschwenglich und etwas nüchterner als Du, — aber dieser Dein Sohn ist, glaube ich, ein ganzer Kerl. Und ich wünsche Dir Glück zu dem Jungen.

Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, zwei ganze Jahre, Mutter und Sohn. Es war so viel dazwischen gekommen, Ernstes und Gleichgültiges, wieder und wieder war die Reise verhindert worden, daß zuletzt Frau Emma fast meinte, sie würde es überhaupt nicht erleben, ihn wieder in ihren Armen zu halten. Als sie an der Bahn stand, die Minuten sich dehnten, wie es Erwartungsminuten thun, erst ein Güterzug einlief, dann ein Extrazug mit Vergnüglern und noch nicht der rechte, da dachte sie alles das Schreckliche, was in solchen Momenten blitzschnell, qualvoll das Hirn durchschießt: der Zug ist verunglückt, die Brücke eingestürzt, und . . .

„Heinz, Heinz, mein Sohn!"

Da war er wirklich. Der baumlange Mensch, der sie küßte und drückte, der junge Herr mit dem blonden Schnurrbart über der Lippe, mit der tieferen, neuen Stimme, in den fremden Kleidern, er war es doch, ihr Heinz, ihr Kind?

Sie mußte zu ihm hinaufsehen. Ein Gefühl der Fremdheit, fast der Befangenheit überkam sie, da sie so an seinem Arm durch die Halle ging. Er hatte Felix den Gepäckschein gegeben, nach dem Koffer zu sehen. Sorgsam führte er sie durch das Gedränge. Ein paar Studenten, die mit ihm gekommen waren, grüßten wie es ihr schien, mit Ehrerbietung. Er grüßte wieder. Jede Armbewegung sah sie, die Art, wie er den Kopf neigte, wie er die Lippen zum Lächeln öffnete, daß seine blitzend weißen Zähne dazwischen erschienen, dann ernst und fest sie wieder schloß. Er winkte dem Kutscher heranzufahren, half ihr in den Wagen, rasch, gewandt, blieb am Schlage stehen, ruhig wartend. Es war etwas Sicheres in seiner Haltung, das ihr neu war. Aber wie er dann dem Gepäckträger gezahlt hatte und Felix in die Droschke hineinschob mit einem tüchtigen Schlag auf die Schulter und wie er nachsprang und sich neben sie auf den Sitz sinken ließ, ihr und dem Bruder die beiden Hände entgegenstreckte, die ihrige schüttelte: „So, nun endlich, da wären wir einmal wieder beisammen!" — da beobachtete sie nicht länger. Sie wußte schon nicht mehr, was und ob etwas an ihm verändert. Er war im Herzen derselbe geblieben. Das war ihr das Wichtigste, war Alles, was die Mutter zu wissen brauchte.

Er selbst hatte genug der Veränderungen zu bemerken. „Felix ist ja einen Kopf gewachsen. Und mir scheint, er wird ein Stutzer. Junge, hast Du Dich herausgemacht, seit Du die Schulbank mit dem Comptoirboden vertauscht hast! Und wie geht's dem Papa? Das Haus da an der Ecke kenne ich ja nicht. Wem gehört das? Was gibt es sonst Neues, wie sieht's in der Stadt aus? Und Du, Mama . . . sag', ist denn das möglich? nein, das kann nicht wahr sein, Du bist ja so jung noch, — Dein Haar wird weiß!"

Sie lächelte. „Siehst Du es gleich? Ja freilich, es ist so, ich habe es lange schon bemerkt. Felix aber und der Vater, die täglich um mich sind, sahen es nie."

„Nein," sagte Felix ganz erschrocken, „ich habe bis heute nicht darauf geachtet."

Er starrte sie an: „Du bist doch gesund?"

Sie nickte. „Vollkommen."

„Und, und — hast Du Kummer gehabt?"

Frau Emma schüttelte den Kopf. Aber sie sah ihm nicht in die Augen.

„Mutter," sagte er leise, das Rütteln der Droschke auf dem Pflaster ließ die Worte kaum bis zu ihr dringen, „meine liebe, geliebte Mutter. Dir sollte man keinen Vorwurf machen, keinen, wenn ich einen anderen Weg ging, als den mir bestimmten. Lieber, als daß Du darum Dich grämtest, wollte ich ja . . ."

„Nein," sagte sie ihn unterbrechend, „wünsche nichts Anderes, sei froh, wie's ist." Und sie blickte ihm in seine offenen, hellen Züge und sie sagte sich, daß all' das Härmen der schweren zwei Jahre überflüssig gewesen, und daß sie ihres Mannes Enttäuschung, der Verwandten Tadel, der Fremden Fragen mit besserem Gleichmuth hätte hinnehmen sollen. Denn Der, um den all' diese Reden, Zwistigkeiten, Zweifel und Sorgen sich gedreht hatten, der war ein Sohn, wie sich keine Frau und Mutter einen besseren wünschen konnte.

„Also," sagt der Rath nach Tische und sieht auf von der Lectüre eines Briefes, den ihm Heinz unterbreitet hat, „also es scheint, daß die medicinischen Autoritäten Deine Erfindung für wichtig halten?"

„Sie können noch nicht viel davon wissen. Man muß eben abwarten, wie es sich bewähren wird," versetzt Jener bescheiden.

„Natürlich. Aber wie sie jetzt davon denken, das zeigt dies Schreiben und die Medaille. Du hast unerwartet frühen Erfolg. Und da Du weder Dich vorzudrängen noch viel von Dir zu reden, noch Reclame zu machen verstehst, so kann ich wohl annehmen, daß es Dein Verdienst allein ist. Augenscheinlich bist Du für das von Dir erwählte Fach besonders befähigt. Darum muß ich auch gerechterweise Dir zugestehen, daß Du wohl daran thatest, Mediciner zu werden. Und ich — Du siehst es, Emma, ich bin nicht verblendet — ich bereue es heute, daß ich Dir und Deiner Mutter so viele Schwierigkeiten machte, Euch beiden ernstlich darum zürnte."

Frau Emma streckt ihre Hand dem Gatten über das weiße Tischtuch hinüber. Sie sagt kein Wort dazu. Ihre Augen danken ihm. Aber um ihre Lippen zuckt es, als ob die Thränen, die sie vergossen, alle nochmals hervorbrechen wollten.

„Das ist auch ein Erfolg," flüstert Felix am Ohr des Bruders, „mit dem Du ganz zufrieden sein darfst. Sie haben diese zwei Jahre lang sich mit solchen Blicken nicht angesehen. Und ich fürchte, ich fürchte, die weißen Haare, die ich erst durch Dich bemerkte, kommen allesammt auf Dein Conto."

„Und dann? —"

Der Rath hat sich zurückgezogen, um zu arbeiten und zu rauchen, wie jeden Abend. Mutter und Söhne sitzen bei der Lampe vor dem Kamin, oder vielmehr nur zwei von ihnen sitzen auf Stühlen wie erwachsene, vernünftige Menschen.

Heinz, der Student, hat sich, so lang wie er ist, auf das alte Bärenfell, auf das er als Knabe sich täglich streckte, hingelagert, den Kopf ans Knie seiner Mutter gelehnt.

„Und dann?“ sagt Felix und stößt mit der Fußspitze den Bruder ein wenig an, daß er reden solle, „wenn Du erst Doctor geworden bist, Dein Mittel geprüft hast, wie Du es willst und erforscht und begründet, dann wirst Du doch Arzt hier? oder kommst Du nie wieder her und lebst als Professor irgend wo draußen?“

„Ja, dann . . .“ er starrt in die Flammen der Kohlen, „dann möchte ich hier Professor werden.“

„Ja, wenn's das gäbe!“ Frau Emma seufzt, „mein liebster Sohn, es ahnt mir längst schon, was ich mit Mühe für uns erkämpfte, diese Freiheit, Deinem Herzenswunsche zu folgen, die wird zugleich uns Trennung bedeuten. Ich sehe es ein, es kann Dir nicht genügen ein noch so beschäftigter Arzt zu sein, Du wirst wissenschaftliches Leben, Schüler brauchen, und Lehrer, den aneifernden Einfluß gleichstrebender Männer, Du wirst nur an einer Universität Dich glücklich fühlen.“

„Zugegeben. Aber weshalb, wenn auch jetzt keine da ist, sollte denn nicht mit der Zeit eine Universität hier entstehen können?“

„Hier? was fällt Dir ein.“

„Weshalb nicht,“ versetzt Heinz und richtet mit plötzlicher Energie sich in die Höhe, „weshalb? Die Stadt ist groß und schön genug. Gerade hier, an einem Centrum des Verkehrs, wo der Handel der ganzen Welt Menschen und Producte zusammenführt, hier fände die Wissenschaft neuen Stoff in Hülle und Fülle. Allein das Krankenmaterial, welches die hiesigen Spitäler unbearbeitet lassen müssen, ist mehr, als ein halb Dutzend der kleinen deutschen Hochschulen zusammengenommen zu bieten vermögen. Mir scheint, es ist gerade hier der Platz, um eine große Universität zu gründen, mit den vollkommensten Einrichtungen, so wie ich sie brauche.“

„Du träumst, mein Sohn. Es würde Niemand hier dafür sein, nicht die Kaufleute, nicht der Senat. Jene wollen ihre Interessen vor allem fördern, wollen die Alleinherrschenden bleiben; dieser hat gerade genug zu thun, seine Unterthanen, so wie sie sind, zufrieden zu stellen. Es fällt ihm nicht ein, eine ganze neue Einwohnerschar mit neuen Ansprüchen, Bedürfnissen, mit dem Anlaß zu neuen Conflicten sich noch erst mühsam heranzuziehen. Und am mindesten zufrieden wären die Gelehrten selbst. Es weht hier eine Luft, die für Forscher und Denker nicht taugt. Du weißt doch selbst, wie oft ein fremd herberufener, hier reich besoldeter Mann sich nach kurzer Zeit fortgesehnt hat, in kleinere Verhältnisse, zurück in die gewohnte Thätigkeit.“

„Weil eben die ihm hier mangelte, weil kein akademisches Leben, keine Collegen, nicht Studenten hier waren. Bring' die einmal her, die Luft soll ihnen schon behagen.“

„Ja, aber wer sollte sie denn bringen oder holen? Wenn auch wirklich der Wunsch bestünde, hier eine Hochschule zu begründen, wer, glaubst Du, würde das Geld dazu geben? Der Staat, das Reich?“

„Das Geld," ruft Heinz verächtlich, „immer das Geld! Als ob das nicht das Wenigste wäre. Wo ein ernstes Bedürfniß sich zeigt, da pflegen sich auch die Mittel zu finden, es zu befriedigen. Man braucht nicht gleich so groß zu beginnen. Lasse ich mich als Arzt hier nieder, so fange ich damit an, am Krankenhause Vorträge für Studirende zu halten. Einige andere junge Doctoren werden das Gleiche thun. Wo's etwas zu lehren gibt, stellen sich bald Lernbedürftige auch ein. Und hier, wie gesagt, gibt es des Studienmaterials mehr als genug. Eine medicinische Facultät könnte sich bilden ohne jegliche äußere Hülfe. Die anderen Disciplinen folgen fast unbemerkt. Zu unseren Untersuchungen brauchen wir Laboratorien, brauchen Lehrer der Chemie. Mit den Chemikern kommen die Botaniker. Zoologen und Geologen schließen sich an, da ihnen hier von fernsten Ecken und Enden der Welt, was sie nur zu kennen wünschen, leichter erreichbar ist, als irgendwo sonst. Die Naturforscher ziehen naturgemäß auch die Philosophen nach sich. Juristen? wo gibt es mehr und schwierigere Rechtsfragen zu behandeln als hier in unserer Handels- und Seestadt. Wo können die Meinungen über den Staat, wo die verschiedenen Religionsbekenntnisse sich freier entfalten, als in unserer Republik? So finden selbst die Theologen hier ihr Feld; die Historiker dürfen, von keiner hochobrigkeitlichen Macht beengt, ihr Urtheil über Vergangenes sprechen, und Alle werden sich wohl hier fühlen, im freien, großen Gemeinwesen ihre Kräfte, ihre Ziele wachsen sehen."

„Es war einmal," murmelt Felix halblaut mit seiner immer heiseren Stimme, „es war einmal ein gewisser Prinz Glücklich, der wollte fliegen . . ."

Und Mutter und Söhne lachen belustigt über dies niederschlagende Urtheil.

„Es freut mich doch," sagt Frau Emma, ihrem Aeltesten mit der Hand sein kurzgeschorenes Haupthaar streichelnd, „daß Du Dein Träumen nicht verlernt hast, mein großer Sohn."

„Es ist nicht so sehr Traum, wie Du meinst. Ich sehe nicht ein, warum es nicht wirklich werden sollte. Mich dünkt, es wäre der Mühe werth, sich das vorzunehmen. Wenn man's nur will —"

„Ja freilich, wenn Du etwas willst, so muß es selbstverständlich geschehen. Ich bitte mir aber aus," ruft Felix, „daß die neue Universität Alma mater Feliciana genannt wird. Nicht nur zur Erinnerung an unseren Prinzen, sondern mehr noch an den hochverehrlichen Bruder des Gründers, der durch seine Diphtheritis den ersten Grundstein legte zu Allem. Ich möchte denn doch von der Nachwelt nicht um den mir gebührenden Antheil an Dankbarkeit betrogen werden."

Liebste Mutter, schrieb Frau Emma, ich kann Dir's nicht schildern, wie glücklich ich bin. Ich meine oft, ich kann's nicht glauben, daß er ein fertiger, ernsthafter Mensch sei. Er ist noch solch' ein Kind, mein Sohn. Und da kommen seine Freunde und reden zu ihm mit einer Verehrung, als ob er schon Professor hieße. Er erhält Briefe von wissenschaftlichen Anstalten, von Zeitungen, die um seine Mitarbeit bitten. Seine Lehrer berichten ihm über die nach seiner Weise behandelten Kranken, fragen um seine Ansicht in Fällen, die ihnen minder

günstig erscheinen. Und der Director des großen hiesigen Krankenhauses fährt vor bei uns: „Herr Doctor Kirchner?"

„Nein," sagt die Grethe, „der Herr Rath ist nicht zu Hause, der ist um diese Zeit im Gericht."

„O, den Herrn Rath," meint höflich der Herr mit dem blonden Bart, ich stand in halber Höhe der Treppe, sah und hörte die Verhandlung, selbst ungesehen — „den wollte ich durchaus nicht bemühen. Ich wünschte den jungen Herrn Doctor zu sprechen, den Mediciner."

„Unsern Heinz?" — die Grethe lacht — „ja der is ja noch gar nich Doctor. Gehen Sie man da hinein, ich will ihn rufen. Ich glaube, er turnt am Reck mit Felix im Kinderzimmer."

Ich müßte nothwendig die Hausordnung ändern, unseren Dienstboten größeren Respect vor ihm beibringen, und auch mir selbst. Es ist aber schwer, respectvoll zu sein, wenn der junge berühmte Herr zum Beispiel, wie er gestern that, urplötzlich seine alte Kinderfrau um den Leib faßt und sie auf dem Vorplatz im rasendsten Galopp herumschwenkt, bis der Athem ihr ausgeht.

„Wenn er nur so auch auf einem Ball tanzen wollte," sagte Felix mißvergnügt. — Felix nämlich, soviel jünger er ist, hat Alles, was die Welt lehrt und begehrt, sehr viel früher als sein Bruder begriffen und weiß, wie es Heinz fördern könnte, wenn er sich manchmal ein klein bißchen Mühe geben wollte, in der Gesellschaft zu gefallen. Alle unsere Verwandten sind empört über ihn, weil er so stumm ist, sie nie besucht. Aber die Kinder, die Dienstboten und Arme und Kranke, die beten ihn an.

Gestern überhörte ich ein Gespräch zwischen den Brüdern, das ich Dir berichten will, weil es beide charakterisirt. Es handelte von jener Frau, die ich lieb haben möchte und die ich doch hasse, auf die ich warte, und vor deren Kommen ich mich fürchte, als wäre das Leben damit für mich aus. Nämlich von meiner Schwiegertochter.

Ich saß bei meinen Rechnungsbüchern, hier am Schreibtisch, und sie wußten vielleicht nicht, wie ich jedes ihrer Worte sehr genau hörte.

Felix machte mit gewohnter Umsicht, wie nur er es versteht, den Wirth für Heinz bei dessen etwas verspätetem Frühstück. — Es war der Morgen nach einem Balle.

„Natürlich," sagt mein sarkastischer Jüngster, indem er den selbstgemachten Thee in die Tasse schenkt, „natürlich haben Euer Gnaden sich gehörig ausschlafen müssen — vom Nichttanzen."

„Gesteh'," sagt Heinz, „daß ein solches Gesellschaftsvergnügen mit Staub und Hitze und vielem Reden eine rechte Arbeit ist."

„Nein," ruft jener heftig, „das gestehe ich eben nicht. Wenn ich tanzen könnte und dürfte, wo ich nur zusehe, ich würde niemals müde werden, nie. Ich gönne Dir Deine gesunden Glieder und Lungen, das weißt Du selbst. Aber daß Du hochmüthig verschmähst, um was ich Dich beneiden muß, das . . . Sag mir doch einmal, wenn all' diese lustigen jungen Mädchen, die eleganten, hübschen

Frauen Dir noch nicht recht sind, wie müßte denn das Wunderweib aussehen, das Dir gefiele?"

„Ja, wie? Nun etwa wie ein Mensch."

„So, und unsere beiden Cousinen und alle die anderen sind keine Menschen?"

„Mindestens scheinen sie mir keine recht natürlichen."

„Was verstehst Du unter Natur? Den Bildungsgrad der alten Grethe?"

„Eine Frau, die an meinen Arbeiten, meinen Untersuchungen nicht mit Verständniß theilnehmen könnte, der ich nicht meine Zweifel klagen, meine Fortschritte klar machen dürfte, die wäre keine Frau für mich."

„Also ein Blaustrumpf, mit langen Locken, langer Nase, vergilbter Haut?"

Heinz lacht: „Sei ruhig. Sie braucht nicht eine vollkommene Schönheit zu sein. Aber eine Schwägerin, die häßlich ist, wirst Du nie haben."

„Das freut mich zu hören. Nur schade, daß ich für gar so verborgene Reize nicht das volle Verständniß besitze. Mir nämlich gefallen die Frauen besser, die sich auch reizvoll zu zeigen verstehen. Und ich halte nicht gleich ein Mädchen, weil sie ein lustig modernes Kleid trägt, für eine geistlose Zierpuppe." — (Armer Felix! seine augenblickliche Flamme hegt in der That in ihrem hübschen, goldblonden Köpfchen bisher noch nicht viel Weiteres, als die Ueberlegung über besagte neue Kleider.)

„Ein Mädchen, das ich mir zur Frau erwähle, darf sich niemals unkleidsam tragen," sagt Heinz mit Würde, nachdem er seine beiden Eier, die ihm Felix kochte, verzehrt hat und sich nun daran macht, dem kalten Braten ein eingehendes Studium zu widmen.

„Ich dachte, Deine Idealfrau müßte in grauen Säcken gehen, mit einem Hut vom vergangenen Jahrzehnt?"

„Und das wagst Du von mir zu denken, dem Sohne unserer Mutter! Als ob nicht moderne Kleidung einen rasch fassenden Geist verriethe. Denn die Mode ist eine Göttin, der am Ende Alle folgen, die Dummen am spätesten, manchmal nach Jahrhunderten erst, wie wir es an den Bauern sehen, deren Trachten, wie die Gelehrten sagen, nichts Anderes sind, als fossil gewordene Moden! Und warum es moralischer sein soll, den Geboten dieser unumschränkten Herrin sich erst eine Zeit lang zu widersetzen — da man doch schließlich ihr folgen muß — als frisch und muthvoll, mit leichtfassendem Blick und geschickter Hand ihr nachzueifern, oder noch besser voranzueilen, das sah ich nie ein. Ich selbst bin ein moderner Mensch. Das Praktischste, Neueste erscheint mir als das Beste. Meine Frau muß sich hübsch anziehen, wie es die Mutter von jeher that."

„Also resümiren wir: Geist, mäßige Schönheit, fesche Toiletten, was sonst noch, Herr Bruder?"

„O, so viel!"

„Sie müßte Dich vielleicht auch lieben?"

„Ja, siehst Du, daran dachte ich nicht einmal. Das versteht sich am Ende von selbst. Sonst nähme sie mich nicht. Besonders viel werde ich ihr schwerlich zu bieten haben. Aber ein Anderes. Es ist . . . ich fürchte . . . vielleicht klingt es sehr unbescheiden — aber wenn ich sie nur lieben werde!"

„Das fällt Dir schwer? O," ruft Felix, „wenn's weiter nichts wäre. Ich mache mich anheischig, binnen vierundzwanzig Stunden mich in jedwedes weibliche Wesen, notabene unter Vierzig, ganz unsterblich zu verlieben."

Heinz ist wieder fort. Er sagt, er wolle nicht mehr kommen, bis er seinen Doctor gemacht hat. Wir träfen gern im nächsten Sommer bei Euch mit ihm zusammen, falls Dir es recht ist. Aber freilich klagst Du dann wieder, wenn wir Alle zu gleicher Zeit da sind, daß Dir meine Briefe fehlen, und daß wir lebendigen Menschenkinder eine nicht halb so friedliche Gesellschaft seien, wie unser getreues Abbild auf weißen Blättern. Besonders Deine sehr ergebene Dienerin hier ist noch immer leider nicht ganz bequem für ihre nächste Umgebung. Aber weißt Du, was mich halb erfreut, halb demüthigt? Mein Mann ist, obwohl wir nun bald ein Vierteljahrhundert miteinander ganz leidlich hausen, erst jetzt und ganz plötzlich für alle meine vielen Fehler nachsichtig geworden. Und weißt Du weshalb? — Nur einzig deshalb, weil mein Sohn dieses Mittel gefunden hat, durch welches sie glauben, nicht nur Diphtheritis allein, sondern alle infectiösen und alle Fieberkrankheiten im Entstehen ersticken zu können.

Nur in Eile ein Wort. Wir kommen in der nächsten Woche. Daß Heinz Doctor ist, wird er Euch selbst schon gemeldet haben. Er hat gleich einen Antrag erhalten, eine Professur zu übernehmen. Sag' es dem Vater, es wird ihn freuen. Aber er hat ihn zurückgewiesen. Denn da hier nächstens, am Krankenhause, eine Vacanz entstehen wird, hofft er, die Stelle eines untersten Assistenten zu erhalten. Das schreibe ich Euch, damit Euer erster Zorn schon verraucht ist, wenn wir Euch sehen. Mein Mann ist ganz auf Eurer Seite und beklagt es, daß unser Sohn nicht die ehrenvolle Laufbahn, die sich ihm öffnet, einschlagen will, aus einem quichotischen Eigensinn erst von der Pike auf zu dienen. Ich denke gar nichts, bin einfach glücklich, daß er in meiner Nähe bleibt. Und Felix, der praktischste von uns Allen, sagt: „Wartet es ab. Der wird noch Professor. Nur auf seine eigene Weise und anders als Andere. Ueberhaupt, über den seid ganz ruhig, was er sich in den Kopf gesetzt hat, das führt er durch, und was dawider ist, wird ihm weichen. Der! Riesen sind zwar beschränkte Leute, aber sie haben Riesenkräfte, auf die man sich ruhig verlassen kann."

Es ist urkomisch, welchen unbedingten Glauben mein Jüngster zu seinem Bruder hegt, und doch wie er ihn zu übersehen meint und protegirt. Nun, Du wirst die Beiden ja bald nebeneinander kennen lernen. Auf Wiedersehen also, und frohe Zeit.

Liebe Mutter, da wären wir wieder in unserem Heim. Ich wollte Dir danken, für die schönen Sommerwochen, die wir mitsammen bei Dir verbrachten. Aber ich bin noch ganz erregt von einem Erlebniß, das wir bei der Ankunft hier hatten. Du sahst selbst die fremde Familie, die an der Bahn, als wir Abschied nahmen, zu uns ins Coupé steigen wollte. Die zwei alten Damen und das junge blasse Geschöpf mit den wunderbaren Augen unter dem großen

Schattenhut. Der Schaffner, von Hermann vorher verständigt, uns allein zu lassen, wies ihnen eine andere Abtheilung an. Felix war trostlos. Er hätte sich auf die lange Fahrt gefreut, gegenüber der kleinen Schönheit. Wir hätten ganz gut uns einrichten können, der Papa sei auch allzusehr für die Ruhe; für eine so reizende junge Dame müsse überall Platz genug sein. Hermann zum Glück studirte den Hendschel und hörte seine Vorwürfe nicht. Heinz schüttelte den Kopf: „Kannst Du denn wissen, ob dem Mädchen Deine Höflichkeiten gefallen hätten?"

„Weshalb nicht? weil sie das Plaidpaket, das ich ihr zum Einsteigen abnehmen wollte, nicht aus der Hand ließ? Sie hat mich eben noch nicht gekannt. Hätte ich erst eine halbe Stunde mit ihr geplaudert . . ."

„O Du Unwiderstehlicher! Dann wäre sie von Dir entzückt gewesen, glaubst Du? Nun, ich will Dir etwas sagen: ich zweifle nicht, daß sie freundlich gelächelt, vielleicht theilnehmend Dir zugehört hätte. Aber geschmeichelt, neckisch, coquett, so wie Du's meinst, das wäre die niemals geworden."

„Kennst Du sie so genau?"

„Jedenfalls etwas besser als Du. Denn während Du in Deinem Eifer hin und her eiltest, ihr behülflich zu sein, stand ich auf dem Perron zur Seite und sah sie mir an. Was sagst Du, Mutter," so wandte mein Sohn sich zu mir um Entscheidung, „Du bemerktest die Fremde auch — paßt sie für Felix?"

Ich hatte sie nur flüchtig gesehen, denn ich saß schon im Coupé, als Jene an die Thür gekommen waren. Aber was ich von dem feinen, etwas schwermüthigen Mädchengesichte erblickt hatte, das schien mir freilich von einem ziemlich anderen Schlage, als die meist sind, denen mein Leichtsinn von jüngerem Sohn seine Huldigungen zu widmen pflegt. Ich sagte dergleichen.

„Ach so, ich merke schon, Ihr beide haltet wieder einmal zusammen und findet sie viel zu gut für mich Aermsten," meinte Felix beleidigt. „Dir taugte sie eher wohl, Durchlaucht Heinz? Was denkst Du, Du bist sonst ja so kritisch, würdest Du Dich entschließen können, dies Gesicht — wie sagtest Du einmal — Jahr aus Jahr ein, für immer und ewig um Dich zu sehen?"

„Ja," sagte Heinz.

Mein Mann — wir denken oft, er hört es gar nicht, was die zwei Jungen, denn das sind sie doch noch immer, für Thorheiten mit einander schwatzen; aber dann, wenn man's am allerwenigsten erwartet, bemerkt er es doch — mein Mann sah auf von seinem Hendschel: „Es freut mich, daß Du so guten Geschmack hast. Ich bin mit dieser Schwiegertochter ganz einverstanden."

Unser junger Doctor ward dunkelroth: „Ich . . . so hatte ich's nicht gemeint, ich kenne sie ja nicht," murmelte er.

Ich hatte an diese Neckereien nicht viel weiter gedacht. Die Reise verlief wie jede andere. Hermann las fast so lange es Tag war, Felix klagte über unbequeme Lage, Rückenschmerz, Kopfweh, bettete sich an meine Schulter und schlief dann ein. Heinz saß in seiner Ecke, rauchte und schwieg und schaute hinaus in die vorübereilende Landschaft. Wir hatten einen schönen Abend. Spät zog ein Gewitter auf; man sah das Kämpfen der Wolkenmassen, die zuckenden Blitze, dann einen milden Abendrothschein, wie Frieden kündend. Und dann stieg der Mond auf, eine röthlich runde Scheibe am Horizont, allmälig sich aus

den Dünsten hebend, ging er in goldgelbes Leuchten über, und wie der Himmel dunkler ward, in ein blasses Licht, bis sein grünlich klares Silber die Felder überfluthete. Es träumt sich gut auf so schneller Fahrt durch die schlafende Welt, wenn man all' seine Lieben nah um sich hat. Manchmal tauschten Heinz und ich einen Blick aus, wir zwei Wachenden. Es that mir wohl, daß seine Gedanken mit meinen ähnliche Wege gehen mochten. Manchmal sah ich, wie ihm der Kopf an die Kissen zurücksank, die jungen Züge sich gleichsam lösten und in sein ernst verschlossenes Gesicht ein Etwas von kindlicher Weichheit kehrte. Zuletzt bin ich selber wohl eingeschlafen. Denn ich fuhr mit einem Schrecken und Ruck in die Höhe, als plötzlich der Zug hielt. Schon? — Wir standen auf offenem Felde in der Morgendämmerung.

„Was ist geschehen? was gibt es? Ein Unglück?"

Aber über den Wirrwarr von Stimmen aus allen Abtheilungen der Wagen, hob sich eine, deutlich und klar, eine junge Frauenstimme mit fremdem Accent: „Ich zog die Nothbremse. Ich allein. Ein Kind ward krank. Ist kein Arzt im Zuge?"

„Hier!" ruft Heinz.

Er war im Moment hinausgesprungen. Der Schaffner kam zu uns ans Fenster: „Es ist nichts geschehen, gar nichts. Die Dame hat unbefugter Weise an der Leine gezogen. Sie wird sich dafür zu verantworten haben."

In der nächsten Minute schon fuhren wir weiter. Daß die helle, klare Stimme dem schönen jungen Mädchen gehörte, darüber waren meine beiden bei mir gebliebenen Genossen sich vollständig einig. Ich selber zweifelte kaum daran. Es lag ein Etwas von Energie, von Resignation zugleich in dem Klang, der mir zu ihren feinen Zügen zu stimmen schien. Wir machten unsere Muthmaßungen, was geschehen sein könne. Felix beneidete natürlich seinen Bruder, der gleich mitten drin stand im Abenteuer. Ich, ebenso natürlich, fühlte mich ängstlich, unbehaglich, bis ich wußte, ob dem Heinz auch sicherlich nichts zustoßen könne.

Bei der Ankunft hier war ein Durcheinander von Beamten, von Polizei. Man rief, man fragte nach dem Grunde der Verspätung. Heinz kam sofort zu uns heran: „Fahrt nur nach Hause, ich komme nach. Ich muß erst hier als Zeuge auftreten und dann noch für den Jungen sorgen."

„Was ist denn eigentlich geschehen?" fragten wir Alle.

„Es brannte in dem Coupé. Sie löschte. Sie ist eine Heldin. Sie —" er war schon halb fort und kehrte um und kam nochmals ganz nahe, „Vater sie wird Deine Schwiegertochter. Die oder keine, verlaß Dich darauf."

Wie dazu meines Sohnes, sonst oft halb geschlossene Augen leuchteten, welcher Ausdruck von Entschlossenheit, von Willensfestigkeit aus allen seinen Zügen sprach, ich kann Dir's nicht schildern.

„Glückspilz!" rief Felix hinter ihm drein.

Und mein Mann sah ihm nach: „Da geht er wirklich hin wie ein Sieger."

Inzwischen hatte sich schon der Träger mit unseren Siebensachen beladen. Der Menschenstrom zog uns mit fort. Im Hinausgehen erfuhren wir erst, was sich zugetragen hatte. Ein Herr, der unbefugter Weise rauchend eingestiegen

war, hatte seine verborgen gehaltene Cigarre im Schlaf fallen lassen. In dem überfüllten, heißen Coupé bemerkte Niemand wie das Kissen zu schwehlen begann, bis die Flammen herausschlugen. Da hatte das fremde Mädchen rasch ihre Plaids und Mäntel auf den Sitz geworfen, das Feuer erstickt. Aber ein Kind, ein kleines Bürschchen, das in der Obhut einer jungen Wärterin nach Hause reiste, war verletzt worden und hatte vor Schrecken Krämpfe bekommen. Und dieselbe fremde Dame zog die Leine, ärztlichen Beistand zu erbitten.

Die Meinungen gingen hin und her unter den Leuten, die mit uns dem Ausgang zustrebten, ob das erlaubt sei. Hätte sie's für das Feuer gethan, es wäre wohl kein Zweifel gewesen. Aber so, nur für ein weinendes Kind . . .

„Das Feuer hat sie lieber gelöscht, als zu schreien und zu warten," sagte mein Mann, „und dem Kind verstand sie nicht richtig zu helfen. Da fühlte sie Mitleid, rief um Rath. Mir scheint, das hübsche kleine Fräulein hat Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck."

Ich saß bald im Wagen, aber meine beiden Herren konnten sich von dem Schauplatz der aufregenden Ereignisse noch nicht trennen. Sie mußten durchaus noch einmal in die Bahnhofshalle zurückkehren, nach der Fremden zu sehen.

Kaum waren sie fort, so erblickte ich von Weitem das Mädchen, mit ihren beiden alten Duennas. Ein Herr, der sie erwartet haben mochte, ging neben ihnen. Trotz seiner Begleitung aber schien sie, klein, jung und zart, die Anführende, die Beschützerin Aller. Sie geleitete die Anderen zu einem Wagen, half ihnen beim Einsteigen und verhandelte mit Kutschern, Hôtelbediensteten und Trägern. Doch als diese abgefertigt waren, blieb sie noch vor dem Wagenschlag stehen. Sie schien etwas zu wünschen, was ihren Begleiterinnen nicht recht war. Die Verhandlung, ich sah es, währte eine ganze Weile. Dann wandte sie sich, ging an der Reihe von Droschken vorüber und kam zu mir.

„Gnädige Frau," sagte sie mit stark englischem Accent, mit derselben ruhig klaren Stimme, die ich früh in der Dämmerung gehört, „gnädige Frau, Sie sind die Mutter des Herrn Doctor, der uns so hülfreich beigestanden. Nicht wahr, ich irre mich nicht darin? Er rettete nicht nur das arme Kind. Er hat uns Allen gut gethan. Er ist ein Arzt, wie man sich ihn denkt, so wie er sein muß. Ein Mensch, der hilft. Meine Mütter beauftragten mich, ihren Dank ihm ausdrücken zu lassen. Und ich, ich wünsche ihm für all' sein Leben sehr viel Gutes. Das sagen Sie ihm. Vielleicht erfreut es ihn, zu wissen, daß drüben im Westen eine Frau lebt, die ihn nicht vergessen wird."

„Eine Frau? Wen meinen Sie? Die eine der beiden alten Damen ist Ihre Mutter?"

„Es sind meine Mutter und Schwiegermutter. Sie lassen ihn grüßen, beide, doch ich . . ."

„Sie sind eine Frau! — Das ist ja nicht möglich, Sie so jung."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich bin nicht so jung, wie ich wohl scheine, bin zwanzig Jahr bald. Dort im Wagen ist mein Mann, mit dem wir hier zusammentrafen. Wir schiffen uns heute wieder ein. Und — grüßen Sie ihn." Sie neigte noch einmal das blasse Köpfchen und ging zu den Ihren zurück. Hermann und Felix kamen grade, als sie drüben einstieg und davonfuhr.

Sie waren beide ganz erfüllt von den Einzelheiten des Geschehenen, die sie noch erfragt hatten. Sie beschrieben mir möglichst deutlich die Lage der Plätze im Coupé, die Entstehung des Brandes, die Art der Löschung und so weiter. Wenn ich ordentlich zugehört hätte, könnte ich Dir es auch ordentlich schildern. Aber Du mußt mir den verwirrten Bericht verzeihen. Denn ich hörte leider nicht zu.

Immer sah ich das blasse Gesicht mit den regelmäßigen Zügen, den dunklen Augen, den feinen, fest sich schließenden Lippen. Und ich hörte die fast kindlich hellklingende Stimme: „Jung? o nein, ich bin nicht so jung. Dort ist mein Mann. Und — grüßen Sie ihn." — Es lag ein ganzer Roman von Leiden, von Entsagung, in dem ruhigen Ton.

Weißt Du, wie die Kleine aussieht, genau, ganz genau? Wie die heilige Julia von Gabriel Max, durch deren edle Lieblichkeit noch im Tode bewegt, ein römischer Schwelger sich bekehrt, und seinen Rosenschmuck vom Haupt reißt.

Als Heinz nach Haus kam — er hatte seinen kleinen Kranken, den ersten Patienten des neuen Doctors, wie Felix stolz sagte, zu dessen Eltern gebracht und versorgt — da war mir's, als habe ich ein Unrecht wider ihn auf meinem Gewissen. Ich konnte ihn nicht ansehen. Sie sprachen noch immer von der Amerikanerin, von ihrem Muth, davon, ob sie regelmäßig schön sei oder nicht. Ich schwieg dazu. Ich glaube, ich habe nicht einmal gelächelt, als Felix sagte: Der Begriff der Schönheit in unserer Familie habe sich bisher immer nach meiner höchst respectabeln Höhe gerichtet, es wäre doch seltsam, wenn ich nun eine Tochter bekäme, die sich durch Kleinheit auszeichnete. — Sie fragten mich, ob ich angegriffen sei, von der Reise. Ich weiß nicht, was ich zur Antwort gab. Heinz sah mich an, mit dem Blick des Arztes. Dann, da er bemerkte, daß es mir weh that, wandte er sich ab.

Es ist Abend jetzt. Er ist fort, noch einmal nach dem Knaben zu sehen, der weit entfernt, am entgegengesetzten Ende der Stadt, beim Hafen wohnt. Ich habe den Gruß ihm noch nicht bestellt. Ich war nicht allein mit ihm. Vor den Anderen wollte ich es nicht. Es ist etwas in seinem Gesicht, ein Leuchten, eine innere Freude, das wird erlöschen, wenn ich spreche. Ich bin so feige, ich muß es ja sagen. — Sie ist eine Frau. — Vier kurze Worte. Und sie enden nur einen Wahn, der nicht länger als Stunden bestanden. Aber doch . . . Ich kenne ihn. Und ich habe nicht den Muth, meine Lippen zu öffnen, auszusprechen, was ihn treffen wird wie ein Schlag.

Heute nicht, vielleicht morgen.

Ich habe es ihm nicht zu sagen brauchen. Gestern Abend sah ich ihn nicht mehr. Heute, beim Frühstück, ich merkte es gleich, war etwas verändert in seiner Stimme. Mein Mann und Felix gingen zur Stadt, ich hatte nach der langen Reise vielerlei im Hause zu thun, und kam erst nach ein paar Stunden dazu, mich nach Heinz einmal umzuschauen. Er saß müßig am Schreibtisch. Als ich bei ihm eintrat, hob er den Kopf auf und blickte mir entgegen: „Mutter!"

„Mein Sohn?" — ich kam näher.

„Nicht wahr, es ist kindisch," sagte er, „in einen Gedanken, einen Traum sich so zu verrennen, daß man meint, alle Herzensfäden müßten zerreißen, weil man ihn aufzugeben hat?"

Ich sah ihn an, daß er fortfahren solle. Ich wußte wohl, was nun kommen werde.

Er hatte mich zu sich herangezogen. Am Schreibtisch sitzend, lehnte er mir, die ich neben ihm stand, seinen Kopf an den Arm, daß ich seine Züge nicht sehen konnte. — „Das kleine, stolze, blasse Geschöpf, das ich zu meiner Frau machen wollte, ich sah es noch einmal, zum letzten Mal. Gestern Abend, da ich zum Hafen ging, fuhr sie vorüber. Ich lief ihrem Wagen nach. Doch kam ich zu spät. Sie war schon mit den Ihren an Bord des Dampfers gegangen. Sie erkannte mich aber und winkte noch einmal. Und ich befragte, vor ihren Augen, den Diener vom Hôtel, der sie zum Schiff begleitet hatte, nach ihr und nach dem Ziel ihrer Reise. Und der sagte mir zugleich . . ."

„Ich weiß."

„Du, Mutter, Du weißt es? Deshalb sahst Du gestern verstört aus? Sag' mir, woher Du's weißt und was, sag' mir Alles, genau."

Nun, da habe ich denn mein Gewissen mir rein gebeichtet. Mein armer Junge! Er ist viel vernünftiger als ich. „Das geht ja vorüber," sagte er, „es muß vorübergehen, so wenig, wie es war, und so kurz. Aber doch. — So unglaublich es mir früher erschien, daß ich um eine Frau mich aufregen könnte, ebenso undenkbar, unmöglich scheint es mir heute, mein ganzes Leben nun ohne sie verbringen zu sollen. Die Welt, die bis gestern meine Welt war, gähnt mich an mit trostloser Leere. Ich kann's mir nicht vorstellen, wie ich wieder daran Gefallen finden werde. Das Salz ist fort, der Reiz, die Freude! Denn sie . . . Aber ich will nicht an sie denken. Nicht wahr, Mutter, so wie ich heute, so fühlt man nicht lange? Das muß ja vergehen. Ich ertrage es nicht. Nein, nein, es ist lächerlich, und ich will nicht. Ich will nicht leiden."

Ich versuchte ihn zu beruhigen. Mir selber klang aber, was ich da sagte, von der Zeit, die Alles austilgt, wie eine recht banale Phrase. Wenn ich nur nicht meinen Sohn so gut kennen würde . . . Was der sich einmal vorgenommen, in seinen eckigen Kopf gesetzt hat. — Nein, nein, Mutter, ich rufe Dich an, wie er mich, es war ja so kurz, es muß ja verblassen, es wäre zu sinnlos, sollte sein Leben um dieser einen kurzen Fahrt willen getrübt sein und bleiben.

(Schluß folgt.)

Marco Minghetti
und
sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859.

Von
Flaminio.

Von den Männern, welche das heutige, nach außen unabhängige, nach innen geeinte Italien geschaffen, haben die Einen, wie Victor Emmanuel, Gioberti, Cavour, Gino Capponi, mehr oder weniger ausgiebige Biographen gefunden; Andere, wie Rosmini, Massimo d'Azeglio haben durch autobiographische Aufzeichnungen dafür Sorge getragen, daß das beste Stück ihrer politischen Arbeit der Nachwelt in ein richtiges Licht gerückt werde. Letzteren hat sich auch Marco Minghetti angeschlossen, dessen „Ricordi" nunmehr bereits in vierter Auflage vorliegen[1]). Leider war es dem Urheber dieser „Erinnerungen" nicht mehr vorbehalten, sein Werk zu vollenden und es für den Druck fertig zu stellen. Minghetti starb, als er in seiner Erzählung bis zum Jahre 1859 gelangt war, wo er, als Generalsecretär Cavour's, in das Turiner Ministerium eintrat. Was er hinterlassen, war allem Anschein nach eine Niederschrift, welcher die letzte Feile noch sehr fehlte und welche nicht mit aller wünschenswerthen Sorgfalt für den Druck hergerichtet wurde. Die „Ricordi" haben darum nach mehr als einer Seite eine scharfe Beurtheilung in der italienischen Presse erfahren. Sie können in der That nicht den Anspruch erheben, als literarische Leistung mit denjenigen d'Azeglio's auf eine Stufe gestellt zu werden. Dagegen sind sie als Beitrag zur inneren Geschichte Italiens ebenso wichtig als diese, ja, meines Ermessens, ausgiebiger und belehrender, und insofern erfüllen sie den Zweck, welchen ihr Verfasser nach seiner eigenen Erklärung im Auge hatte, als er sich zu dieser Arbeit entschloß. Sie sollten, sagt Minghetti (I 74), Demjenigen Materialien liefern, welcher einst die Geschichte unserer Zeit schreiben werde. Die Darstellung verzichtet darum ebenso darauf, dem einmal gesetzten Vorwurf fremde Gegenstände zu berühren, wie sie andererseits ausdrücklich die Besprechung derjenigen Vorgänge des inneren Lebens

[1]) Marco Minghetti. Miei Ricordi. 4a ed. Torino 1889 f.

ausschließt, welche mit der öffentlichen Laufbahn des Verfassers nicht zusammenhängen und deren Darlegung, nur „Futter für die Neugierde" sein würde. Wer hier „Seelengeschichte" suchte, würde sich nicht minder enttäuscht finden, als Derjenige, welcher in Talleyrand's Memoiren dessen intime Herzensgeschichte zu erhalten hoffte. In beiden Schriftstellern wiegt der Staatsmann dermaßen vor, daß die Rücksicht auf das Persönliche und rein Menschliche sehr zurücktritt. Das gilt aber von Minghetti bei Weitem nicht in dem Maße wie bei dem großen Franzosen. Im Gegentheil hat er es für angemessen erachtet, uns in der Darlegung seiner Studien und seiner jugendlichen Entwicklung den Weg aufzuweisen, welcher ihn dazu führte, sein Dasein mit den Hoffnungen Italiens zu identificiren und einen so bedeutenden Antheil an der Erhebung seines Vaterlandes zu nehmen. Verfolgen wir diesen Weg: er bietet bei jeder Wendung lehrreiche Ausblicke in die Geschichte jener Jahrzehnte, welche die unmittelbare Vorbereitung unserer Gegenwart waren, und welche unserer Empfindung nun schon so weit zurückzuliegen scheinen.

I.

Marco Minghetti erblickte das Licht der Welt am 8. November 1818 zu Bologna. Seine Familie war, wie er glaubt, aus Toscana hergekommen; seine Ahnen waren kleine Landbesitzer, welche ein Gütchen Namens Calamo am Idice besaßen und dasselbe selbst bewirthschafteten. Der Großvater war zuerst in die Stadt gezogen, um sich da dem Handel zu widmen. Im Augenblicke, wo Napoleon 1806 die Continentalsperre decretirte, war für den alten Minghetti gerade ein Schiff mit Zucker und Kaffee in Marseille angekommen; von dieser Zeit datirt der Reichthum des Hauses. Der Vater liebte den Handel nicht, kaufte Ländereien und vererbte mit dem Geschmacke an der Landwirthschaft den Geist der Unabhängigkeit auf seinen Sohn. Eine Mutter, von der dieser sagen konnte, sie sei nicht sowohl „selten als einzig" gewesen, kam hinzu, um dem jungen Mann den Eintritt ins Leben glücklich zu gestalten. Minghetti erkennt mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung an, daß diese Umstände von Hause aus sein Gemüth mehr zum Wohlwollen als zu pessimistischem Uebelwollen gestimmt haben. Der Vater starb ihm 1828, als er neun und ein halbes Jahr alt war, und es blieben ihm aus dem ersten Jahrzehnt seines Lebens nur vage Erinnerungen. Die Mutter war eine Sarti aus Bologna, eine Frau von vortrefflichem Herzen und gutem Urtheil, von offenbar starkem und großem Charakter. Sie hatte, wie die meisten Mädchen der Zeit, wenig Unterricht genossen und suchte die Lücken ihres Wissens spät und mit großer Anstrengung auszufüllen. Minghetti meint, was Gutes an ihm sei, verdanke er ihr in erster Linie, und er unterläßt nicht, darauf hinzuweisen, wie oft ähnliche Beobachtungen über den bestimmenden Einfluß der Mutter auf den Sohn gemacht worden sind.

Minghetti hatte fünf Geschwister, darunter eine Schwester, welche zur Zeit der Abfassung dieser Memoiren noch lebte. Der Erziehung dieser Kinder war nun die ganze Sorgfalt der Mutter nach dem Tode des Vaters gewidmet.

Die erste große und deutliche Erinnerung, welche Minghetti aus seiner Knabenzeit gegenwärtig blieb, ist die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution

in Paris (1830), welche der Oheim, Pio Sarti, in lebhafter Erregung nach dem Landsitze der Familie brachte. „So fing," sagt unser Autor, „mein geistiges Leben mit der Politik an, dem Gegenstande, welcher mich seither nicht losgelassen hat: dem ich große, aber mit schweren Schmerzen gemischte Befriedigung zu danken habe." Eindrücke solcher Art scheinen in der That sich nicht zu verwischen: in ganz gleicher Weise trat, achtzehn Jahre später, dem Schreiber dieser Zeilen die Nachricht vom Ausbruch der Februarrevolution in Paris entgegen: sie hat ihn nicht zum Staatsmann gemacht, aber sie hat sicher ihren Antheil daran, wenn das politische Interesse in unzerstörbarer Weise in ihm geweckt wurde.

Der zweite Eindruck, der dem Knaben blieb, war nicht minder bedeutsam. Im selben Jahr 1830 nahm ihn die Mutter mit nach Venedig: der Anblick dieser Wunderstadt mit ihren Palästen und Kunstwerken weckte in ihm jene Liebe zur Kunst, vorzugsweise zur Malerei, welche „ihm ein wahrer Trost seines Lebens" gewesen ist. Die Rückreise führte ihn nach Padua und Arqua, wo Petrarca's Name sein Ohr traf und der jugendlichen Einbildungskraft neue Nahrung gab. Von Canova hatte der Knabe bereits in Bologna in seiner Umgebung, die mit dem Meister befreundet war, Manches gehört; jetzt lernte er in Possagno die von ihm erbaute Kirche kennen, deren schöne und majestätische Linien ihn entzückten; kurz darauf sah er das Amphitheater in Verona, dessen grandiose Massen ihm größte Bewunderung abzwangen. So war diese erste Reise reich an kostbaren Anregungen und ein mächtiger Antrieb zu neuen Unternehmungen dieser Art. Man weiß, daß die Italiener im Allgemeinen wenig reisen. Um so beachtenswerther ist die Beobachtung, wie fast alle Diejenigen, welche an den Geschicken Italiens in unserer Zeit einen bestimmenden Antheil genommen, sich die Weite des Blickes und die Reife des Urtheils durch Reisen im Auslande gewonnen haben. Gioberti, Cavour, Capponi, Pellegrino Rossi können hier neben Minghetti genannt werden.

Nach der Heimkehr trat der junge Marco Minghetti in die Lateinschule der Barnabiten ein, deren Unterricht unsere „Ricordi" loben und von denen mit Dank hervorgehoben wird, daß auch die politische Empfindung des Schülers in wohlthätiger Weise ausgebildet wurde, indem diese Väter sich durch eine freie und vaterländische Gesinnung auszeichneten. Auch heute noch zählen die besonders in Oberitalien verbreiteten Barnabiten zu den gebildetsten und bestgesinnten geistlichen Genossenschaften Italiens. Der um die Textkritik der heiligen Schrift verdiente Bibelforscher Vercellona, der Archäologe Bruzza, der Cardinal Bilio waren die Hauptzierden des Instituts in den letzten Jahrzehnten; aber auch gegenwärtig noch besitzt dasselbe jüngere Gelehrte in Rom, welche den alten Ruhm des Institutes zu erhalten streben. Mit Minghetti saßen zwei Mitschüler auf den Schulbänken der Brüder, Bassi und Gavazzi, von denen der Erstere von den Oesterreichern später erschossen wurde, der Andere eine unrühmliche Celebrität erlangte; Minghetti nennt ihn einen Charlatan von verkommenen Sitten. Unter den Lehrern nennt er den P. Venturi, der in der italienischen Literatur einen Namen hinterlassen hat.

Der Ausbruch der Revolution in der Romagna 1831 war von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung des jungen Mannes. Am 5. Februar führte

ihn der Oheim Sarti auf den großen Platz der Stadt, wo Tausende gingen und kamen: zum erstenmal war Minghetti Zeuge einer der großen Bewegungen, aus denen das heutige Italien hervorgegangen ist. „Es war mehr ein allgemeines Freudenfest, als ein Kampf gegen eine geordnete Regierung." Von der Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung die Rückkehr Pius VII. in seine Staaten 1815 gefeiert hatte, war nichts mehr zu sehen; die Verwaltung desselben und noch mehr diejenige Leo's XII., eines „hochfahrenden Charakters und eines bitteren Feindes jeder modernen Institution", hatten die Unterthanen erbittert; der kirchliche Zwang in seiner Verbindung mit der politischen Herrschaft wurde immer mehr als unerträglich empfunden; die Priester erschienen nicht mehr als die Organe einer höheren Ordnung und als Tröster der Betrübten und Leidenden, sondern als Werkzeuge und Spione der Regierung. Die Erhebung, welche ohne die Dazwischenkunft der Oesterreicher sich von Terni, wohin sie vorgedrungen, wahrscheinlich nach Rom fortgepflanzt hätte, war zunächst durch das von den französischen Staatsmännern proclamirte Princip der Nichtintervention veranlaßt. Ohne Plan, ohne Hülfsmittel ins Leben gerufen, mußte sie der Intervention Oesterreichs unterliegen; die Häupter der Bewegung wanderten nach Venedig ins Gefängniß oder ins Exil. Unter ihnen war Minghetti's Oheim, obgleich derselbe dem von dem wüthenden Volke bedrohten Cardinallegaten Benvenuti seiner Zeit das Leben gerettet hatte. Vergebens bemühte sich Minghetti's Mutter, unterstützt von dem französischen Gesandten de St. Aulaire in Rom, dem Bruder die Erlaubniß zur Rückkehr aus der Verbannung zu erlangen. Die römische Curie eröffnete nun eine Aera der Reaction, welche mit der ausdrücklichen Ablehnung der von den damaligen „Liberalen" des Kirchenstaates geforderten Bildung von einer Art Kreis- oder Bezirkstagen und einem von Laien gebildeten Staatsrath begann. Der Cardinal Bernetti lud in seinem Proclama zu der neuen Wendung mit den Worten ein: „incominciamo un'era novella"; das Volk sprach nur höhnend von der ira novella des neuen Legaten. Die dem Cardinal Albani in die Provinzen mitgegebene Soldatesca ließ sich wilde Ausschreitungen zu Schulden kommen; man mußte die Hülfe der Oesterreicher wieder nachsuchen, und der abermalige Einmarsch derselben führte nun auch die Besetzung Ancona's durch die Franzosen herbei. Seit 1836 stand somit der Kirchenstaat auf den Bajonetten der beiden Großmächte: der englische Gesandte, Lord Seymour, constatirte in einer seiner Noten, daß keine der von den Mächten geforderten Reformen ausgeführt war, und sagte den kommenden Umsturz der Dinge voraus.

Minghetti's Mutter hatte, als Albani's Truppen sich über die Legationen warfen, für geeignet gefunden, Bologna zu verlassen. Sie begab sich (1832, 30. Januar) mit ihrem Sohne nach Paris, wo die Reisenden nach mannigfachen Widerwärtigkeiten, wie die Jahreszeit und die Paßquälereien der damaligen Zeit sie mit sich brachten, am 14. Februar eintrafen. In Paris angelangt, sah Frau Minghetti ihre Wohnung bald zum Sammelplatz der Emigranten werden; aber ihr Sohn kann die unangenehme Thatsache nicht verschweigen, daß neben denjenigen, welche für hohe politische Ziele das Exil trugen, sich gar manche verkommene und nichtswürdige Elemente unter den Emigranten befanden, und daß die meisten mit dem Elend rangen. Unter den Verbannten war Orioli, der

Professor der Physik an der Universität Bologna gewesen und der schon früher, ehe er sich politisch compromittirte, nahezu sein Lehramt eingebüßt hatte, weil er eine natürliche Erklärung des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius versucht hatte. Mit ihm waren zwei junge Männer nach Paris gekommen, von denen namentlich der letztere später großen Ruhm gewann: Malaguti, der Chemiker, und Terenzio Mamiani, der sich damals ganz den Studien hingab und jene Schriften vorbereitete, welche ihn in Polemik mit zwei bedeutenderen Philosophen, mit Rosmini und Gioberti, verwickelten.

Minghetti widmete seine Zeit dem Besuche der Pariser Galerieen, Museen, Theater; auch die Gesellschaften lernte er kennen. Er sah den alten Lafayette, und er begegnete im Salon der Herzogin von Dalberg Talleyrand, der ihm sehr geleckt, geputzt und manierirt erschien, und um den Herren und Damen sich scharten. Minghetti empfand bei seinem Anblick einen Schauder: die Abwesenheit moralischer Größe wirkt nirgend abstoßender als bei dem Greise. Wie viel mehr sagte ihm Casimir Périer zu, den er auf der Tribüne über die Occupation Ancona's sprechen hörte. Seither hielt er es für das schönste Glück, vor freien Männern frei sprechen zu dürfen.

Von Paris ging Minghetti mit dem Oheim nach London. Die Weltstadt an der Themse machte den tiefsten Eindruck auf ihn, und er bekennt, zeitlebens unter dem Zauber derselben geblieben zu sein.

Auf der Rückkehr nach Italien wurden Avignon mit seinem finstern Papstschloß und die Valchiusa besucht, wo der schwärmerische Jüngling die Lieder seines großen Landsmannes an Laura laut vor sich her declamirte.

In die Heimath zurückgekehrt, nahm Minghetti seine Studien wieder auf, welche in der Schule der Barnabiten, namentlich nach der Seite der Realien, doch sehr lückenhaft geblieben waren. Die Mutter gab ihm in dem jungen, mit vorzüglichen mathematischen Kenntnissen ausgestatteten Arzte Michelini einen geeigneten Hauslehrer, welcher die Neigung des Zöglings zu Mathematik und Naturwissenschaften förderte. Nach der literarischen Seite beeinflußte ihn namentlich der mehrjährige Verkehr mit Paolo Costa. Dem Zusammensturz der napoleonischen Herrschaft war in Italien eine starke Reaction zu Gunsten der classischen Studien gefolgt. Bologna stand im Vordergrund dieser Bewegung, welche die Monti, Perticari, Pietro Giordani, Giacomo Leopardi vorübergehend in seinen Mauern vertraten. Auch Frauen von Begabung und Geist schlossen sich dieser Bewegung an: so die Corniani Malvezzi, welche den Cicero übersetzte, so namentlich jene junge, damals eben aus den Marken frisch angekommene Frau, die viel genannte Caterina Franceschi Ferrucci, welche zu Minghetti in dauernde Beziehungen trat. Schon begann der Streit mit der romantischen Richtung, in welchen Costa verwickelt wurde. Der vielschreibende Mann hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen: keine der letzten war die päpstliche Büchercensur. Minghetti unterläßt nicht, die zuweilen erheiternden Praktiken dieser Behörde durch einige Anekdoten zu illustriren. So beanstandete der Censor einmal in einem Gedichte, wo von Galilei die Rede war, die beiden Verse:

Allor si stette il sole, e al sole intorno
Col suo pianeta roteò la terra.

Ein anderes Mal wehrte sich der brave Mann, der Galilei's Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne noch 1830 für staatsgefährlich hielt, gegen das Wort „Italia", das, als politischer Begriff, ja in der That viel schlimmer war als die Ketzerei des Astronomen, und man erkämpfte schließlich von ihm nur, daß statt dieser Bezeichnung „Ausonia" gesetzt wurde.

Die Philosophie war zu Anfang dieses Jahrhunderts, bis in die dreißiger Jahre, in Italien äußerst vernachlässigt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der Cardinal Gerdil seinem gemäßigten Ontologismus einen gewissen Anhang gewonnen. In den theologischen Schulen gebrauchte man aber zumeist nur elende und magere Compendien, ohne daß die Quellen, ohne daß die Kirchenväter und die großen Scholastiker noch gelesen wurden. Die Uebrigen, Lehrer und Lernende, begnügten sich mit einem Abgusse des englischen und französischen Sensualismus. Locke, Condillac und Tracy glänzten als Dreigestirn an dem Himmel der Sensualisten. In Bologna traten neue Gedanken auf, als 1835 zwei Franciscaner, der P. Tonini und der P. Trulet, ankamen, welche später beide als Theologen eine einflußreiche Stellung in Rom einnahmen und von denen der letztere als natürlicher Sohn Napoleons I. galt. Beide hatten, vor ihrer Ankunft in Bologna, in Stresa bei Rosmini geweilt, wo sie begeisterte Anhänger seiner Philosophie geworden waren. In Bologna setzten sie die Principien des „Nuovo Saggio" auseinander, und man fing zum erstenmal dort an, sich im Ernst mit Kant, Hegel und Schelling zu beschäftigen. Costa war zur Aufnahme solch' neuer Gedanken nicht mehr fähig. Er schrieb gegen Rosmini's „Saggio" einen polemischen Aufsatz, der, wie Minghetti sagt, nur seine und seiner Schüler Unwissenheit in Dingen der Philosophie bewies. Minghetti ließ sich von ihm bereden, ein Referat über sein Buch zu schreiben, welches er später als werthlos erkannte. Er ermangelt bei dieser Gelegenheit nicht, junge Leute nachdrücklich vor zu frühzeitiger Veröffentlichung ihrer geistigen Erzeugnisse zu warnen. Er führt die Nachtheile solcher übereilter Publicationen gut aus und gestattet nur eine bedingte Ausnahme zu Gunsten von Werken der Phantasie und von Uebersetzungen.

Costa starb in den letzten Tagen des Jahres 1836, und die Freunde setzten ihm ein Denkmal in der Certosa von Bologna. In der Literatur lebt er nur noch mit einigen nicht bedeutenden Danteschriften fort. Außer ihm waren zwei andere Berühmtheiten in jenem Jahre fleißige Besucher des Minghetti'schen Hauses: der sprachkundige, spätere Cardinal Mezzofanti und der Componist Rossini. Das Gedächtniß und das erstaunliche Sprachtalent des Ersteren bewunderte auch Minghetti; im Uebrigen nennt er Mezzofanti, wie er es in der That war, einen kleinen Geist — uomo di piccola mente e di piccolissimo spirito. Rossini stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, den er freilich schon mit Donizetti und Bellini zu theilen anfing. Er hatte sich nach der Revolution von 1830 von Paris nach Italien zurückgezogen und „thronte nun wie ein Orakel inmitten seiner Freunde" — kein populärer Charakter, wie seine ablehnende und skeptische Art es bedingte. Mit Minghetti blieb er in freundschaftlichem Verkehr; er hat ihn schließlich zu einem seiner Testamentsvollstrecker ernannt.

Ein anderer hervorragender Mann, mit welchem Minghetti Bekanntschaft machte, war Pietro Giordani, der damals in Italien großen Anhang hatte: man fragt sich heute, wie das bei seinem kalten und etwas pedantischen Stile möglich war. Die Restauration eines mittelalterlichen Wandgemäldes in einer kleinen Kirche, die Minghetti vor Porta S. Mamolo besaß, brachte ihn mit Giordani in Beziehung.

In Minghetti's Studien stritten sich verschiedene Einflüsse um die Herrschaft. Im Allgemeinen nahm seine Abneigung gegen die sensualistische Richtung in der Philosophie zu; naturwissenschaftliche und medicinische Schriften, wie diejenigen Gall's, trugen das Ihrige dazu bei, während andererseits bald Rosmini, bald die französischen Eklektiker den Gegenstand seiner Lectüre nach dieser Seite bildeten. Mathematik und Physik wurden nicht vernachlässigt, aber die Literatur entzückte ihn mehr und mehr; Dante und die Trecentisten wurden die tägliche Nahrung des jungen Mannes. Immerhin aber wurde ihm von Tag zu Tag klarer, daß sein eigentlicher Beruf auf dem Felde des Handelns, nicht des Schreibens liege. Minghetti war ein wesentlich activer, nicht contemplativer Geist. Keine Activität aber konnte größeren Reiz für ihn haben als die politische. Schriften, wie Lamennais' „Paroles d'un Croyant", Silvio Pellico's „Prigioni", Guerazzi's „Assedio di Firenze" zündeten in ihm wie in tausend Anderen. Bei all' dem widerstand er der Versuchung, sich in das Treiben der geheimen Verbindungen einzulassen. Von den politischen Elementen, die damals im Vordergrunde der Agitation standen, sagten ihm weder die blinden Anhänger der ersten französischen Revolution noch die ebenso blinden Bewunderer Napoleon's I. zu. Der alte Carbonarismus hatte sich ausgelebt, und ein unbestimmtes Vorgefühl sagte den Besseren der Nation, daß das Heil von einer ganz anderen Seite für Italien kommen werde. Von der „Giovane Italia" standen Minghetti manche Mitglieder nahe, manche ließen sich in ihrer Noth durch ihn unterstützen. Er selbst ist weder dieser noch einer anderen Secte beigetreten.

Minghetti war noch nicht völlig großjährig, als ihm die Mutter bereits die Verwaltung der väterlichen Güter ganz überließ. Der Ernst, mit welchem er sich den höheren Aufgaben des Lebens zuwandte, konnte diese Maßregel rechtfertigen. Verirrungen sinnlicher Natur, wie sie diesem Alter gefährlich sind, stellten sich, wie es scheint, nicht ein. Die Art, wie unser Schriftsteller von dem Erwachen jenes Gefühles spricht, über welches Memoirenschreiber meist sehr viel zu berichten haben, läßt darauf schließen, daß er die Liebe weder vom Standpunkte des Wüstlings noch von dem des Egoisten anzusehen lernte. Seine Ansicht von der Sache ist eine durchaus idealistische geblieben, und im Uebrigen war er der Meinung, daß die historisch-politische Absicht seiner Aufzeichnungen ein weiteres Eingehen auf dieses Kapitel seines Lebens nicht fordere.

Großjährig geworden, begann er zunächst wieder zu reisen. Im Herbst 1839 wohnte er einem wissenschaftlichen Congresse in Pisa bei. Er hat später noch öfter derartige Versammlungen besucht, auch anerkannt, daß für die Wissenschaft dabei meist sehr wenig herauskommt, und daß der Hauptwerth derselben in dem persönlichen Austausch der Congreßmitglieder bestehe. In Pisa lernte er gleich einige bedeutende Gelehrte kennen, wie Amici, Ridolfi, Lambrus-

chini, von Fremden Oken, Littrow, Quetelet. Von Italienern sah er zugleich zum ersten Male Montanelli, Giorgini, Giusti. In Rom, für welches er sich durch das Studium Niebuhr's und Nibby's vorbereitet hatte, war er erstaunt über die geistige Oede der Stadt: es ward nichts gedruckt und öffentlich wenigstens nichts gelesen. Das gerade Gegentheil stellte Neapel dar, wenigstens in Hinsicht der Zeitungen. Die Bekanntschaft mit Nicolini, der Dichterin Guacci, dem Historiker und Danteforscher Carlo Troya, mit Poerio u. s. f., erweiterte rasch seinen Gesichtskreis, während das Wiedersehen seines verbannten Oheims ihm hohe Befriedigung gewährte.

Nach Bologna zurückgekehrt, warf Minghetti sich von Neuem auf die Lectüre von Rosmini's Werken, an deren tieferes Studium er mit der bestimmten Absicht ging, den Ermahnungen seines alten Lehrers Costa entsprechend, ihn zu widerlegen. Der Erfolg war ein sehr entgegengesetzter, sodaß er schließlich die Worte des Dichters: „quand' era in parte altr' uom de qual che or sono" auf sein Heft schrieb.

Das Studium Rosmini's, sagt Minghetti, ließ ihn erkennen, wie unwissend in Dingen der Philosophie und Ethik er noch war; er gab das System des Sensualismus nun für immer auf, und wandte sich in seiner Lectüre nicht mehr Compendien, sondern den großen Autoren wie Aristoteles, Plato, unter den Neueren: Carteſius, Leibniz, Spinoza, den Schotten und den französischen Eklektikern zu; die deutschen verstand er noch nicht, da er erst im Begriffe war, sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen. Einem bestimmten philosophischen System hat er in der Folge sich nicht angeschlossen. Seine eigene wissenschaftliche Arbeit neigte sich mehr und mehr der Nationalökonomie zu, welches Gebiet er 1841 mit einer ersten Schrift „über die materiellen Tendenzen unserer Zeit" betrat. Sie verwickelte ihn in einen Streit mit Pizzoli, dem er ein weiteres Werk über den Gegenstand entgegensetzte. Sismondi sprach ihm, kurz vor seinem Tode, seine Zustimmung aus. Dem Interesse, welches er den volkswirthschaftlichen Fragen entgegenbrachte, entsprang auch seine Betheiligung an der Gründung einer Sparkasse in Bologna, welche der Initiative Bevilacqua's ihr Dasein in erster Linie verdankte. Mit großer Mühe erlangte man von der päpstlichen Regierung die Erlaubniß zur Gründung dieses gemeinnützigen Instituts; vergebens aber bemühte man sich, sie auch zur Einrichtung einer Sala d'asilo zu erhalten. Nächst der Nationalökonomie zog das Studium der landwirthschaftlichen Probleme Minghetti nicht wenig an. Mit ihnen beschäftigte sich eine andere seiner kleinen Schriften, diejenige „über den ländlichen Bodenbesitz und die Verträge zwischen den Eigenthümern und den ländlichen Arbeitern." Im Gegensatze zu der Mehrzahl der Nationalökonomen ward hier das System der „Mezzadria" vertheidigt. Diese kleine Arbeit benutzte, wie es scheint, die historische Studie nicht, welche zehn Jahre früher ein berühmter Deutscher, der Begründer unserer modernen Kunstgeschichte, Freiherr C. F. von Rumohr, in einer nun auch diesseits der Alpen so gut wie vergessenen Schrift („Ueber den Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana". Hamburg 1830) niedergelegt hatte. Hier war an der Hand der Urkunden gezeigt worden, wie die Verpachtung bald an die Stelle der älteren, mit seltenen

Ausnahmen, erblichen Verträge getreten war, und wie das Poderisystem des neueren Italiens, die Mezzeria, sich an das Vorhandensein einer zahlreichen Classe freier, an den Landbau traditionell gewöhnter, doch besitzloser Bauern knüpfte; Minghetti scheint mit Sismondi dieselbe aus Einrichtungen des Mittelalters abgeleitet zu haben, mit welchen sie ihrem Wesen nach unvereinbar war.

Eine neue Reise führte Minghetti über die Alpen. In Genf lernte er jene Colonie italienischer Familien kennen, mit denen auch Cavour nahe Beziehungen hatte. Der Anblick dieser damals von tiefgehenden Bewegungen bedrohten Republik trug nicht wenig dazu bei, seine Ansichten über Werth oder Unwerth der demokratischen Verfassung in größern Städten und Staatswesen, zu reifen. Von der Schweiz, wo er noch Agassiz's Bekanntschaft gemacht hatte, wandte Minghetti seine Schritte nach dem Rhein und nach Belgien. In Brüssel suchte er vergebens Gioberti auf, dessen Ruhm damals sich zu verbreiten begann. Dann ging er nach Holland, das ihm ausnehmend gefiel. Auf dem Rückwege lernte er, in einem Gasthof am Rhonegletscher, den General von Radowitz kennen, mit dem er seither in freundschaftlichen Beziehungen und in Briefwechsel geblieben ist. „Radowitz war damals fünfundvierzig Jahre alt; hoch und ansehnlich in seiner Erscheinung, beinahe schon weiß, ein gefälliges, wenn auch nicht schönes Gesicht, der Blick durchdringend und zugleich sanft . . . Sein Wesen sehr delicat, künstlerisch; seine Natur neigte zum Mysticismus, doch glich seine militärische Uebung diese Neigungen aus." Es wird dann von Radowitz' außerordentlichem Gedächtnisse gesprochen, sein Austritt aus hessischem Dienste und sein Uebertritt in den preußischen erwähnt. Die Gespräche bewegten sich bald auf dem Felde der Politik, bald auf dem der Kunst. Minghetti erkannte sofort die eigenthümliche Mischung von widersprechenden Elementen, welche die politischen Ansichten des Generals kennzeichnete. In der Kunst bewunderte Radowitz vorzüglich die vorrafaelische Richtung, namentlich die Florentiner Schule; aus der lombardischen war Gaudenzio Ferrari einer seiner Lieblingsmeister. Unter den Neueren hatten die Nazarener, vorab Overbeck, dann Steinle und Müller seine Sympathieen. Unser Italiener verhielt sich dieser Richtung gegenüber kühler und glaubte nicht verkennen zu dürfen, daß ihr gerade das fehlte, was die Quattrocentisten in so hohem Grade auszeichnet: die wunderbare Spontaneität des künstlerischen Empfindens und Wirkens. — —

II.

Das Jahr 1844 brachte Minghetti mit der politischen Bewegung in nähern Contact. Zwei Jahre vorher war Vincenzo Gioberti's Buch „Del primato morale e civile degli Italiani" erschienen, von den Einen als eine Extravaganz, von den Andern wie eine Offenbarung aufgenommen. Die wahre Bedeutung des Werkes wird von Minghetti richtig dahin angegeben, daß, bei aller Eigenart desselben, es im Wesentlichen doch einer Empfindung entsprach, welche, wenn auch noch unbestimmt, sich doch langsam der Nation bemächtigt hatte. Was im Bewußtsein derselben theils noch dunkel schlummerte, theils noch unverstanden war, kam in diesem merkwürdigen Buche plötzlich zum Durchbruch. Gioberti hatte seine alten Beziehungen zu der „Giovine Italia" abgebrochen, der Secte den Rücken gekehrt, um zu dem ge-

sammten Lande zu sprechen und das politische Gewissen eines ganzen Volkes wach zu rufen. Er versäumte nicht, auf die Quellen des Elends und die Ursachen des Verfalles hinzuweisen, in welchem sich das Italien jener Tage befand; es konnte nur um so größeren Eindruck machen, daß ein Verbannter und ein geächteter Geistlicher die Corruption bei ihrem Namen nannte und die Schande an keiner Stelle schonte. Die hochfliegenden Pläne von einer Conföderation der Staaten, unter dem Präsidium des Papstes und dem zu erneuernden Vorrang Italiens unter den Nationen der Neuzeit, konnten als phantastische Träume eines überspannten Nationalgefühls erscheinen. „Aber," sagt Minghetti sehr gut, „die politische Erhebung Italiens wäre überhaupt nicht einzuleiten gewesen, wenn man den Bogen nicht höher gespannt, nicht zunächst eine moralische Erhebung unternommen hätte." Von praktischem Werthe mußte es erscheinen, daß Gioberti schon damals Piemont einen namhaften Antheil an dem Werke des „Risorgimento" zutheilte. Cesare Balbo's „Speranze," durch den „Primato" angeregt, suchten die Hoffnungen der Nationalpartei auf das Erreichbare zurückzuführen. Er prophezeite, daß eine Generation der Gemäßigten auf die Generation der „Esagerati" folgen werde, und wies sein Volk auf die Erstrebung der Unabhängigkeit als erstes Ziel, auf die Zusammenfassung der sittlichen Kräfte als einziges Mittel hin. Hier traf dieser Antrieb mit religiösen Tendenzen zusammen, wie sie bereits vorher in der Schule Manzoni's, bei Silvio Pellico, bei den Azeglio, Grossi, bei Tommaseo hervorgetreten waren, er fand sich gefördert durch den idealen Zug, welcher in der Philosophie der Rosmini, Mamiani u. s. f. herrschte, und welcher den so lange thatlos am Boden liegenden Geist der Nation mächtig emporzureißen sich soeben bemühte. „So war die Zeit gekommen, der Same begann seine Frucht zu bringen."

Eine neue Reise nach Paris, im December 1844, brachte Minghetti in persönliche Berührung mit einigen der Männer, welche jetzt in den Vordergrund der Bewegung getreten waren. In Turin sah er Cesare Balbo, in Paris hörte er die Vorlesungen, welche Pellegrino Rossi über Staatsrecht und Politik hielt; hier lernte er den begeisterten Schüler, den künftigen Biographen und Herausgeber Gioberti's, Giuseppe Massari kennen, mit welchem er Michelet's und Quinet's Vorlesungen besuchte. Es ist sehr unterhaltend, das Urtheil Minghetti's über diese beiden, damals das Quartier Latin beherrschende Professoren mit demjenigen zu vergleichen, welches Heinrich Heine[1]) gefällt hat. Heine ist Bewunderer Michelet's, stellt ihn als Historiker auf den ersten Rang, nennt ihn aber doch einen somnambulen Geschichtschreiber, bei dem man „einer bis zur Fratze gesteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauschenden Uebermaß begegnet"; Minghetti sagt, er habe die akademische Jugend durch die Seltsamkeit und Gewagtheit seiner in reizenden Formen und Tropen vorgetragenen Ideen angezogen. Quinet sprach damals, wie er hinzufügt, statt von Literatur und Sprache nur von Religion und Politik. Es war die Zeit, wo er wie Michelet gegen die Jesuiten losfuhr und die Regierung selbst Angst vor diesem Succurse bekam. Heine meint, man hätte beide nicht so schnöde behandeln sollen, so daß

[1]) H. Heine, Französische Zustände, Bd. III, S. 196.

sie, ihrem innersten Naturelle zuwider, das Christkind mit dem Bade ausschütteten. „Spiritualisten," setzt er hinzu, „sind Alles fähig, wenn man sie rasend macht, und sie können alsdann sogar in den nüchtern vernünftigsten Rationalismus überschnappen."

Den Gegenpol gegen diese Herren bildeten damals in Paris der Abbé Coeur, Ozanam, vor Allem die berühmten Conferenciers der Notre-Dame, Lacordaire und Ravignan. Die Erinnerung an diese Männer flößt Minghetti eine sehr treffende Betrachtung ein. „Will man erkennen," sagt er, „welchen Fortschritt in einem Vierteljahrhundert die Scheidung (il divorzio) zwischen Kirche und Freiheit, zwischen dem Katholicismus und der modernen Bildung gemacht hat, so erinnere man sich, daß diese Männer, welche damals als Koryphäen des Katholicismus galten, heut zu Tage sozusagen mit dem Anathem belegt sind."

Der akademischen Jugend jener vierziger Jahre stellt Minghetti kein sehr glänzendes Zeugniß aus. Nach der Seite der Philosophie übte Comte's Positivismus schon damals mächtigen Einfluß aus. Die Wenigsten scheinen aber solchen Dingen überhaupt nachgegangen zu sein. Man amüsirte sich sehr, und die Bälle der Studirenden, zu welchen Minghetti Einladungen erhielt, schienen ihm die tollste Geschichte der Welt. Doch bestätigt er, daß die Ausgelassenheit auf diesen Studentenbällen nicht so schlimm war, als auf anderen öffentlichen Bällen, deren bacchantische Freiheit ihn im höchsten Grade anekelte. „Der Carneval," sagt Minghetti, „zeichnete sich überhaupt durch die unsittlichsten Aufführungen aus," und was ihm am meisten auffiel, war, „daß die höheren Gesellschaftsklassen keinen Anstand nahmen, an den schmählichsten und obscönsten Vergnügungen des Volkes theilzunehmen."

Mehr als der Hof, welchem Minghetti ebenfalls vorgestellt wurde, interessirte ihn der Umgang mit den geistigen Spitzen der Pariser Welt. In erster Linie Rossi, der spätere Minister Pius' IX. Er erschien ihm weit bedeutender als sein Ruf, ein Mann von ehrlichstem Geiste und umfassendster Bildung. „Aus seinem Antlitz sprachen Genie und Nachdenken, gleichwohl hatten seine Züge nichts Strenges oder Hartes." Minghetti fiel die Aehnlichkeit auf, welche Rossi's Gesichtszüge mit denen eines andern berühmten Landsmannes, des gleichfalls in Carrara gebürtigen Bildhauers Tenerani aufwiesen; nur war Rossi's Erscheinung milde, diejenige des Künstlers eher hochfahrend. Rossi sprach klar und bestimmt, aber er konnte die italienische Aussprache nie verleugnen und gewann keinen recht französischen Accent. Die italienischen Exulanten waren nicht sehr gut auf Rossi zu sprechen; es scheint, daß er von der Mehrzahl derselben nichts wissen wollte, und wohl mit Recht. Minghetti bezeugt auch hier wieder, wie viel bedenkliche Elemente sich unter ihnen befanden. Zu diesen zählte ein Mann, der damals sich in Paris in angesehener Stellung befand, und den seine Bibliomanie seit 1848 ins Verderben riß: Guglielmo Libri, berühmt durch sein Wissen und berüchtigt durch seine Bücherdiebstähle, an welche doch Manche, Franzosen wie Italiener — Capponi und Panizzi voran — niemals glauben wollten. Die in den letzten Jahren durch den Generaladministrator der Pariser Nationalbibliothek, Herrn Delisle, so glänzend bewerkstelligte Identification zahlreicher

Nummern der Ashburnham'schen Bestände mit den aus französischen Bibliotheken seiner Zeit verschwundenen Handschriften, hat wohl an der Schuld Libri's keinen Zweifel mehr gelassen. Seine Persönlichkeit wird von Minghetti ungünstig geschildert. „Ein Mann von scharfem, mächtigem Geiste, von unglaublich reichem Wissen, aber von unruhiger, unklarer Gemüthsart, verzehrt von Neid und Uebelwollen. Man klagte ihn der Undankbarkeit gegen Arago an, der ihm, als er nach Paris kam, seine Protection zuwandte, und der ihm seine große Stellung in der dortigen Welt verschafft hatte."

Durch Thierry, der sich gleich Mignet und Cousin den Italienern freundlich erwies, lernte unser Reisender auch Heinrich Heine kennen, „Figura antipatica se mai vi fu" — „eine Gestalt, so antipathisch als möglich." „Er glich dem Judas in Lionardo's Abendmahl zu Mailand. Von seinem Genie wäre heute viel zu sagen, wo man, namentlich in Italien, ihn vergöttert; er war zweifelsohne ein mächtiges Talent, aber er ist ein diabolisches Idol."

Minghetti hatte den Vorzug, während dieser Zeit der Aufnahme dreier berühmten Persönlichkeiten in die französische Akademie der Wissenschaften beiwohnen zu können: derjenigen S. Marc de Girardin's, Prosper Merimée's und Sainte-Beuve's. Von diesen Sitzungen und Feierlichkeiten spricht Minghetti mit jener Achtung, welche der Nachblüthe französischer Literatur in den Tagen Louis Philipp's wohl gebührte: Heinrich Heine beschrieb, ungefähr in denselben Tagen, eine Sitzung dieser Akademie mit ebensoviel Witz als Bosheit, und es sprach nicht viel Respect aus seinem Schlußsatze: „die Karawane der Menschheit schreite an den Akademikern zuweilen vorüber, ohne daß sie es merkten, oder etwas Anderes vernehmen, als das Geklingel der Kameele."

Auslassungen von so geistreicher Bosheit begegnen wir bei Minghetti nicht. Aber sein Urtheil ist doch zuweilen auch recht schroff. In jenem Winter, den er an der Seine zubrachte, war Horace Vernet's großes Schlachtenbild, die Smala, ausgestellt; Meissonier's kleine Bilder wurden viel bewundert, Delacroix und Descamps suchten ihren Weg. Bei aller Anerkennung dieser Talente verhielt sich Minghetti der modernen Kunst gegenüber doch entschieden ablehnend und fand in der Rückkehr zum Studium der großen Meister Italiens die einzige Rettung.

Unter den Häusern, welche Minghetti in Paris besuchte, zogen ihn das des Marchese Arconati und dasjenige des Polizeipräfecten Delessert am meisten an. Valentina, Delessert's Gattin, aus dem alten aber verarmten Geschlecht der Grafen de Laborde, war eine der hervorragendsten und liebenswürdigsten Frauen jener Zeit; ihr Salon ein Mittelpunkt der eleganten Welt. An ihrem gastlichen Tisch lernte Minghetti Arago und Alexander von Humboldt kennen. Die Politik war aus der Conversation verbannt; Arago, der Republikaner war, sprach lange von dem eben erfundenen elektrischen Telegraphen und seiner Zukunft; Humboldt sprach mit Liebe und Begeisterung von Italien und gab namentlich seiner Bewunderung für Manzoni Ausdruck. Er äußerte sich auch voll Hochachtung über Radowitz' Wissen — „c'est un puits de science," meinte er; doch behagten ihm die politischen Ideen des Generals, als zu stark nach dem

Mittelalter riechend, nicht sonderlich; auch konnte er nicht ohne eine gewisse Eifersucht der intimen Beziehungen desselben zu Friedrich Wilhelm IV. Erwähnung thun.

Die Casa Arconati war von Italienern und Franzosen fleißig besucht. Da sah man den General Pepe, den Minghetti als einen braven Soldaten und guten Patrioten, aber als einen recht kleinen und eitlen Geist beschreibt; Massari und Amari, den Verfasser der „Vespri siciliani," und den besten Kenner der Geschichte der Araber in Sicilien; Turgeniew, Frau George Sand, Lamennais. Die Begegnung mit diesem ist sicher eine der letzten Conversationen, welche die Literatur aus jener Zeit bewahrt, wo der ehemalige Abbé de Lamennais, verarmt und verbittert, von der Welt zurückgezogen, seinem Ende entgegentrauerte. Er saß lange bei Tische neben Minghetti, ohne ein Wort zu sprechen. Er schien theilnahmslos; als aber die Rede auf den Kirchenstaat und den Cardinal Lambruschini kam, ergriff er den Nachbar heftig am Arme und rief ihm laut zu: „Euer Staatssecretär ist ein infamer Heuchler." Von da ab führte er während der ganzen Tafel das Wort. Er redete über Italien und Frankreich; über Volkswirthschaft und Philosophie. „Ich bin," äußerte er sich u. A., „sehr überzeugt von dem, was ich behaupte; doch kommt mir zuweilen der Gedanke, alle meine Ansichten seien irrig, und ich sei verrückt." Die panslawistischen Träume seines Freundes Adam Mickiewitz verwarf er. Indessen prophezeite er den Untergang der Juliregierung, wenigstens nach dem Tode Louis Philipp's; das Programm der Socialisten erschien ihm unausführbar und unvernünftig, doch werde, meinte er, die Noth schon ein neues Programm eingeben. Auch Minghetti glaubte nicht an die Dauer des 1830 geschaffenen Régime's und sah den schwachen und kranken Punkt desselben in der Art, wie der König zum Throne gelangt war.

Von Paris ging Minghetti auf zwei Monate nach England und Irland. Damals waren die Mäßigkeitsmeetings des P. Mathew an der Tagesordnung und O'Connell auf der Höhe seines Ansehens. Nach England zurückgekehrt, sah er in Oxford Buckland und den Führer der tractarianischen Bewegung, Dr. Pusey; in London den Nationalökonomen Mac-Culloch und Faraday, von schriftstellernden Damen Agnese Strickland und Lady Morgan, deren „Viaggio in Italia" kurz vorher im Kirchenstaate streng verboten worden war. Von den italienischen Emigranten fand er den Grafen Carlo Pepoli und Panizzi wieder, der, seit 1821 verbannt, eben das Präsidium des British Museum erlangt hatte und sozusagen ganz Engländer geworden war. Minghetti aß in einer von einem römischen Emigranten in Oxford-Street gehaltenen Trattorie; da redete ihn Giuseppe Mazzini an, mit dem er dann zu wiederholten Malen sich über die italienische Politik austauschte. Beide waren einig darin, daß die Lage ihres Vaterlandes betrübend sei. Aber über die Mittel, sie zu verbessern, geriethen sie sofort in Zwiespalt. Mazzini erklärte jede Erhebung Italiens solange unmöglich, als nicht alle Regierungen auf dem Wege der Revolution beseitigt seien. Von der numerischen und finanziellen Stärke und von der Leistungsfähigkeit der revolutionären Partei hatte er die traumhaftesten Vorstellungen. Von den Ideen Gioberti's und Rosmini's behauptete er, sie ver-

zögerten die nationale Bewegung auf viele Jahre. Darüber gingen sie, da Minghetti sich als Anhänger dieser Ideen erklärte, auseinander und sahen sich nie mehr wieder. Minghetti urtheilt im Allgemeinen sehr ungünstig über diesen Mann, der, wie Jedermann weiß, von den Einen vergöttert, von den Anderen als ein Verbrecher angesehen wird. Er spricht ihn nicht frei von der Mitschuld, wenigstens der geistigen Urheberschaft an den politischen Morden jener Zeit und an den Verschwörungen gegen das Leben Napoleon's III. Als Fanatiker habe er ein klares und richtiges Gewissen nicht gehabt. Die Lehren der Erfahrung existirten für ihn nicht; sein mit der Geschichte in Widerspruch stehender Fundamentalsatz war: es gebe keine Freiheit ohne die Republik und keine Republik ohne die Freiheit. Das neue Italien seit 1859 hat er nie verstanden. Bemerkenswerth ist, daß auch Minghetti bestätigt, Mazzini habe in den letzten Jahren seines Lebens seinen Zorn vorzüglich gegen die internationale Socialdemokratie gekehrt und sei mit Verachtung gegen das heutige Geschlecht gestorben, welches vor dem Positivismus und Materialismus auf die Kniee falle und Gott und Unsterblichkeit, die Liebe und den Cult des Schönen, Guten, Heiligen, die ganze Tradition des religiösen Empfindens verleugne. Dies mystische Element in dem Wesen des großen Verschwörers kennen die Wenigsten: „die Ehre und Verherrlichung, welche ihm nach seinem Tode zu Theil wurde, galt weit mehr der Idee der Republik als seiner Person."

Welch' ganz verschiedenen Eindruck machte auf den jungen Reisenden jener andere berühmte Mann, den er auf dem Rückwege, in Zürich, traf und dessen Bekanntschaft ihn mit hellster Freude erfüllte. Es war Vincenzo Gioberti. „Gioberti's Genie," erzählt Minghetti, „war damals auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt. Zahlreiche Entwürfe beschäftigten ihn, die nur theilweise zur Ausführung gelangten: so die „Protologia" und die „Filosofia della Revelazione". Seine Phantasie war ausnehmend lebhaft und besaß eine wunderbare Leichtigkeit, von einem Thema zum andern zu schweifen um wieder zu dem ersten zurück zu kehren. Nach langer Unterbrechung nahm er den Gegenstand einer Unterhaltung wieder da auf, wo er ihn gelassen hatte. In den zwei Tagen, die ich mit ihm zubrachte, wurde von allem Möglichen gesprochen: Studien, Philosophie, Politik, die Lage Europa's, diejenige Italiens, die Hoffnungen unserer Zukunft wurden verhandelt. Er begab sich in ein Bad, um sich einer Cur zu unterziehen; ich begleitete ihn eine Strecke Weges, und die Unterhaltung wurde auf der Impériale der Diligence, unter freiem Himmel, fortgesetzt. Endlich trennten wir uns; ich ging nach Italien zurück und langte am 25. Juli in Bologna an, mehr als je von der Richtigkeit der neuen Ideen überzeugt, mehr als je voll Vertrauen, daß die Gelegenheit sich bald darbieten werde, sie zu verwirklichen."

Gioberti hatte unterdessen diese Ideen um einen beträchtlichen und hochbedeutsamen Schritt weiter entwickelt. Hatte er in seinem „Primato" Laien und Geistliche seines Vaterlands zu einmüthigem Zusammenwirken aufgefordert und Fürsten und Völker Italiens zur Eintracht ermahnt, so lag in den eben erschienenen „Prolegomeni del Primato" der zweite Act des Dramas vor. Hier schloß er die Jesuiten und die neapolitanische Regierung von dem Werke der nationalen Erhebung und demjenigen der modernen Cultur aus. Diese Cultur

mit der Religion zu versöhnen und zu verbrüdern, war der große Gedanke des Verfassers, die leitende Idee seines Lebens: jetzt trat er vor der Welt auf, um ihr die Gesellschaft Jesu als das Haupthinderniß dieser Versöhnung aufzuweisen! Mit diesem Buche hatte Gioberti den Rubicon überschritten. Dem „Primato" gegenüber hatten Viele sich zurückhaltend gezeigt, nicht wissend, ob sie dem Autor zustimmen sollten oder nicht: jetzt ward überall Partei ergriffen, und Italien theilte sich in Freunde und Feinde Gioberti's. Auch der jetzige Papst gehörte damals und viel länger noch zu den Ersteren und verkehrte in Brüssel in vertrauter Weise mit dem Verfasser des „Primato" und seiner „Prolegomeni". Unter den Gegnern Gioberti's befand sich, nach einem an Minghetti gerichteten Briefe, damals auch noch Giordani: er meinte, Gioberti wolle die ganze Welt dem Statthalter Gottes zur Regierung übergeben. Um so bemerkenswerther ist, daß Gioberti, in der letzten Phase seines Lebens, als er das „Rinuovamento civile d'Italia" schrieb, einmal ausdrücklich erklärte, „er kehre nunmehr zu jener alten Schule zurück, welche die Entäußerung der Kirche von jeder weltlichen Jurisdiction zum Dogma hatte und unter deren energischsten Vorkämpfern in unseren Tagen Giordani zu nennen sei." Zu derselben Zeit, wo Giordani sich gegen Gioberti aussprach, schrieb Radowitz aus Karlsruhe an Minghetti: „Der Primato ist ein höchst bemerkenswerthes Buch; er muß in Italien eine große Wirkung haben."

Eine andere Persönlichkeit erschien jetzt auf der politischen Bühne, auf welcher er lange Jahre hindurch eine, wenn auch nicht in erster Linie bestimmende, so doch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Massimo d'Azeglio's Reise in die Romagna (1845) war für die Entwicklung der italienischen Bewegung von großer Wichtigkeit und die Unterhaltung, welche er nach seiner Rückkehr in Turin mit dem König Carlo Alberto hatte, war, wie Minghetti sich ausdrückt, „der Prolog der italienischen Erhebung." Der König mahnte die national gesinnten Freunde in der Romagna und in Toscana zur Ruhe, da zur Stunde nichts zu machen sei; doch „sollten sie überzeugt sein, daß er bei sich darbietender Gelegenheit sein Leben, das seiner Söhne, seine Armee und seinen Schatz der Sache Italiens zur Verfügung stellen werde." D'Azeglio verließ den Palast mit einer großen und glänzenden Hoffnung. „Italien brauchte einen Vorkämpfer; jetzt schien er gefunden, und er war es in der That."

Minghetti war über Rom, wo er in der Peterskirche der imponirenden Herrschergestalt des Kaisers Nikolaus begegnete, nach Florenz gekommen: hier machte er die persönliche Bekanntschaft Massimo d'Azeglio's, mit dem ihn bis zum Jahre 1864 eine herzliche und intime Freundschaft verband. Das Jahr 1864 brachte zwar keinen offenen Bruch, löste aber die alten Beziehungen beider Staatsmänner, welche in den fünfzehn Monaten, die d'Azeglio noch lebte, keinen Verkehr mehr mit einander hatten.

D'Azeglio's bekannte Schrift „I Casi di Romagna" gab das Signal, mit welchem die ernsthaft gemeinte, auf praktische Ziele lossteuernde Politik eingeleitet wurde, die mit Beiseitesetzung alles Sectenwesens und Verschmähung geheimer Verschwörungen im Lichte des Tages eine Neubelebung Italiens ins Auge faßte. Die Unhaltbarkeit der durch die reactionäre Regierung Gregors XVI.

in der Romagna geschaffenen Zustände bildete den Ausgangspunkt der Discussion. Ein Freund Minghetti's, Giuseppe Pasolini, welcher damals in Imola wohnte, gab die Brochüre dem Cardinal Mastai Ferretti zu lesen. „Kein Zweifel, daß diese Lectüre einen großen Einfluß auf den Geist Mastai's hatte und daß sie den Entschließungen nicht fremd war, welche derselbe bald darauf, nach seiner Erhebung zum Papste, faßte." Das Nämliche erfahren wir auch aus „Pasolini's" „Memorie", dessen Sohn uns auch berichtet, wie der Cardinal Mastai aus den Händen seines Vaters Gioberti's „Primato" und aus denen seiner Mutter Balbo's „Sperange" empfangen und mit großer Begierde und tiefer Bewegung gelesen habe[1]). Wir haben also hier die nächste Einleitung zu der „liberalen Aera" Pio's IX.

Ehe wir zu dieser übergehen, sei noch eines andern Gegenstandes gedacht, welcher in jenen Tagen Minghetti beschäftigte. Die gegenwärtige auswärtige Politik Italiens wird wesentlich durch maritime und commercielle Fragen beherrscht. Der stärkste Grund, welcher Italien bei dem Dreibund erhalten kann, wird immer in der Unversöhnbarkeit der italienischen und französischen Interessen auf dem Mittelmeer und in der Levante liegen. Die Zukunft Italiens hängt davon ab, wer die Herrschaft über das Mittelmeer, bezw. die östliche Hälfte desselben gewinnt oder behält. Es ist historisch sehr interessant zu sehen, wann diese Gesichtspunkte zuerst wieder in die Erwägung der italienischen Politiker eingetreten sind; und da stellt sich Gioberti's genialer Scharfblick wieder heraus. Denn er war, nach dem Zeugnisse Minghetti's, der Erste, welcher der künftigen Handelspolitik Italiens (das damals als politischer Begriff noch nicht existirte!) eine glänzende Betrachtung widmete. Auch Petitti und Balbo berührten die Sache, die dann in erster Linie von Minghetti aufgegriffen, vielleicht von ihm Cavour und Serristori unterbreitet wurde.

III.

Die Regierung Gregor's XVI. endigte mit einem hervorragenden Siege des französischen Liberalismus. Das Pariser Ministerium hatte Pellegrino Rossi ausgewählt, um ihn durchzusetzen; Ludwig Philipp entsandte denselben Mann, der den Kirchenstaat einst als Exulant verlassen, als Botschafter nach Rom, um die Auflösung des Jesuitenordens in Frankreich vom Papste zu erreichen. Das war keine leichte Aufgabe; Rossi erzählte später selbst Minghetti, mit welchem Mißtrauen der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini ihn aufnahm, und er hatte es in der That nur seiner Geschicklichkeit und seiner Festigkeit zu danken, daß er schließlich doch zum Ziele kam.

Am 1. Juni 1846 starb Gregor. Die Revolution, welche man für diesen Fall vielfach vorausgesagt, kam nicht zu Stande. Aber überall herrschte eine dumpfe, unruhvolle Stimmung. In Bologna trat Minghetti mit einigen anderen jüngern Männern zusammen, um in einer Eingabe an das Conclave die Ausführung der 1831 von den Mächten geforderten, von der päpstlichen

[1]) Giuseppe Pasolini Memorie raccolte da suo figlio. 2a ed. Imola 1881, p. 59.

Regierung einst als nothwendig anerkannten, aber stets hintangehaltenen Reformen zu erbitten.

In diesem Augenblicke erfolgte die Wahl Pius' IX.

Minghetti will in seinen „Ricordi" keine vollständige Geschichte der Regierung dieses Papstes in den Jahren 1846—49 liefern, und es kann uns noch weniger beifallen, hier eine solche vorlegen zu wollen. Die „Ricordi" wollen nur gewisse Abschnitte dieser Geschichte erläutern, einzelne Züge hinzuthun, welche geeignet sind, das bisher Bekannte zu ergänzen.

Daß die dem neuen Papste entgegengebrachte Begeisterung eine aufrichtige, die zur Feier seiner Thronbesteigung und der sofort von ihm erlassenen Amnestie gegebenen Feste durchaus spontaner Natur waren, wird auch hier bestätigt. Minghetti trat in die Action, indem er, als Erwiderung auf ein Circular des neuen Staatssecretärs Cardinal Gizzi, welches aufforderte, die Mittel zur Unterdrückung der so überaus zahlreichen Verbrechen zu suchen, eine als Vorläuferin einer großen Schrift gedachte Broschüre herausgab. Die Themata, welche hier als nächste Gegenstände einer innern Reform des Kirchenstaates behandelt wurden, bezw. angekündigt wurden, waren: Neubildung der Polizei; Reform des Strafprozesses; Ausführung öffentlicher Arbeiten; Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens; Neuordnung der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten; Aenderungen im Gefängnißwesen. Man sieht, diese Forderungen bewegten sich sämmtlich auf dem Boden der innern Verwaltung; keine einzige stand im Zusammenhang mit einem Programm, welches den Bestand des Kirchenstaates oder die Souveränetät des Papstes antastete. Etwas weiter gingen freilich schon die Vorstellungen, mit welchen der Provinzialrath von Bologna das Gizzi'sche Circular beantwortete. Sie deckten sich theilweise mit Minghetti's Forderungen; aber sie gingen, wie gesagt, schon darüber hinaus, indem sie die Bildung eines aus Laien bestehenden Staatsrathes forderten. Minghetti, der diesen Punkt gleichfalls für unumgänglich hielt, erkannte übrigens, daß eine solche Behörde der Anfang der Säcularisation des Kirchenstaates sei und die Trennung der geistlichen und weltlichen Regierung sich naturgemäß daraus entwickeln werde. Der päpstliche Legat in Bologna fand sich bald im Gegensatz zu den Wünschen der Bevölkerung. Diese entsandte jetzt Minghetti mit einem Andern nach Rom, um ihr Begehren dem Papste selbst vorzulegen.

Pius IX. befand sich schon sehr bald nach seiner Inthronisation in keiner beneidenswerthen Lage. Auf der einen Seite war die Menge durch die ersten Concessionen des Papstes ungeduldig geworden und drängte zu neuen, größeren Zugeständnissen. Gute und schlechte Begierden waren rasch erwacht und drohten den in jener Stunde vergötterten neuen Herrscher auf der Bahn eines unbedachten Fortschrittes fortreißen zu wollen. Auf der andern Seite stieß Pius auf den Widerstand und den Haß all' Derer, welche mit den bisherigen Verhältnissen verwachsen und weder gewillt noch fähig waren, sich einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Regierungsweise anzuschließen. Die Befehle des Papstes wurden nicht selten absichtlich falsch verstanden, und falsch oder gar nicht ausgeführt. Man tadelte die Amnestie und alle Entschließungen desselben; man verdächtigte seine Absichten und suchte dann wieder das Volk zu

Ausschreitungen zu verführen, welche das schwankende Gemüth des Souveräns erschrecken und von dem eingeschlagenen Wege abbringen sollten. Als Minghetti in Rom ankam, fand er allenthalben Unsicherheit des Entschlusses und Unklarheit der Absichten; „man lebte in den Tag hinein, man schlürfte den Weihrauch und betäubte sich im Taumel der Feste.“ Aber das Nothwendigste geschah nicht, und Pellegrino Rossi erwies sich nur zu sehr als Prophet, indem er Minghetti mit den Worten empfing: „le Pape a gaspillé un trésor de popularité.“

Während der wenigen Tage, welche unser junge Bolognese in Rom verweilte, wurde er von Pius IX. und dem Staatssecretär empfangen. Er beschreibt seine erste Audienz bei Jenem ausführlich. „Pius IX. war ansehnlich von Person und von leutseligem Wesen. Seine Erscheinung vereinigte Würde mit Milde, seine Unterhaltung war zugleich höflich und scharfsinnig (arguzia). Die Fama, welche gute wie schlechte Eigenschaften vergrößert, und die Erwartung, mit welcher man ihm entgegentrat, pflegten Denjenigen, welche er empfing, ein Gefühl der Bewunderung und der Zuneigung einzuflößen.“

Das Gespräch bezog sich großentheils auf die Lage Bologna's, auf die durch die Rückkehr der Exulanten geschaffene Situation, auf die Nothwendigkeit der Reformen, namentlich im Personal der Verwaltung. Der Papst berief sich auf die Ernennung Silvani's, eines der Emigrirten von 1831, als auf einen Beweis seiner guten Absichten; im Uebrigen waren seine Aeußerungen vorsichtig und zurückhaltend. Offener äußerte sich der Cardinal Gizzi, ein mildgesinnter Mann, dessen Geist und Geschäftserfahrung aber entfernt nicht seiner jetzigen Stellung und dem großen geschichtlichen Moment gewachsen waren. Minghetti verließ ihn wenig erquickt und mit der Besorgniß, die besten Absichten des Papstes dürften einer unsichern und schwankenden Politik zum Opfer fallen. Von den übrigen Cardinälen standen drei im Vordergrund: Msgr. Corboli Bussi, der als Unterstaatssecretär kurz vorher die Amnestie-Proclamation redigirt hatte und darum höchst populär war; ein kränklicher, edler Mann, dessen langer, sanfter Blick von dem Leiden erzählte, welchem er bald unterliegen sollte. Sohn eines alten liberalen Verschwörers, war er dem mystischen Hang seiner Seele gefolgt und in die geistliche Laufbahn eingetreten. Aber seine Ideen hatten nichts Reactionäres, sie eilten ihrer Zeit voraus und in gewissen Punkten war er socialistisch angehaucht. Der Statthalter von Rom, Msgr. Marini, war dagegen ein „Retrogrado“; von einer Laïsirung der Regierung wollte er nichts wissen, und wenn er den Provinzen und Städten gewisse Freiheiten einzuräumen geneigt war, so fürchtete er doch vor Allem den Mißbrauch derselben. Der neu ernannte Schatzmeister oder Finanzminister, Msgr. Antonelli, erschien Minghetti als eine wesentlich praktische Natur. Verschlagen und scharfblickend, wie nicht leicht ein zweiter, ersetzte er den Mangel der Studien durch eine große Fähigkeit der Beobachtung. Er verstand sofort den Gedanken dessen, mit dem er sich unterhielt, und wußte sich ihn anzueignen. Im Gespräch vermied er jede politische Auslassung, sprach aber mit Wärme von seinen Finanzplänen; in den Finanzen sah er den Nerv jedes Staatswesens. In seinem Departement zeigte er sich als entschiedener Reformer.

Minghetti kehrte nach Bologna zurück, wo er als Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereins auch dessen Organ, die Zeitschrift „Felsineo“, zu leiten hatte. Man beabsichtigte das Programm derselben zu erweitern, fand sich aber nicht wenig gehindert durch die Fortexistenz der Censur. Es war keine leichte Sache damals im Kirchenstaat ein Buch oder eine Revue zu veröffentlichen, und es wird den Leser gewiß erbauen, zu erfahren, in wie vielerlei Netzen so ein unglücklicher Autor hängen bleiben konnte. Es gab also in Bologna noch 1846 nicht weniger als sieben Censurstellen: zunächst gab es einen Censore letterario, dann einen Censore ecclesiastico, einen Censore politico, einen Censore des heiligen Uffizio (der Inquisition); hatte ein Schriftstück diese passirt, so blieben noch das Publicatur des Bischofs, das der Polizei und endlich eine letzte Verification der Inquisition zu überwinden. Man wird einräumen müssen, daß einem solchen Sieb nicht viele neue Ideen entrinnen konnten. Die Gesellschaft, welcher Minghetti vorstand, war nicht so unbescheiden, die Abschaffung der Censuren zu verlangen; sie kam höchsten Ortes um den Vorzug ein, künftig nur mit einem oder zwei Censoren zu thun zu haben.

Minghetti sagt, damals sei er, zum ersten und letzten Male seines Lebens, Journalist gewesen. Er spricht sich bei dieser Gelegenheit über den journalistischen Beruf überhaupt aus. „Eine schwere Sache,“ meint er, „wenn man sie ernst nimmt; aber nur zu oft in Wirklichkeit nichts als ein Spiel der Unverschämtheit, ein Handelsgeschäft, der Ausfluß ekelster Parteileidenschaft. Für Italien war die Presse in späteren Jahren eine Hauptursache des Unheils. An Stelle der Gemäßigten, welche in die Regierung eintraten, kamen die Demagogen, welche aus den Zeitungen nur Werkzeuge ihrer Leidenschaften und der Aufreizung machten. Auch heutzutage, nachdem sich so viel geändert hat, ist der italienische Journalismus von geringem Werth; die Journalisten sind mit seltenen Ausnahmen von einer Unwissenheit, welche nur von ihrer Gewissenlosigkeit erreicht wird. Zwanzig Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen fragte Napoleon III. einmal Visconti-Venosta, ob er glaube, daß die Preßfreiheit eine Institution sei, welcher man Dauer versprechen könne. Die Frage war seltsam genug bei einem Mann, der Alles, vom Kerker bis zum Throne, gesehen hatte. Die Wiedereinführung der Censur ist nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit in einem freien Staate, sie wäre schon Angesichts der Masse unserer Preßerzeugnisse undurchführbar. Das sah auch Pellegrino Rossi, der seiner Zeit mit mir über ein Preßgesetz sprach, und meinte, von der Ahndung der Privatbeleidigung abgesehen, sei die „Sitte“ (il costume) schließlich das einzige Mittel gegen die Ausschreitungen der Presse.“ Bis jetzt, finde ich, hat diese mit fester Hand die Auswüchse beschneidende Sitte sich weder diesseits noch jenseits des Oceans, weder in Rom noch in Paris, weder in London noch in Berlin, sich uns zu zeigen sich herabgelassen, und keine Partei kann von sich behaupten, daß ihre Organe anderen in diesem Punkte ein gutes Beispiel zu geben gewillt wären. In je stärkerem Maße die demokratische Umbildung unserer Gesellschaft sich vollzieht, um so schwieriger ist zu entdecken, von wo uns dieser gesegnete „Costume“ des guten Pellegrino Rossi zufliegen soll.

Seit October 1846 trat Mazzini, welcher in der letzten Zeit an Einfluß sehr verloren hatte, wieder mehr und mehr aus seiner Zurückgezogenheit hervor, indem er die jetzt unter der Aegide Pius IX. eingeleitete Bewegung auf die Bahn der Revolution zu bringen strebte. Die Instructionen, welche er in dieser Richtung gab und welche uns Minghetti mittheilt, sind sehr bemerkenswerth. Sie zeigen den Großmeister der Revolution, der wie kein Zweiter alle Geheimnisse des furchtbaren Spieles gekannt hat. Schon jetzt offenbarte sich, einen wie schweren Stand ihm gegenüber die Gemäßigten haben mußten, welche Reformen forderten, aber die Revolution verabscheuten. In dieser Hinsicht sind die Briefe beachtenswerth, welche Minghetti um jene Zeit mit d'Azeglio, Silvani, G. della Porta wechselte. Ein Brief des Letztern vom 6. April 1847 gibt in zuverlässiger Weise wieder, wie der Papst in jenem Augenblicke dachte. Wie weit die Moderati damals noch von dem Gedanken eines italienischen Einheitsstaates waren, geht aus einer anderen Correspondenz, derjenigen Minghetti's mit Richard Cobden, hervor. Der große englische Zollpolitiker forderte die Einführung eines Zollvereins für die italienischen Staaten; die Aufrechterhaltung der Zollschranken innerhalb der Halbinsel erklärte er mit der Existenz der Eisenbahnen allein schon unvereinbar. Alle anderen Versuche, Italien zu unificiren erschienen ihm als reine Chimären (all other attempts at Union are a pure waste of time, because they are aiming at an impossibility). „In der That," fügt unser Autor hinzu, „hielten auch wir die Idee eines, unter einer einzigen Monarchie vereinigten Italiens für einen Traum." Der Papst stand an der Spitze der italienischen Erhebung, aber Niemand hatte daran gedacht, ihn zum Herrn von ganz Italien zu machen. Wie hoch im Uebrigen die auf Pius IX. gesetzten Hoffnungen waren, zeigt u. A. auch ein Brief Galeotti's vom 11. August 1847; der Papst heißt da „Simbole di cause santissime (il cattolicismo e l'Italia), la delizia del mondo," den das katholische, wie das protestantische Europa mit gleicher Ehrfurcht umgebe. Als günstige Anzeichen konnte man, außer den officiellen Acten des Papstes, im Sommer 1847 noch manche weniger bekannte Thatsachen nennen. D'Azeglio's Protest gegen die Besetzung Ferrara's durch die Oesterreicher (17. Juli) war vor der Veröffentlichung dem Papste vorgelegt und von ihm gebilligt worden. Gioberti's „Gesuita moderno", der im Mai 1847 in Lausanne erschienen war, wurde im Kirchenstaate weder verboten noch geradezu erlaubt. Man brachte ihn also in ganzen Ballen ins Land, las ihn mit fieberhafter Aufregung, „und nicht bloß wir jungen, sondern auch bejahrte Leute, wie Balbo, waren von der Lectüre des Buches tief ergriffen. Es war ein seltsames Buch, dem seine außerordentliche Länge und zahllose Kleinigkeiten schaden mußten; aber es enthielt manche Blätter, denen nicht bloß in der italienischen, sondern auch in der Literatur aller übrigen Nationen Weniges an die Seite gesetzt werden konnte." Daß der Papst dieses Werk in seinen Staaten lesen ließ, mußte den Jesuiten zeigen, in welcher Gefahr ihr Institut in jener Stunde schwebte. Es war die Zeit, wo P. Theiner im Auftrage des Papstes das berühmte Buch schrieb, in welchem er die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. vertheidigte.

Die Einsetzung eines Staatsraths war einer der bedeutendsten Schritte, zu welchen sich Pius entschloß. Zu Anfang des Winters, im November 1847, langte Marco Minghetti mit Silvani, Recchi und Pasolini als Mitglied dieser Consulta in Rom an. Dieser Staatsrath sollte aber nach der Intention des Papstes lediglich eine consultative Versammlung und keineswegs der Uebergang zu einer constitutionellen Regierungsform sein. Die Audienz, welche Minghetti am 17. November bei Pius hatte, und sein vorsichtiges und geschicktes Verhalten bei der Adreßberathung mußten die Aufmerksamkeit der politischen Kreise in hervorragendem Maße auf den jungen Bolognesen ziehen. Der Papst nahm die unter dessen lebhafter Betheiligung redigirte Adresse am 21. November entgegen. Pellegrino Rossi, Manzoni, Farini äußerten sich sehr befriedigt über den Wortlaut derselben.

Die Consulta hatte sich in erster Linie mit einem Anlehen zu beschäftigen, welches der bedrängten Lage der päpstlichen Finanzen zu Hülfe kommen sollte. Es gelang dem Schatzsecretär Morichini der Abschluß einer solchen. Eine andere wichtige Angelegenheit war die Reorganisation der bewaffneten Macht. Der Vorschlag einer militärischen Aushebung begegnete den größten Schwierigkeiten. Man wird heute kaum glauben, warum. Die Militärpflicht wurde aus religiösen Gründen beanstandet. „Man kann," hieß es, „aus Verheiratheten keine Armee bilden. Eine geistliche Regierung kann aber Niemanden zum Cölibat zwingen. Der Cölibat kann nur ein ganz freiwilliger Stand sein, und wenn Jemand erklärt, er könne, ohne Gefahr zu sündigen, nicht ohne Frau leben, so dürfen wir die Verantwortung nicht auf uns nehmen, ihn durch Einziehung ins Militär am Heirathen zu verhindern." Antwortete man darauf, daß der Kirchenstaat doch unverheirathete Soldaten, Schweizer und andere, unterhalte, so hieß es, „der Cölibat dieser Leute beruhe auf ihrem freien Entschluß"; wies man darauf hin, daß das Leben dieser Soldaten keineswegs exemplarisch sei, so wurde erwidert: „das sei sehr beklagenswerth, aber nicht die Schuld der päpstlichen Regierung." Die Wehrpflicht wurde in der That nicht eingeführt. Damit wenigstens etwas geschehe, schlug die betreffende Section der Consulta die Berufung auswärtiger Officiere vor, welche das Heerwesen Sr. Heiligkeit umgestalten sollten. Man dachte an polnische Officiere, unter denen der Graf Zamoyski und der 1849 von Piemont angestellte General Chrzanowski in Betracht kamen. Die Wahl fiel dann auf den General Giovanni Durando, der, 1821 aus Piemont ausgewandert, in Spanien eine ausgezeichnete Carrière gemacht hatte und mit Massimo d'Azeglio befreundet war.

Viele Jahre später hat mir Minghetti diese nun auch in seinen „Ricordi" mitgetheilte Verhandlung über die Heeresorganisation erzählt. Er knüpfte daran das Bekenntniß: bei dieser Gelegenheit sei ihm zum ersten Male die Unvereinbarkeit des geistlichen Regiments mit den Forderungen der Gegenwart und den Grundprincipien des heutigen Staatswesens klar geworden.

Seine freien Stunden brachte Minghetti damals meist in Gesellschaft Lord Minto's, der eben von England herübergekommen war, und Massimo d'Azeglio's zu. Alle Drei waren leidenschaftliche Freunde der Natur, alle Drei liebten es, die Campagna zu Pferde zu durchstreifen und dabei über Politik,

Kunst, Geschichte zu discutiren. Die Pferde vermiethete ihnen der bald so berüchtigte Ciceruacchio, welcher einen Reitstall hielt: „ein von Hause aus gutmüthiger und gefälliger Mensch, der indessen schon große Popularität genoß und anfing, sich an dem Genuß derselben zu berauschen, ohne noch gerade unverschämt zu werden. Später bemächtigten sich die Mazzinianer seiner und corrumpirten ihn mit Ideen, die er nicht begriff, und mit Schmeicheleien, sodaß er einer der schlimmsten und ruchlosesten Anhänger der Secte wurde und hervorragenden Antheil an der Ermordung Rossi's nahm."

Massimo d'Azeglio hatte einen Bruder bei den Jesuiten, dem er, obgleich selbst ein großer Gegner des Ordens, sehr gewogen geblieben war. Auf seinen Wunsch trafen Minghetti und Silvani eines Abends bei Massimo mit dem Jesuiten zusammen, der sich bitter darüber beklagte, daß man sie, die Jesuiten, als Feinde der modernen Cultur verfolge. Silvani sprach nichts. Minghetti suchte dem Pater zu erklären, was an den Jesuiten auszusetzen sei. Er rieth dem P. d'Azeglio, wenn sein Orden der Einführung staatlicher Reformen nicht abgeneigt sei, dies in einer Zeitschrift oder einer Zeitung klar auszusprechen; wenn sie wirklich nicht, wie man behaupte, im Besitze außerordentlicher Reichthümer seien, so möchten sie eine Darlegung ihrer Vermögensverhältnisse geben und diejenigen herausfordern, welche ihnen andere Einnahmequellen nachzuweisen in der Lage wären; liebten sie wirklich ihr Vaterland, so möchten sie ihre Schüler auffordern, in die Reihen seiner Vertheidiger zu treten. „Meine Rede entsprang jugendlicher, aber ehrlicher Illusion." Als wir fortgingen, fragte ich Silvani, weshalb er mir nicht beigestanden habe. Er antwortete lächelnd: „weil es zwecklos ist, in die Luft zu reden (sprecare il fiato)."

Silvani überlebte diese Unterhaltung nur um wenige Tage. Am 5. December, nach einer langen Promenade der beiden Freunde, wurde er von einem schweren Unterleibsleiden ergriffen, welchem er schon am Tage darauf erlag. Der Tod dieses bedeutenden Mannes, in welchem Minghetti einen treuen Führer und Rathgeber verlor, erfüllte ihn und viele Andere mit tiefem Schmerze.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna.

Von

Lily von Kretschman.

II.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte Apelt und Mirbt erwähnt, die beide von der Großfürstin zu Vorlesungen aufgefordert wurden. Mirbt stand während seines kurzen Lebens — er ertrank in der Saale — Fries am nächsten. Er war wenig in den Hörsälen, um so mehr in der Umgebung seines Lehrers, zu dem ähnliche Jugenderfahrungen ihn hinzogen, und dessen philosophische Grundsätze er so rein als möglich zu erhalten suchte. Kurz vor seinem Tode erschien eine Vorlesung von ihm über natürliche und positive Religion in der „Minerva", deren Schluß lautet[1]):

„Wir stehen jetzt in einer Zeit der Gährung. Das deutsche Volksbewußtsein erwacht in allen Gauen Deutschlands; es will ebenso Sicherung der materiellen wie der geistigen Interessen. Das Volk, sonst geknechtet und bevormundet, wird sich seiner Selbständigkeit bewußt; Priester, Gelehrte und Aristokraten haben es bisher geleitet und gezügelt; es sträubt sich gegen Zügel und Zaum; Wissenschaft und Freiheit sollen Gemeingut werden. Auch an Kirchenlehre und Kirchenregiment rüttelt man; Dogmen und kirchliche Formen werden bestritten und vertheidigt. Man verlangt Freiheit des Denkens und Lebens. Wann wird aber die Zeit kommen, wo man keinen anderen Zwang kennt als den des Sittengesetzes, welches einen Jeden göttlich verpflichtet?"

Sein Tod wurde von Vielen als Strafgericht des Himmels für solche Worte angesehen; der Weimarische Hof hatte ihm ruhig zugehört, denn Maria Paulowna war weit entfernt davon, nur solche Menschen bei sich empfangen zu wollen, deren Ansichten mit den ihren übereinstimmten. Um gerecht zu sein, meinte sie, müsse man die besten Menschen aller Parteien offen ihre Meinung aussprechen lassen. Ebenso tolerant stand sie Apelt gegenüber. Schon als siebzehnjähriger Jüngling war er mit Fries in Briefwechsel getreten, dessen „neue Kritik der Vernunft" ihn dazu angeregt hatte. Dann studirte er bei ihm und trat 1836 als Privatdocent zuerst vor einen größeren Zuhörerkreis. Er lebte von nun an in stiller, ruhiger Weise seinem Beruf, erwarb sich durch sein treues, bescheidenes, wohlwollendes

[1]) Bran's Minerva, 1847, Bd. III.

Wesen die allgemeine Hochachtung und war damit, wie mit der Anhänglichkeit seiner Schüler zufrieden, ohne nach äußerer Anerkennung zu verlangen, von der er wußte, daß sie in einer Zeit, wo Hegel die Geister beherrschte, nicht zu erwarten war; er lebte der festen Ueberzeugung, daß die Zukunft ihm gerecht werden würde, und hat sich insofern nicht getäuscht, als einer seiner Schüler, E. Hallier, ihm neuerdings ein ehrendes Denkmal setzte[1]). Er schloß sich streng an Fries an; er verwarf „alle Phantasien über Erschaffung der Welt von Gott oder Göttern, über Entstehung der Dinge aus dem Chaos, oder einem Urelement, oder dem Absoluten, ebenso wie alle religiösen Träume der Neuplatoniker, eines Schelling, Oken und Hegel“ [2]). Er sprach sich gegen Justinus Kerner und Alle aus, die an Gespenster glauben, und führte die schärfsten Waffen gegen das dogmatische Christenthum. Als Grundlage jeder Naturlehre stellte er eine Metaphysik der Natur auf und versuchte auch, den Streit zwischen Glauben und Wissen zu schlichten. Ueber sein Werk „Epochen der Geschichte der Menschheit“ schrieb ihm Alexander von Humboldt, es sei vorherzusehen, „daß die Art, wie Sie die historischen Mythen des Christenthums behandeln, Ihnen im sogenannten äußeren Leben Unfrieden bringen wird; mein Kosmos ist ja schon als demagogisch und unchristlich, ja zum Zuge nach Luzern aufregend, geschildert worden.“ Apelt wurde von diesem Unfrieden nicht berührt; er arbeitete ruhig in demselben Sinne weiter und gab nach und nach die „Theorie der Induction“, ein Buch, das als sein Hauptwerk bezeichnet wird, die „Metaphysik“, die „Reformation der Sternkunde“ und manche anderen Schriften heraus. Theile aus dem zuletzt genannten Werk wurden zu Vorlesungen benutzt, unter Anderem die höchst interessante Schilderung des Lebens in Nürnberg zur Zeit von Willibald Pirkheimer. In einem anderen Vortrag „Der Sternenhimmel“ zeigt sich neben dem Gedankenreichthum das tiefe Gefühl des Philosophen; er führt darin Kant's Worte näher aus: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

In seinem geistvollen Vortrag „von dem Einfluß der geographischen Entdeckungen auf den Gang der Culturgeschichte“ entrollte Apelt ein farbenreiches Gemälde, dessen weiter Horizont die ganze Welt umschließt. Er schilderte zunächst die Mythen der Alten, die sich in das Gewand dunkler geographischer Vorstellungen kleideten:

„So lange die Erde, nach den Ansichten der frühesten Dichter und der jonischen Schule, nichts Anderes war als eine von den Wassern des Oceans umflossene Scheibe, welche ein wenig nach Süden wegen des Gewichts hinneige, mit dem sie durch üppige Vegetation der Tropengegenden belastet sei, verlegte man nach diesen Räumen hin das Elysium, die Inseln der Seligen, die Hyperboräer, und das Volk der gerechten Anthiopen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klimas, die physische Kraft der Bewohner, die Unschuld der Sitten, alle diese Güter wurden den äußersten Grenzen der Erdscheibe zugeschrieben. Daher der unbestimmte Wunsch, zu diesen Grenzen, sei es durch den Phasis, sei es durch die Säulen des Briareus zu gelangen.“

Wie diese Ränder der Erdscheibe immer mehr in die Ferne rückten, wie strenge Wissenschaft und abenteuerlustiger Entdeckungsgeist sich immer enger ver-

[1]) Hallier, Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, S. 167 ff.
[2]) Ebenda, S. 172.

banden, um endlich in Columbus und seiner Zeit den Punkt zu erreichen, wo die Träume vor der Wirklichkeit ganz verschwanden, das führte der Redner in seiner knappen Sprache in großen Zügen aus.

„Mit dem raschen Zuwachs so vieler und überraschender Kenntnisse machte sich auch jener geheimere moralische Einfluß bemerkbar, welcher sanft die Bande des Aberglaubens und Vorurtheils löst und den Geist des Menschen für neue und ungewöhnliche Ideen zugänglich macht .... Die einmal angeregte Wißbegierde entfesselte den Forschungstrieb denkender Köpfe, und von den inductorischen Methoden geleitet, erfanden Galilei, Kepler und Newton die Erfahrungswissenschaften .... Die letzte Folge der großen geographischen Entdeckungen war die Flucht der guten Geister von der Erde. Die seligen Gefilde, Elysium, sowie der Garten Eden wichen anfangs in die fernsten Meeresküsten und über den Ocean zurück; hoben sich später von der Erde wie das Eldorado in den maurischen Phantasien, zu den Wolkensitzen empor und flüchteten endlich zu den Sternen. Als aber die aufblühende Astronomie sogar im Bau des Himmels den Zauber zerstörte, verschwand das Paradies auch aus den Räumen des Aethers. Die schützenden Engel des Menschengeschlechts: alle Genien und gütigen Feen verließen dessen Gesellschaft und wanderten in das Land der Sage oder der Dichtung. Die Mechanik des Himmels hat des Aristoteles Lichtwelt der Gestirne, den Himmel Klopstock's und das Empyrium der Väter zertrümmert und uns dafür ein Weltgebäude massenhafter, schwerer Weltkörper geschenkt ...."

Durch Maria Paulowna bekam Apelt den werthvollen Briefwechsel zwischen Kepler und David Fabricius, den die Bibliothek der Sternwarte von Pulkowa verwahrte; er veröffentlichte ihn in seiner „Reformation der Sternkunde" und drückte der Großfürstin seinen Dank durch die Widmung des Buches aus. Wenige Monate nach ihr starb Apelt, während man noch mit dem Druck seiner Religionsphilosophie beschäftigt war; sie wurde als sein Vermächtniß und Glaubensbekenntniß herausgegeben. Sie gipfelt in den Worten:

„Wir haben nur Ahnungen des Ewigen, die wir in irdische Bilder kleiden. Das Erbübel jeder Dogmatik ist, daß diese Bildlichkeit der Vorstellung als Glaube selbst aufgefaßt wird. Der Glaube ist nicht Wissenschaft, sondern Aesthetik. Alles Positive in den Religionen ist bildliche Vorstellungsweise und nicht nothwendige Wahrheit."

Doch auch ein Philosoph aus der Schule Hegel's und Schelling's, Ernst Reinhold, wurde zu Vorträgen berufen. Er war der Sohn jenes bekannten ersten Kantianers Reinhold, gegen den Fries seine Streitschrift gerichtet hatte, und einer Tochter Wieland's. Im Abendzirkel der Großfürstin sprach er über den Begriff der Philosophie und über die Gegensätze ihrer Systeme. Sein Manuscript ist ein Band von hundert enggeschriebenen Seiten, so daß man annehmen muß, er habe eine Reihe von Vorträgen gehalten.

Ein anderer Philosoph, Karl Fortlage, schloß sich, ebenso wie Ernst Reinhold, keiner der herrschenden philosophischen Richtungen vollständig an, sondern versuchte vielmehr, einer jeden gerecht zu werden. So unterzog er auch Hegel in der Schrift „Die Lücken des Hegel'schen Systems" seiner Kritik. Neben seinen Arbeiten theologischen und philosophischen Inhalts gab er nach jahrelangem ernsten Studium ein Werk über „das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt" heraus, das er zum ersten Male aus den alypischen Tonregistern entwickelte. Durch seine vielseitige Bildung und gesellschaftliche Gewandtheit war er in Jena wie in Weimar sehr beliebt und wurde häufig an den Hof befohlen. Seine im Manuscript erhaltene Vorlesung behandelte die Kantischen Schulen in Jena, wobei er Reinhold, den Vater, Fichte, Hegel und Schelling in den Vorder-

grund seiner Betrachtung rückt. Später hielt Fortlage noch einen Vortrag „Ueber den Begriff des Wunders", worin er sagt:

„Ein Wunder ist überall dort zu erblicken, wo ein geistiger Trieb allen äußerlichen Umständen entgegen sich von innen heraus Bahn bricht. Jeder schaffende Genius ist ein solches Wunder. So auch ist eine jede heroische That dann ein Wunder zu nennen, wenn sie aus reinem Gerechtigkeitstriebe, aus reiner Wahrheitsliebe und nicht aus Nebenabsichten entsprang .... Das einzige, wahrhafte Wunder ist der Geist. Er bewegt sich hinein in immer neue Regionen und Wege, auf welche wir nur den zukunftfrohen Blick zu lenken brauchen, um uns über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens zu erheben. Allerdings entwickelt sich der Geist aus der Materie; aber auch diese Entwicklung ist ein Wunder zu nennen. Doch die rechten Wunderwirkungen gehen erst dort an', wo der Geist auf den Geist wirkt, wo der eine Geist den anderen aus gegebenen Zeichen versteht. Diese Anzündung und Erregung des einen Geistes vom anderen ist nur möglich dadurch, daß sie in ihrer Tiefe communiciren im Urgeist. In ihn sich so tief hineinzuleben, daß sie selbst als seine Werkzeuge die Ausübung seiner Schöpfungswerke immer mehr an sich reißen, bis auf den Punkt, wo sie zuletzt mit dem Dichter ausrufen dürfen:

Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Entwickelt sich die Menschheit bis zu diesem Punkte, so begreift sie ihre Stellung auf Erden, ihre Stellung an Gottes Statt. Denn der Organisationsproceß der Natur endigt im Menschen, um hier einem Organisiren Platz zu machen, das in des Menschen eigene Hand gegeben ist."

Die Gesinnungen, die von oben ausgingen, pflanzten sich nach unten fort. Wie Maria Paulowna die Scheidewand zwischen Hof und Bürgerthum beseitigt hatte, so fielen die Schranken zwischen den einzelnen Kreisen des Bürgerthums, zwischen dem Gelehrten und dem Laien, wie zwischen den Vertretern der einzelnen Wissenschaften, und sie wurden gerechter gegeneinander, weil sie sich kennen lernten. Es darf hier nicht vergessen werden, daß Herder den ersten Grund zu diesen Wandlungen legte. Ganz richtig bezeichnet ihn Karl Hase als einen Propheten, der von einer Zeit weissagte, in deren mühevoller Erfüllung wir noch begriffen sind, und wie Hase, so konnten fast alle Theologen Jena's als Schüler Herder's gelten. Nicht nur dem Geiste nach, sondern in Wirklichkeit war es T. L. Danz gewesen; schon als Knabe nahm ihn Herder in seinen Schutz; später wurde er durch seine Befürwortung Gymnasiallehrer in Weimar und dann Diaconus in Jena, wo er fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode lebte. Er war ein großer Literaturkenner und ein Theologe von klarem, durchdringendem Blick, dessen Rationalismus nicht in trockenen Lehrmeinungen, sondern in warmem Gefühl für die Vertiefung der religiösen Anschauung zum Ausdruck kam. Als Kirchenhistoriker wird er hauptsächlich deshalb gerühmt, weil er durch ausgewählte Quellenmittheilung jedes Zeitalter in seiner Sprache reden ließ [1]) und dem Gedankengang Herder's folgte: „Satzungen, Gebräuche, Sagen, Legenden, Traditionen u. s. w., die auf der Localität alter Zeitumstände beruhen, verlieren mit ihr die Farbe. Wenn inneres Leben sie nicht hält, verwelken sie und welken desto eher, je stärker die Sonne der Wahrheit brennt und leuchtet. Alles hat seine Epochen und Lebensalter. Satzungen, Meinungen und Gebräuche sollten sie nicht haben? Gewissenhaftigkeit, die einzig wahre Religion, ist, wo sie ist, in allen Herzen dieselbe" [2]).

[1]) Frank, „Geschichte der Jenaischen Theologie".
[2]) Adraftea, Bd. III, S. 116.

Nachdem Danz seinen akademischen Beruf aufgegeben hatte und Schott starb, jener bekannte Theologe Jena's, der für die Berechtigung des Rationalismus gegen die Angriffe Hengstenberg's eingetreten war, trat J. B. E. Schwarz an die Stelle beider, ihr Erbtheil an Kämpfen und Pflichten auf sich nehmend. Er wurde Schott's Nachfolger am homiletischen Seminar, wozu er sich seiner glänzenden Rednergabe wegen besonders eignete. Als Superintendent und akademischer Lehrer war es sein Bestreben, Schleiermacher's und noch mehr de Wette's Anschauungen zu verbreiten; die Bibelübersetzung des Letzteren versuchte er dauernd einzuführen und stand als muthiger Kämpe in der vordersten Reihe Derer, die gegen die hierarchisch-dogmatische Richtung zu Felde zogen. Beide hielten bei der Großfürstin einzelne kirchengeschichtliche Vorlesungen. Danz gab auch einmal einen Ueberblick über Jena's Entwicklung, sprach jedoch frei, wie es seine Gewohnheit war, so daß nur der Entwurf des Vortrags vorhanden ist.

Unzweifelhaft der bedeutendste von allen Theologen Jena's ist zugleich derjenige, der am weitesten in unsere Gegenwart hineinreicht, der die meisten Nachrichten über sein Leben und seine Umgebung hinterlassen hat: Karl v. Hase. Um diesen liebenswürdigen, klugen, im höchsten Sinne christlich frommen Mann genügend zu schildern, müßten seine „Jugendideale und Irrthümer", seine „Briefe aus Italien", seine „Lebensannalen" vollständig wiedergegeben werden. Es hat wohl wenige Menschen gegeben, die in ihrer Selbstbiographie so wahr und offen, so einfach und natürlich auftraten, vom Kampf seiner Jugend mit der Armuth an bis zu den Höhen des Lebens. Da sein Vater früh starb und seine Mutter sich zum zweiten Male verheirathete, wurde er viel in der Welt herumgestoßen, ohne daß sein Frohsinn darunter gelitten hätte. Schließlich kam er nach Altenburg, wo er durch eine jährliche Unterstützung von fünfzig Thalern seitens der Gräfin Schönburg und durch Privatstunden, die er für achtzehn Pfennige die Stunde ertheilte, in den Stand gesetzt war, das Gymnasium weiter zu besuchen. Seine kecken Schülerstreiche wie seine häufig wechselnden Schwärmereien kennzeichnen den echten, deutschen Jungen; dazu kamen noch die unvermeidlichen poetisch-dramatischen Versuche, die den Glauben in ihm erweckten, daß er zum Dichter berufen sei. Sein Pflegevater, bei dem er die erste Zeit nach seines eigenen Vaters Tode verlebt hatte, versuchte ihn zu bestimmen, Jura zu studiren, denn nur ein Jurist, meinte er, könne sich die freie Bildung der Welt aneignen, ein Theologe müsse heucheln oder verkümmern. Karl Hase fühlte auch durchaus nichts, was einem unwiderstehlichen Drang, Geistlicher zu werden, ähnlich sah, denn er war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen worden, der Geist Goethe's und Lessing's hatte ihn gestreift; als er anfing, sich unter Leitung seines Pflegevaters mit dem Studium der Rechte zu beschäftigen, fühlte er sich bald so davon abgestoßen, daß er sich lieber endgültig für die Theologie entschied, schwebte seiner dichterischen Phantasie doch auch ein idyllisches Pfarrhaus, wie in Voßens „Luise" vor. So zog er als Student nach Leipzig, wo eine billige Wohnung im alten Paulinum für ihn bestimmt wurde, denn seine fünfzig Thaler jährlich hatten sich um keinen Heller vermehrt. Dies alte Kloster, eine Erbschaft der Bettelmönche, stand nicht in hohem Ansehen; ein Leipziger Theologe pflegte es mit der Dogmatik zu vergleichen: „jedes Jahr wird an dem morschen

Bau renovirt, doch es kommt nicht zu dem nöthigen Neubau." Der genügsame Jüngling richtete sich ein, so gut es ging, studirte mit Eifer und versuchte dazwischen, die Muse der Dichtkunst zur Gönnerin zu gewinnen; da gab es manche Enttäuschung, und sie wich weiter und weiter zurück, je mehr er sich in philosophische Studien vertiefte. Mit voller Begeisterung trat er der deutschen Burschenschaft bei und wurde sogar zum Vorstand gewählt, als sie nach den Karlsbader Beschlüssen verboten war; ganz im Geheimen wollte er für sie wirken und zog deshalb während der Sommerferien im Jahre 1820 zu Fuß von einer Universität zur anderen, wobei ihn Jena, die Stätte seiner späteren Wirksamkeit, am meisten anzog. Gegen das Ende seines Leipziger Aufenthalts mußte er seine Betheiligung an der Burschenschaft durch eine längere Haft büßen. Schelling's Ruf lockte ihn nach Erlangen; auch dort blieb er dem Verein treu, der ja nur von der Demagogenfurcht der Behörden zu einem politisch gefährlichen gestempelt und sich dadurch selbst erst seiner Wichtigkeit bewußt wurde. Hase bekam, mitten in den Vorbereitungen zu seinem Examen, die Aufforderung, wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben, die Universität binnen acht Tagen zu verlassen. In Bayreuth, wo er sich einmiethete, um weiter zu arbeiten, wurde ihm dieselbe Mahnung zugeschickt, und erst bei Verwandten auf dem Lande konnte er endlich zur Ruhe kommen.

Im October machte er dann sein Examen. Der Zukunftstraum von einem ländlichen Pfarrhaus war damit der Erfüllung näher gerückt, aber der junge Candidat hatte sich inzwischen in der Welt umgesehen, und was ihm einst wünschenswerth erschien, hatte jetzt seinen Reiz verloren. Er wandte sich mit seinem kleinen väterlichen Vermögen in der Tasche gen Schwaben und wurde in Tübingen Privatdocent. Es ging ihm zu Anfang sehr gut dort; er las zum ersten Male über das Leben Jesu, ein von ihm später so viel und mit so glänzendem Erfolge mündlich und schriftlich behandeltes Thema; sein Roman „Des alten Pfarrers Testament" fand einen Verleger, und sein Leben schien sich nun endlich in ruhigem Fahrwasser zu bewegen; da plötzlich entdeckten die ängstlichen Württemberger den staatsgefährlichen Burschenschafter in ihm und führten ihn bei Nacht und Nebel wie einen schweren Verbrecher nach der Festung Hohenasperg, in der Schubart bis zu seiner traurigen „Bekehrung" als Gefangener gesessen hatte. Hase's erster bequemer Wohnraum wurde bald mit dem für Diebe und Mörder bestimmten Kerker vertauscht, der nur oben in der dicken Mauer ein eisenvergittertes Kellerfenster hatte. Man wollte ihn dadurch zwingen, die übrigen Bundesglieder zu verrathen, was er standhaft verweigerte. Nach zehn Wochen kam er wieder in ein besseres Zimmer und konnte mit seinen Mitgefangenen verkehren, unter denen sich auch der spätere Chefredacteur der „Allgemeinen Zeitung", Gustav Kolb, befand. Wie Hase die Ungerechtigkeit, mit der man ihn verfolgt hatte, ertrug, zeigt sein Brief an die Mutter:

„Eine Revolution hab' ich nie gewollt, so wenig als die meisten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politische Größe Deutschlands sich erneuere durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes ... Was mir geschehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit solcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich so wenig betrüben kann, als daß im Herbst die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth ansieht. Aber es ist nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen."

Seinen schriftstellerischen Bestrebungen war das Festungsjahr sehr günstig, er schrieb die „Proselyten" und vollendete seine Dogmatik, für die sich auch ein Verleger fand. Endlich, am 8. August 1825, ward er frei gegeben, allerdings mit der Hinzufügung, Württemberg sofort zu verlassen und Stuttgart und Tübingen nicht mehr zu berühren. „Es war nicht eben leicht, heimzukehren," sagt Hase, „statt mit wohlerworbenen Gütern, bestraft, entsetzt, landesflüchtig; doch hat mich's Niemand empfinden lassen." Er ging nach Dresden, wo seine Dogmatik, nicht ohne manche Censurstreitigkeiten, gedruckt wurde. Als er auch da einen Ausweisungsbefehl erhielt, bat er um Audienz bei dem Minister Graf Einsiedel, stellte ihm seine Sache vor und erreichte, daß dieser den Befehl zurücknahm, ihn aber eindringlich ermahnte, die Philosophie fernerhin als Magd der Theologie zu betrachten und sich um Politik nicht zu kümmern, die er nicht verstände; Hase fügt hinzu, er hätte den Minister wohl bitten mögen, sich auch seinerseits mit der Theologie nicht zu befassen. Beide sind der Mahnung nicht gefolgt. Als der Superintendent Hahn nach Leipzig berufen wurde, um gegen den Rationalismus aufzutreten und das geltend zu machen, was Graf Einsiedel für Christenthum hielt, schrieb Hase sofort eine scharfe Vertheidigung des Rationalismus gegen ihn. Bald darauf betrat er in Leipzig als Privatdocent wieder das Katheder und versammelte eine Anzahl freisinniger Theologen um sich. Als erste Anknüpfung mit Weimar kann die Bekanntschaft des General-Superintendenten Röhr gelten, die Hase fast wider seinen Willen machte; denn der als Haupt der Rationalisten bekannte Mann hatte, trotz seiner Richtung, in der Recension eines Hase'schen Buches diesen des Pantheismus bezichtigt, was der Verfasser bald auch von anderen Seiten zu hören bekam. Kurz bevor Röhr nach Weimar zurückreiste, sagte er: „Sein System taugt den Teufel nichts, aber nach Jena muß er doch!" Inzwischen wurde Hase die Aussicht auf eine Professur in Berlin eröffnet, doch der Polizeiminister, durch Kamptz beeinflußt, sorgte dafür, daß die Stadt vor dem „Demagogen" bewahrt blieb, und Jena den bedeutenden Theologen für sich gewann. Der Minister Schweitzer fügte der Berufung einige Worte des Willkommens hinzu: „Freundlich, recht freundlich werden Sie in Jena empfangen werden, und daß man dort in den akademischen Verhältnissen glücklich leben kann, weiß ich selbst aus Erfahrung." Die Bitte um einen einjährigen Urlaub vor dem Eintritt in die neue Stellung wurde Hase gewährt, so daß er nun dem Wunsche seines in Leipzig gewonnenen Freundes Hermann Härtel, ihn nach Italien zu begleiten, folgen konnte. Das Band zwischen den beiden jungen Männern war um so fester, als Hase sich durch die innigste Liebe zu Härtel's Schwester Pauline hingezogen fühlte, und auch die Hoffnung hegen durfte, daß sie nicht unerwidert blieb. Die Briefe aus Italien „an die künftige Geliebte" waren an die gegenwärtige gerichtet; sie gehören unter der großen Menge italienischer Reisebriefe zu den schönsten und lebensvollsten ihrer Art. An dem letzten Theil der Reise betheiligte sich die Empfängerin dieser Briefe schon als seine glückliche Braut. Auf jede Weise aller Sorgen entrückt, hoffnungsfroh und thatenlustig fuhr Hase an einem Sonnabend des Jahres 1830 in den Saalgrund hinab, der „ruhmvollen Stadt seiner Zukunft" entgegen.

Der junge Professor wurde, wie Schweitzer es vorausgesagt hatte, herzlich empfangen. Bald führte er Pauline Härtel als sein Weib in ein bequemes, schön eingerichtetes Haus, das der Vereinigungsplatz vieler Freunde werden sollte, und in dem das glücklichste Familienleben sich entfaltete. Ueber fünfzig Jahre war Hase der Stolz und die Zierde der Universität; bis zum letzten Augenblick ist er sich selber treu geblieben, ist für Wahrheit und Freiheit in die Schranken getreten und hat sich ein Herz voll tiefen, warmen Gefühles, einen reinen poetischen Sinn und das volle Verständniß für die fortschreitende Zeit bewahrt. Seine Berichte aus Italien, wo er immer wieder Erholung und Erfrischung suchte, haben bis zuletzt einen jugendlichen Zauber. Er sagt von sich[1]: „In mir selbst ist doch ein gutes Stück Heidenthum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und in ihren Schmerz sich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit bösem Gewissen, sondern ohne Reue, absichtlich und besonnen, weil ich das Gegentheil für eine Einseitigkeit halte, wie erhaben sie auch oft gewesen sei." Solcher Sinn mußte ihn zu Goethe hinziehen; doch nur einmal, am 23. August 1830, war er bei ihm; Pauline, seine junge Frau, wagte es, mit einer heiteren Freundin den greisen Dichter heimlich zu besuchen und hatte die Freude, auf das Freundlichste empfangen zu werden, wie sie selbst in einem Brief nach Hause erzählt.

Nicht lange nachdem Hase in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten war, begann der Kampf mit der Orthodoxie, als deren Haupt Hengstenberg das Wort führte. Es war das dritte Mal, daß Hase gegen widerstrebende Zeitrichtungen in die Schranken zu treten sich verpflichtet fühlte. Zuerst gegen Hahn, dann gegen den verknöcherten Rationalismus, „dessen Verkennung historischer Eigenthümlichkeit, dessen Zurücksetzung der Rechte des religiösen Gefühls vor der kahlen Verständigkeit"[2]), und nun gegen die „Evangelische Kirchenzeitung", die auf sein Haupt das Anathema schleuderte. Sein Versuch, die Berufung de Wette's nach Jena durchzusetzen, wurde ihm von jener Seite sehr verdacht, hatte doch dieser nach Kotzebue's Ermordung einen theilnehmenden Brief an die Mutter Sand's geschrieben und war deshalb in Berlin seines Amtes entsetzt worden. Noch mehr Staub wirbelten Hase's theologische Werke auf, so sein poetisches, liebevoll geschriebenes „Leben Jesu" und noch mehr seine Schrift über: „Die evangelische Kirche des Deutschen Reichs". Er erwartete von diesem Buch viel Verdruß, fügte aber hinzu: „Ich wollte die freie Stellung, die mir Gott gegeben hat, benutzen, um das Maul weit aufzuthun, vielleicht daß es doch einiges Gute schaffte." Die nächste Folge war Hengstenberg's Artikel in der „Evangelischen Kirchenzeitung", worin er die theologische Facultät in Jena als den Lehrbegriffen der evangelischen Kirche und dem Worte Gottes entfremdet darstellte. Hase schreibt: „Es drängte sich mir recht der nothwendige Beruf unserer Facultät auf, gegen alle Verdunkelung eine Burg der freien protestantischen Wissenschaft zu sein durch immer tiefere Erfassung des Christenthums." Seine Kirchengeschichte zeugt für die Erfüllung des anerkannten Berufes. „Er wölbt in ihr einen Dom

[1]) „Annalen meines Lebens". Herausgegeben von K. A. v. Hase. Leipzig 1891. S. 13.
[2]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena.

mit himmelanstrebendem Thurm. Und das Urtheil, als fehle diesem Thurm das heilige Zeichen des Kreuzes, ist doch nur das Urtheil eines in Neander's Weise befriedigten und befangenen Idealismus“ [1]). Wenige Jahre vor Hase's Tod wurde Hengstenberg's Ansicht über Jena in verschärfter Weise wiederholt, was dort so aufregend wirkte, daß man beschloß, der theologischen Facultät und ihrem greisen Oberhaupt eine Vertrauensadresse zukommen zu lassen. Indem er seinen Dank aussprach, sagte Hase: „Sie alle dürfen sich zu uns versehen, daß wir wie bisher einstehen werden für den alten, treuen Bund der Freiheit und des Christenthums, was auch geschehe. . . . Man hat nicht ohne Erfolg die Sage verbreitet, daß unserem Volk die Religion genommen werde, wenn es nicht gelänge, sie zurückzudrängen in die alterthümlichste Form des Dogmas — ein zweischneidiges Unternehmen gegen den schon erwachten Verstand eines Volkes“ [2]). Mit vollem Recht konnte er hinzufügen [3]), daß er zu den Höhen seiner Wissenschaft gelangt sei, soweit sie derzeit erreichbar waren und auch künftige Jahre, genannt oder ungenannt, dadurch mitwirken werde. Bei seiner Todtenfeier schilderte ihn Prof. Dr. Lipsius als einen Mann von echter Frömmigkeit, fern jedem Buchstabendienst, als einen Forscher, dem die Wahrheit über Alles, selbst über theure Lieblingsmeinungen ging, als eine vornehme Natur, die alles Unedle und Gemeine von sich fern hielt und zugleich als einen Freund der Freiheit in Staat und Kirche, für die er sein Leben lang gekämpft und gerungen. „Immer der Alte,“ hat einst Hengstenberg ihm höhnend zugerufen, „immer der Alte, so durfte er von sich selbst freimüthig bekennen.“

Das war der Mann, den die Großfürstin häufiger als Andere zu sich berief, der vielleicht auch ein größeres Recht hatte, als Andere, über sie zu urtheilen. „Sie ist mir immer das Ideal einer Fürstin gewesen“ [4]), „sie ist die deutsche Fürstin geworden, die unseres Volkes Glück und Leid als das eigene mit durchlebt hat“ [5]). Konnte er Schöneres sagen? Im Jahre 1846 erwähnt er eine Vorlesung in der „Rose“, die er über Savonarola hielt und der auch der Erbgroßherzog zuhörte; er wiederholte sie in Weimar und hat sie später in den „Neuen Propheten“ veröffentlicht, ebenso die Geschichte der Jungfrau von Orleans, von der er schreibt:

„Ich hatte das Leben der Jeanne d'Arc beschrieben; für eine Vorlesung bei der Großfürstin im Februar war das eben recht, nur etwas lang. Da beim Thee nahm mich der Großherzog bei Seite: ich möchte ihm den Gefallen thun, es möglichst kurz zu machen. Ich hatte einen schönen Schrecken, faßte mich aber rasch, las bis zur Gefangennehmung der Jungfrau, um da mit einer nichtssagenden Entschuldigung abzubrechen. Die Anderen wunderten sich, der Großherzog warf mir einen dankbaren Blick des Einverständnisses zu; die Großfürstin, der ich, wie üblich, die Handschrift übergab, sagte in ihrer Freundlichkeit: Nun, Sie lesen uns ein andermal den Schluß. Wirklich im Mai, zum Geburtstag des abwesenden Herzogs Bernhard, beschied sie mich wieder und übergab mir das Manuscript: sie habe den anwesenden Damen, der Herzogin Bernhard mit ihrer Tochter und der Stiefmutter der Herzogin von Orleans dasselbe gegeben,

---

[1]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena.
[2]) Annalen meines Lebens, S. 305.
[3]) Das. S. 306.
[4]) Das. S. 117.
[5]) Das. S. 328.

aber mit dem von ihnen genommenen Versprechen, nicht weiter zu lesen als bis zur Gefangennehmung; da also hatte ich fortzufahren" [1]).

Später erzählt er:

„An einem ihrer gelehrten Abende, wo ich nur als Gast war, hatte ich ihrer holdseligen Art, mich zu einer demnächstigen Vorlesung zu bestimmen, mannhaft widerstanden, so daß sie schließlich zu Göttling, der dabei stand, sagte: Nun, Sie hören, er hat uns nichts versprochen, aber reden Sie ihm auf dem Heimweg zu, vielleicht thut er es doch! Göttling schalt hernach über meine Hartnäckigkeit, daß ich solcher Bitte solcher Frau widerstehen könnte. Ich wußte aber in der That nichts Passendes für diesen Kreis; die Fichte-Absetzung [2]) wollte sich in das weimarische Schloß nicht recht schicken. Als wir in der Nacht heimfuhren, recht im Wunsche, jenen Wunsch zu erfüllen, ist mir der heilige Franciskus plötzlich eingefallen in Erinnerung an Assisi" [3]).

Dann heißt es weiter:

„In Weimar hielt ich Vorlesung über Franz von Assisi, als die Prinzeß Augusta mit ihrem Töchterchen Luise da war. In einem frommen Verein zu Coblenz war ihr auch das Leben des heiligen Franz vorgelesen worden, und sie sprach ihr Gefühl des Unterschieds lebhaft aus. Nach Tisch mit der Prinzeß Augusta ein langes Gespräch, dem der Großherzog eine Weile schweigend zuhörte, ihre tiefe Wehklage über damaliges Regiment in Kirche und Staat!"

Die Geschichte des Heiligen erschien als selbständiges Buch; nicht lange nachher kam auch das interessante Werk über das geistliche Schauspiel heraus, dessen Inhalt theilweise zu Vorlesungen gedient hatte, wie schon die Eintheilung in Abende, statt in Capitel, beweist. — Nach dem Tode Maria Paulowna's wurde Hase noch öfters zu gleichem Zweck nach Weimar berufen, wo man darauf bedacht war, im Sinne der Großfürstin weiter zu wirken und den Mann festhielt, den sie hochgehalten hatte und der so treu an Sachsen-Weimar hing. Es kann überhaupt nie genug darauf hingewiesen werden, daß der Hof von Weimar nie, weder in Thaten noch Gesinnungen, einen Schritt rückwärts gemacht hat, sondern von den Regierungsgeschäften an bis hinab zum geselligen Verkehr immer bestrebt war, mit der Zeit und ihren Anforderungen vorwärts zu schreiten. Das gilt vom heutigen Tage, wie von den Tagen der Großfürstin und wird ebenso von den späteren gelten.

Den Philosophen und den Theologen, den Arzt und den Naturforscher haben wir vor der Großfürstin sprechen hören. Ihre Hofdamen mochten oft wohl heimlich seufzen, wenn die Herrin von ihnen verlangte, die gelehrten Abhandlungen den nächsten Tag aus dem Gedächtniß nachzuschreiben. Sie waren zwar durch sie schon daran gewöhnt worden, sich schriftlich mit einiger Gewandtheit auszudrücken, trotzdem wurde es ihnen nicht ganz leicht, den Anforderungen gerecht zu werden, die Maria Paulowna an ihre Auszüge der Vorträge stellte, am wenigsten dann, wenn der Stoff derselben ihnen fern lag oder ganz neu war; das war hauptsächlich der Fall, wenn Gelehrte lasen, deren Forschungen das Gebiet alter und neuer Sprachen umfaßte.

Da ist in erster Reihe der Orientalist J. G. Stickel zu nennen, der heute noch, trotz seines hohen Alters, in rüstiger Frische seinem Lehramt vorsteht. Er hatte sich ursprünglich der Theologie gewidmet und in Herder den Meister ge-

[1]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena, S. 91.

[2]) Erschien unter dem Titel „Jenaisches Fichte-Büchlein" zum Jubiläum der Universität.

[3]) Annalen meines Lebens, S. 117.

funden, dem er in seinem Wirken folgen wollte; als ihm dessen Werk: „Vom Geist der hebräischen Poesie" in die Hände fiel, wurde ihm dies der erste Anlaß zum Studium der morgenländischen Sprachen, dem er sich bald ganz widmete. Seine Begabung dafür machte seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam, eine namhafte Unterstützung wurde ihm vom Staat gewährt, damit er nach Paris gehen und sich dort als Schüler von Sylvestre de Sacy, dem größten Orientalisten seiner Zeit, die nöthigen Kenntnisse erwerben könnte. Ehe er im Jahre 1829 seine Reise dorthin antrat, verabschiedete er sich auch von Goethe, der ihn schon oft empfangen hatte. Seine Begegnungen mit ihm hat er selbst dargestellt[1]). Zum Abschied gab ihm der greise Dichter ein Blättchen mit der Stelle aus dem westöstlichen Divan:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!

Goethe.

„Dieses Blättchen, bis heute von mir als ein Kleinod bewahrt," so erzählt Stickel, „hat wie ein Zauberschlüssel in Paris gewirkt." Sein edler Gönner vergaß ihn in der Zwischenzeit nicht, und als er von Paris zurückkehrte, war sein erster Gang zu Goethe, um ihm von seinen Erlebnissen und Studien zu erzählen. Bald darauf sandte Goethe dem jungen Gelehrten den Abdruck eines mohammedanischen Siegelsteines mit der Bitte um Erklärung der Umschrift, die in zwei Briefen erfolgte. Dies war die erste Anregung zu der umfassenden Thätigkeit, welche von nun an den wissenschaftlichen Lebensinhalt Stickel's bilden sollte. Wenn Jena sich heute rühmt, durch sein orientalisches Münzcabinet die Concurrenz mit den größten Sammlungen Europas aufnehmen zu können, so darf es den ersten Gründer, Stickel, dabei nicht vergessen, noch weniger aber seine Fürsten, durch deren thatkräftige Hülfe die Erwerbung dieser Sammlung allein ermöglicht wurde. Ein Missionar der Brüdergemeinde, Herr Zwick, war nach achtzehnjährigem Aufenthalt im asiatischen Rußland in seine Heimath Sachsen-Weimar zurückgekehrt und hatte eine prachtvolle Sammlung der seltensten Münzen mitgebracht, die er Stickel vorlegte. Dieser sagte sich sofort, daß Jena sich solchen Schatz nicht dürfe entgehen lassen. Er war gerade zur Großfürstin befohlen worden, wo er einen Vortrag über Hieroglyphenschrift hielt, und benutzte die Gelegenheit, um von dem Besitz des Herrn Zwick zu sprechen. „Er wird" so sagte er, „der Stadt, die ihn erwirbt, einen Glanz verleihen, welcher mit dem Werthe der Sammlungen — weil solche Münzen immer seltener werden — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortwährend steigen wird." Daraufhin einigte sich der Großherzog mit seiner Gemahlin, und beide befahlen dem über solchen Erfolg seiner Vorstellung überaus glücklichen Gelehrten, die Münzen anzukaufen. Viele Jahre später, als Hofrath Soret, ein bedeutender Numismatiker, starb, gelang es Stickel wieder, dessen Sammlung dem orientalischen Cabinet einzuverleiben. Maria Paulowna's Sohn und ihr Enkel kauften den Nachlaß

[1]) J. G. Stickel, „Meine Berührungen mit Goethe". Goethe-Jahrbuch, Bd. VII. 1886.

Soret's, wodurch die Jenaer Sammlung beträchtlich an Werth gewann. Stickel berichtete im Abendkreise der Großfürstin bald nach Erwerbung der Zwick'schen Sammlung genauer über ihren Inhalt, indem er die Geschichte des mohammedanischen Münzwesens vortrug, einzelne Stücke vorzeigte und erklärte. Den Vorwurf Vieler, daß „kleinlicher dumpfer Fleiß und eine altväterische Gelehrsamkeit sich da mit Aufgaben befasse, an deren Lösung eigentlich sonst Niemandem gelegen sei und die zuletzt doch nur auf einen nutzlosen Curiositätenkram hinauslaufe", weist er zurück, indem er die Unentbehrlichkeit der Münzkunde darlegt, als der Wissenschaft:

„Die zwar, in kleinlichem Sinn getrieben, so gut wie andere Disciplinen in Mikrologien ausarten kann, die aber, im rechten Geiste gefaßt, von mehr Seiten, als es werth scheinen mag und sicherer als viele andere Urkunden, die Ereignisse, Zustände, Meinungen und Fertigkeiten der Vergangenheit vor uns aufschließt. Die Angaben der Prägejahre und Prägeorte auf den Münzen dienen der Chronologie und Geographie; die Bildwerke, oft auf den Religionscultus bezüglich, lehren den Mythologen, zeigen dem Künstler den Zustand der Kunst von Epoche zu Epoche; die Münzaufschriften liefern durch die Form ihrer Buchstaben dem Paläographen durch ihre sprachlichen Formen und den Wortvorrath dem Sprachforscher schätzbares Material; die Fundorte der Münzen dienen zur Aufspürung alter Straßen- und Handelszüge; dem Staatswirth wird der Münzwerth bei den Alten, ja endlich dem Metallurgen wird selbst die Beschaffenheit der Metalle und ihr Compositionsverhältniß interessant, vielleicht auch lehrreich sein."

Sehr hübsch beschreibt dann Stickel, indem er zugleich eine feine Huldigung für die Großherzogin damit verbindet, ein seltsames goldenes Kleinod, das Jena's orientalisches Cabinet besitzt: die Krone Dschanibek's, des Mongolenchans der sogenannten goldenen Horde, die einst vom Anfang des 13. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts nördlich vom kaspischen Meere herrschte.

„Heute," so schließt Stickel, „hat der Strom der Zeit die Horde, die Heergeräthe, die Städte mit ihren zusammengeraubten Schätzen und prangenden Palästen hinweggespült, bis auf dies eine Kleinod, das nach einem halben Jahrtausend eine Welle ausgewühlt und hinübergetragen hat zu den Füßen einer erhabenen Tochter jenes von der Horde am meisten gemißhandelten Reiches. Für Jena sei die Krone Dschanibek's ein köstliches Zeichen, daß die Bildung zuletzt doch über die Rohheit siegt, für Weimar eine Trophäe, an deren Leben kein Blut hängt, friedlich erobert durch den wissenschaftlichen Sinn seiner Fürsten."

Einen über Jena's Grenzen hinaus berühmten Namen erwarb sich A. Schleicher[1]). Auch er war zum Theologen bestimmt worden, doch als er das erste Mal in Tübingen die Kanzel bestieg, schwor er sich, daß es das letzte Mal sein sollte; er ging nach Bonn und warf sich mit Leidenschaft auf Sprachstudien. Seine Jugend und seine Lebenslust riß ihn dabei in den Strudel der Bonner Geselligkeit, sodaß nur eine Natur wie die seine, „aus Leder und Schmiedeeisen", der geistigen und körperlichen Anstrengung eine Zeit lang Widerstand leisten konnte. Schließlich brach er zusammen und wurde schwer krank; er wäre, da seine Geldmittel rasch zur Neige gingen, einem traurigen Schicksal verfallen, wenn ein treuer Freund aus seinen glücklichen Tagen ihm nicht im Unglück beigestanden hätte. Es war der junge Prinz Georg von Meiningen, der, wie sein geistvoller Gouverneur Seebeck, ein Bewunderer Schleicher's war. Er erwirkte ihm eine Unterstützung von seiner Tante, der Königin-Wittwe von

[1]) Lefmann, A. Schleicher. Leipzig 1870.

England, wodurch Schleicher der schwersten Sorgen enthoben wurde. Das Jahr 1848 zog den leidenschaftlichen Mann in seine politischen Kämpfe, deren Ausgang ihm so nahe ging, daß er sich auf wissenschaftliche Reisen begab, um den ihm unerträglichen Eindrücken auszuweichen. Nach einem Jahr wählte er Prag zum Aufenthaltsort, und beschäftigte sich hier eingehend mit dem Studium der czechischen Sprache; als Correspondent der „Kölnischen" und der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" besserte sich auch seine äußere Lage, sodaß er nicht mehr allein von der Gnade der Königin abhing; doch der Genuß eines ruhigen Lebens wurde ihm nicht zu Theil, die Polizei hatte in ihm einen „staatsgefährlichen Demagogen" aufgespürt und griff zu dem sichersten Mittel, ihn unschädlich zu machen: sie verbot der Post, dem deutschen Gelehrten irgend welche Gelder auszuzahlen, ein System des Aushungerns, dem Schleicher nothgedrungen weichen mußte. Er hatte sich aber nie in der Rolle eines stillen Dulders wohl gefühlt und scheute keinen Weg, um sich jetzt Recht zu verschaffen. Endlich nahm Graf Thun sich mit solchem Erfolge seiner an, daß der aus Prag vertriebene Doctor als Professor der Universität dort wieder einzog. Schleicher folgte der Berufung, nicht nur, weil sie eine öffentliche Ehrenrettung für ihn war, sondern weil er eine feste Anstellung, die seine Zukunft einigermaßen sicherte, schon längst ersehnt hatte. In der Freude darüber übersah er in der ersten Zeit die unerquicklichen Verhältnisse, die ihn umgaben, auch führten seine Studien ihn bald zu einem längeren Aufenthalt nach Littauen, und die Ergebnisse desselben, die schönsten Märchen und Lieder, deren Ton er in Wort und Ausdruck herrlich wiederzugeben wußte, trugen ihm reiche, verdiente Anerkennung ein, sodaß seine Stimmung die beste war. Nach und nach erst wurde ihm die politische Reaction fühlbar, die sich in Böhmen vor Allem durch die Betonung des Katholicismus, dem Protestantismus gegenüber, äußerte. Der Curator der Universität war der Erzbischof; er wie seine Glaubensgenossen sahen Schleicher ungern in ihrer Mitte, und der nationale Haß der Czechen verfolgte ihn in womöglich noch heftigerer Weise. Sie vergaßen darüber, daß der Deutsche die Schätze ihrer Sprache an das Tageslicht hob, ja sie beneideten ihn um seine Erfolge, die ihre Angriffe erschwerten. Als Mann der Wissenschaft war er unantastbar; es galt, ihn von anderer Seite zu fassen, und man meinte, die Vergangenheit sei seine Achillesferse. Er wurde polizeilich bewacht, eine Haussuchung folgte dieser ersten Maßregel, und die Anklage auf Grund eines unbedeutenden Papieres vollendete den Sieg seiner Feinde. Nach endlosen Unterhandlungen mußte man ihn zwar frei lassen, aber Haß und Argwohn hefteten sich an ihn wie Ketten, die zu tragen schwerer wurden, als die eisernen eines Gefangenen. Er zog sich mehr und mehr zurück; nur mit G. Curtius blieb er im Verkehr; auch aus der Prüfungscommission, in die er gewählt war, trat er wieder aus, da dies Amt für einen Protestanten unhaltbar ward. Ordnete der Erzbischof doch öffentliche Gebete um Ausrottung der Ketzerei an. Seine Stellung, das fühlte er, war eine unwürdige. Doch wohin? Er hatte inzwischen geheirathet, und mußte nicht nur für sich, sondern auch für die Seinen sorgen. In der Noth klagte er Seebeck sein Leid, der Curator in Jena geworden war, und bekam umgehend die Antwort, er möge nur dorthin kommen, man wolle für ihn sorgen. Eine Professur konnte

er ihm freilich nicht versprechen, da keine Stelle frei war, er eröffnete ihm aber die bestimmte Aussicht auf zahlreiche Zuhörer. Schleicher begrüßte Jena, wie der Verfolgte den schützenden Hain der Götter, und blieb dort, obgleich sein äußeres Leben sich nicht so glänzend gestaltete, als er es seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen hätte beanspruchen können. Maria Paulowna's Einfluß verdankte er die vortheilhafte Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Petersburger Akademie. Daß er nicht mehr erreichte, lag zum Theil an seinem schroffen Charakter, an seiner Unzugänglichkeit und Verbitterung, kurz an dem, was das Leben aus dem frischen, offenen Jüngling gemacht hatte; zum andern Theil an der Festigkeit, mit der er die Dogmen der Hegel'schen Philosophie aufrecht erhielt, die seine sorgfältigen, naturwissenschaftlichen Einzelforschungen störend kreuzten, wie sie in sein mächtiges Gebäude der indogermanischen Sprachwissenschaft einen gefährlichen Riß brachten. Trotzdem wird er heute noch als der Begründer einer neuen Epoche der streng geschichtlichen, vergleichenden Sprachforschung anerkannt. Sein Organisationstalent befähigte ihn, seine Wissenschaft zum ersten Male in ein System zu bringen, indem er das Wesentliche hervorhob und mit einer Genauigkeit verfuhr, die seinen Nachfolgern als Vorbild dient. Sein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" gilt als sein bedeutendstes Werk[1]). „Durch Darwin mächtig angeregt, mit Häckel innig befreundet, gelangte er für die Entstehung der Sprachen zu ähnlichen Resultaten, wie Darwin für die Entstehung der Organismen[2])." Er trat dadurch etwas aus seiner Abgeschiedenheit heraus und nahm froheren Antheil an der Gegenwart, die ihm, wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung, als ein Fortschritt erschien. Von Denen, die ihn kannten, wird seine Einfachheit und sein Pflichteifer gepriesen; sein rastloser Fleiß erregte das höchste Staunen, richtete ihn aber auch schließlich zu Grunde, als er mit einer Arbeit über das ausgestorbene Polabische beschäftigt war, und, schon krank, sich im Uebereifer den Schlaf versagte.

Seine littauischen Märchen und Sagen pflegte er bei der Großfürstin vorzulesen, dadurch bisher ganz fremden Volksdichtungen auch in anderen, als in Gelehrtenkreisen, Eingang verschaffend.

Wie es Schleicher vorgeworfen wird, daß die Hegel'schen Theorien seinen Blick trübten und ihn mit seiner naturwissenschaftlichen Methode in Zwiespalt brachten[3]), so hat man auch von J. G. Droysen gesagt, daß er die Einwirkungen der Hegel'schen Schule nie habe abstreifen können. Wenige Jahre vor Schleicher kam er als Professor der Geschichte nach Jena, ein in politischer Beziehung für Einige berüchtigter, für die Meisten berühmter Mann; war er doch einer der ersten Wortführer für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein gewesen und als Abgeordneter der Herzogthümer nach Frankfurt in die Nationalversammlung gekommen. Dann gehörte er mit zu Denen, die als Staatsverbrecher betrachtet wurden, weil sie das deutsche Kaiserreich errichten wollten,

---

[1]) Theod. Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft". München 1869.

[2]) Ed. Hallier, „Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts", S. 422.

[3]) Vergl. Artikel „Schleicher" in der „Allgem. deutschen Biographie".

wie die Franzosen 1830 das Königthum, und die das Glück hatten, endlich ihren Traum verwirklicht zu sehen. Was er für die Wissenschaft geleistet hat, bedarf nicht der Erörterung, steht er doch auch als Mensch noch in der Erinnerung der Gegenwart.

Von Denen jedoch, die in den letzten Lebensjahren der Großfürstin durch ihre Vorträge die literarischen Abende zu so interessanten gestalteten, wird Kuno Fischer heute am meisten genannt. Auch er suchte Jena auf, wie der Schiffer den Hafen. Drei Jahre lang hatte er in Heidelberg eine dieser „Pandectenatmosphäre" ungewohnte philosophische Bewegung hervorgerufen und die jugendlichen Herzen im Sturm gewonnen, bis sich im J. 1853 der Ultramontanismus mit der orthodoxen Theologie gegen ihn verband. Der Professor der Theologie Schenkel griff ihn schriftlich an; Fischer vertheidigte seine gerechte Sache, wurde aber trotzdem des Pantheismus angeklagt, und das Ministerium verfügte seine Entfernung, obwohl die philosophische Facultät sich bis auf eine ultramontane Stimme für ihn erklärt hatte[1]). Arnold Ruge, der mit Fischer befreundet war, schrieb nach diesem Ereigniß: „Eine Trauer weht uns an, wenn wir diesen Kampf mit abgebrochener Spitze immer wieder erneut und die Philosophie noch einmal zur Magd des Christenthums erniedrigt sehen[2])." Ein Versuch des Verfolgten, sich in Berlin zu habilitiren, mißlang in Folge Hengstenberg's Verdammung des mit „glatter Rede ausgerüsteten Weltweisen"[3]). Jena berief ihn, und hier eröffnete er am 1. December 1856 seine glänzende Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über Kant, vor einem Zuhörerkreis, wie er an Zahl und Begeisterung seit Schiller's und Fichte's Zeiten nicht gesehen worden war. Es ist bekannt, wie der Gelehrte neben seiner philosophischen Thätigkeit sich eingehend dem Studium der classischen Periode Weimars und Jena's widmete, wie viel Bedeutendes wir ihm als Ergebniß dieser Forschungen zu verdanken haben. Fischer's Liebe zu Weimars Heroen, die dort mit Recht „unser" Goethe und „unser" Schiller genannt werden, noch mehr aber seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine geistreiche Unterhaltung machten ihn schnell zum Freunde Aller. Es störte den geselligen Verkehr nicht, daß seine philosophische Richtung nicht die der meisten Jenaer Genossen war; er gehörte zu Denen, „welche durch die Schule der Hegel'schen Philosophie nicht bloß hindurchgegangen, sondern ihr auch, bei aller Selbständigkeit der eigenen Forschung, im Wesentlichen treu geblieben sind"[4]). Mit Hase und mit Göttling kam Fischer am meisten zusammen und betheiligte sich auch thätig an den Rosenvorlesungen; er hielt im Februar 1857 einen Vortrag über Schiller's Selbstbekenntnisse, der so allgemeinen Beifall fand, daß er ihn bald darauf bei der Großfürstin wiederholte; unter dem Titel: „Schiller's Jugend und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen" ist er mit verändertem und erweitertem Inhalt später erschienen.

---

[1]) Vergl. Kuno Fischer und die gegenwärtige Stellung der Philosophie im deutschen Geistesleben „Unsere Zeit", Bd. I, S. 460. Leipzig 1857.

[2]) Arnold Ruge's Briefwechsel, Bd. II, S. 141.

[3]) Protestantische Kirchenzeitung 1856, S. 1250. — 1857, S. 193 und 781.

[4]) Ed. Zeller, „Geschichte der Philosophie".

Von großer Bedeutung ist auch jetzt noch eine Vorlesung, die Prof. Karl Koch über die Geschichte der Tscherkessen hielt. Er hatte zwei wissenschaftliche Reisen nach dem südlichen Rußland unternommen und besonders die Gebiete der nomadisirenden Völker Ciskaukasiens kennen gelernt. Wie gründlich er Volk und Land studirte, zeigt der Inhalt des umfangreichen Manuscripts, das die bisher sehr dunkle Geschichte der Tscherkessen bis zum 17. Jahrhundert zum Inhalt hat. Koch hatte die Absicht, sie in einem zweiten Vortrag bis zur Neuzeit fortzuführen; er folgte jedoch vor der Ausführung seines Vorhabens einem Ruf nach Berlin. Seine Reiseschilderungen, die er wiederholt veröffentlichte, haben ihn auch außerhalb der Gelehrtenwelt bekannt gemacht.

Außer dem seinen finden sich noch manche Namen ausgezeichneter Gelehrter unter den Vortragenden, die nur einmal Gelegenheit hatten, ihre Wissenschaft an dieser Stelle zu vertreten. So sprach Rochus von Liliencron, einer der größten Kenner nordischer Sprachen und Alterthümer, über Runen; H. Wackenroder, Professor der Medicin, über die Geschichte der Alchemie; F. G. Schultze, der Leiter des blühenden landwirthschaftlichen Instituts zu Jena und Herausgeber der bekannten „Deutschen Blätter für Landwirthschaft und Nationalöconomie", über das Verhältniß der Menschen zu den Hausthieren. Aus der griechischen Geschichte hielt Professor J. Ch. Weißenborn zwei interessante Vorlesungen, zu denen noch eine aus Italiens Vergangenheit hinzukam; und Professor Adolf Schmidt vertrat seine Wissenschaft, indem er über Roms Völkerrecht des Kriegs im Lichte unserer Zeit, über die historische Kritik der ältesten römischen Geschichte und andere sprach.

Unter den Weimaranern, die sich thätig an den literarischen Abenden betheiligten, muß neben Riemer, der einmal eine von Martin Hayneccius zu Ehren der beiden jungen Herzöge Friedrich Wilhelm und Johann verfaßte Schulcomödie vorlas, vor Allem der Kanzler Friedrich v. Müller genannt werden, der einem anderen Genossen aus Weimars Glanzzeit, Dr. Stephan Schütze, bald nach dessen Tod, im Jahr 1839, die Gedenkrede hielt. Lange Jahre hindurch gab Schütze einen „Almanach für Liebe und Freundschaft" heraus. „Hohe weimarische Staatsminister," so erzählt Gutzkow[1]), „schmückten diesen ehemals durch E. T. A. Hoffmann's Beiträge berühmt gewesenen Kalender mit literarischen Beiträgen. Die eigenen Gaben des vermögenden, gutherzigen, gastfreien Mannes, verbunden mit denen seiner Mitarbeiter Prätzel und Langbein, hätten nur brauchen ins Plattdeutsche übersetzt zu werden, und Deutschland würde seine Epoche Fritz Reuter schon früher gehabt haben." Später leitete er die von Bertuch gegründete „Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode". Durch die Errichtung eines Lesemuseums auf Anregung der Großfürstin trat Schütze derselben näher. Er verschaffte sich einen Ueberblick der literarischen Erzeugnisse, der Zeitungen und Zeitschriften der Gegenwart, verfehlte nie, Maria Paulowna auf nothwendige Anschaffungen dieser Art aufmerksam zu machen, und sie kannte ihn und seinen Geschmack zu gut, als daß sie seinen Wünschen nicht gern Rechnung getragen hätte. Zu ihren Theeabenden wurde er regelmäßig zugezogen.

[1]) Rückblick auf mein Leben, S. 168.

Der Kanzler v. Müller bezeugt, „daß er uns hier manche heitere Stunde verschafft hat". Der letzte Tribut, den er der Fürstin darbrachte, war eine ideenreiche Abhandlung über die Wirkung der Musik. „Da sein ganzes Leben in gewissem Sinne ein musikalisches war, die Durchführung einer heiteren Melodie in allen Variationen des Geschicks, so kann jener Aufsatz wohl als sein poetisches Testament betrachtet werden." Schütze's Gestalt wirkt unter den anderen Gästen der Großfürstin ganz eigenthümlich: sie ist ein Theil der wirklich guten, alten Zeit, in sich befriedigt, den kleinen gegebenen Kreis ausfüllend, ohne störend und drängend darüber hinaus zu verlangen.

Auch noch anderen Freunden, aus dem Kreise der Großfürstin, widmete Müller freundliche Worte des Andenkens. So sprach er bei Gelegenheit der Herausgabe von Wilhelm v. Humboldt's gesammelten Werken über diesen und seine Freundschaft mit Goethe und Schiller[1]); dann schilderte er das Leben des Präsidenten Anton von Ziegesar, der 1843 gestorben war, und dessen Persönlichkeit insofern von Interesse ist, als er zu dem genialen Kreis der Herzogin Amalie gehört hatte, ebenso wie seine reizende, vielgefeierte Schwester Sylvia. Mit einundzwanzig Jahren schon war Ziegesar als Assessor im Regierungscollegium zu Weimar angestellt worden und ist von da an, mit der ihm eigenen unermüdlichen Sorgfalt und Umsicht im Dienste seines fürstlichen Hauses thätig gewesen. Von der Tiefurter Geselligkeit, die ihn mit in ihren Strudel zog, sagte Müller:

„. . . . Nicht leicht werden Diejenigen, welche das Glück entbehren, die unbeschreibliche Anmuth jener Weimar-Tiefurter Zustände persönlich mit genossen zu haben, sich eine klare Vorstellung davon zu bilden vermögen. Erwiderte doch selbst Goethe, als ich ihm einstmals dringend zuredete, der Welt eine Schilderung derselben zu hinterlassen: Dies sei unmöglich, denn Niemand würde, wenn man auch nur die volle Wahrheit schriebe, an dieselbe glauben, nur im Gewande eines Märchens wäre es allenfalls denkbar. Und in der That, wie wollte man jene höchste Freiheit und Zwanglosigkeit geselliger Berührung bei steter Festhaltung zarter, sittlicher Gesetze, jene arglose Ungebundenheit in Urtheil und Rede bei achtungsvoller Anerkennung jeder geistigen Superiorität, jene heiteren, launigen, nicht selten muthwilligen Scherze bei ehrfurchtsvoller Beachtung sittlicher Würde, späteren Zeitgenossen miteinander vereinbarlich zeigen und anschaulich machen? Alles lief auf einer schmalen Grenze des Schicklichen und Zulässigen hin, die Keinem vorgezeichnet, aber doch von Allen lebendig empfunden wurde. Schon ein heiterer Blick der geliebten Fürstin oder ihr ausdrucksvolles Schweigen sprach Billigung und Mißbilligung hinlänglich aus. Jeder durfte sich unverhohlen zeigen wie er war, selbst die barocksten Meinungen und die kühnsten Paradoxen konnte man vorbringen, wenn es mit Geist und Anstand geschah. Leerer Prunk dagegen und Anmaßlichkeit waren verbannt; die zufällige Mißstimmung von heute ging nicht auf morgen über; gern ließ man dem bewährten Freunde Nachsicht angedeihen. Heitere Gastlichkeit empfing den Fremden, der eine ehrenvolle Aufmerksamkeit und freundliche Auffassung seiner Eigenthümlichkeit nie vermißte . . . Anmuthige Theilnahme hochgebildeter Frauen an den wissenschaftlichen und Kunstbestrebungen der Männer schmückte stets die gesellige Unterhaltung und wußte, jede Schwerfälligkeit fern haltend, mit zartem Takt jenes Gleichgewicht zwischen Ernst und munterer Laune zu bewahren, das den eigenthümlichen Reiz guter Gesellschaft ausmacht."

Interessanter noch als diese Erinnerungen an das Leben seiner Freunde, ist ein Vortrag, den der Kanzler v. Müller hielt, als die Gespräche Goethe's mit Eckermann erschienen waren und er Vorlesungen von Theilen derselben begann. In der Einleitung dazu sagt er:

[1]) Gedruckt in der neuen „Jenaischen allgem. Literaturzeitung" 2. Januar 1843.

„Jenes berühmte Wort Büffon's: Le style c'est l'homme tout entier, kann sicher noch weit mehr von der häuslichen Geselligkeit, von den vertraulichen Conversationen eines ausgezeichneten Schriftstellers gelten. Finden wir ihn bei aller Einförmigkeit täglich wiederkehrender Zustände gleichwohl immerfort geistreich belebt und belebend, sehen wir ihn jeder Anforderung des Augenblicks auf anmuthige Weise genügen, fühlen wir um ihn uns immer in derselben wohlthuenden Atmosphäre, die ein liebevolles Gemüth, gepaart mit Witz und humoristischer Laune, gleich einem elektrischen Fluidum ausströmt und die das Genie durch leuchtende Blitze und Gewitterschläge von Zeit zu Zeit erhellt — gewiß dann erst wird unser Urtheil über ihn die sicherste Basis gewonnen haben. Vielleicht läßt sich meine Behauptung durch Niemanden besser bestätigen als durch Goethe.

„Jene harmlose Behaglichkeit des Daseins und Wirkens, die nur auf dem Fundamente eines edlen Bewußtseins ruht, jene unversiegbare Quelle von geistreichen Lebensansichten, welche bald mild und ruhig über literarische und bürgerliche Zustände sich verbreitet, bald im Ausbruch genialer Laune mächtig hervorströmt, jene feinste und doch zwanglose Mittheilungsweise endlich, die jeden zarteren Gegenstand nur leise berührt, und während sie an den Dingen nur hinzustreifen scheint, doch stets ihre tiefste Eigenthümlichkeit trifft, Scherz und Ernst, Beifall und Ironie im anmuthigsten Wechsel verknüpft und, billigend oder scheltend, immer aufs Kräftigste anregt und überraschend belehrt — ein so seltener Verein der liebenswürdigsten Eigenschaften würde Bewunderung und Ehrfurcht Jedem abgewonnen haben, der nicht schon geistig taub oder blind über Goethe's gastliche Schwelle getreten wäre.

„Herr Dr. Eckermann hatte als mehrjähriger treuer Tisch- und Arbeitsgenosse Goethe's nicht nur die beste Gelegenheit zu den Aufzeichnungen seiner Gespräche, sondern die kindliche Unbefangenheit, die klare Auffassungsgabe, mit welcher er den Reichthum der Goethe'schen Mittheilungen in sich aufnahm — in ein reines durch System- und Parteisucht noch völlig ungetrübtes Gemüth — bürgen uns auch dafür, daß das mit möglichster Treue alsobald Niedergeschriebene unvermischt geblieben mit fremdartigen Zusätzen und Vorstellungsweisen. Hätte doch seine Pietät für Goethe ihm am wenigsten jemals erlaubt, anmaßlich zu deuteln und zu klügeln, wo es ihm gerade als höchstes Verdienst erschien, Sinn und Worte des verehrten Meisters in voller Lauterkeit und Unschuld wiederzugeben! ... Einige allgemeine Bemerkungen muß ich noch vorausschicken, die zur Beurtheilung Goethe'scher Conversationen durchaus nöthig scheinen.

„Goethe war ein Mann der größten Besonnenheit und Ueberlegung, so oft er sich öffentlich zeigte, sei es im Geschäftsleben oder als Autor. Er war dann, wenigstens in seinem späteren Leben, voll Rücksichten, nicht selten voll allzu ängstlichen Bedenkens, und manches treffliche Vorhaben unterblieb, weil es ihm zu gewagt oder der Erfolg problematisch schien. Im häuslichen Kreise hingegen, im traulichen Tisch- und Abendgespräch mit geprüften Freunden war er durchaus zwang- und arglos und überließ sich leicht und hingebend den Eindrücken des Augenblicks. In den freien Ausströmungen seiner Gedanken und Empfindungen fand er seine liebste Erholung. Es war dann, als ob sein angeborenes Naturell sich wieder in seine ursprünglichen Rechte einsetzte und den starren Damm, den Grundsätze, Weltklugheit und zunehmendes Alter aufgeführt hatten, urplötzlich überwältigten. Wird man sich daher oft in seinen Conversationen von der Jugendfrische, der Keckheit und der Klarheit seiner augenblicklichen Anschauungen überrascht finden, so wird auf der anderen Seite nicht selten das Launenhafte und das Einseitige mancher seiner Urtheile und Behauptungen, so wird das Paradoxe mancher Ansichten, ja selbst die scheinbare Unbilligkeit in der Würdigung mancher bedeutenden Erscheinung leicht befremden, wohl gar verletzen. Es gehört daher ein aufmerksamer Leser dazu, um das Correctiv, die Ausgleichung solcher Auffallenheiten früher oder später in Goethe's eigenen Aussprüchen wieder zu finden. Unbefangenheit und Liebe zu dem Gegenstande sind dabei unerläßlich. Goethe will nicht nach Einzelheiten, sondern in seiner Ganzheit aufgefaßt sein, und allen Denen, die ihn mikroskopisch zerlegen und mit der Brille anatomiren wollen, verschwindet das wahre Bild seines Wesens unter den Händen.

„Er hat geirrt und gefehlt wie wir Anderen auch, bald unwillkürlich und beengt durch die natürlichen Schranken, die jedes Individuum begrenzen, bald sogar absichtlich aus Leidenschaft und unbezwinglicher Abneigung gegen gewisse Anmuthungen der Convenienz, was er dann seinen „angeborenen Tic" zu nennen pflegte. Aber Niemand erkannte klarer als er selbst sein Irren und sein Fehlen, Niemand beschönigte es weniger. Großartig in Allem, was er sann und that, wollte er nie anders erscheinen als er wirklich war. Er kannte keine Verstellung, und nie, weder

im öffentlichen noch im Privatleben, ist die geringste Spur von Affectation oder Unwahrheit in seinem Wesen aufzufinden. Daher er denn oftmals lieber zu der Maske der Kälte und Verschlossenheit griff, als daß er sich entschlossen hätte, sein Inneres zu verleugnen oder durch unzeitige Enthüllung zu entweihen.

„Ein ebenso wichtiges Erforderniß zu richtiger Beurtheilung der Goethe'schen Conversationen ist es, daß man nicht vergessen darf, einen Dichter vor Augen zu haben, und zwar einen Dichter, den die Natur mit der reizbarsten Phantasie und dem wunderbarsten Anschauungsvermögen ausgestattet hatte. Was auch immer seine scharfe Beobachtungsgabe und strenge Reflexion in Wissenschaft und Kunst, in dem Gebiete der Natur oder der sittlichen Welt annahm und abstrahirte — in seinem Inneren wurde es augenblicklich zum Bilde, zum Symbol einer höheren, allgemeineren Anschauung. Was sich dazu nicht gestalten ließ, war ihm unheimlich, unzulänglich. „Gebt mir den Begriff von der Sache und ich bin zufrieden, die Sache will ich euch gerne lassen," pflegte er zu sagen.

„Durch die bewunderungswürdige Klarheit seines Geistes ordnete er alsobald jeden neuen Gegenstand an die gehörige Stelle und verknüpfte ihn rasch mit allen verwandten Gegenständen seines inneren Besitzthums. Dichten war ihm nur eine Naturnothwendigkeit, die sinnliche Veranschaulichung seiner Begriffe und Empfindungen, gleichsam eine gedrängtere, dichtere Verkörperung der von außen empfangenen Eindrücke. In diesem Sinne kann man wohl behaupten, daß er die höchsten Wahrheiten und Maximen in Wissenschaft, Kunst und Leben weniger durch formgerechte, mühselige Schlüsse als durch augenblickliche Divination gefunden, sie wahrhaft erobert habe. Damit hing aber auch nothwendig zusammen, daß alle äußeren Ereignisse und Mittheilungen auf ihn einen weit kühneren und aufregenderen Eindruck machten, und daß er diese Eindrücke nicht anders bewältigen, sein inneres Gleichgewicht nur dadurch herstellen konnte, daß er in zwangloser Weise durch seine Rede sich Luft machte, die Brust von dem, was sie verborgen quälte, auf diese Weise befreite. Als solche fast unwillkürliche Explosionen müssen viele seiner Urtheile über einzelne Schriftsteller, Lehren und Leistungen angesehen werden, die er eigentlich hoch schätzte, an denen ihn aber eine bemerkte Schwäche oder andere Unvollkommenheit momentan verdroß und verletzte. Späterhin milderte sich dann gar bald die Schärfe seiner Beurtheilung und man konnte deutlich wahrnehmen, wie er jede zugefügte Unbill aufs Gerechteste zu vergüten sich bestrebte. Selbst der ihm so verhaßte Kotzebue mag hier zum Beispiel dienen. In Goethe's nachgelassenen Manuscripten fand sich die reinste und unbefangenste Würdigung seiner Talente, und mancher seiner Productionen, ja vielleicht ist Kotzebue nie schonender und billiger in seiner Eigenthümlichkeit beurtheilt worden als gerade von Goethe. Es gab Männer, für die seine vollste Anerkennung auch nie einen Augenblick wankte, die er wie Fixsterne immerfort im reinsten Licht erblickte; Hamann, Schiller und Meyer gehörten darunter.

„Bei anderen Lebens- und Zeitgenossen jedoch vom entschiedensten Werthe darf man keineswegs aus einzelnen bitteren Aeußerungen über sie oder ihre Werke schließen, daß er nicht gern und freudig ihr Verdienst anerkannt habe. Er, der die große Maxime aussprach: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung des Tüchtigen" und sie durch sein ganzes Leben bethätigte . . . . . Kritiker, die nur geschichtliche und theoretische Kenntnisse, die nur Scharfsinn im Auffinden scheinbarer Schwächen zur Beurtheilung Goethe's mitbringen, denen aber alle poetische Auffassung seines so viel gestalteten Geistes fehlt und die nie einer näheren Bekanntschaft seiner Persönlichkeit sich erfreuten, werden wohl stets nur einseitig befangene Urtheile über ihn abzugeben vermögen, wie wir noch neuerlich an den Herren Gervinus und Rehberg erlebt haben.

„Wem es aber Ernst ist, über Goethe völlig ins Klare zu kommen, der schöpfe aus der reinsten Urquelle, aus Goethe selbst, wie er sich in seinen traulichen Unterhaltungen absichts- und arglos abspiegelt. Ihm werden dann ganz andere Lichter aufgehen als aus allen Kritiken, und er wird geneigt sein, auf Goethe jene Worte des Diwans anzuwenden, die der Dichter zur Pförtnerin des Paradieses spricht:

Nicht so vieles Federlesen,
Laß mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(Weimar, 29. März 1836.)

Von der Großfürstin besonders geschätzt wurde ein anderer, langjähriger Gast ihrer geselligen Abende, der Ober-Medicinalrath K. F. v. Froriep. Im Anfang des Jahrhunderts war er Professor in Jena gewesen und kam durch Vermittlung der Großfürstin, deren Schwester die Gemahlin des Königs von Württemberg war, als Leibarzt zu letzterer, kehrte aber bald nach Weimar zurück, wo er seinen Schwiegervater Bertuch, den Gründer des Landesindustriecomptoirs in der Leitung desselben unterstützte und es nach seinem Tode ganz übernahm. Seine vielseitige Bildung, sein lebendiges Streben, besonders für gemeinnützige Angelegenheiten, machten ihn allseitig beliebt. Er, wie seine ganze, durch hervorragende geistige Begabung und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Familie, gestalteten den Umgang in seinem Haus zu dem belebtesten. Goethe und die Seinen gehörten ebenso dazu, wie Alles, was sonst in Weimar Ruf und Stellung besaß.

Froriep pflegte seine Vorträge nicht vollständig niederzuschreiben, daher finden sich nur kurze Dispositionen dazu, die einen Begriff von seiner vielseitigen Bildung geben. So schreibt er: „Bei dem Vortrage vom 30. Dezember 1838 wurde bezweckt: eine Versinnlichung der gewöhnlichsten Hauptabtheilungen der Geognosie auf den einzelnen Blättern der geologischen Elementarkarte zu erläutern." Ein andermal sprach er über die Mimik, einige Jahre später über die Entstehung und Gewinnung des Bernsteins und über die Telegraphie. Von den Feuersignalen des Alterthums, die schon Aeschylos erwähnt bis zu den elektrischen Telegraphen, versuchte er seinen Gegenstand deutlich zu machen, was ihm auch voll gelungen sein muß, wie dies die Nachschrift beweist, welche eine der Hofdamen am nächsten Tage ausführte.

K. F. v. Froriep starb 1846 und hinterließ seinem Sohn Robert nicht nur die werthvollsten Sammlungen von Kunstgegenständen und literarischen Schätzen, sondern auch einen Namen, der untrennbar zu Weimar gehörte und von Reich und Arm rühmend genannt wurde. Robert Froriep war in Berlin als Lector der Anatomie an der Akademie der Künste mit großem Erfolg thätig gewesen, hatte dabei das gesellige Leben der wissenschaftlichen Welt Berlins kennen gelernt und mit dem Minister von Altenstein, dem Bewunderer und Gönner Hegel's, Freundschaft geschlossen. Nur ungern gab er seinen Beruf auf, um in Weimar zunächst dem Landesindustriecomptoir seine Kräfte zu widmen. Umfassender gestaltete sich seine Thätigkeit für die Hebung materieller Noth und für die Beförderung geistiger Interessen. Er war Mitbegründer des Vereins für öffentliche Vorlesungen, der fast zehn Jahre hindurch segensreich wirkte. In der Zeit politischer Kämpfe, wo Aufreizendes und Niederschlagendes die Menschen einander zu entfremden droht, wirkte dieser Verein besonders wohlthuend, indem er durch offenes Aussprechen gegenseitige Annäherung erzeugte. Auch in Weimar hielt Froriep Vorlesungen über Anatomie für die Künstler und betonte wiederholt, wie nothwendig eine gründliche wissenschaftliche Bildung für sie sei. Im Kreise der Großfürstin sprach er über den Einfluß der Naturkunde auf die bildende Kunst und versuchte nachzuweisen, daß man auf die Idee von einer absoluten und idealen Schönheit des menschlichen Körpers verzichten müsse, dagegen die Idee der

Schönheit in dem zu suchen habe, was in den Augen der Gebildeten einer Nation und einer Rasse für schön gilt.

Unter den Vorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte, die bei der Großfürstin gehalten wurden, sind indessen die von Ludwig von Schorn wohl die bedeutendsten. Er war ein Kenner ersten Ranges, und es ist sehr zu bedauern, daß seine Arbeiten in Zeitschriften verstreut sind, denn jeder Forscher auf diesem Gebiet könnte von ihm lernen. In jungen Jahren hatte ihn der Wunsch beseelt, Künstler zu werden, da er dem Studium der Theologie, dem er sich zuerst widmen mußte, keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und der Meinung war, es sei besser Heilige zu malen, als sie anzubeten. Noch schwankte er in der Entscheidung, als er in Heidelberg die Bekanntschaft von Boisserée machte, der ihn endgültig bestimmte, sich der Archäologie zu widmen. Mit fünfundzwanzig Jahren schrieb er sein erstes Werk über die Studien griechischer Künstler, das Aller Augen auf sich zog. Ein Jahr später trug Cotta ihm die Redaction des neugegründeten Kunstblattes an; es erschien zusammen mit Wolfgang Menzel's Literaturblatt, ohne daß eines vom anderen abhängig war. Zweiundzwanzig Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, blieb die Redaction in seiner Hand, und durch seine gründlichen Kenntnisse, durch fortwährende Beachtung der Fortschritte und Kunstschöpfungen des Auslandes, durch unbefangene und gemäßigte Kritik, wirkte er auf die Belebung tüchtiger Kunstbestrebungen in einer Weise, die nicht genug anerkannt werden kann, und noch jetzt sind die Bände des Kunstblatts eine Fundgrube für die Geschichte der neueren Kunst. Nachdem Schorn sich während einiger Jahre in Stuttgart aufgehalten hatte, berief ihn König Ludwig als Professor der Kunstgeschichte nach München, wo seine Vorlesungen zu den besuchtesten der neuorganisirten Universität gehörten. Es ist zu bedauern, daß Schorn bei seinen vielen Geschäften nicht die Zeit gefunden, eine allgemeine Kunstgeschichte zu schreiben, die er durch seine akademischen Vorlesungen und durch einzelne Monographien Zeit seines Lebens vorbereitete. Die Arbeiten für das Kunstblatt, die Universitätsthätigkeit, die wissenschaftlichen Vorträge, die er der Königin, dem Herzog Maximilian und dem Kronprinzen zu halten hatte, der Verkehr mit den Münchner Künstlern ließen ihm indeß wenig Muße zu schriftstellerischen Bestrebungen. In Weimar, wohin er 1833 berufen wurde, hoffte er sie eher zu finden, doch gerade hier erwarteten ihn für Jahre hinaus die wichtigsten Aufgaben anderer Art. Seiner Thätigkeit im Schloß ist weiter oben gedacht worden, was er aber für die allgemeine künstlerische Bildung Weimars gethan hat, darf nicht unerwähnt bleiben, denn er legte den Grund zu allen späteren Bestrebungen in dieser Richtung und hatte sich dabei stets der Unterstützung von Seiten der Großfürstin zu erfreuen. Die Sammlungen an Gemälden und Kunstgegenständen, die er vorfand, waren bis dahin in den verschiedensten Räumen verstreut, und für das große Publicum ein vergrabener Schatz gewesen. Er stellte sie zuerst im Jägerhaus, dann im sogenannten Fürstenhaus auf, die beide einmal in der Woche für Jedermann geöffnet wurden. Dann bemühte er sich, die Zeichenschule zu heben, indem er gute Vorbilder, vor Allem Abgüsse bedeutender plastischer Werke mit Hülfe Maria Paulowna's erwarb, und den Schülern kunsthistorische Vorträge hielt. Es war natürlich, daß

ein so ganz in Weimars Traditionen und im Sinne seiner Fürstin wirkender Mann einer der häufigsten Gäste ihres Abendcirkels war. Von den Vorlesungen, die er dort hielt, haben sich leider nur wenige, und diese wenigen fast nur im Entwurf erhalten; denn er pflegte, bei der vollständigen Beherrschung seines Themas, frei zu sprechen. Der Kanzler Friedrich von Müller schreibt darüber:[1])

„Die Anmuth seiner geselligen Eigenschaften, der stets frische Gehalt seiner häufigen Vorlesungen in den literarischen Abendkreisen der Frau Großherzogin fand gerechte Anerkennung, verschaffte ihm fortwährend die ehrenvollsten Auszeichnungen. Bald war es die Geschichte der alten Baukunst, die Theorie einzelner Kunstgebiete oder die Erklärung der vorzüglichsten Kunstdenkmäler des Alterthums, bald die Charakteristik ruhmwürdiger Meister, eines Raphael, Michel Angelo, A. Dürer, L. Cranach, die er sich zur Aufgabe wählte, und da er ganz frei, mit voller Klarheit und Präcision vortrug und seine Darstellungen durch eine reiche Auswahl der besten Abbildungen zweckmäßig zu beleben wußte, so hinterließen solche Abende stets einen tiefen Eindruck, gleich belehrend wie auf das Heiterste anregend. Einzelne dieser Vorlesungen sind gedruckt erschienen, z. B. der Umriß einer Theorie der bildenden Künste, der sich durch Reinheit und Schärfe der Begriffe wie durch beseelten Ausdruck ungemein auszeichnet."

Eine andere Vorlesung Schorn's, die Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmale zu Igel, ist mit der schönen Abbildung desselben gleichfalls im Druck erschienen. Vieles dagegen, so unter Anderem seine Reisetagebücher, sind verloren gegangen, ebenso seine ausgebreitete Correspondenz mit den größten Künstlern und Forschern seiner Zeit. Es kam kaum ein gebildeter Fremder nach Weimar, ohne seine Bekanntschaft zu suchen, ohne sich seines geistig belebenden Umganges zu erfreuen, ohne mit der Ueberzeugung fortzugehen, daß dem bedeutenden, im kräftigsten Mannesalter stehenden Gelehrten eine große Zukunft bevorstehe. Doch es sollte nicht dazu kommen; 1841 erkrankte er und suchte auf einer größeren Reise Erfrischung, die ihn auch nach Paris führte, wo die edle Herzogin Helene von Orleans den Gast aus Weimar mit besonderer Huld empfing. Doch die Erholung, die er suchte, ward ihm nicht zu Theil, ein Jahr später erlag er einem heftigen Gichtanfall, nachdem er noch nicht das vierte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte.

Zu seinem Nachfolger wurde ein Mann berufen, der sich durch bedeutende philologische und kunsthistorische Werke einen Namen gemacht hatte und nun für lange Zeit ein erfreulicher Zuwachs der weimarischen Kreise sein sollte, Professor Gustav Adolf Schöll[2]). Schorn selbst hatte auf ihn aufmerksam gemacht, da er ihn von München her persönlich kannte und Schöll auch ein eifriger Mitarbeiter seines Kunstblattes war. Schon als Stuttgarter Gymnasiast hatte er sich durch seine Dichtungen die Gunst von Gustav Schwab erworben, die nach und nach zur Freundschaft wurde. In Tübingen sollte er Theologie studiren; je länger er sich jedoch damit beschäftigte, desto unerquicklicher erschien ihm dies Studium, desto mehr trat die hellenische Literatur und Kunst, Mythologie und Geschichte in den Vordergrund seines Interesses. Kurz entschlossen gab er seine theologischen Collegien auf, um sich vor Allem eingehend mit der Mythologie zu

[1]) Im „Neuen Nekrolog der Deutschen", Weimar 1842.

[2]) Dr. F. Schöll, „Adolf Schöll. Bursian's biographisches Lehrbuch für Alterthumskunde". Berlin 1883.

beschäftigen. Daß daneben die Philosophie nicht vernachlässigt wurde, braucht für die damalige Zeit, wo Hegel's Dialektik sich bis tief in die schöne Literatur verirrte, kaum hervorgehoben zu werden. Mehr als diese, deren unbedingter Anhänger er nicht war, hatte die persönliche Freundschaft mit D. Fr. Strauß und Fr. Th. Vischer Einfluß auf ihn. Mit beiden blieb er in dauerndem schriftlichen Verkehr, und es that diesem keinen Eintrag, daß Schöll in manchen wichtigen Fragen eine andere Ansicht vertrat. In Stuttgart, wohin Schöll von Zeit zu Zeit zurückkehrte, vermittelte Schwab seine Bekanntschaft mit Uhland, der den damals einundzwanzigjährigen Jüngling durch das Lob, mit dem er Dichtungen von ihm auszeichnete, natürlich nicht wenig glücklich machte und unbewußt mit zu Dem beitrug, was Schöll später selbst als Unglück empfand: der Zersplitterung seiner bedeutenden Kräfte. Mit Otfried Müller trat Schöll schon als Gymnasiast in Verbindung. Er war in späteren Jahren auch der Begleiter Müller's auf jener griechischen Studienreise, die dem umsichtigen, unermüdlichen Forscher des classischen Alterthums das Leben kostete. Müller suchte ihn darauf hinzuweisen, daß „der Pegasus gezügelt und der Geist in den stetigen Fortschritt strengen Studiums gezwungen werden müsse"; sein junger Freund aber glaubte das Unmögliche nach wie vor möglich machen zu können: er übersetzte den Herodot, gab eine Liedersammlung heraus, ging nach Berlin, um Hegel an der Quelle zu studiren und stand dort als Festdichter, als Veranstalter von Aufführungen im Mittelpunkt geselligen Lebens. Sein prachtvolles Organ wie sein mimisches Talent machten ihn zum beliebten Vorleser dramatischer, vor allem Shakespeare'scher Dichtungen. Im Jahre 1833 habilitirte er sich als Docent an der Berliner Universität, und da seine kunstgeschichtlichen Vorträge Aufsehen erregten, berief man ihn zum Lektor der Kunstgeschichte an die Academie der Künste und gewährte ihm mehrfach die Mittel zu größeren Studienreisen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erlitten dabei keine Unterbrechung, vielmehr hatte er stets neue Pläne, wodurch manche alte nicht zu vollständiger Ausführung gelangten. Die schon oben erwähnte Reise nach Griechenland war eine unerschöpfliche Quelle schriftstellerischer Thätigkeit. Als ihr bedeutendstes Ergebniß können die „Archäologischen Mittheilungen aus Griechenland nach C. O. Müller's hinterlassenen Papieren" angesehen werden, welche „die erste und bisher in ihrem umfassenden Charakter einzigartige wissenschaftliche Beschreibung antiker Skulpturen auf dem Boden von Athen, geordnet nach kunstgeschichtlichen Epochen"[1]) darboten. Es blieb aber leider auch hier bei einem Heft, dem ursprünglich noch mehrere folgen sollten; doch fast zu gleicher Zeit nahm die Biographie des Sophokles Schöll's Zeit in Anspruch, ein Werk, das ihm viele heftige Anfeindungen zuzog. In diesem Augenblick erfolgte der Ruf nach Weimar. Die Aussicht auf eine Stellung, in der er sich der Kunst widmen und doch für eigene wissenschaftliche Thätigkeit genug Zeit haben konnte, lockte ihn so sehr, daß er die eben erworbene Professur in Halle ihr zu Liebe aufgab. Er hat es gewiß nicht bereut, denn er fühlte sich durchaus an seinem Platz. Freunde aus allen Kreisen sammelten sich um ihn, und der Hof brachte all seinen Bestrebungen volles Interesse entgegen. Wie

[1]) Stark, „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst", S. 336. Leipzig 1880.

sehr er das zu schätzen wußte, wie tief er Maria Paulowna's Werth erkannte, zeigt der Prolog und Epilog, den er zu Schiller's „Huldigung der Künste" dichtete, als das Festspiel bei dem Einzugsjubiläum der Großfürstin wieder zur Aufführung kam. Karl Hase bemerkte ganz richtig: „Es will doch etwas sagen und war sehr ergreifend, daß es nach einem halben Jahrhundert vor ihr ohne Bedenken wieder aufgeführt werden konnte! Schiller's dichterische Weissagung war nicht unerfüllt geblieben und selbst mehr als das, die Sorge der edlen Frau für alles Nothleidende im Lande, ihre Elisabethart! Und sie die Schwester von Nikolaus!" [1]) Schöll sagte am Schluß seiner Dichtung:

„Wo wär' ein Stand, ein Alter, ein Beruf,
Dem nicht dein Walten Schutz und Labe schuf?
Des Landes Kind im frühen Lebenswallen
Nimmt Wartung freundlich, nimmt Erziehung auf;
Die Waise — glänzt der Jugend Christtag auf —
Erfreut Geschenk, vom Himmel ihr gefallen;
Dem Jungfrau'nfleiß, dem Jünglingsmuth winkt Preis,
Dem Manne Mittel, Dach und Stab dem Greis.
Dir huldigen die Künste nicht allein —
Sie treten freudig in die größern Reih'n —
Dir huldigt rings emporbewegtes Leben.
Wo sich im Thal die Hände thätig heben,
Wo Berg und Forst Geschäftigkeit erweckt,
Wo Scharfsinn forscht und ordnet und entdeckt,
Wo Weisheit lehrt und wo Begeist'rung brennt:
Kein Kreis, der nicht dir schuldig sich bekennt."

Es würde zu weit führen, wollten wir hier der rastlosen Thätigkeit Schöll's Schritt für Schritt folgen. Seine Stellung am „heiligen Grabe der deutschen Literatur", wie sich Strauß ausdrückte, brachte ihm diese natürlich doppelt nahe und, da er Alles feurig erfaßte, so wirkte er auch für Weimars Glanz. Zahllose in Zeitschriften verstreute einzelne Aufsätze über Goethe, Schiller und was mit ihnen zusammenhing, zeugen dafür; noch mehr seine größeren Werke dieser Richtung, wie z. B. die Sammlung der Briefe Goethe's an Frau v. Stein und die kurz vor seinem Tode herausgegebenen Abhandlungen über „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens", die, nach früheren Plänen, die Grundlage einer Goethe-Biographie bilden sollten. Trotz dieser Arbeiten kehrte Schöll immer wieder zu den classisch-philologischen Studien zurück, die er seine „Insel" nannte, an Don Quixote anknüpfend, der seinem Knappen Sancho als Dienstlohn eine eigene Insel versprochen hatte, auf der dieser schließlich wirklich herrschte. „Eine solche Insel hat wohl von jeher auch jeder willige Schildknappe der Wissenschaft haben müssen, um in ihren Abenteuern einen inneren Schwung aufrecht zu halten." So betrachtete er „in diesem Ocean, seit er darin zwischen reicheren Meerbeherrschern und größeren Seehelden kreuzte", die Tetralogie der attischen Tragiker als sein Eigenthum. Das zusammenfassende Ergebniß seiner Forschungen legte er in seinem „Gründlichen Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters" nieder. Die erhoffte allgemeine Anerkennung dieses Werkes

[1]) K. v. Hase, Annalen S. 117.

blieb aus, woran wohl sein schwer verständlicher Styl, von dem Strauß sagte, er sei für das große Publicum eine zu harte, wenn auch meist doppelkernige Nuß, die größte Schuld trug. Schöll's glänzendste Begabung war die freie, gebundene oder ungebundene Rede. Nicht nur bei der Großfürstin zeigte sie sich; er hielt vielfach zu wohlthätigen Zwecken, sowie für die Weimar'sche Denkmalsangelegenheit öffentliche Vorträge und war durch seine Talente der Mittelpunkt einer geselligen Vereinigung, die unter dem Namen „Schlüsselverein" noch manchem Lebenden bekannt sein dürfte.

Ein großer Kreis von Künstlern und Gelehrten sammelte sich um den geistvollen, liebenswürdigen Mann, der es wie Wenige verstand, Weimars Beziehungen zu Literatur, Kunst und Wissenschaft nach allen Seiten aufrecht zu erhalten. Mit Preller, Genelli, Schwind und Rietschel stand er in freundschaftlichem Verkehr, ebenso mit dem Theater, mit den großen Vertretern des sich reich entwickelnden musikalischen Lebens, mit Liszt, Raff und Peter Cornelius, jenem Künstler, den der Fluch treffen sollte, unter dem das deutsche Genie so oft gelitten hat: bei Lebzeiten verkannt, nach dem Tode erst gefeiert zu sein. Auch die Dichter und Schriftsteller seiner Zeit traten ihm näher, wie Geibel, Andersen, Auerbach, Hebbel und Hoffmann von Fallersleben, dessen Zeitschrift „Weimarsches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst" durch Schöll thatkräftige Unterstützung fand. Seinen langjährigen Freund D. Fr. Strauß wußte er für kurze Zeit nach Weimar zu ziehen. Der lebensfreudige Optimismus Schöll's, der nicht leichtem Temperament, sondern weisem Bewußtsein entsprang, übte auf Strauß, wie auf Alle, die ihn kannten, die beste Wirkung aus. Schöll sah stets freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft, und glaubte bei kleinen und großen Dingen, daß Alles glücken müsse, was mit Ernst und gutem Willen in Angriff genommen worden war. In diesem Sinn war er als Führer und Förderer bei der Shakespeare-Gesellschaft, der Goethe- und Schillerstiftung thätig, in diesem Sinne begrüßte er auch noch die Errichtung des deutschen Kaiserreichs, die den alten Mann mit so glühender Begeisterung erfüllte, daß er nach Berlin ging, um das „große, in langer lichter Prachtentwicklung fortströmende Festbegängniß der Sache selbst, die Siegesherrlichkeit des wahrhaftigen Kaisers", mit anzusehen. Noch elf Jahre lebte er unter den neuen Verhältnissen, eine Zeit, die ihn keinen Augenblick müde und thatlos sah. Erst als Greis brach seine starke Constitution unter den übermäßigen Anstrengungen, besonders durch nächtliches Arbeiten, zusammen. Ein Nervenleiden, das heitere Stimmung und freundliche Illusionen ihm erleichterten, zwang ihn, seine Stellung aufzugeben, die sich von dem Directorium der Zeichenschule schon 1861 in die leichtere des Ober-Bibliothekars verwandelt hatte. Er starb 1882, nach fast zweijähriger Krankheit. Die Gunst Maria Paulowna's, die er in so hohem Grad besessen hatte, wurde ihm auch durch ihren Sohn und ihre Schwiegertochter zu Theil, und blieb erhalten, als seine Gönnerin heimgegangen war. Wir greifen gewiß nicht fehl, wenn wir die Sympathie, die Maria Paulowna für ihn empfand, auf eine Charaktereigenschaft zurückführen, die beiden gemeinsam war: sie ließen sich stets von der Voraussetzung leiten, daß die Menschen gut und redlich, oder zum Guten zu führen seien. Sie betrachteten

die Schwächen Anderer nie als Gegenstand ihrer Berechnung, sie speculirten nicht mit menschlichen Fehlern, sondern folgten, vielleicht unbewußt, den herrlichen Worten Goethe's: „Wenn wir die Menschen behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."

Die Vorlesungen, die Schöll im Abendzirkel der Großfürstin hielt, würden gesammelt ein Werk für sich bilden. Besonders hervorzuheben sind Folgende: Sitte und Kunst der Etrusker, die ältesten Christusbildnisse, die Medea des Euripides, und endlich der Cyclus von Vorlesungen über Landschaftsmalerei. Alles, was Schöll geschrieben, trägt den Stempel seines umfassenden Geistes und hat noch heute seinen tieferen Werth nicht verloren, wenn seine kunsthistorischen Forschungen auch in mancher Beziehung überholt sein mögen.

In innigen Verkehr mit Schöll, Frorieg und Göttling trat Hermann Sauppe, der als Professor der classischen Philologie 1845 nach Weimar kam und elf Jahre dort lebte. Er hatte sich schon früh als bedeutender Hellenist einen Namen gemacht; vom Jahre 1848 an wurde er durch die von ihm und Haupt gegründete Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller auch in weiteren Kreisen bekannt. Doch in Weimar war es nicht der Gelehrte, den man vor Allem in ihm schätzte, sondern in erster Reihe galt die Anerkennung Aller dem liebenswürdigen Menschen, dem verständnißvollen Leiter der Schule und als solcher stand er auch in der Gunst der Großfürstin. Sein Vortrag „über die Eumeniden des Aeschylos" fand ihren vollen Beifall, wovon die vielen angestrichenen Stellen im Manuscript zeugen. Er führte die Tragödien im Zusammenhange vor, widmete jedoch den Eumeniden, dem letzten Theil der Tetralogie, die ausführlichste Besprechung.

„Es ist eine besondere Gunst des Schicksals," so sprach er zuletzt, und diese Sätze sind besonders kräftig angestrichen, „die uns gerade diese drei Tragödien erhalten hat, in denen wir die ganze Größe des Dichters erkennen können. Die Menschen, welche Aeschylos mit ihren Geschicken in die Tragödie einführt, sind stets Repräsentanten der ganzen Gattung. In seinen Personen handelt und leidet das ganze Geschlecht der Menschen; nicht individuelle Begebnisse und Gefühle bestimmen und bewegen seine Heroen, es ist der Proceß der Entwicklung der Menschheit überhaupt, wie er in den hervorragendsten Gestalten der Geschichte und Sage zur Erscheinung kommt. Vorzüglich aber sind es die Grundideen, auf denen alle menschliche Gesellschaft, der Begriff des Staates, die gesammte Weltordnung, Recht und Religion beruhen, welche er zum Problem seiner Kunst macht. Die stolze und sichere Lebensfreudigkeit, welche das Bezeichnende des griechischen Geistes ist, brachte es mit sich, daß sittlicher Ernst mit nachsichtiger Milde sich in der Beurtheilung aller menschlichen Verhältnisse paarte. Aber nicht immer hatte diese Milde und Klarheit das Leben der Griechen durchdrungen: erst in langen Kämpfen vieler Menschenalter und vieler Volksstämme war sie errungen worden. Die Mythologie weist überall darauf zurück, daß früher eine finstere Ansicht auf dem Leben lastete; erst allmälig erwachte in den Kämpfen des Heroenlebens ein höheres Bewußtsein menschlicher Kraft und eine freudige Ansicht vom Leben . . . . . Zu den finsteren Mächten der alten Welt gehören auch die Erinnyen, d. h. die Zürnenden, die Grollenden, die Rächer des Frevels."

Apollon und Athene, die Vertreter lichter Erkenntniß, retten Orest, den Muttermörder, durch den Richterspruch eines von ihnen eingesetzten Gerichts vor den Verfolgerinnen. Ihre wilde Wuth soll nicht mehr jeden Mörder ohne Unterschied zu Tode hetzen, nur der wirkliche Frevler soll der Strafe verfallen, der aber, der im Widerstreit der Pflichten das Unvermeidliche that, soll zum

Frieden gelangen können. An Stelle der finsteren Göttinnen tritt das weise, menschliche Gericht des Areopags und die Erinnyen verwandeln sich in gnädige Eumeniden. Auf dieser sittlichen Höhe steht nun Athen als Sitz der Weisheit und der Milde, als Eckstein einer neuen Weltordnung; hier hat Nacht sich in Licht verwandelt, von hier aus dringen die Strahlen der Weisheit beglückend durch die Welt. So feierte Aeschylos seine Vaterstadt und der Redner, der dieses Bild entrollte, hat dem kleinen Ilm-Athen damit einen Spiegel vorgehalten, worin es erkennen konnte, ob auch aus ihm, wie einst, noch solch ein Glanz ausströme.

Alle diejenigen, welche aus Weimar selbst zu den literarischen Abenden geladen wurden, gehörten in den näheren Freundeskreis Schöll's, und da muß zunächst Ludwig Preller genannt werden, der in der leider zu kurzen Biographie Maria Paulowna's nicht nur der Fürstin, auch sich selbst ein schönes Denkmal setzte. Als er nach Weimar kam, hatte er ein reich bewegtes Leben hinter sich, das sich besonders in geistigen Kämpfen offenbart hatte. Sein Vater, der in Hamburg lebte, hatte ihn zum Geistlichen bestimmt, und er studirte, sich, wenn auch widerwillig, dem väterlichen Befehl beugend, in Leipzig Theologie. Von da ging er nach Berlin und erkannte dort, daß es ihm unmöglich sei, den betretenen Weg zu verfolgen; seine geniale Persönlichkeit paßte nicht zum Theologen und sein Interesse gehörte ganz den philosophischen und philologischen Studien. Er ließ den väterlichen Zorn über sich ergehen und siedelte nach Göttingen über, um Otfried Müller zu hören, der ihn aufs Höchste begeisterte. Von da aus habilitirte er sich als Privatdocent in Kiel, wo es seinem unruhigen, nach großartigen Verhältnissen verlangenden Geist wenig behagte. Um sich für seine geringe academische Thätigkeit einigen Ersatz zu schaffen, verband er sich mit Arnold Ruge, an dessen „Hallische Jahrbücher" er weitgehende Zukunftshoffnungen knüpfte. „Lassen Sie uns sehen, ob die vielbesprochene Gelehrtenrepublik mehr als Ideal ist", schrieb er an Ruge[1]), ihm seine Mitarbeiterschaft ankündigend, die jedoch nicht von langer Dauer war, da Preller mit Ruge's stürmischem Vorgehen nicht gleichen Schritt hielt, ja ihn der drückenden Existenzfrage wegen nicht halten konnte. Als eine glückliche Wendung seines Schicksals betrachtete er daher seine 1838 erfolgende Berufung nach Dorpat. Unter Kaiser Alexander I. war diese Universität fast zu einer deutschen Musteranstalt geworden, mit allen Rechten freier Forschung und freien Lehrens, auch die Nationalitätenfrage stand vollständig im Hintergrund. Das lockte Preller, der nicht in Anrechnung zog, daß die Lage der Dinge sich unter Kaiser Nicolaus wesentlich verändert und einer Reaction schlimmster Art Platz gemacht hatte. Ruge warnte ihn vergebens vor dem „drohenden, menschenverderbenden Schicksal"[2]), indem er hervorhob, daß Preller in Deutschland eine Anstellung bekommen müsse, „denn Ihr Name ist namentlich in Berlin und hier von gutem Klang". Die erste Zeit in Dorpat schien Ruge's Ausspruch Lügen zu strafen; Preller trat nicht nur in einen Kreis gleichgesinnter Freunde ein, er hatte auch genug Zuhörer und fand die vollste

[1]) Arnold Ruge's Briefwechsel. Herausgegeben von P. Nerrlich. Berlin 1886. S. 82.
[2]) Das., S. 128.

Anerkennung. Doch die russische Regierung bedurfte nur eines geringen Anlasses, um ihre wahre Gesinnung zu zeigen. Dem beliebten Professor der Theologie Ullmann brachten deutsche Studenten in frohem Uebermuth ein heiteres Ständchen, das mit dem Gesang des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" beschlossen wurde. Ahnungslos zerstreute sich die muntere Schar, die schon wenige Tage darauf durch die Bekanntmachung überrascht wurde, daß Ullmann abgesetzt und aus Dorpat verwiesen sei. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, ohne Erfolg natürlich, man drohte im Gegentheil mit schärferen Maßregeln, so daß Preller und mit ihm Volkmann und Madai der Regierung zuvorkamen und ihr Amt niederlegten. Diese, für die russischen Zustände charakteristische Begebenheit hat Preller selbst ausführlich in seinem Buch: „C. O. v. Madai, zur Erinnerung an ihn für seine Freunde" erzählt. Er war nun wieder vogelfrei und benutzte die nächste Zeit, um nach Italien zu gehen, wo er die gesuchte nothwendige Erholung fand, sich aber bald wieder nach fester Thätigkeit sehnte. Wohin anders sollte sich wohl ein Mann wenden, den geistige Knechtschaft aus seiner Stellung vertrieben hatte, als nach Jena? Mit seiner offenen, geradeaus gehenden, heiteren Natur war er für Jena wie geschaffen. Man empfing ihn mit offenen Armen und bald fühlte er sich in dem einfachen, aber geistig bewegten Leben dort so wohl, daß ihm der Ruf nach Weimar im ersten Augenblick unangenehm war. Schon zwei Jahre war Riemer's Stelle als Oberbibliothekar unbesetzt geblieben, man bot sie Preller an, und trotz seines Widerstrebens fügte sich seine elastische Natur in das neue Geschäft, dessen Vielseitigkeit ihm ganz gemäß war. Damit zugleich mußte er die früher von Frorieg der Großfürstin gehaltenen Privatvorträge über wissenschaftliche und literarische Gegenstände übernehmen, ein Amt, das nicht geringe Anforderungen an sein Wissen stellte. Er selbst erzählt davon:

„Ich hatte auf diese Weise in dem Verlauf von zwölf Jahren die beste Gelegenheit, sowohl mich von der rastlosen, geistigen Thätigkeit der erhabenen Frau, als von ihrer unermüdlichen Fürsorge für alle Interessen der höheren Bildung zu überzeugen . . . Wie eifrig war ihre Aufmerksamkeit auf jede bedeutendere Erscheinung und Persönlichkeit der wissenschaftlichen Kreise gerichtet! Ebenso eifrig war sie auch mit ihrer eigenen Bildung beschäftigt, obwohl ihre Kenntnisse und ihre Jahre sie mehr zu dem Genusse des Besitzes als zu dem des Erwerbes berechtigten. Mit der Literatur in weitem Umfang war sie stets fortzuschreiten bemüht; doch am meisten interessirte sie die Geschichte ihrer Zeit, von welcher sie eine tiefe Erfahrung hatte."

Neben dieser regelmäßigen Thätigkeit fand Preller Zeit, seine „Griechische Mythologie" auszuarbeiten, ein Buch, das natürlich zwischen ihm und seinem Freund Schöll der Gegenstand steter Unterhaltung war. Schöll benutzte diese Gelegenheit, um mit seinem klaren Frohsinn die zunehmende trübe Stimmung Preller's zu vertreiben; ihr Grund ist niemals deutlich zu Tage getreten, doch scheinen es hauptsächlich religiöse Skrupel gewesen zu sein, die ihn beunruhigten. Im geselligen Verkehr, vor Allem bei der Großfürstin, brach seine ursprüngliche Heiterkeit sich stets wieder Bahn, wie unter Anderem die bei ihr vorgetragenen „humoristischen Gedanken eines Bibliothekars" beweisen, die in Naumann's „Serapeum" später gedruckt worden sind. Ganz anderer Art war sein Vortrag über Philipp von Macedonien und Demosthenes, deren Charaktere er einander gegenüberstellte: Philipp, der halb barbarische Fürst einer jugendlich aufstrebenden

Monarchie, Demosthenes, der Repräsentant des hellenischen Bürgerthums, das seiner Auflösung nahe war. Ein anderes Mal sprach er über Phidias und seine Zeit und später, auf besonderen Wunsch der Großfürstin, hielt er über die Geschichte Thüringens eine Reihe von Vorlesungen, die sich jedoch leider nicht erhalten haben.

Während all diese Männer in Weimar wirkten, nicht in dem anmaßenden Gedanken, dadurch eine neue literarische Glanzzeit hervorzurufen, sondern nur angeregt durch die Vergangenheit, mit dem festen Vorsatz, was sie Großes hervorgebracht zu verbreiten und weiterzuführen, stieg am Horizont ein glänzendes Gestirn empor, neues Licht in der kunstsinnigen Stadt verbreitend: Franz Liszt. Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie sehr Maria Paulowna das Musikleben zu fördern wünschte. Seit Hummel's Tode war ein Stillstand auf diesem Gebiete eingetreten; da drang Liszt's Ruf nach Weimar. Wohl wenige Künstler haben solch einen Sturm der Begeisterung hervorgerufen, wie er; den Gipfel seines Ruhmes sollte er erst in Weimar selbst erreichen. Schon seit seiner Jugend wünschte er, die Stätte classischer Erinnerungen zu besuchen und kam auf einer Concertreise im Jahre 1842 dort an. Zu seinem Erstaunen fand er nicht nur die gewohnte begeisterte Aufnahme, die oft mehr dem Gefühl, eine europäische Berühmtheit vor sich zu haben, als eigener wahrer Empfindung entspringt, sondern in Maria Paulowna und in der jungen Erbgroßherzogin Sophie begegneten ihm Fürstinnen, die seinen Kunstideen das tiefste Verständniß entgegenbrachten. Als er zum ersten Mal vor ihnen spielte, erhob sich die Großfürstin von ihrem Sitz, trat neben ihn und wandte ihm die Notenblätter um, was den feinfühligen, ritterlichen Künstler so entzückte, daß er, wie er selbst oft erzählte, von dem Augenblick an für Weimar gewonnen war. Die Großfürstin berief ihn zu einem größeren Musikfest, das im Herbst 1842 zu Ehren des jungvermählten, erbgroßherzoglichen Paares stattfand, und der Großherzog ernannte ihn bei dieser Gelegenheit, nach vorheriger Anfrage, zum „Großherzoglichen Capellmeister in außerordentlichem Dienst". Liszt ging damit die Verpflichtung ein, im Winter einige Monate die Leitung der Hofcapelle zu übernehmen, ein Amt, das er Anfang des Jahres 1844 zum ersten Mal ausübte. Dieser Aufenthalt wurde das Vorspiel der in das gesammte Musikleben eingreifenden Liszt-Weimarepoche. „Später widmete er seine Zeit und Kraft der dortigen Musikpflege in ausgedehntestem Maße, ja er stellte sie auf einen Höhepunkt, auf dem der musikalische Ruf Weimars ein europäischer wurde[1])." Die Ausbildung des Orchesters lag Liszt zunächst am Herzen, und da seine ganze Methode von der früheren durchaus verschieden war, hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er wußte, daß nur eine vollständige Beherrschung der Technik die Grundlage aller Kunst sein kann und suchte mit seiner Capelle zunächst darin das Höchste zu erreichen. Man sagte wohl, Liszt spiele Clavier auf dem Orchester; aber das spöttisch gemeinte Wort war im Grunde doch ein Lob, und seine Mahnung, die er allen Dirigenten zurief: „Wir sind Steuermänner, keine Ruderknechte!" verklang nicht ungehört. Als das erste Concert Ströme von Zuhörern in das

[1]) L. Ramann, Franz Liszt, Bd. II, S. 197. Leipzig 1887.

Theater lockte und der immer feinfühlige, tactvolle Künstler Hummel's H-moll-Concert zur Aufführung brachte, sagte Hummel's Wittwe, aufs Tiefste gerührt: „So haot's halt do mei Alder nit g'spielt." Es konnte nicht ausbleiben, daß Liszt von nun an in die nächste Umgebung des Hofes gezogen wurde und auch die Gäste der literarischen Abende Maria Paulowna's durch sein Spiel entzückte. Bei einer Privatsoirée hatte der Erbgroßherzog den Wunsch ausgesprochen, die Musik zum Faust, vom Fürsten Radziwill, zu hören; Liszt hatte jedoch zum Einüben derselben keine Zeit mehr und suchte auf andere Weise dem Wunsche Rechnung zu tragen. Zu dem nächsten Empfangsabend wurde der Improvisator Professor Wolff aus Jena berufen, und während er den Faust vortrug, fügte Liszt am Clavier die Musik improvisatorisch hinzu. An einem anderen Abend las Schöll Herder's Cid. Während der einzelnen Gesänge zog sich Liszt in eine Fensternische zurück und trat, nachdem er die Dichtung auf sich hatte wirken lassen, an das Clavier, um sie in seine herrliche, ureigene Sprache zu übersetzen. Drei Gesänge aus Dante's göttlicher Comödie begeisterten ihn später noch einmal zu so vollendeten Tongemälden, daß die Zuhörer noch heute meinen, nie etwas Großartigeres gehört zu haben.

Erheiternd wirkte es, wenn Liszt mit einem der unmusikalischsten Anwesenden dreihändig spielte: dieser gab mit einem Finger eine ganz bekannte Melodie auf dem Claviere an, während Liszt sie mit den schönsten Variationen begleitete. Weimar bekam durch ihn eine ganz andere Physiognomie; wie zu ihrem Heiligthum pilgerten die Jünger der Musik dorthin: Berlioz, Rubinstein, Raff, Hans v. Bülow, Joseph Joachim, Peter Cornelius und Hans v. Bronsart — ihnen allen galt der Beifall Liszt's und der Weimarer mehr, als die glänzendste Kritik in Berlin oder Paris. Derjenige aber, für den Liszt hauptsächlich den Boden vorbereitete, war Richard Wagner. Zum Herderfest im Jahre 1850 wurde „Lohengrin" zum ersten Male aufgeführt, und die Fremden, die früher den „Sarkophag der deutschen Literatur" wehmüthig bekränzten, strömten jetzt zu der Wiege der neuen deutschen Musik.

Im Jahre 1853 starb der Gemahl Maria Paulowna's, und sie zog sich von nun an immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück. Mit Genugthuung verfolgte sie die Bestrebungen ihres kunstsinnigen Sohnes, des Großherzogs Karl Alexander, erfreute sich noch an seiner Lieblingsschöpfung, der Wartburg, die durch Schwind den vollendeten, künstlerischen Schmuck erhielt und verfolgte mit regem Interesse die Denkmalsangelegenheit, die endlich zum Abschluß kam, indem Ernst Rietschel der Auftrag zu Theil wurde, die Erscheinung Goethe's und Schiller's zu verherrlichen. Es war ihr noch vergönnt, dem nationalen Doppelfest — der Grundsteinlegung des Karl August-Monuments und der Enthüllung des Dichterdenkmals — beizuwohnen, das zahllose Fremde von nah und fern nach Weimar gezogen hatte. Eine Feier ohne Gleichen belebte die stillen Straßen und Rietschel, der diesem Augenblick angstvoll entgegengesehen hatte, fand sich im Mittelpunkt eines begeisterten Volkes. „Er stand da und hielt beide Hände auf die Brust; in seinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. In diesem Augenblick mußte der Meister die Weihe des Daseins als höchsten Lohn empfinden. Als nun der Großherzog mit heller Stimme

von der Tribüne Rietschel zu sich heraufrief, da begann von neuem begeisterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künstler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der anderen die Hand faßte, die so Herrliches geschaffen. Der junge Fürst wendete den Künstler nach den Versammelten hin und aufs Neue erhob sich der Jubelruf“ [1]). Maria Paulowna stand neben dem Sohn; ihre Augen verschleierten sich, als sie die beiden Männer in Erz gegossen vor sich sah, die ihr einst in blühender Lebenskraft entgegengekommen waren; doch die wehmüthige Erinnerung verschwand, als die Sonne über den Häuptern der Dichter strahlte und ein junges Geschlecht beleuchtete, das herbeigeströmt war, um frische Blumen und Kränze zu Füßen des Denkmals niederzulegen, ein junges Geschlecht, dem sie die Arbeit ihres Lebens gewidmet hatte und dem sie hoffnungsfroh die Zukunft überließ.

Ein Jahr später feierte die Universität Jena das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Auch hier durfte die Großfürstin nicht fehlen; gab es doch keine Sammlung, keine mit der Universität in Verbindung stehende Anstalt, die ihr nicht ihre Vollständigkeit und großartige Einrichtung zu verdanken hatte, und unter den Gelehrten war kaum einer, der nicht durch sie auf irgend eine Weise in seinen Forschungen und Bestrebungen unterstützt worden wäre. Jena konnte an diesem Tage mit derselben Befriedigung auf die jüngste Zeit, wie auf die ferne Vergangenheit zurückblicken. Seine Bedeutung für die Wissenschaft mußte anerkannt werden, „unfreiwillig von den Gegnern durch die lauten und heftigen Anklagen, die sie gegen dieses Asyl der freien Forschung richten, mit freudiger Beistimmung von Denen, welche in dem Geist, der in und über Jena waltet, einen der wenigen Haltpunkte erblicken in dem trübe dahinfluthenden Strome der rückwärts gekehrten Bewegung einer sich selbst und ihren Beruf vielfach mißverstehenden Zeit“ [2]). Aus sich heraus hatte Jena keine bahnbrechenden Neuerungen geschaffen, aber alle vorurtheilslos sich angeeignet, verbreitet und muthig vertheidigt, wenn es nöthig war, von Strigel an bis zu Haeckel, Deutschlands ersten Verkündiger der Entdeckungen Darwin's. Unter Denen, die den Jubiläumstag feierten, waren noch einige, die bei der Taufe des nun regierenden Großherzogs Pathe gestanden hatten und denen das Bild der jungen Mutter treu im Gedächtniß geblieben war. Ungebeugt, mit derselben fürstlichen Haltung, trat sie ihnen jetzt entgegen. Ueber alles Schwere, das ihr und ihrem engeren und weiteren Vaterlande nicht erspart werden konnte, hatte der Glaube ihr hinweggeholfen, daß das Gute siegen, daß der von vielen redlichen Arbeitern ausgestreute Samen aufgehen müsse; „denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet“ [3]).

Das Säcularfest der Universität bezeichnete den Höhepunkt ihres Lebens; sie konnte von da aus noch einmal Umschau halten und das weite Gebiet übersehen, das sie während ihres Lebens beherrscht und beglückt hatte. Wiederholte Krankheitsfälle, der Verlust ihrer treuen Lebensgefährtin, der Gräfin Fritsch,

---

[1]) Morgenblatt Nr. 42, 1857.

[2]) R. Bindermann, Die Universität Jena ꝛc., S. 1.

[3]) Schiller's Huldigung der Künste.

der Tod einer geliebten Enkelin mahnten an den eigenen Heimgang. Mit einem innigen Segenswort für ihren Sohn und ihre geliebte Schwiegertochter, in der sie ihre würdige Nachfolgerin erkannt hatte, entschlummerte sie ohne Kampf am Abend des 23. Juni 1859. Die Trauer war allgemein, sie wurde nur durch den Gedanken gemildert, daß es ein in sich vollendetes Leben gewesen war, das hier verlöschte. „Mit dem heutigen Sarge ist Alt-Weimar begraben," sagte Liszt in tiefster Bewegung. „Sie hat geleuchtet und leuchtet für alle Zeiten nicht bloß ihrem kleinen Lande, sondern über dessen enge Grenzen hinaus der Mit- und Nachwelt," schrieb der Minister v. Watzdorf. Karl Hase widmete eins seiner Werke dem Andenken „dieser echt Kaiserlichen und doch so rein menschlichen Hoheit, wie ein Wanderer, still vorübergehend, auf das Grab eines Unsterblichen einen grünen Zweig legt." Mit dem Schönsten aber, was von ihr gesagt worden ist, soll auch der größte ihrer Freunde diese Zeilen beschließen [1]).

„Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen und wird es bleiben. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit und würde es sein, wenn sie auch keine Fürstin wäre; denn darauf kommt es an, daß, wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibe."

[1]) Goethe's Gespräche mit Eckermann.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

III. Syrakus.

Nachmittags gegen Zwei lichtete das Schiff, auf welchem wir Malta verlassen sollten, den Anker. Es war ein kleiner Dampfer, „Gleneagles" genannt, der regelmäßig den Dienst zwischen den Nachbarinseln Malta und Gozo versieht, einmal in der Woche jedoch mit der englischen Post nach der entfernteren hinübergeht und am folgenden Morgen wieder zurück ist. Noch einmal, in der Mittagsbeleuchtung, sahen wir die steil aufragenden Häuserterrassen von Malta, die wir zuerst in der Morgendämmerung erblickt hatten; noch eine Weile, dann lagen die hohen Mauern, die Bastionen, die Forts, der schützende Hafen hinter uns, und nun fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus, auf welchem unser Schifflein, das den Südsüdost gegen sich hatte, sogleich heftig zu schaukeln begann. Wir hatten uns, da wir bereits um zwölf Uhr an Bord sein mußten und dieser britische Postdampfer keine Provisionen führt, durch den Schiffsjungen ein mäßiges Frühstück vom Lande holen lassen, das wir mit gutem Appetit verzehrten; dann aber ward es stille. Die wenigen Passagiere, die mit uns die Fahrt theilten, hörten auf zu rauchen, zu lachen, zu plaudern, und über meine beiden Begleiterinnen senkte sich der Schleier Amphitritens mitleidig herab. Unaufhörlich rollte das Schiff; Möven flogen unter dem Leinenzelt hin und her, rasteten für einen Augenblick auf den Stangen und schwebten dann weiter. Die Sonne ging unter, es wurde Nacht, und noch immer kein Land. In der kleinen Cajüte wurden Lichter angesteckt, ein lieblicher Duft, irgendwoher, stieg auf, ein angenehmes Geräusch von Messern und Gabeln ließ sich vernehmen, Teller klapperten und die beiden Standespersonen dieses Schiffes, der Capitän und der britische Postbeamte, zwei wackere Malteser, setzten sich zu Tisch. Eine harte Versuchung für Den, der von Malta mit einem kargen Frühmahl abgefahren und sonst ganz munter ist. Man hatte dort, im Schiffscontor, uns gesagt, daß der Reisende

für nichts zu sorgen brauche; nun, auf dem Schiff erfuhr ich, daß nicht einmal eine Küche vorhanden sei — wenigstens nicht, so schien es, für die Passagiere.

Da nun die beiden Herren wohlgesättigt waren und auch des schäumenden englischen Porters nicht vergessen hatten, begab ich mich wieder hinauf zu meinen beiden Leidenden. Die Wellen schlugen zum Deck hinauf, und alle Sternbilder der Frühlingsnacht glänzten über mir. Der Wind war kalt und das Meer weit und uferlos — dasselbe Meer, in welchem, auf zerschmettertem Kiel, Odysseus neun Tage — nicht neun Stunden nur, wie wir — umhertrieb, ehe denn in Kalypso's Grotte „Kost und lieblichen Wein" er fand. Auch eines andern Schiffbrüchigen gedachte ich, des Heiligen, der in einer Frühlingsnacht, auf einem alexandrinischen Schiffe, „das in der Insel gewintert und ein Panier der Zwillinge hatte", dem „Castor und Pollux", dieselbe Straße, von Malta nach Syrakus, gefahren — dessen Spur der Reisende noch einmal in Reggio begegnet, um ihn dann in der von Blut und Brand rauchenden Atmosphäre des Neronischen Roms entschwinden, in der ewigen Glorie seines Apostolats fortleben zu sehen.

Unter solchen Betrachtungen gingen die Stunden dahin, langsam, langsam; denn der Mensch ist nun einmal so, daß er, an die Bedingungen seiner Existenz erinnert, sogar die Minuten fühlt. Aber nun, auf dieser an Wundern reichen See, geschah das andere, daß die Herzen der beiden Männer von Malta sich rührten, und plötzlich stand ein köstlicher Kaffee vor mir, während die Damen mit einem noch kräftigeren Beef-tea gestärkt wurden. Was die Pflicht nicht gebot, that menschliches Erbarmen; und wenn dadurch auch an der unverantwortlich schlechten Einrichtung dieses unter der britischen Reichsflagge fahrenden Dampfers nichts geändert wird, so will ich doch das Andenken dieser Biedern segnen, die keinen anderen Lohn annahmen, als unseren Dank und das Versprechen, sie zu besuchen, wenn wir „wieder einmal" nach Malta kämen. Als ob man, zu seinem Plaisir, zweimal im Leben nach Malta führe! Doch mit dieser Freundschaft der letzten Stunde lebt das Bild der Insel selbst freundlicher in uns fort; zur Besiegelung dessen trugen die Beiden mir ihre Namen in mein Notizbuch ein, und ich brauche nur die kräftigen Schriftzüge zu betrachten, um Alles, was in dieser Ferne fast schon zum Märchen für mich geworden, mir noch einmal zu vergegenwärtigen: das Fremde, das Ungewohnte, das Abstoßende sogar, und zuletzt doch wieder das gute Menschenherz, das überall schlägt. —

Indessen war schon die Küste, der wir zustrebten, dunkel aus der vom Sternenglanz zitternden Fluth emporgestiegen, und hier und dort wies ein Leuchtfeuer unserem Schiffe die Bahn, welche merklich glatter wurde, je näher wir zwischen dem Festland und der alten Ortygia dem geräumigen Hafen kamen. Jetzt strahlte kein elektrisches Licht mehr über Syrakus; es schlief in der Finsterniß seiner Jahrtausende; wir hätten uns nicht gewundert, an den Hof des Königs Hieron des Ersten zu kommen, so schwarz war die Nacht. Nur das Feuer des Faro leuchtete hinüber zu den trübseligen Flämmchen der Dogana, bis zu welcher die beiden Malteser uns treuherzig das Geleit gaben. Dann kehrten sie zurück auf ihr Schiff, welches innerhalb der nächsten Stunde die Heimfahrt nach Malta begann, während wir, von dem Unbekannten umgeben, wie in eine neue Welt traten, zu welcher, hier und überall in Italien, der nicht eben anmuthige Weg

durch das Zollhaus führt. Schon war die Dampfpfeife des „Gleneagles" meilenweit in der Ferne verhallt, als wir noch immer auf unseren Koffern saßen, an der Stelle, wo die Dorier, die Gründer von Syrakus, gelandet, 734 v. Chr. Geburt; und das Schiff mochte halbwegs nach Malta sein, als wir endlich, lange nach Mitternacht, unseren Einzug in die alte Griechenstadt hielten. Uns voran ging der Karren mit unserem Gepäck, dumpf polternd in den einsamen Gassen und seltsame Echos weckend in den schattenhaften Häuserreihen. Wir waren todmüde und gingen wie im Traum. Wir kamen an einem Dome vorbei, der einstmals ein Tempel der Athene gewesen; an halb in der Erde versunkenen Trümmern, die heute noch Tempel der Artemis genannt sind — der Artemis Alpheiusa, der hohen Herrin dieser Stadt .... Der Platz des Archimed, die Burg des Dionys — Götter, Helden und Weise wandelten mit uns durch die Nacht, vom großen Hafen bis zum kleinen, wo zuletzt die Casa Politi vor uns stand, dunkel, nur von einem einzigen schwachen Lichtschimmer erhellt. Mit einem antiken Lämpchen in der Hand empfing uns, auf dem Flur ihres Hauses, Signora Politi, dem Genius des Schweigens gleich, sie, sonst eine redselige kleine Dame, von lebhaftem Temperament und südlichem Aussehen, in Wahrheit aber eine Landsmännin Kant's, die mit ihrer ganzen Königsberger Sippe jetzt Hof und Wirthschaft hält in Syrakus und mit einem Ableger derselben, nach dem Beispiel der Alten, sogar Taormina colonisirt hat.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Zwanzigmal trat ich an das kleine Fenster, um, über Hinterhäuser und Dächer hinweg, nach einem Streifen des Meeres zu blicken, der allmälig aus eintönigem Grau sich in flammendes Roth verwandelte. Dem Himmel sei Dank — es war Tag; der erste Tag in Syrakus, und als ich die Thüre meines Kämmerleins öffnete, stand im Rahmen der anderen Thür, mir gegenüber, von Helios' erstem Strahle getroffen, die Gestalt eines Greises, die mich mächtig frappirte. Hoch und imposant, mit dem von Weiß umwallten Haupt, den breiten Schultern und der nothdürftigen Bekleidung dieser frühen Stunde war er einem Olympier nicht unähnlich, — doch nur für einen Moment; dann, sich niederbeugend, griff er nach einem Paar Stiefeln, schloß die Thür und ließ mich im Dunkel zurück. In solchem Glanz erschien mir zuerst Signor Politi, der Prinz-Gemahl des Hauses, das sich nach ihm nennt, ihn aber so wenig versteht; denn seine Heimath liegt da draußen, in den zerstörten Heiligthümern von Syrakus, und er selbst ist jetzt ein Genosse der Götter im Exil, zu deren Tempeln er ehemals so manchen Fremden von Distinction, Fürsten und Gelehrten, geführt hat. Guter Signor Politi, wie lieb haben wir Dich gewonnen! Wie viel unvergeßliche Stunden danken wir Dir, wenn Du mit uns durch die Gassen Deiner Stadt gingest, von jedem Kinde gegrüßt und Du Deinerseits jedes alte Gemäuer grüßend und uns die Geschichte jedes alten Hauses erzählend! Wie manchmal, um die Mittagszeit, haben wir mit Dir in einem der beiden Cafés gesessen, in dem großen modernen des Corso Vittorio Emmanuele, namentlich aber in dem kleinen, gewölbartigen, dem Dome gegenüber, dem Croce di Savoia; denn auch ein Glas Marsala hast Du nicht verschmäht, noch Dich unkundig erwiesen in all' jenen Feinheiten der Küche, die nur ein Italiener recht zu schätzen vermag. Und weißt Du noch, wie Du selbst für

uns auf den Markt gegangen bist, um uns mit einem Gericht veritabler Carcioffi zu erfreuen — nicht jener stachligen, großblätterigen, dergleichen nach dem Muster der Franzosen auf die Tafel kamen, sondern von jener knospenhaften Art, in Oel gebacken, die der Italiener liebt; und wie dann, durch einen unverzeihlichen Irrthum des stupiden Kellners dieses Gericht nicht an uns, sondern an einen englischen Clergyman im langen schwarzen Rock mit Stehkragen und weißer Halsbinde kam? Weißt Du noch, wie Du den Ketzer damals verwünschtest, der sich, mit Weib und Kind, die köstlichen Artischocken so wohl hatte munden lassen? Weißt Du noch? — Aber davon will ich schweigen.

Wir fühlten uns in der Casa Politi ganz zu Hause. Wir bekamen comfortable Zimmer, mit dem Blick über den kleinen Hafen in das weite Meer hinaus und der Brandung dicht vor unserem Hause, so daß wir das Rauschen Tag und Nacht hörten und den erquickenden Seewind beständig athmeten; wir saßen bei Tisch unter deutschen Professoren, die hier niemals fehlen; wir waren gut Freund mit Signora Politi und hatten unsere kleinen Heimlichkeiten mit Signor Politi, der, wie mein weiland hessischer Landsmann, der Gastwirth zum Löwen in Fulda, seinen Gästen hätte sagen können: „Kommen Sie, meine Herren! Gehen wir hinüber in den Kurfürsten! Bei mir ist es zu langweilig."

Bald auch orientirten wir uns in dem Städtlein, dessen enge, jedoch sauber gehaltene Straßen und rege Bewohner uns sogleich sympathisch anmutheten. In ihren offenen Werkstätten saßen die Handwerker fleißig bei der Arbeit; in den Läden war ein lebendiger Verkehr. Behäbig gingen die Bürger ihres Weges, und Wohlstand und Zufriedenheit schienen allgemein. Ein höfliches Wesen zeichnet die Syrakusaner aus, und nicht nur im Vergleich mit Malta, sondern auch mit mancher süditalienischen Stadt befindet man sich hier unter einer gesitteteren Bevölkerung: keine Zudringlichkeiten der Kutscher oder Führer, keine Bettler; dagegen die größte Zuvorkommenheit, ja Liebenswürdigkeit, an wen man sich, hoch oder niedrig, wenden mag. Im Tageslicht gesehen, bildeten die Trümmer der antiken Welt mit ihrer gegenwärtigen Umgebung ein einheitliches Ganzes, welches in unabsehbarer Folge das Einst und das Jetzt in trauliche Gemeinschaft bringt, beides, mit allen Zwischenstufen, vor unseren Augen noch bestehend, wie sich in die majestätischen Säulen und mächtigen Cellawände des Tempels der Athene die Kathedrale der Sta. Maria delle Colonne eingefügt hat, ehrwürdig auch sie, aus jener Zeit, wo Heidenthum und Christenthum einander noch nahe berührten. In unseren Ländern fühlt man nur den Gegensatz zum Alterthum; hier, in diesen Ländern des Südens, fühlt man den Zusammenhang. Wir lernen es nur aus Büchern kennen; hier ist es auf der Straße. Man wird mit ihm so vertraut, als ob es noch zum täglichen Leben gehöre. Meilenweit über die benachbarten Hügel und Ebenen des Festlandes, als Syrakus noch das „großstädtische" war, „des kampfaufwühlenden Ares Heiligthum", als „Hieron siegend im Prachtgeschirre Ortygia mit weitstrahlenden Kränzen umwand", zog sich die königliche Stadt, die jetzt wieder zur Insel zusammengeschrumpft ist, von der sie vordem ausgegangen. Draußen die colossalen Trümmer einer untergegangenen Welt, die Reste der Mauern und der Burgen, das Theater auf der Höhe der Neapolis, die Latomien in den Abhängen der Achradina, das Castell und die Casematten

des Eurhalos an dem Felsplateau von Epipolae. Doch fast ergreifender für mich war es, in dieser kleinen Inselstadt zu gehen, in deren Straßen ununterbrochen seit mehr als dritthalbtausend Jahren Häuser stehen und Menschen wohnen — in welcher der Strom menschlichen Lebens, ebbend und fluthend, niemals gestockt hat. Noch widerhallen diese Gestade von Pindar's Siegesgesängen, noch schwebt mit dem Seewind ein Nachklang Aeschyleischer Verse, noch begleitet uns, den großen Hafen entlang, die hehre Gestalt des Thukydides, von der blutigen Schlacht erzählend, in der ein ganzes athenisches Heer zu Grunde ging. Und liebliche Mythen, älter als der Historiker, älter als die Dichter, schlingen und weben sich um diesen Strand, ihn mit der alten Heimath verbindend, und die Götter Griechenlands weilen auch hier.

„So, da geraubt den Orion die rosenarmige Eos
Zürnet ihr Jener so lang', ihr ruhig waltenden Götter,
Bis in Ortygia's Flur die goldenthronende Jungfrau
Artemis unversehens mit lindem Geschoß ihn getödtet." (Odyssee V, 121.)

Hier auch ward Arethusa, die Nymphe, flüchtend und Rettung erflehend vor dem Flußgott Alpheios, in eine Quelle verwandelt. Aber der Liebende folgt durch die Tiefen des Meeres, aus dem fernen Arkadien und Elis' schöner Landschaft der Geliebten, bis er sie hier wieder findet und sie, durch solche Treue gerührt, sich nun für immer mit ihm vereint, ein Sinnbild vielleicht für das starke Band, welches, wenn auch unsichtbar, durch das ganze Meer hin vom fernen Heimathland bis zu dieser Colonie reicht, und ein Thema der Dichtung für alle Zeiten. Homer's „heiliger Quell Arethusa" (Odyssee, XIII, 406) ist noch in Althellas; aber schon Theokrit spricht von „Sikeliens Quell Arethusa" (Die Chariten, 102); und Moschos, gleichfalls ein Syrakusaner und ein jüngerer Zeitgenosse des Theokrit, singt:

„Wenn Alpheios den Weg zum Meer nimmt, hinter sich Pisa,
Bringt Arethusen im Lauf' er das ölbaumtragende Wasser,
Liebliche Blätter und Blüthen und heiligen Staub als die Mitgift."
(VII, 1. — Uebersetzt von Notter.)

„Pisa" war, in Altgriechenland, die frühe zerstörte Nachbarstadt Olympia's, deren Andenken und selbst Namen auf die letztere vielfach übertragen ward.

In dieser Gestalt erhielten die römischen Dichter den Mythus von den griechischen, und als Trinakria längst zur römischen Provinz geworden, läßt Ovid (in den Metamorphosen, V, 493) die Nymphe sagen:

. . . . „von fernher bin ich gekommen,
Pisa ist Heimath mir und wir leiten von Elis den Ursprung.
Uebergesiedelt bewohn' ich Sicanien, aber vor allen
Halt' ich werth dies Land. Hier hat Arethusa Penaten,
Hier jetzt häuslichen Sitz."

Und abermals nach anderthalbtausend Jahren, als Sicilien hoffnungslos unter der spanischen Fremdherrschaft schmachtete, berührt Ariost's leichtgeschürzte Muse das Eiland:

„zu welchem unterhalb der Wogen
Sich Arethusa wandt' auf dunkler Bahn,
Als vor dem Buhlen, den sie lange quälte
Und lange mied, sie sich umsonst verhehlte."
(Orl. furioso, c. VI.)

Der schutzreichen Göttin Artemis, die darum in Syrakus den Beinamen der Alpheiusa erhalten, ward der Tempel gebaut, dessen eng zusammengedrängte Säulen und breite Treppenstufen — jetzt als „Tempio di Diana" bezeichnet — man noch in einer Vertiefung der Via Diana sieht; und in gewissem Sinne ist heute noch die Fontana Arethusa das Wahrzeichen von Syrakus, ähnlich der Fontana Trevi, nur mit dem Unterschiede, daß, wer aus ihr trinkt, die Gabe der Dichtung empfangen soll. Zum Unglück ist ihr Wasser jetzt sehr bitter geworden; denn es hat sich wirklich, um die Sage ganz wahr zu machen, mit dem Seewasser vermischt.

Aber ein freundlicher Anblick ist es trotzdem, das steingefaßte Becken, in welchem, von hohen Papyrusstauden umkränzt, die Quelle der Nymphe noch immer frisch emporsprudelt, und kein Fremder versäumt, auf den Marmorstufen zum Rande des Wassers herniederzusteigen, in welchem kleine Fische gar munter umherschwimmen. Als wir uns dem Brünnlein nahten, stand, über dem Gitter geneigt, eine feine Frauengestalt, in einiger Entfernung von Herren und Damen umgeben: es war die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich, die junge Wittwe, die wir zwölf Jahre früher als liebliches Königskind in ihrer Heimath, in Brüssel, gesehen hatten, während der glänzenden Feste, mit welchen Belgien das fünfzigste Jahr seiner Unabhängigkeit feierte. Welch' ein Leidensweg von dort und damals bis hierher, zur Fontana Arethusa —

„dies zu erzählen
Kommt wohl schickliche Zeit, wenn du erst wieder von Sorge
Frei sein wirst, und erheitert dein Blick . . ."
(Ovid, Met. V, 499.)

Dann geleitete der Sindaco von Syrakus die noch immer Trauernde zu dem Boot am Ufer, und die Fürstin mit ihrem Gefolge fuhr wieder hinaus zu dem mächtigen Kriegsschiff, das, nicht weit von hier, auf der Rhede lag, buntbewimpelt und die Reichsflagge stolz im Winde gebläht.

Doch auch den Einheimischen ist die Stelle lieb. Eine der schönsten Promenaden führt von hier den Seestrand entlang. Palmen und Platanen breiten ihre Kronen über ihm aus; der Frühling schmückt ihn mit Rosen und süß duftendem Jasmin, und von dem Gemäuer, über welchem sich die Häuser der Stadt und die Kuppel des Domes emporbauen, hängt das violett blühende Gesträuch herab, das man, zur Ehre des höchsten Gottes, barba di Giove nennt. Behaglich im Sonnenschein sieht man hier die Leutchen einherschreiten, wohlgenährte Priester, mit einem Ausdruck von Zufriedenheit den Weg messend, da die Glocken der Stadt die Mittagsstunde verkünden; Officiere mit knappen, goldbetreßten Jacken und Schleppsäbel, Arm in Arm und im Munde die lange Cigarre; junge Burschen, Schulknaben die Treppen herabstürmend von dem nahen Lyceum; Kinder, deren fröhliche Stimmen das Gezwitscher der Vögel übertönen und mit dem sanften Anschlag der Meereswogen sich mischen. Es ist noch gar nicht so lang, da sah man andre, traurigere Gestalten hier: da stand hier ein Kerker, berüchtigt wie nur einer der Bourbonenzeit, und ältere Syrakusaner erzählen noch mit Schaudern von den Gefangenen, die, je zu Zweien aneinandergefesselt, ihre Ketten und Kugeln nach sich schleiften. Mit so vielen

andren Unwürdigkeiten ist auch das Bagno von Syrakus im Jahre der Befreiung hinweggefegt worden, und wo der Passeggio de Captivi war, da reiht sich jetzt an den Passeggio Arethusa der Passeggio Adorno, zur Erinnerung an Gaëtano Adorno Zappalà, den verehrten Sindaco, der die Stätte der Knechtschaft in einen Garten umschuf. Eine Marmortafel ist dem Gedächtniß des biederen Mannes gewidmet, und in der Verbindung seines Namens mit dem der Arethusa der jüngste Ruhm von Syrakus mit dem ältesten verknüpft worden.

Freilich erinnert hier, in ihrem täglichen Leben, nichts mehr daran, daß Syrakus einst die größte Stadt Siciliens, ja der ganzen europäischen Welt von damals war. In kleinstädtischer Behaglichkeit hat man sich zwischen den Resten des Alterthums eingesponnen, wie ja das elektrische Licht auch durch das Gefälle der antiken Wasserleitung erzeugt wird. Aber ein Andres ist es, sobald man die Gassen der Insel hinter sich läßt, und über den schmalen Isthmus, der sie mit dem Festlande verbindet, in dieses hinaustritt. Hier ist die melancholische Hoheit einer untergegangenen Welt; hier spricht Alles, ringsum und meilenweit, von einer Größe, deren Trümmer selbst verwittert, wenn nicht verweht sind. Wo die volkreichen Straßen, die mit Statuen geschmückten Plätze, die Hallen und Märkte waren, wo die Tempel und Paläste standen, deckt jetzt Ackerfeld den steinigen Boden, und nichts Erschütternderes für uns, wie oft auch wir an ihr vorüberkamen, als eine einzige Säule, die hoch und einsam, mitten aus dem Getreide hervorragt. Nur das Theater mit dem wunderbaren Blick bis ans Meer und die Veste von Euryalos auf den entfernteren Hügeln bezeichnen noch als feste Landmarken den Umfang der ungeheuren Stadt, die sich einst hier ausdehnte. Schweigen ruht jetzt auf der Landschaft und in üppigen Pflanzenwuchs sind Höhen und Tiefen wie versunken. Die feierliche Stimmung, in der man dies Alles in sich aufnimmt, ward noch seltsam erhöht durch einen schwermüthigen Ton in der Natur und den raschen Wechsel der Beleuchtung. Der Scirocco wehte; bald verschwand die Sonne hinter dem Gewölk, bald brach sie wieder strahlend daraus hervor. Licht und Schatten folgten einander unvermittelt, mit zauberischer Wirkung. Unter einem solchen Himmel war es, daß ich das Grab Platen's besuchte, der hier, in dem Lande seiner Sehnsucht — „dem ehmals oft von Gesängen umflutheten Eiland" — seine frühe Ruhestätte gefunden hat.

Mir war Platen immer, von den Schultagen an, eine Lieblingserscheinung unter den deutschen Dichtern. Mir bebte das Herz, wenn er, in seiner Parabase, den mächtigen Gesang anstimmte:

„Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
Aufstrebte die Welt in verjüngter Gestalt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Nicht des Hochmuths mocht' ich ihn zeihen, „wie die Meisten" (Hymnus aus Sicilien); denn „verächtlich ist des Kleinlichen Eitelkeit" (An Hermann Schütz). Vielmehr tragisch ward er mir in seiner Vereinsamung. Und durft' er nicht, neben den großen Dichtern der neueren Zeit, neben Kleist, Bürger und Stolberg, Schiller und Klopstock und Goethe, „der Blume der Anmuth", neben Rückert und Uhland, der neunte zu sein sich rühmen? „Bedächtige Männer leugnen es nicht." Es ist fast ein Gemeinplatz der Literatur, von seiner Marmorglätte, seiner Marmorkälte zu sprechen, als ob unter dem classischen Marmor nicht auch

eine Seele sein könnte. Populär zu werden, war nicht seine Bestimmung, auch darin ein Gegensatz zu Heine, mit dem er im Leben hart genug aneinander gerathen. Daß Platen dabei den Kürzeren gezogen, wird Niemand behaupten. In den vollendetsten Formen hat er sich bewegt, in der Klage niemals der Würde vergessen, noch im höchsten Affect des Maßes, und wenn er zu den Waffen des Witzes, zur Satyre griff, immer noch der Edelmann. Soll es ihm endlich zum Vorwurf gemacht werden, daß er in sich selber den Trost sucht für Verkennung, die lebenslang sein Schicksal war, und daß er ihn dort findet?

„In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts."

Hier nun, „auf unsterblichen Trümmern", bittet er im Festgesang sein fernes Vaterland, ihn die Lorbeern pflücken zu lassen, die vielleicht es ihm bewilligt —

„Doch nicht sei'n um mein schwermüthiges Haupt sie gewunden,
Nein, auf deinem Altar seien sie niedergelegt."

Es war genau, fast auf den Tag, ein Jahr, daß ich in des Dichters fränkischer Heimath, der ehemals markgräflichen Stadt Ansbach, vor seinem Geburtshaus gestanden. Es liegt in einer stillen Seitenstraße, heut die Platenstraße genannt, ein Erkerhaus mit zierlichem Säulenporticus und allerlei Reliefschmuck, über einem Marmorköpfchen die Gedenktafel mit König Ludwig's Inschrift: „Hier entsproß die Tulpe im deutschen Dichtergarten am 24. Weinmond 1796." Darüber das alte, reichvergoldete Hauszeichen: ein Adler, der Sonne zuschwebend — nach der es immer noch „Zur Sonne" heißt — mit der Umschrift: „Phoebo auspice surgit. Anno 1696." — Selten wohl ist ein Wort prophetischer gewesen, als dieses, hundert Jahre vor der Geburt des Dichters. — Sein Denkmal steht neben dem alten Schlosse der Markgrafen, vor dem Hofgarten, ein steifes Werk, aber mit dem Hintergrunde grünender und blühender Bäume, gebildet aus dem Erz, das gleichfalls König Ludwig geschenkt, und auf der Vorderseite mit den Worten: „August Graf von Platen-Hallermünde, geboren in Ansbach 24. October 1796, gestorben in Syrakus 5. December 1835."

Und heut stand ich wirklich in Syrakus, vor seinem Grabe! Wenn er sie sich hätte wählen dürfen, diese letzte Ruhestätte, sie könnte nicht schöner sein als hier, auf der Höhe der Villa Landolini, wo es immer, das ganze Jahr durch, wie von einem ewigen Frühling grün ist um seine Gruft, wo die Rosen schon im April blühn und der zwitschernde Vögelchor niemals verstummt. Und hier, um die Mittagsstunde, plötzlich, hörten wir auch die Nachtigall — die erste, die einzige, die wir in Sicilien gehört. Lorbeern wachsen rings um sein Grab, Verbenen, Levkoien, Pelargonien bedecken es, und von einem alten Oelbaum überwölbt erhebt sich der bescheidene Denkstein, „errichtet von Freunden und Verehrern 1869": ein Obelisk, den die Lyra mit den Masken der tragischen und der komischen Muse schmückt, und die wohlgelungene Büste des Dichters krönt.

So ruht er hier, nicht weit von dem griechischen Theater, auf dessen heute noch deutlich erkennbarer Bühne und Orchestra die Werke der großen Tragiker aufgeführt wurden; von dessen in ungeheuren Ringen aufsteigenden, jetzt von wilden Blumen überwucherten Sitzreihen, weit und weißlich schimmernd unter dem mattblauen Frühlingshimmel, einst Tausende von Zuschauern herabblickten, und in dessen Steinbrüstung eingemeißelt die Namen zweier Königinnen, eine von ihnen die schöne Philistis, Gemahlin Hieron's II., die nach ihnen genannten Abtheilungen noch erkennbar machen. Griechenthum und Römerthum und erstes Christenthum berühren hier einander dicht; dort oben, über dem Theater, die Todtenstadt der Griechen, in den Fels gehauen, Kammer an Kammer, mit der Luft und der Helle des Tages; hier, unter San Giovanni, die lichtlosen Katakomben, tief in der Nacht und modrigen Kälte des Erdenschoßes; dazwischen das zierliche Oval eines römischen Amphitheaters, die letzte Spur der römischen Colonie, die zur Zeit des Augustus hierher verpflanzt worden — ein verkleinertes Abbild des Colosseum, mit dem Wasserviereck zum Kampfspiel der Schiffe, mitten in einem Wiesengrund, in dem herb und süß duftende Kräuter blühn, und hier und überall der Blick auf das wogende Blau des jonischen Meeres, der um die Mittagszeit wahrhaft berauschende Blumengeruch aus den Latomien, den alten Steinbrüchen, einst Gefängnisse der siebentausend kriegsgefangenen Athener, die hier in der Sonnengluth schmachteten, starben und verdarben, jetzt Gärten von unbeschreiblicher Pracht in dem brütenden Schoß der sie hoch überragenden, riesigen Felsen — eine dieser Latomien, die des Paradieses, mit dem wunderbaren und heute noch bewundernswerthen, dem menschlichen Hörorgan anatomisch genau nachgebildeten, aber ins Ungeheure gesteigerten „Ohr des Dionysos"; eine zweite die der Santa Venera — die jedoch, eine veritable Heilige, nichts mit der Göttin zu thun hat, deren berühmten, jetzt im Museum von Syrakus aufbewahrten Torso man in eben dieser Schlucht gefunden — ein einziges Labyrinth üppigster Vegetation, mit einem Arom gefüllt, wie die Rosengärten von Schiras. Dies ist nun für immer die Nachbarschaft und Umgebung des Dichters, der wunden Herzens sich von der Heimath abgewandt, um, im Tode glücklicher als im Leben, hier sein Grab zu finden; zu ihm herauf weht der Seewind, der alle Düfte des Frühlings mit sich trägt und der, wenn er im Gezweige ringsum säuselt, die „Festmelodien" der Alten zu wecken scheint und mit den Stimmen griechischen Wohllauts den stillen Hügel des deutschen Sängers grüßt —

„Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt."

Der „Ritter" Landolina, nach dem die Villa heißt, spielt schon in Seume's „Spaziergang" eine Rolle. Man fragte den wunderlichen Mann, der — „um sich ein wenig auszulaufen" — mit einem Tornister, einem Knotenstock und einem tapfren, fröhlichen Herzen, von Leipzig aus marschirend, ganz Italien und ganz Sicilien per pedes apostolorum in neun Monaten durchwanderte: „An wen seid Ihr in Syrakus empfohlen?" — „An den Ritter Landolina", gibt der Spaziergänzer zur Antwort. — „Den kenne ich", ruft Einer. — „Ihr seid also arm und wollt den Giro machen und geht zu Fuße?" sagt ein Andrer.

Freilich, freilich; und er, der sächsische Bauernsohn, der nicht lange vorher, von hessischen Werbern nach Amerika verkauft, mit den Huronen „Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken" getheilt und hierauf als russischer Grenadierlieutenant sich mit den Polen herumgeschlagen hatte, wird nun von dem angesehensten Syrakusaner gastlich empfangen. Landolina, hochverdient um die Kenntniß und Erhaltung der Alterthümer seiner Stadt und mit deutschen Gelehrten nahe befreundet, findet offenbar Gefallen an dem seltsamen Weltfahrer, der fließend Lateinisch spricht und seinen Theokrit bei sich in der Tasche hat. Tagelang ist er sein Führer durch die Ruinen von Syrakus, das ehemals, bevor die Römer es zerstört, mit seinen fünf Quartieren (der Inselstadt, Neapolis, Achradina, Tyche und Epipolae) zweiundzwanzig (englische) Meilen im Umfang hatte[1]). Noch einmal, nach dem Ende des Bürgerkriegs, als Cäsar Augustus in jahrelangem blutigem Kampf Sicilien dem Sohne des Pompejus wieder entrungen hatte, versuchte man (21 nach Chr. Geb.) das tief gesunkene Syrakus durch römische Colonisten neu zu beleben. Weite Strecken, die verwüstet waren und seit zwei Jahrhunderten in Trümmern gelegen hatten, wurden, zwischen dem großen Hafen, Neapolis und Achradina, wieder aufgebaut. Aber zur alten Größe konnte die Stadt sich nicht wieder erheben, und als der heilige Cosimus, Bischof von Syrakus, im Jahre 646 den Athenetempel in den heutigen Dom verwandelte, da gab es nur noch ein kleines Syrakus auf der Insel Ortygia, von der es ausgegangen, und auf dem Festlande, wo das große gestanden, gab es nur noch einzelne zerstreute Häuser und Kirchen, zwischen denen neben den Resten des alten griechischen Theaters die des römischen Circus lagen. Und hierher, auf die Felsenspitze von Euryalos — dieselbe Stelle war es, an der einst der römische Feldherr Marcellus, auf die halb erst bezwungene Stadt niederblickend, Thränen vergoß über ihre Schönheit, ihre ruhmvolle Vergangenheit und das Schicksal, das er ihr bereiten mußte[2]) — hierher führt der Ritter Landolina den deutschen Wandrer, und als sie lange schweigend nebeneinander gesessen, sagt der würdige, patriotisch eifernde Mann, indem er über das große, traurige Trümmerfeld seiner Vaterstadt hinschaut: „Das waren wir!" und mit einem Blick auf das kleine Häufchen Häuser: „Das sind wir!"

Dieser Landolina war der Vater desjenigen, der dreiunddreißig Jahre später so viel dazu beigetragen hat, die letzten Tage Platen's zu verschönen, und auf dessen Besitzthum er sein frühes Grab gefunden. So tolerant dachte dieser Mann, daß er einen der besten Theile seines umfangreichen Parkes zum Kirchhof für die zu Syrakus verstorbenen Deutschen und Engländer hergab, die sonst, als Nicht-Katholiken, hier schwerlich in würdiger Weise hätten bestattet werden können: mehrere Grabdenkmäler haben sich neben demjenigen Platen's auf der bewaldeten Anhöhe noch erhalten. Aber dies war nicht Alles, was er für den sterbenden Dichter gethan hat. Wir wissen es aus Goedeke's Biographie, wie sehr er sich des plötzlich Erkrankten angenommen. „Ich war hier," schreibt Platen in seinem letzten Briefe seiner Mutter, „an einen alten Herrn, Namens

[1]) Gibbon, Roman Empire, 665.

[2]) Freeman, a. a. O. 307.

Don Mario Landolina, empfohlen, der mich ganz vorzüglich freundlich aufnahm, mir auch eine Wohnung besorgte." Mit Hülfe meines wackren Signor Politi gelang es mir, diese Wohnung ausfindig zu machen. Das Geschlecht der Landolina — jeder Deutsche sollte den Namen mit Hochachtung aussprechen — blüht heute noch; ihr Palazzo steht, mächtig und beide Seiten beherrschend, an der Ecke der Via Maestranza (so nennen noch immer mit dem alten Namen die Syrakusaner den Corso Vittorio Emmanuele) und der Via Roma, mit dem Blick auf die Piazza Archimede: Läden sind jetzt in den unteren Räumen, und das Obergeschoß ist an die Bank von Sicilien (Banco di Sicilia) vermiethet. Der gegenwärtige Cavaliere Landolina ist der Enkel, mütterlicherseits, des alten Don Mario, dessen Namen und Titel er erbte, nachdem dessen beide directen Nachkommen gestorben waren. Von all diesen Dingen sprach Signor Politi mit einem jugendlichen Eifer und Feuer, als ob sie sich gestern ereignet hätten, und nicht vor sechzig Jahren. Sein Vater war, wie er sich ausdrückte, „Archäolog" in Syrakus gewesen und ein guter Freund Don Mario's; er selbst, als Knabe, hatte Platen — il conte Platen — oft gesehen und beschrieb ihn als „einen schmächtigen Mann mit zartem Gesicht und Schnurrbärtchen". Das Haus, in welchem der Dichter starb, ist das vorletzte der Via Amalfitania, welche von der Piazza Archimede zum Porto grande führt. Es liegt dicht neben dem von anspruchslosen Reisenden viel besuchten Albergo del Sole, trägt die Nummer 19 und war früher selbst ein Gasthof, Albergo Arethusa, nach der benachbarten Fontana so genannt, und besonders bei den Künstlern beliebt. Es gehörte damals, und gehört heute noch, der Familie Landolina, die jedoch, wie Signor Politi gleichsam entschuldigend bemerkte — „keinen Werth mehr darauf legt". Denn in der That befindet es sich in einem so verwahrlosten Zustande, wie man dergleichen nur in italienischen Städten sehen kann. Es war, als wir davor standen, unbewohnt und, nach unsren Begriffen, auch unbewohnbar, wiewohl überall Zettel mit dem wohlbekannten „Si loca" hingen. In den kleinen eisernen Balconen, welche die Fenster des vier Stock hohen Gebäudes umgittern, wuchs Unkraut, die grünen Thorflügel waren von Feuchtigkeit verrottet und die gelbe Farbe der Wände bröckelte herab. Da der Eingang von dieser Seite geschlossen war, suchten wir ein Hintergäßchen, Ronco Aquila, auf und gelangten über ein schlüpfriges Pflaster an eine Plankenthür, durch welche wir in den Hofraum blicken konnten. Ueber dieser Thüre waren Platen's Zimmer, deren Hinterfenster in den Hof gingen, während die Vorderfenster nach der Straße schauten. „Hier hat der Graf gesessen, wenn er auf Don Mario wartete; von hier aus hat er ihn die Straße herabkommen sehen." So schloß Signor Politi seinen erklärenden Text zu den fast schon erloschenen Bildern der Vergangenheit.

Inzwischen hatte der warme Wind schwere Wolken von Süden heraufgeführt. Gegen Abend kam ein heftiger Sturm, ungestüm gegen das Gestade schlugen die Wogen, und endlich in der Nacht strömte der Regen nieder, den die Syrakusaner, nach wochenlanger Dürre, mit Sehnsucht erwartet hatten. Doch schon am andern Morgen, als wir die Fensterläden öffneten, lächelte die Sonne wieder, ein bißchen schwach noch, wie von dem Kampf ermattet, der auch in dem bewegten Wasser nur mälig ausklang; aber immer heller, immer weiter

schien die Ferne sich zu dehnen; durch das ziehende Gewölk schimmerte der blaue Frühlingshimmel, und die Möven flatterten wieder in die See hinaus, silbern auf dunklem Grunde. Solch ein Tag und solch ein Licht war es, unter dem die verborgenen Kräfte der Natur nicht sanft zu ruhen, sondern lebendig und sichtbar zu werden scheinen, und auch in der Fremde die Menschenseele den ewigen Heimathlaut vernimmt. An diesen Stätten gewaltiger Völkerschicksale lernt man begreifen, wie wenig vom Ruhme der Nationen übrig bleibt, und dies Wenige doch genug, um ihm Unsterblichkeit zu sichern. Was ist es denn, daß eine große Vergangenheit so mächtig zu uns spricht, und daß wir sie verstehen? Daß ihre Tempel gleichsam aus dem Schutt auferstehen, ihre Ruinen sich beleben; daß der Mythus und das Märchen, der Heldengesang und das Volkslied uns in die Dämmerzeit der Geschichte zurückversetzen? Still ist es jetzt am Anapos; aber wenn wir zu seinen sumpfigen Ufern hinabsteigen, wird es in der Ebene laut wie von Lagerlärm und Schlachtgetümmel; über dem Hügel, wo die beiden Säulenstümpfe stehen, prangt in all seiner Pracht von Marmor und Gold das Heiligthum des Zeus, das Olympeion; im großen Hafen liegt die Flotte der Athener und dem Ansturm carthagischer Scharen trotzt die riesige Ringmauer, bis Jahrhunderte später die römischen Legionen kommen und mit ihnen das Verhängniß, das alle Fortificationskünste, Wurfmaschinen und Brennspiegel des Mathematikers Archimedes nicht aufzuhalten vermögen. Römische Soldaten, als er sie bittet, seine Zirkel nicht zu stören, erschlagen den Greis, und mit ihm, dem letzten großen Namen dieser Stadt, erlischt ihre Herrlichkeit für immer. Die griechische Welt geht in der römischen unter, und Syrakus, zu der Zeit, wo von Rom noch nichts war als die Strohdächer am Palatin, die große, die glänzende Hauptstadt mit einer Million Einwohnern, sinkt zur Provinzialstadt herab, mit heute wohl kaum über dreißigtausend. Aber wohin wir blicken und wohin wir lauschen, bekannte Gestalten und bekannte Klänge — Bilder aus der Knabenzeit, wie von „Dionys, dem Tyrannen" — Reminiscenzen aus den Schuljahren, wie von jener Nymphe, der Stammesmutter Arethusa's, der Cyane, deren Klage man noch immer zu vernehmen meint an dem von hohen Papyrusstauden bekränzten Teich, der nach ihrem Namen heißt.

An diesem Nachmittage fuhren denn auch wir hinaus nach dem Euryalos — eine der köstlichsten Fahrten, die ich je gemacht, in der laulich wehenden Frühlingsluft, unter einem milden Lenzhimmel, knorrige Oelbäume zur Seite des Weges wechselnd mit zierlichen Mandelbäumen, unter deren feinen, schmalen Blättern die Frucht schon schwoll; Maulbeerbäume mit mächtig belaubten Kronen, Feigenbäume, Weinpflanzungen, Weizenfelder in üppigem Wachsthum, von Aehren schwer in dieser frühen Zeit, wo bei uns das Getreide kaum in Halmen steht — dazwischen Cactus von ungeheurem Umfang und bizarren Formen, in ganzen Hecken, himmelhohe Pinien, majestätisch in ihrer feierlichen Ruhe, reiche Triften mit weidenden Kühen, wohlgenährt und glänzend von Behäbigkeit. Auf der Landstraße reges Leben — buntbemalte Karren, Maulthiere und Esel, beladen mit gewaltigen Bündeln von Heu, das getrocknetem Haferstroh mit den Aehren daran glich, die Reiter mit weit auseinander gespreizten Beinen darauf, ländliche Scenen, nicht ganz ohne Beimischung von Humor oder

Komik, die sich auf der ganzen Strecke wiederholten und später, bei der Heimkehr gegen Abend, bis in die Thore der Stadt hinein fortsetzten.

Wir kletterten dann auf den noch gut erhaltenen Treppen in den Gängen und Kammern von Dionysios' Bergveste herum, seltsam erleuchtet von dem hier und da durch die Thüröffnungen hereinfallenden Sonnenschein; wir erstiegen die freien Anhöhen über dem Meere, wo die verstreuten Quaderblöcke noch die Richtung des alten Mauerwerks andeuten; wir genossen des kühlenden Seewinds, der unvergleichlichen Aussicht in die gesegnete Landschaft und fuhren nun längs des rauschenden Meeres zu dem hochgelegenen Kloster der Kapuziner und der nach ihm genannten Latomie, jetzt Eigenthum der Signora Politi, die freundlichst erschienen war, um uns die Honneurs dieses blühenden Labyrinths zu machen. Barocke Felsbildungen umschließen auch diese Schlucht, in welcher die Buchsbaumhecken stärker dufteten, die Mispelbäume voll von gelblichen Früchten hingen, hier und da noch eine Orange glühte und Alles mit einer Laub- und Blüthenfülle so dicht bedeckt war, daß der letzte Sonnenstrahl kaum noch hindurchzudringen vermochte. Da wir wieder heraufkamen, war die Sonnenkugel eben im Untergehen; aber ihr Widerschein färbte die Häuser von Syrakus, leuchtete wie Gold noch ein Weilchen über dem blauen Gebirge und schwand dann bald in Grau, während hoch über uns am Abendhimmel das erste Viertel des Mondes und der Abendstern, treulich gesellt, erschienen. —

Und nun war es Mai geworden, und ich hätte wohl, wie Seume vor neunzig Jahren, diesen Tag mit den Versen des Wandsbecker Boten grüßen können:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weise, keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren."

Denn an diesem Tage, dem ersten Maientag, der auf einen Sonntag fiel, feierte Syrakus das Fest seiner Schutzpatronin, der heiligen Lucia, welche (305 n. Chr. Geb.) unter Diocletian den Märtyrertod starb, und wohl ihr zu Ehren strahlten in vollkommener Bläue der Himmel und das Meer, wehte die Luft in belebender Frische, die balsamische Würze des Landes gemischt mit dem kräftigen Athem der Salzfluth. Schon am Abend vorher war die Kirche der heiligen Lucia mit Hunderten von Kerzen und bunten Lampen erleuchtet worden, während der Domplatz, dessen Ecke sie bildet, von elektrischem Licht und den ringsumher illuminirten Palästen in Tageshelle schien. In der Mitte des Platzes musicirte die Militärcapelle; die Menge wogte hin und her, und unter dem sternbesäten Himmel saßen wir noch einmal mit unserem Gastfreund vor dem kleinen Croce di Savoia, dem Dom gegenüber, dessen schwere Masse dunkel in diesem Spiel von Lichtern und Farben dastand. Signor Politi war schon an diesem Vorabend in festlich gehobener Stimmung. Erfüllt von dem Glanz, in welchem das nächtliche Syrakus schimmerte, begann er von den Tagen seiner Jugend zu sprechen, von glorreichen Erinnerungen, von großen Männern, deren Führer zu den Ruhmesstätten seiner Heimath er gewesen, von gekrönten Häuptern und Fürsten der Wissenschaft, von König Johann, Philaletes, dem erlauchten

Uebersetzer des Dante, und König Ludwig, dem Patron Platen's, von Theodor Mommsen, dem Geschichtschreiber Roms, und Ernst Curtius, dem Geschichtschreiber Griechenlands. „Ah," rief er aus, einen wehmüthigen Blick nach der Kirche Sta. Lucia werfend, über deren Portal ein Lämpchen nach dem andern erlosch, „damals waren wir junge Leute, junge Leute!" Wie wenn es sich für einen Mann in seinen Jahren nicht mehr schicke, den alten Göttern nachzugehen. Trotzdem, und wiewohl ich ihn in Verdacht habe, in der Tiefe seines Herzens der Heide geblieben zu sein, der er immer gewesen, so ermangelte er doch nicht gänzlich der Reverenz für die Heiligen, und besonders theuer war ihm, wie jedem seiner Mitbürger, die heilige Lucia von Syrakus. Nach der örtlichen Legende, welche sie mit den Tauben von St. Marcus in Verbindung bringt, liegt ihr Leib in Venedig bestattet, und eine von diesen Tauben war es, die, von ihr gesandt, sich auf dem bischöflichen Palaste niederließ, um den von einer langen Hungersnoth bedrängten Syrakusanern das Nahen einer mit Lebensmitteln ausgerüsteten Flotte voraus zu verkündigen. Dies war an einem ersten Mai, und darum spielt die Taube bei dem Feste noch heut eine hauptsächliche Rolle. So sagte Signor Politi, der, wenn er mit den Actis Sanctorum sich auch weniger beschäftigt haben mag, als mit der Archäologie seiner Vaterstadt, dieses Blatt ihrer Chronik doch wohl kannte.

Zur verabredeten Stunde des anderen Tages erschien der weiland Führer der Könige, sein ehrwürdiges Haupt mit einem sonntäglichen Hute bedeckt und an der Hand ein Nichtchen, eine kleine Königsbergerin, die mittlerweile jedoch schon zur perfecten Syrakusanerin geworden ist. Die Sonne brannte heiß, und es war ein echt südlicher Mittag, wo man gern den spärlichen Schatten sucht; und nachdem wir mit unserem Freunde zuvor uns an einem letzten Gläschen Marsala gestärkt hatten, betraten wir, Schlag zwölf, den Domplatz.

Es war ein unvergleichlicher Anblick: der hohe Dom mit den uralten Säulen, die seit der Griechenzeit hier stehen, daneben der erzbischöfliche Palast, unter den geöffneten Balconthüren die Prälaten in rothen und violetten Gewändern, eine Tribüne mit Geistlichen und Seminaristen gefüllt, im Hintergrund die Kirche der Heiligen, an deren umgitterter Balustrade Nonnen in schwarzem Habit und weißen Kopftüchern erschienen; der ganze Platz aber bedeckt mit einer zahllosen Menge, die hier zusammengeströmt und in der manch' ein feineres Mädchengesicht und Damen in kleidsamer, dunkler Toilette zeigten, daß auch die besseren Stände dieser Stadt dem großen Schauspiel nicht fern bleiben wollten. Die Masse bestand aus den niederen Schichten der Bevölkerung, unter denen die Landleute sich vortheilhaft hervorthaten: die Männer in der braunen Manchesterjacke mit Messingknöpfen, kurzen Hosen, hohen Stiefeln und der charakteristischen Mütze mit dem breiten Zipfel, der bis auf den Hemdkragen herabfällt; die Frauen in langen, schwarzen oder grünen Kleidern, weißem Brusttuch, Schürze, Bändern in den Haaren, ihr fast einziger Schmuck eine Korallenschnur, mit Crucifix daran. Diese modesten Erscheinungen zwar wurden bei Weitem überwogen durch das Volkselement, das hier und überall in Sicilien häßlich, schmutzig und zerlumpt, aber dennoch — es muß gesagt werden — von großer Höflichkeit gegen die Fremden und ohne jede Spur jener Rohheit ist, wie sie bei den Volks-

festen in anderen Gegenden nur allzuhäufig hervortritt. Obgleich Jeder sehen oder seine Kinder sehen lassen wollte, was sich begab, war doch nirgends das Stoßen und Drängen, das den unteren Klassen sonst von jeder Lustbarkeit untrennbar scheint, und wiewohl die Polizei sich nicht blicken ließ, blieb die gute Ordnung ungestört bis zuletzt. Mag das italienische, das sicilianische Volk vornehmlich an Schulbildung und Wohlstand geringer sein, als das unsere: seine vornehmere Sitte hat es sich in all' der Zerrüttung und dem Elend von Jahrhunderten bewahrt.

Alsbald begann Glockengeläut und Flintengeknatter; weit öffneten sich die Thorflügel des Domes, und die Procession trat heraus. Alle Häupter entblößten und manch' ein Knie beugte sich, als die Heilige sichtbar ward: hoch auf einer Tragbahre die Männer überragend, auf deren Schultern die Stangen ruhten, schien sie schwebend die Treppen herabzusteigen, eine schöne Frauenfigur von Lebensgröße, reich angethan in silbernes Gewand, mit erhobenen Armen und die Stirne mit einem Diadem geschmückt — sanft und sieghaft lächelnd; Athene selber, wäre sie jetzt aus ihrem alten Heiligthum herausgetreten, hätte nicht anders daherschreiten können, strahlend in der blauen Mittagsluft, erhaben über den Köpfen der anbetenden Menge. Von einem ähnlichen Gedanken mochte Signor Politi bewegt sein, als er mich streifte mit einem Blick, in welchem eine gewisse Traurigkeit gemischt war mit einem leisen Zuge von Spott, wie wenn er sagen wolle: Göttin oder Heilige, was ist der Unterschied? Noch scheint die Sonne Homer's, und das sind die Säulen deines Tempels —

„Heilige Pallas Athene! . . . . .
Wie natürlich sie steht, wie in jeder Bewegung natürlich!
Wahrlich beseelt! . . ."

So, mit einer leichten Abwandlung des Textes, klangen mir die Verse Theokrit's, des heimischen Dichters, der in einer seiner hübschesten Idyllen: „Die Syrakuserinnen am Adonisfest" (von Eduard Mörike meisterlich übersetzt) einen Anblick wie den heutigen schildert. Ich meinte sie mit einander plaudern zu hören, die klugen Gevatterinnen von vor zweitausend Jahren, die keckeren Urgroßmütter der Frauen um mich her, die, statt demüthig den Rosenkranz abzubeten, wie diese, dem die Schnatternden zur Ruhe verweisenden Fremdling zurufen:

„wir sind von korinthischer Abkunft,
Gleich wie Bellerophon war, wir reden ja peloponnesisch;
Doriern wird's doch erlaubt sein, dorisch zu sprechen?"

Und sogleich fiel Musik ein, von fröhlicher Tonart und raschem Zeitmaß, ich denke wohl aus irgend einer Oper oder Operette, während auf ihrer Wallfahrt die Heilige wiederholentlich Rast machte. Da sie sich der eigenen Kirche gegenüber näherte, stimmte der Chor von zweihundert jugendlichen Sängern, den Seminaristen, einen Hymnus an, der, eigens für die Gelegenheit gedichtet und componirt, die Heilige feiert, wie Theokrit's Gesang die „Herrscherin, die du Golgos erkorst und Idalion's Haine;" und nicht ungefällig mischte sich mit dem Gesang die nun abermals anhebende Musik der Spielleute, indeß das Heiligenbild wieder emporgehoben wurde. Dieses war der von Allen erwartete Moment, auf

welchen die geschickt getroffenen Vorbereitungen hinleiteten, durch oftmalige Pausen den kurzen Weg — der von der Kathedrale bis nach Sta. Lucia kaum hundert Schritte betragen mag — verlängernd und die Spannung der Gemüther erhöhend bis zum Schluß des aufregenden Schauspiels. Denn nun traten die Nonnen hoch oben an den Rand des Altans — vestalische Jungfrauen hätte man sagen mögen, wenn man bei der Heiligen selbst an Athene gedacht — und von lautem Jauchzen, verwirrendem Zuruf begrüßt, flattert die erste Taube vom Kirchendach herab, senkt sich ein wenig nach der mit hundert Händen emporgreifenden Menge, rettet sich aber mit hastigem Flug, es mehrmals umkreisend, auf das Dach des Arcivescovado, des erzbischöflichen Palastes, wie jene, die Sta. Lucia von Venedig gesendet. Der ersten folgt die zweite, die dritte, dann Wachteln, dann wieder Tauben, bis Alles in Bewegung ist, sie zu haschen und zu fangen. Die meisten haben das Glück, der traurigen Probe zu entrinnen. Nachdem sie, aus ihrer Höhe mehr herabgestürzt, als herabgeflogen, über den Köpfen der Menschen eine Weile hin- und hergeirrt sind, entkommen sie zuletzt auf eines der umgebenden Dächer oder in den erzbischöflichen Garten. Die zur Höhe fliegen kommen in den Himmel, die zur Tiefe sinken, in die Hölle — was für diese armen Geschöpfe fast in buchstäblichem Sinne wahr wird. Scheu von dem ungewohnten Anblick des gedrängt vollen Platzes und furchtgelähmt von den vielen Hunderten nach ihm ausgestreckter Hände, schwirrt das Vögelchen mit dem Aufgebot der letzten Kraft noch einmal auf und nieder, sinkt dann und sinkt immer tiefer, bis es endlich, unter dem Jubel Aller, von Einem erfaßt und festgehalten wird. Nun erst beginnt die Qual des zappelnden Thierchens: Jeder will eine Feder desselben als Reliquie haben, und bei lebendigem Leibe gerupft, wird es wohl eine Beute des Todes sein, bevor der glückliche Gewinner es zum Mittagsschmaus in den Topf thut. „Es waren schönere Zeiten," scheint mir der Blick Signor Politi's zu sagen, „als beim Adonisfest,

. . . oben als Kinderchen flogen Eroten,
Gleichwie der Nachtigall Brut, von üppigen Bäumen umdunkelt,
Flattert umher von Zweig zu Zweige . . ."

Nachdem nun die letzte Wachtel oder Taube gefangen oder mit Todesangst entkommen ist, erscheinen die Nonnen abermals mit gefüllten Körben am Gitter des Altans; diesmal aber sind es Rosen, die sie herabstreuen — denn auch das Martyrium wird ja von der Kirche mit ihrem Glorienschein vergoldet — und wo die weißen Flügel der geängstigten Thierchen eben noch über ihren Verfolgern gezittert, schimmern jetzt Rosenblätter in der Luft und schweben in solcher Fülle nieder, ein Regen von Rosen, daß der Platz und die Volksmenge bald ganz von ihnen bedeckt ist. Musik und Gesang fallen ein; den Glocken des Domes antworten die Glocken von Sta. Lucia, und hoch emporgehoben, über allen Häusern erscheint noch einmal die mit Rosen überschüttete Schutzpatronin von Syrakus, die jährlich an ihrem Festtag, unter solchen Auspicien, ihr Heiligthum wieder betritt.

Und mit einem Abschiedsblick scheint mein alter, mein unverbesserlicher Heide zu sagen:

„Freue dich, lieber Adonis, und kehre zu Freudigen wieder!"

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's
(1847—1887)[1].

II. Aus dem Uebergangsjahr 1858.

Wie bereits erwähnt, war Bernhardi durch sein Buch über den russischen General Grafen Toll zu einer literarischen Berühmtheit geworden, der sich die Thüren der Berliner wissenschaftlichen und politischen Gesellschaft der fünfziger Jahre bereitwillig öffneten. Zwei — nicht für den Druck bestimmte — Denkschriften über den Kaiser Nicolaus von Rußland und über die Lage des russischen Reichs bei Ausbruch des Krimmkrieges hatten das besondere Interesse des altliberalen Abgeordneten und Obristlieutenants a. D. Frhr. von Vincke erregt, der sie mehreren seiner politischen Freunde mittheilte und in der Folge dem damaligen Prinzen von Preußen (Kaiser Wilhelm) und der Prinzessin zur Kenntniß brachte. Seitdem war Bernhardi wiederholt nach Berlin gereist und mit einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten in nähere Beziehung getreten.

Die nachstehend mitgetheilten Blätter des Bernhardi'schen Tagebuchs handeln von einem dieser Aufenthalte, den der Verfasser im Frühjahr 1858 in der preußischen Hauptstadt nahm und der zu einer Reihe interessanter Berührungen führte.

Im Herbst des Jahres 1857 hatte der „Prinz von Preußen" infolge der schweren Erkrankung König Friedrich Wilhelm's IV. die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen. Die dadurch bedingte politische Lage spiegelt sich in den Berichten des Tagebuchschreibers so deutlich wider, daß dieselben jedes weiteren Commentars entbehren kann.

21. März 1858.

Bin zur Prinzessin von Preußen beschieden; um 8 Uhr — R. Auerswaldt sagt mir, ihre Soiréestunde sei 9 — es ist also auf eine Privataudienz abgesehen. Erscheine pünktlich, werde von der Gräfin Haacke empfangen.

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau 1893, Bd. LXXIV, S. 253 ff.

Sie führt mich in das Cabinet der Prinzessin — diese erscheint — sie sieht sehr leidend aus; man weiß auch, daß sie leidet. — Vielleicht kommen Seelenleiden hinzu, da ihr die gegenwärtige Lage vollkommen unerträglich sein muß. — Gräfin Haacke bleibt natürlich anwesend, als stumme Figurantin und garde d'honneur auf einem Nebensopha.

Die Prinzessin von Preußen hat in der Stimme und in der Art zu sprechen eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, dem Großherzog von Weimar. — Sie sagt, sie habe lange gewünscht, mich auch persönlich kennen zu lernen, nachdem sie mich schon durch mein Werk kenne u. s. w.

Im Uebrigen spricht sie vorzugsweise von Rußland, von dem Beginnen Alexanders II., von den Reformen; ob der Kaiser wohlgethan habe, darauf einzugehen, ob er durchdringen — was sich daraus ergeben werde? — Ich sagte: man beurtheilt im Allgemeinen seine Lage und die Verhältnisse nicht ganz richtig, da man von den Reformbestrebungen spricht, als seien sie Sachen freier Wahl des Kaisers — fast eine Sache der Liebhaberei — als hätte er ebenso gut Alles beim Alten lassen können, während er in der That keine Wahl hat, und die Bahn der Reformen unbedingter Nothwendigkeit einschlägt. — Schildere die beiden zwingenden Elemente, den zerrütteten Zustand, in dem Kaiser Nicolaus die Finanzen des Reiches hinterlassen hat, und die wachsende Ungeduld, mit der die Bevölkerung zum Theil die Leibeigenschaft kaum mehr erträgt. — Ob es zweckmäßig war oder nicht „an dem Bestehenden zu rütteln," sei gar nicht die Frage; das Bestehende war vielmehr in keiner Weise mehr zu halten.

Auf weitere Fragen suche ich dann die ungemeine Schwierigkeit der Aufgabe — der Bauernemancipation — zu schildern, und klar zu machen, worin sie liegt. Um sie zu lösen, steht dem Kaiser, als Werkzeug, nur unzuverlässige Unredlichkeit und Unfähigkeit zur Seite; und überall steht ihm der entschiedene böse Wille gegenüber. „Aber wird es dem Kaiser gelingen? — wird er durchdringen?" — Das ist schwer zu sagen! Mit Bestimmtheit kann man nur sagen, daß jetzt die wirkliche Geschichte Rußlands begonnen hat; das Rad ist jetzt im Rollen, und keine Macht auf Erden vermag jetzt mehr es aufzuhalten. — Uebrigens scheint mir die Aufhebung der Leibeigenschaft in sehr unheilvoller Weise eingeleitet; ich fürchte gar sehr, es wird etwas vollkommen Ungenügendes — etwas Nominales geschehen. — Die Prinzessin fragt, wie denn nach meiner Meinung hätte vorgegangen werden sollen. Der Bauer hätte zunächst noch viel fester an die Scholle gebunden werden müssen als bisher. — Ausscheiden bestimmt begrenzter Bauernhöfe aus der bisher in communistischer Weise als ein Ganzes benutzter Dorfflur — Uebertragung der Verpflichtungen des Leibeigenen, die bisher auf seinem Kopf ruhen, auf den Grund und Boden — Verwandlung der persönlichen Hörigkeit in eine dingliche — und Normirung der Leistungen eines jeden einzelnen Bauernhofes, anstatt daß sie jetzt ganz von der Willkür des Herrn abhängen: — das hätten die ersten Schritte sein müssen. Dann hätte sich später durch Ablösungen u. s. w. ein freier Bauernstand bilden können.

23. März 1858.

Zu Hause. Thassilo Heydebrandt bei mir. Er geht nach Baden, um die Zeit bis zur Abreise nach Brasilien in Gesellschaft seiner Braut zu verleben. — Das gewöhnliche, nur einigermaßen vertraute Gespräch dreht sich jetzt um die unglückliche Lage, in die hier Alles versetzt ist. Th. Heydebrandt ist Diplomat und geht darauf mit herkömmlicher Vorsicht und Discretion nur wenig ein.

Leite das Gespräch auf die gegenwärtige Lage; spreche von den Manteuffels. — Th. Heydebrandt meint, von den dreien, die an der Spitze der Geschäfte stehen, habe der Flügeladjutant am meisten Verstand. — Das mag sein, doch wundert mich dies und jenes, z. B. daß er zur Zeit der Krisis 1854, während seiner Mission in Wien, seine Briefe an den König, die er nicht der österreichischen Post anvertrauen wollte, wie ich selbst gesehen habe, durch die russische Gesandtschaft bestellen ließ; durch russische Couriere, die sie auf dem ersten preußischen Postamt abgeben mußten, das sie im Vorbeireisen berührten. Th. Heydebrandt heftet einen bedeutenden Blick auf mich, und sagt: „Manteuffel schrieb seine Depeschen am Tisch des russischen Gesandten." — Als fanatischer Russenfreund hatte er sich mit Absicht und Willen ganz unter den Einfluß der russischen Diplomatie gestellt und handelte zu Wien nach den Verhaltungsbefehlen, die sie ihm gab.

24. März 1858.

Diner bei der Prinzessin von Preußen (um 5 Uhr). — Wie ich in den Empfangssaal trete, sehe ich unter den versammelten Herren unseren Nachbar Küster-Lomnitz; mir sehr angenehm; rede ihn sogleich an, unterbreche sein Gespräch mit einem bejahrten General, und bitte, mich dem Grafen Hermann Pückler vorzustellen. Er stellt mich H. Pückler vor — dem Grafen Karl Goltz — dem Obersten Alvensleben. — Jener älterliche Herr, von der Infanterie, v. Selasynski, der sehr viel ältere Bruder des Obersten Selasynski — läßt sich mir vorstellen und zeigt sich überaus zuvorkommend, sagt mir Schönes über mein Werk. — Außerdem ist da Präsident Mathis (Abgeordneter) — und einige Herren, die ich nicht weiter kennen lerne, General Vogel v. Falkenstein — Graf Skorzewski — und der Maler Henselt, Vicedirector der Akademie der Künste. — Von Damen außer der Gräfin Haacke nur noch die zweite Hofdame der Prinzessin von Preußen, Gräfin Louise Oriolla, die schön indeed gewesen sein muß. Lasse mich natürlich auch ihr vorstellen. Henselt zeichnet sich dadurch aus, daß er seinen Hut im Vorzimmer gelassen hat, und ohne Hut, die Hände buchstäblich auf dem Rücken, da herumwandelt.

Die Prinzessin tritt ein, entschuldigt den Prinzen, der nicht erscheint, weil er nicht Treppen steigen kann — fragt Henselt, der eben aus Weimar zurückgekehrt ist, wie sich ihre Mutter befindet. — Henselt gibt mit überaus großem Nachdruck Auskunft und versichert, daß sich in Weimar Alles vollkommen wohl befinde. — Vogel-Falkenstein leitet hier die Glasmalereien, muß ihr etwas besorgt haben, sie sagt ihm Verbindlichkeiten darüber.

Die Prinzessin macht uns auf ein Sophakissen aufmerksam, das man ihr geschickt hat; darauf ein gewebtes Porträt Alexander Humboldt's, das als

Gewebe wirklich zu bewundern ist. — Prinzessin fragt mich, auf diese Veranlassung, ob ich Humboldt schon besucht habe? — Ich muß es verneinen — soll ihn doch ja besuchen, das wird ihm gewiß Freude machen. Ohnehin wisse man nicht, wie lange wir ihn noch haben; sie sieht mit Trauer seine körperliche Schwäche, wie sein Leben nur noch an einem Faden hängt — bewundert die Emsigkeit, mit der er arbeitet, um seine wissenschaftlichen Werke noch zu vollenden.

Das Diner eigentlich einfach — besonders ist da kein Aufwand mit vielen und kostbaren Weinen — und das finde ich sehr passend; der Tafelluxus ist der gröbste und gehört zum wenigsten in das Haus eines Königs. — Generale Selasynski und Vogel-Falkenstein sind bei Tisch Nachbarn der Prinzessin. Küster und Henfelt ihr vis-à-vis. Sie spricht von der projectirten Kölner Brücke, deren Bau gar nicht nach ihrem Sinne ist; da die Brücke hoch über dem Wasser liegen soll, wird sie den Eindruck beeinträchtigen, den Köln, den besonders der Dom von dieser Seite macht.

Meine Nachbarn sind Präsident Mathis und Graf Karl Goltz. Dieser gibt sich als Freimaurer zu erkennen, und spottet über die Pietisten; das ist also der Ton. — Neben ihm sitzt Oberst Alvensleben; der spricht viel mit mir, — was dadurch möglich wird, daß wir drei an einer Ecke sitzen — zeigt sich vielseitig wissenschaftlich gebildet — hat sich mit Geologie und Geognosie beschäftigt — es wird erwähnt, daß das Kristall, welches die kaiserlichen Glashütten in Petersburg fabriciren, immer etwas trübe ist. — Oberst Alvensleben hat den Sand, der dort verbraucht wird, mikroskopisch untersucht und gefunden, daß er zur größeren Hälfte aus Kalkkristallen besteht.

O. Alvensleben spricht mir auch von meinem Werk, und zwar mit Einsicht. Ihn beschäftigt der Gedanke, ein großer Theil alles Unheils im Kriege rühre daher, daß der Heerbefehl nicht gut geordnet sei, und die Hauptquartiere keine feste Organisation haben, die Geschäfte nicht in einer bestimmten Weise betrieben werden, sondern Jeder über Alles und Jedes befragt wird und in Alles drein redet. — (Das mag er 1849 in Baden gesehen haben). — Napoleon's Ueberlegenheit lag zum Theil auch in dem fest und sicher geordneten Gang der Dinge in seinem Hauptquartier. Mein Werk hat großen Werth für ihn, weil gerade diese Verhältnisse sehr klar darin hervortreten.

Nach Tisch hat die Prinzessin noch ein längeres Gespräch à part am Camin mit dem Präsidenten Mathis — ich bin der Letzte, mit dem sie spricht, indem sie die Gesellschaft entläßt; sie sagt mir aber nur, daß sie mich noch sehen wird.

26. März 1858.

R. Auerswaldt kommt zu mir. Er gibt mir Recht darin, daß die bloße leidenschaftliche Opposition der Herren Professoren, die von der Feindseligkeit gegen die Regierung ausgeht, zu Unheil oder zu gar nichts führt; auch er will bestimmte Zwecke, will gern in Nebensachen nachgeben, wenn sie nur im Wesentlichen erreicht werden — erklärt, daß man sich auf das Mögliche und Erreichbare beschränken müsse, wenn man etwas erreichen will, und daß die Aufgabe, welche die Linke sich stellt, sein müsse: die reactionäre Partei zu bekämpfen, die

Regierung aber für sich zu gewinnen. — Seinen Grundsätzen gemäß schließt R. Auerswaldt sich auch, wie er mir jetzt sagt, aus Grundsatz keiner bestimmten Fraction der Linken entschieden und bestimmt an, verpflichtet sich gegen keine unter allen Bedingungen mit ihr zu stimmen, obgleich er mit allen gut steht, von allen zu Rathe gezogen wird und den Berathungen aller gelegentlich beiwohnt. (NB. R. Auerswaldt rechnet, wenn ich ihn nicht sehr falsch beurtheile, doch mit einer gewissen Bestimmtheit auf die Premierschaft im Ministerium; gerade diese Haltung, die er sich über den Parteien, wenigstens über den Fractionen zu verschaffen sucht, beweist es mir; sie kann nur diesen Sinn haben.)

Er sagt: das constitutionelle Leben, wie es die Doctrinärs auffassen, daß zwei große Parteien einander gegenüberstehen, von denen jedesmal die eine Regierung, die andere Opposition ist, und diejenige, die eben am Regiment ist, sobald sie sich im Parlament überstimmt sieht, zurücktritt und durch die andere abgelöst wird —: das werde bei uns noch lange nicht sein.

In meinen Augen ist nichts wunderlicher als die fabelhafte Naivetät, mit der unsere Doctrinärs glauben, man könne solche Zustände dadurch in das Leben rufen, daß man ohne Weiteres voraussetzt, sie seien da!

Brünneck besucht mich. Er gedenkt gern der guten Eigenschaften, die Friedrich Wilhelm III. hatte; der sei denn doch immer noch ein ganz anderer Mann gewesen. — 1807 nach dem Frieden trat zu Königsberg ein Schauspieler mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf (das er wohl in seiner Rolle nöthig achtete) — Officiere (preußische) erhoben einen solchen Lärm darüber im Hause, daß der Schauspieler sich zurückziehen mußte. — Napoleon, der das erfuhr, verlangte die Auslieferung dieser Officiere (um sie durch ein französisches Kriegsgericht erschießen zu lassen); er fügte die Drohung hinzu, für den Fall, daß sie verweigert würde, habe Davoust den Befehl, sofort nach Königsberg vorzurücken, und der preußischen Monarchie ein Ende zu machen. — Der König verlangte das schriftliche Gutachten der Minister, was nun zu thun sei? Alle, oder fast alle, stimmten für die Auslieferung. Schön, als das Blatt an ihn kam, schrieb darauf: „ist die Ehre verloren, ist auch die Krone nichts mehr werth." — Der König stand, nachdem er diese Gutachten erhalten hatte, lange sinnend in einer Fenstervertiefung, wie seine Gewohnheit war, die Schulter an die Mauer gelehnt, das eine Knie auf einem Stuhl, und erklärte endlich, er werde die Officiere nicht ausliefern; Napoleon's Drohung aber ging nicht in Erfüllung. — Seitdem hatte der König einen gewissen Respect vor Schön, so wenig ihm dieser sonst als Neuerer, als Mann von überlegenem Geist, als Theoretiker genehm war. Und wenn die reactionäre Partei gegen Schön agitirte, sagte der König: „ist ein Poet u. s. w., aber doch ein ehrlicher Mann."

Von den drei Manteuffel's hält auch Brünneck den Flügeladjutanten für den gefährlichsten. Das Unheil und die Gefahr der gegenwärtigen Lage sieht Brünneck auch darin, daß der Prinz von Preußen sich an die Persönlichkeiten, die ihn jetzt umgeben, ihre Ansichten und Maßregeln gewöhnt und in ein Geleise geräth, in dem er dann durch die Macht der Gewohnheit festgehalten wird.

27. März 1858.

Abendgesellschaft bei dem Prinzen Wilhelm im Schloß, dessen innere Räume ich zum ersten Male betrete. — Finde Anstalten zu einer größeren Soirée, als ich erwartet hatte. — Eine Gesellschaft von 30—40 Personen, — den Major v. Heinz, durch den ich mich dem Hofmarschall Gr. Wilhelm Perponcher vorstellen lasse. — Ich bemerke da den Prinzen Albrecht (Sohn) — Karl Goltz — Boyen. Hauptmann-Adjutant v. Schweinitz natürlich — Witzleben, den ich ci-devant als Garde-du-Corps gesehen und gekannt habe, jetzt Commandeur des zweiten Garde-Ulanenregiments. — Der Maler Henselt — ein Professor der Universität. — Officiere und Johanniterritter. Eine Menge Damen; ich werde nur der Gräfin Perponcher vorgestellt, die älter scheint als ihr Gemahl, und einer Comtesse Lynar, die Hofdame der jungen Prinzessin ist.

Glücklicherweise finde ich auch hier einen näheren Bekannten: Thassilo Heydebrandt; ein sehr erwünschter Anhaltspunkt.

Das fürstliche Paar erscheint und macht seine Tournée. Perponcher versäumt es bei dieser Gelegenheit, Th. Heydebrandt und mich vorzustellen.

Die Prinzessin Victoria ist klein und etwas stark. Auch die Züge sind nicht regelmäßig; ein derbes frisches und rundes Gesichtchen, aber sehr schöne, große dunkle Augen und ein wirklich reizendes Lächeln. Ich bin überzeugt, daß sie nach ihrem ersten Wochenbett sehr hübsch wird. Sie ist eine gesunde, frühreife Natur, die ihre eigene Vollendung erlangt, indem sie Mutter wird. Sie wird wachsen und schlank werden.

Der Prinz bietet mir die Hand und sagt: „Wir haben uns nicht gesehen, seitdem ich Ihr Haus in Kunnersdorf illuminirt gesehen habe" — kurzes Gespräch darüber; Moltke hat ihn orientirt, das Haus auf der kleinen Anhöhe im Gebüsch müsse wohl das meinige sein.

Die Prinzessin von Preußen kommt. Das junge Paar geht ihr bis in das erste Zimmer entgegen. Der Gesellschaft eine gewisse Haltung zu geben, ist der Abend angeblich einem kleinen Concert gewidmet, d. h. Hans v. Bülow (weimarischen Andenkens, jetzt Franz Liszt's Schwiegersohn) spielte am Flügel mehrere Virtuosenstücke; kein Mensch hörte zu oder gab sich auch nur das Ansehen zuzuhören! Die Damen an mehreren Tischen blätterten nebenher in Prof. Henselt's Portefeuilles, und vielfach kreuzten sich die Conversationen.

Prinz Friedrich Wilhelm setzte sich während dieses Spiels eine Zeit lang neben mich und verlangte Auskunft über die Bauernemancipation in Rußland. Gr. W. Perponcher suchte ein längeres Gespräch mit mir, das sich auch um russische Zustände drehte (er suchte es wohl nur, weil es seine Pflicht ist, die Honneurs zu machen, und Niemanden isolirt zu lassen). Th. Heydebrandt, der seit längerer Zeit zu Gesandtschaften verwendet, beinahe noch fremder ist als ich in Berlin, hält sich sehr zu mir.

Souper an kleinen Tischchen, in demselben Saal, in welchem das Concert ist. Der Prinz nimmt mich an den Tisch, an dem er persönlich präsidirt; da sind noch Ob.-Lieutenant Witzleben und vier Damen. Ich sitze zwischen Comtesse Louise Oriolla und einer anderen Dame. Der Prinz zeigt den Damen ein

zweites Porträt seiner Gemahlin, das er an der Uhr trägt. Sie hat sich unmittelbar vor der Trauung im Brautstaat für ihn photographiren lassen.

Nach dem Souper, im Cercle, sagt der Prinz Fr. W. zu mir: „Nun! Sie reisen noch nicht ab, ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen!“ und spricht dann mit Th. Heydebrandt, der neben mir steht. Jetzt erst werden wir beide der Prinzessin Victoria vorgestellt, erst Th. Heydebrandt, dann ich.

Die Prinzessin ist von der einnehmendsten Liebenswürdigkeit, sieht einen mit ihren dunklen Augen gar gut und zutraulich an, lächelt angenehm, spricht sehr gut deutsch und plaudert in kindlicher Weise ganz allerliebst.

„Der Prinz kennt Sie sehr gut aus Schlesien, das weiß ich schon,“ sagt sie mir. Sie wünscht sehr, Schlesien zu sehen, denn sie hat noch sehr wenig von ihrem neuen Vaterlande gesehen, und überhaupt noch sehr wenig von der Welt und vom „Continent“; sie ist vor ihrer Verheirathung nur einmal einen Tag in Brüssel gewesen und zwei Tage in Paris — das ist doch sehr wenig. „Der Prinz“ hat ihr auch versprochen, sie noch in diesem Jahre nach Schlesien zu führen; aber wer weiß, ob es geschehen wird: „mit Damen ist immer sehr beschwerlich zu reisen! Die sind überall im Wege!“ Das macht soviel Umstände — sie möchte am liebsten ohne alle Weitläufigkeiten, „mit dem Kästchen am Arm“ mitreisen.

Sie plaudert — anders kann man es nicht nennen — so allerliebst, kindlich und offen, daß man Fragen an sie richten kann. Ich erlaube mir die Frage, wie es ihr gefällt in unserem Lande? Sie antwortet mit sichtlicher Bewegung, indem sie unwillkürlich die Hände vor der Brust faltet, und versichert lebhaft, daß sie sich unendlich glücklich fühlt hier bei uns, spricht dankbar von der herzlichen Aufnahme, die sie überall im Lande gefunden, und schließt mit den Worten: „ich bin stolz darauf, diesem Lande anzugehören!“ — Ich erwidere darauf, daß dies unser Glück und unser Stolz ist. So werde ich entlassen. Man fühlt ein väterliches Wohlwollen für dies liebenswürdige Wesen.

6. April.

Varnhagen und Pfuel gedenken der Zeit, wo sie in österreichischen Diensten zusammen in Prag waren. — Varnhagen in einem Regiment mit dem nachmals berühmten F. Z. M. Haynau. — Haynau hatte viel Schulden — kein Geld — war in einer sehr üblen, bedrängten Lage. Da nahm er auf vierzehn Tage Urlaub nach Dresden (anno 1810—11). — Aus Dresden zurückgekehrt, hatte dann Haynau Geld vollauf, bezahlte seine Schulden und machte großen Aufwand. — Bald darauf ließ der Regiments-Commandeur, Fürst Bentheim, Varnhagen zu sich rufen und eröffnete ihm, es seien Anzeigen gegen ihn eingelaufen, daß er mit deutschen Patrioten in Verbindung stehe und correspondire; er solle vorsichtig sein. — Als er sich entfernen wollte, rief ihn Bentheim noch einmal zurück und sagte halblaut: „Besonders seien Sie vorsichtig, wenn der Hauptmann Baron Haynau dabei ist.“ — Es bleibt kein Zweifel! — Haynau stand mit der napoleonischen Polizei in Verbindung und wurde von ihr bezahlt!

9. April 1858.

Diner bei dem Legationsrath Gruner (Schifferstraße Nr. 6). — Ich war eigentlich überrascht durch die Einladung, da ich Gruner im Ganzen doch wenig kenne. — Werde seiner Frau vorgestellt — finde da den trefflichen Saucken — Präsidenten Lette — Legationsrath Hepke — und den Historiker Max Duncker als Hauptperson. — Der Minister Raumer hat ihn richtig aus Preußen vertrieben. Er ist jetzt Ordinarius in Tübingen, zum Besuch bei Verwandten hier.

Nach Tisch kommt die erhöhte Besteuerung des Runkelrübenzuckers zur Sprache; Max Duncker bringt sie mit Absicht auf das Tapet. Er meint, der Vertrag müsse nicht allein durch unser Parlament gutgeheißen werden, sondern auch die liberale Partei, die Opposition, und zwar namentlich diese Partei, müsse dafür stimmen. Er sucht die Leute dazu zu bewegen. Es sei das für Preußens Stellung im Zollverein, in Deutschland überhaupt eine sehr wichtige Frage, so daß die Finanzfrage darüber zur Nebensache werde. Fällt der Vertrag durch ein Votum unseres Parlaments, dann sagt Oesterreich natürlich gleich allen deutschen Kleinstaaten: „Seht Ihr's! auf Preußen ist kein Verlaß; auf die Versprechungen der preußischen Regierung ist nicht zu rechnen, die hängt von den Ständen ab! — Schließt euch mir an; was ich verspreche, darauf könnt ihr sicher bauen, denn ich brauche keine Stände zu fragen." — Preußens Ansehen werde dadurch auf die bedenklichste Weise sinken.

Ich unterstütze ihn nach Kräften; Lette will sich nicht fügen; er hält an „Principien" in doctrinärer Weise, will das parlamentarische Princip und die staatswissenschaftlichen Grundlehren in aller Schärfe gewahrt wissen und fragt wiederholt: „Was haben wir, die Consumenten, denn davon, wenn die Rübensteuer erhöht wird? Das Interesse der Consumenten muß doch maßgebend sein — und was gewinnen wir dabei?" — „Wir gewinnen dabei, daß wir der Regierung ein jährliches Einkommen von 700000 Thalern zur Verfügung stellen, das wir nicht auf andere, drückendere Weise aufzubringen brauchen," antwortete ich, und Max Duncker ruft mir ein „Bravo!" zu.

Lette kommt auf Manches zurück, das ich ihm neulich auf Veranlassung der „Preuß. Jahrb." gesagt habe; darüber, daß man mit abstracter Principienreiterei im wirklichen Leben nicht weit kommt — daß man das Mögliche wollen muß — daß man auf Umstände und Persönlichkeiten Rücksicht nehmen — daß man suchen muß, die regierenden Persönlichkeiten für sich zu gewinnen und sich ihrer zu bemächtigen. — Er habe viel darüber nachgedacht; es möge viel Wahres darin sein. — „Ja," sage ich bestätigend: „die Persönlichkeiten sind die Schachfiguren, mit denen Sie Ihre Partie spielen müssen."

10. April 1858.

Diner im Hotel de Petersburg, zu welchem Saucken die Veranlassung gegeben hat. — In ganz hübschen, besonderen Räumen natürlich. — Festgeber sind eine Anzahl Abgeordnete: die Fraction Schwerin, und zwar: Graf Schwerin (Putzar) selbst — Saucken — R. Auerswaldt — Präsident Wentzel — Präsident Lette — Geh. Rath Kühne (der Finanzmann) — Herr v. Hennig — Harkort

und noch ein paar Andere. — Eingeladen als Hauptperson und Löwe Max Duncker, dem zu Ehren das Festmahl eigentlich veranstaltet ist — und als Umgebung und Neben-Ehrengäste einige Historiker, nämlich Mommsen, Sybel, Gneist und ich — denn mich rechnet man mit in diese Classe, wie mir erst im Lauf der Sache klar wird. — Unter den Festgebern war auch der bekannte Herr v. Patow.

Mein Platz ist zwischen Gneist und Lette. — Gneist fragt, wie weit ich gekommen bin? und räth mir, mich des Archivs wegen persönlich an den Ministerpräsidenten Manteuffel zu wenden. Das werde gar keine Schwierigkeiten haben, denn Manteuffel setze etwas darein, sehr zugänglich zu sein.

Graf Schwerin erhebt sich und hält eine sehr hübsche Rede. Er ging davon aus, daß die Gründung politischer Freiheit und Größe ein mühsames Werk sei, mit dessen Vollendung es nicht so schnell gehen könne, wie der Unerfahrene wohl meine. Menschenalter müßten darüber hingehen, ehe der Bau vollendet dastehe; in dem Lauf eines Menschenalters, in der Gegenwart, könne immer nur wenig geschehen, ihn zu fördern. Das Beste zur Sache thäten Diejenigen, die auf Geist und Charakter der heranwachsenden Geschlechter wirkten, und diese für eine größere Zukunft bildeten, indem sie ihnen das Geständniß der Geschichte eröffneten, er schloß mit einem so motivirten Hoch! auf die Pfleger und Lehrer der Geschichte und uns!

Ich wollte mich dem Theil der Gesellschaft anschließen, der diesen Toast ausbrachte, aber M. Duncker rief mir zu: „Nein! nein! Sie gehören zu uns! Sie gehören zu uns!“ — und Graf Schwerin sagte mir denn auch, in einigen verbindlichen Worten, daß ich allerdings gemeint sei, gleich den anderen Herren.

Auch Max Duncker's Antwort, die bald folgte, war ebenfalls sehr hübsch. Der Anfang erinnerte, ohne Zweifel mit Absicht, an einen bekannten Spruch des Sallust; er ging nämlich von dem Satz aus, daß „Geschichte machen zu allen Zeiten mit Recht für ein höheres Streben gegolten habe, als Geschichte schreiben“, daß dann aber auch die Männer der That und des öffentlichen Lebens uns erst gelehrt haben, Geschichte schreiben, indem das regere politische Leben der Gegenwart uns erst gelehrt habe, die politischen Strömungen der Vergangenheit zu verstehen; so führte seine Rede zu einem Hoch! auf die Männer der That und des öffentlichen Lebens!

Die ganze Gesellschaft fühlt sich auf das angenehmste angeregt. — Mommsen bearbeitet Rudolf Auerswaldt, der zwischen ihm und Gneist sitzt, mit Leidenschaftlichkeit. — R. Auerswaldt solle im Haus der Abgeordneten auf die Einführung einer Regentschaft dringen — ausdrücklich und bestimmt! — Das wäre so ziemlich der allergrößte Fehler, welchen die liberale Partei in diesem Augenblick begehen könnte, und Jeder, der die Persönlichkeiten und die Situation nur einigermaßen kennt, muß das einsehen. — Da die Reaction alle Anstrengungen macht, den Prinzen von Preußen für sich zu gewinnen, ihn loszulösen von den Beziehungen, in denen er zu den Liberalen steht, muß die Linke vor allen Dingen vermeiden, ihn vor den Kopf zu stoßen, ihn persönlich zu verletzen und zugänglich zu machen für das, was die Rechte ihm von der antidynastischen, revolutionären Anmaßlichkeit der Liberalen verdächtigend zuflüstert.

Bei der Pietät für seinen Bruder würde ein solcher Antrag den Prinzen von Preußen auf das Aeußerste beleidigen: er würde darin eine ganz unbefugte Anmaßung sehen, eine ganz unberechtigte Einmischung in die intimsten und heiligsten Angelegenheiten der königlichen Familie, in die sich Niemand einzudrängen hat. — Man würde durch den Antrag in wirksamster Weise der Reaction in die Hände arbeiten. Außerdem aber hat der Prinz gegen Vincke — und ganz gewiß nicht gegen ihn allein — ausdrücklich erklärt, „er werde nicht dulden, daß das Parlament sich in die Regentschafts-Angelegenheiten mischte; wenn die Herren sich da hineinmischen wollen, schicke ich sie nach Hause!" — Es käme also zu einem offenen Bruch zwischen dem Prinzen und der liberalen Partei; was könnte den Junkern erwünschter kommen!

R. Auerswaldt weicht aus und deutet an, daß ein solcher Antrag zu gar keinem praktischen Ergebniß führen könne. Das weiß Mommsen; der Prinz würde beleidigt, es käme nichts dabei heraus — ja! — Aber Derjenige, der einen solchen Antrag stellte, „stünde groß da vor dem Lande!" sagt der Professor. Als ob man bei solchem Beginnen das Land für sich und etwa eine drohende Stimmung der ganzen Bevölkerung zur Stütze hätte! — Der einzige Erfolg nach dieser Seite wäre eine sehr ungünstige Rückwirkung auf die Wahlen!

Ich konnte nicht umhin, nach Tisch gegen R. Auerswaldt meine sehr entschiedene Zustimmung auszusprechen.

Nach Tisch hatte ich dann ein sehr gutes Gespräch mit Sybel über Germanistik und deutsche Urverfassung; er billigt meine Ansichten. Da er jetzt in München lebt, kennt er auch unsere Cousine Charlotte Kotzebue und spricht mit der höchsten Anerkennung von ihrem eminenten Geist.

21. April.

Vincke bei mir. Er kommt in seinen Erzählungen auf das Jahr 1848 zurück. Er hat dem Prinzen von Preußen damals zur Flucht verholfen, ihn in die Wohnung des Herrn von Schleiniz gebracht und dort Kleider mit ihm gewechselt; in Vincke's Kleidern ist der Prinz abgereist; Vincke mußte ihm sogar seine Stiefel ohne Sporen abtreten. — Dabei hat Vincke dem Prinzen, dem preußischen Staat, dem deutschen Vaterlande, ja ganz Europa einen Dienst von unberechenbarer Wichtigkeit geleistet. Der Prinz sollte und wollte nach Rußland gehen; so hatte der König bestimmt — und der Prinz nahm es wohl hin, als etwas das sich von selbst verstand? — Vincke hat ihn im letzten Augenblick bewogen, nicht dorthin, sondern nach England zu gehen, und zwar ohne daß er vorher noch einmal mit dem Könige Rücksprache genommen hätte. Vincke mußte nachher dem König den geänderten Entschluß melden.

Saucken benützt einen Augenblick, wo wir unbemerkt sind, mir zuzuflüstern: er sei vom Herzog von Coburg-Gotha beauftragt, mich zu diesem einzuladen. Der Herzog läßt mich nicht für eine bestimmte Zeit einladen,

aber er läßt mir sagen, wenn mich irgend eine Veranlassung in seine Nähe führt, soll ich ja nicht versäumen, ihn zu besuchen.

Die gegenwärtige Lage besprochen. Der Großherzog von Baden ist hier, und zwar, um auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die von Frankreich aus drohen, und auf die Nothwendigkeit, daß die preußische Regierung eine veränderte und entschiedene Richtung einschlägt, damit man weiß, woran man mit ihr ist, und worauf man zu rechnen hat. Er fügt sogar eine Drohung hinzu: wenn das nicht geschieht, wenn der Prinz von Preußen nicht entschieden das Steuer ergreift und in Seinem Sinn regiert, werde Er, der Großherzog von Baden, dem die Gefahr am nächsten droht, genöthigt sein, sich Oesterreich anzuschließen, weil man in der jetzigen Lage nicht mit Bestimmtheit weiß, was man von Preußen zu erwarten hat, und worauf man rechnen kann.

22. April 1858.

Auf dem Rückweg von einem Besuch sondert sich Saucken mit mir von den übrigen Bekannten ab und erzählt mir von seiner Reise nach Gotha. Der Herzog hatte da einen kleinen Congreß versammelt, um zu berathen, was in der bevorstehenden Krisis für Deutschland zu thun sein möchte, und wie man sich darauf vorbereiten soll. — Aus dem Süden waren da Max Duncker, Heinrich Gagern, der badensche Präsident Mathy. — In den Berathungen ist beschlossen worden, ohne nachweisbare, greifbare Organisation, eine Verbrüderung Gleichgesinnter zu stiften, die sich womöglich über ganz Deutschland ausbreitet, und überall, durch Wort und Schrift und jedes sonstige ehrenhafte Mittel Einfluß übend, auf die Einheit Deutschlands hinarbeitet und für Preußen Propaganda macht. Die Nothwendigkeit der Einheit soll einleuchtend gemacht werden, auf Preußen soll man fortwährend verweisen, als auf den Staat, unter dessen Schutz sie allein möglich ist. — Auf einer Spazierfahrt, als sie beide allein im Wagen waren, sagte Saucken, der im hohen Grade offen ist, er habe gezögert, sich dem Herzog zu nähern, weil er einigermaßen besorgte, hinter dem liberalen Streben des Herzogs verberge sich die Absicht — wie sie ehemals der König von Württemberg hegte — deutscher Kaiser zu werden. — Der Herzog versicherte sehr ehrlich und bestimmt, dem sei nicht so, er wisse und begreife sehr gut, daß nur ein Fürst, dem eine große Hausmacht zu Gebote steht, Kaiser von Deutschland sein kann. Er selbst habe keinen anderen Ehrgeiz, als dereinst Pair in einem deutschen Parlament zu sein; das sei die schönste Stellung, die er wünsche. Das Alles gibt mir eine hohe Meinung von dem Herzoge und bestimmt mich, seiner Einladung so bald als möglich zu folgen.

Saucken sagt mir auch, daß Herr von Usedom (ehemals preußischer Gesandter in London und Rom) meine Bekanntschaft wünscht, und führt mich zu ihm (Jägerstraße, ganz in meiner Nähe). Usedom ist ein stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren; ein etwas weitläufiger, pedantischer, docirender Herr, der sich gern reden hört. Keine Spur von diplomatischer Leichtlebigkeit, aber gründlich und verständig.

Das allgemeine, unvermeidliche Gespräch über die gegenwärtigen Zustände. — Usedom gibt mir Recht darin, daß man mit dem Prinzen von Preußen vorsichtig umgehen, daß man ihn nicht durch unnütze oppositionelle Haarspalterei und Principien-Reiterei mißtrauisch machen und aufbringen muß, um ihn nicht in das Lager der Reaction hinüberzutreiben.

Wir sprechen davon, wie unglücklich es ist, daß der Prinz sich nicht zu einem energischen, durchgreifenden Entschluß erhebt. Saucken erwähnt beispielsweise des Großherzogs von Baden und dessen, was er von dem Grund seiner Herreise und seinen Drohungen weiß. Usedom bestätigt das Alles als vollkommen richtig; der Großherzog von Baden hat bei einem Hoffeste mit ihm — Usedom — ein längeres Gespräch geführt; seine entschiedene Mißbilligung ausgesprochen, daß man die Dinge hier in ungewisser Schwebe lasse.

Abend bei Usedom. Gesellschaft: Frau von Usedom; Engländerin geb. Malcolm, wenn ich nicht irre, Tochter des Sir Pulteney Malcolm; Cousine des (älteren) Sir Collin Campbell, der General-Gouverneur von Ceylon war, ayant encore des prétentions de jeunesse; eine Nichte, Miß Clara Campbell, einige zwanzig Jahre, hellblond; Mr. Morier, Secretär bei der hiesigen englischen Gesandtschaft, ein großer, corpulenter, etwas phlegmatischer Mann von einigen dreißig Jahren, Sohn des Verfassers von Hadjy-Baba; Saucken und ich.

Der Herzog von Coburg-Gotha ist bei dem „Attentat" vom 14. Januar[1]) Zeuge gewesen und hat darüber Usedom Folgendes erzählt: Der Herzog war schon etwas früher als Napoleon III. im Theater eingetroffen und bereits in der Loge; hört den Lärm, eilt hinaus, erfährt was geschehen ist — und begegnet auf der Treppe Napoleon III.; dieser war leichenblaß und zitterte dermaßen, daß ihm das Kinn wackelte! — er hatte ganz und gar alle Haltung verloren! — Die Kaiserin Eugenie zeigte bei Weitem mehr Fassung als er, schüttelte ihn am Arm und sagte: „Mais montrez donc que vous n'avez pas peur!" — Wir sprechen darüber, wie sehr ihm die Angst und Haltungslosigkeit, die sich seitdem in allen seinen Handlungen kund gibt, geschadet, und wie sie seinen Thron erschüttert hat.

Usedom, der längere Zeit Gesandter in Rom war, schildert die Vermögens- und Familienverhältnisse wie das ganze Leben der römischen Großen in sehr treffender und ergötzlicher Weise.

Usedom spricht auch mit mir insbesondere mit großer Offenheit über vielerlei wichtige Dinge — über die Ereignisse im Jahre 1854, wo er mit Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und dem Kriegsminister Bonin vereint Einfluß auf den Gang der Dinge übte. — Man hatte die Orlow'sche Neutralität abgelehnt, die zu einem Krieg mit Frankreich und England zu Gunsten Rußlands führen mußte, und mit Oesterreich den Vertrag vom 15. April geschlossen, in welchem Oesterreich eine Stütze in seinem Auftreten gegen Rußland finden sollte.

Bethmann-Hollweg und die Uebrigen wollten, daß man nun wirklich Front machen sollte gegen Rußland und mit Oesterreich vereint einen moralischen Druck

[1]) Das Attentat des Italieners Orsini gegen Napoleon III. am 14. Januar 1858.

üben, der zum Frieden führen konnte. (So berichtet Usedom; P. Rennenkampff, Finanzattaché der russischen Gesandtschaft, hat mir zu seiner Zeit gesagt: Der Gesandte Budberg glaubte zu wissen, daß die genannten Staatsmänner einen Krieg mit Rußland herbeizuführen vor hatten; daß der verstorbene General Griesheim beauftragt war, den Operationsplan auszuarbeiten.)

Aber es trat eine Wendung in der preußischen Politik ein: „Die Russenfreunde trugen den Sieg davon (i. e. der russische Gesandte Budberg durch die Russenfreunde, die er als Werkzeuge benutzte), Bethmann-Hollweg, A. Pourtalès, Usedom wurden entfernt und verloren allen Einfluß. — General Bonin blieb im Ministerium und „suchte die Sache allein zu halten".

Im Rath des Königs herrschte die unbedingteste Zuversicht in Bezug auf den Erfolg der russischen Waffen; es war da die Ansicht herrschend, daß von den Türken als Gegnern gar nicht die Rede sein könne, allenfalls, wenn sie in den Kampf gezogen würden, der russischen einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Die Franzosen und Engländer aber seien dieser letzteren nicht ebenbürtig; die würden vor den Russen zerstieben wie Spreu. — General Bonin erlaubte sich, im Rath einige Zweifel geltend zu machen, auf die Kriegserfahrung der französischen Armee aufmerksam zu machen, auf die Schwierigkeit, die russische Armee vollzählig zu erhalten und ihr alle Bedürfnisse durch die endlose Steppe nachzusenden ꝛc. — Der König selbst machte darauf die geistreiche Bemerkung: „Ja! es ist doch seltsam, daß mein Kriegsminister der einzige Officier in meiner Armee ist, der die russische Armee nicht kennt!"

General Lindheim wurde nach Petersburg geschickt; General Bonin trug ihm auf: „Sagen Sie dem Kaiser, die scheinbaren Gegner Rußlands im preußischen Ministerium seien eigentlich seine besten Freunde, denn sie täuschen ihn nicht; sagen Sie ihm, er solle nicht auf die Hoffnungen bauen, welche unsere sogenannten Russenfreunde ihm machen, denn das wäre eine Täuschung und falsche Berechnung. — Was die Russenfreunde ihm auch versprechen mögen: Preußen wird nie das Schwert für Rußland ziehen; das wird nie geschehen, weil es geradezu nicht möglich ist. Verläßt der Kaiser sich auf täuschende Versprechungen, rechnet er auf einen activen Beistand Preußens, so verrechnet er sich!" — Diese Warnung war vollkommen redlich gemeint, und was der General Bonin sagte, in der That durchaus der Wahrheit gemäß. (Lindheim hat anstatt dessen in tendenziöser Weise bestellt: „Sagen Sie dem Kaiser, so lange ich — Bonin — Kriegsminister bin, so lange wird Preußen nicht für Rußland das Schwert ziehen." — Usedom war einigermaßen überrascht, als er das jetzt durch mich erfuhr.) — Darauf ließ der Kaiser Nicolaus durch seinen Gesandten Budberg in sehr bestimmter und nachdrücklicher Weise auf Bonin's Entlassung dringen, und sie erfolgte.

Es hat sich ein Comité gebildet, Stein's Denkmal zu fördern; nun auch eine Abordnung gewählt, die sich zum Prinzen begeben und die Erlaubniß der Regierung zur Errichtung des Denkmals auf einem öffentlichen Platz zu erbitten. Sie besteht aus Alexander Humboldt, Pertz, Rudolph Auerswaldt, Patow und Fürstenberg-Stammheim. Sehr gute Wahl.

Im Laufe des Tages nach Haus geschrieben.

1. Mai 1858.

Werde zu meiner großen Freude zu dem Prinzen von Preußen bestellt. — General Brandt bei mir; Verabredungen für morgen.

Zu rechter Zeit und Stunde bei dem Prinzen. Im Vorzimmer Adjutant Steinäcker — Hofmarschall Graf Keller — Cabinetsrath Illaire — Oberst Alvensleben. — Der Letztere unterhält mich, während ich warten muß; spricht von einigen Gemälden, die da hängen, mit einem entschiedenen Anspruch auf Kennerschaft. — Warte aber nicht lange.

Der Prinz — noch immer etwas lahm — kommt mir aus seinem Cabinet in das Zimmer vor demselben entgegen — er ist ungemein gütig und freundlich und fragt zunächst nach meiner Frau, er habe gehört, sie sei krank — läßt sich darüber berichten — und sucht seine Theilnahme zu bezeigen (um die Audienz stehend abmachen zu können, stützt er sich — in fast sitzender Stellung, an einen Tisch, der mitten im Zimmer steht).

Er sagt mir: er habe schon lange gewünscht, mich näher kennen zu lernen; zwar kenne er mich schon aus meinem Werk, das mir „einen Namen" gemacht habe; er habe freilich nicht Zeit gefunden, es ganz zu lesen, doch habe er manches daraus selbst gelesen, und noch mehr wisse er davon durch Mittheilungen der Officiere seiner Umgebung.

Ich suche die Gelegenheit zu benützen, indem ich mein eigentliches Gesuch anbrachte; eben im Interesse dieses Werks sei ich hier mit dem Wunsch und der Bitte, die Archive benützen zu dürfen — darüber ging er aber sehr leicht hin, offenbar um nicht etwas Bestimmtes sagen zu müssen; er habe einen Bericht darüber verlangt, aber noch nicht erhalten. Mit gutmüthigem Spott fügt er hinzu, dergleichen gehe bei uns nun einmal gehörig langsam — es wird das nicht ein Gegenstand des Gesprächs.

Dagegen erwähnt er, daß er auch einige handschriftliche Aufsätze von mir kenne und mit Vergnügen gelesen habe — zu dem Einen habe er mir, wie ich mich erinnern werde, durch Vincke einige Bemerkungen machen lassen, und eben deshalb habe er gewünscht, mit mir über die Reformen des jetzigen Kaisers von Rußland zu sprechen und über die Aussichten, die sich daran knüpfen; besonders über die Emancipation der Bauern.

Ihm selber scheine manches sehr gut eingeleitet, besonders daß der Kaiser es dem Adel überlassen habe, ihm bestimmte Vorschläge deshalb zu machen; dadurch sei er gewissermaßen im Vortheil. — Ich lobte, was zu loben war; sagte, daß die beabsichtigten Reformen von einem richtigen Takt für das, was nothwendig geworden sei, zeugten, und sprach mich sehr anerkennend über die edlen Absichten des Kaisers aus. Die Schwierigkeiten des Unternehmens seien aber so groß, daß die Folgen kaum zu berechnen seien, und das Gelingen zweifelhaft sein müsse.

Auf weiteres Befragen deutete ich dann in der Kürze an, daß die Schwierigkeiten schon in den bestehenden Verhältnissen liegen, in der gemeinschaftlichen, socialistischen Benützung der ungetheilten Feldflur durch die ganze Gemeinde; in dem Umstande, daß die sämmtlichen Verpflichtungen der Hörigen nicht auf dem Grund und Boden ruhen, sondern auf den Köpfen der Verpflichteten, und nicht nach der Ausdehnung des Grundes und Bodens, sondern nach der Kopfzahl der

Leibeigenen; in den Vorstellungen der Bauern, die dadurch genährt werden, daß nämlich der Grund und Boden ihnen gehöre, wenn sie auch selbst Eigenthum des Grundherrn seien, und daß die ihnen auferlegten Lasten mithin nicht ein Zins für den Gebrauch des Grundes und Bodens seien, sondern lediglich Folge ihres persönlichen Leibeigenschaftsverhältnisses. — Dann hat der Kaiser, um diese überaus schwierigen Verhältnisse zu ordnen, Niemanden um sich als unfähige, unbrauchbare Leute, die, oberflächlich gebildet, gar nicht solche ernste Studien gemacht haben, wie sie hier nothwendig wären; Leute, die der Aufgabe durchaus nicht gewachsen sind. — Und endlich hat er mit dem entschiedenen bösen Willen der Berechtigten zu kämpfen.

Es läßt sich schon jetzt nachweisen, wie die Selbstsucht der Berechtigten bemüht ist, das Ganze in Bahnen zu leiten, die ich für sehr unheilvolle halten muß. Ich fürchte sehr, unter dem Namen einer Bauern-Emancipation werden die Grundherren eigentlich sich selbst freisprechen von den wenigen Verpflichtungen, die sie bisher gegen die Leibeigenen hatten; von der Verpflichtung, für die Abgaben der Leute zu haften, und von der wenigstens moralischen Verpflichtung, ihnen in Nothjahren durchzuhelfen. — Im Uebrigen könnte wohl im besten Fall Alles beim Alten bleiben — im schlimmeren die Lage des Bauern sich sehr verschlimmern. — Der eingeschlagene Weg kann nie zur Bildung eines kräftigen Bauernstandes führen, wohl aber dahin, daß die gesammte ländliche Bevölkerung in ein unermeßliches ländliches Proletariat umgewandelt wird, wie in Irland, da man ihnen die persönliche Freiheit geben will, ohne ihnen ein Eigenthum zu gewähren.

„Nicht ganz ohne Eigenthum," wendet der Prinz ein: „die Hütte, die er bewohnt, und sein Kohlgärtchen soll der Bauer ja als Eigenthum behalten."

Das ist ein werthloser Besitz, der dem Bauern nur gewährt wird, um ihn an die Scholle zu binden, um ihn zu bewegen, da zu bleiben, und die Ländereien auch wirklich zu pachten, die der Grundherr ihm verpachten will.

Beides gab der Prinz zu, sowohl die Werthlosigkeit des Besitzes als die Absicht.

Daß der Bauer diesen werthlosen Besitz noch dazu bezahlen soll, machte ich nicht einmal geltend, aber ich sagte: „Wie ich den russischen Bauern kenne, wird ihn der werthlose Besitz nicht binden."

„Das ist mir neu!" rief der Prinz aus, und fragte nach den Gründen; so habe er, von dieser Seite, die Sache noch nie angesehen.

„Die Russen sind eigentlich kein ackerbauendes Volk; der Russe liebt eigentlich den Ackerbau nicht; sein entschiedener Hang geht auf Handel und Gewerbe, und es fehlt ihm nicht an einem gewissen Wandergeist. Schon als Leibeigner sucht er sich dem Ackerbau zu entziehen, wenn er irgend kann, um Handel und Gewerbe nachzugehen. Das wird jedenfalls in einem viel größeren Maßstabe jetzt geschehen; wahrscheinlich in einem Umfange, der alle Verhältnisse gewaltig stört. So gut wie der Bauer schon jetzt sehr gern seinem Anrechte an einen Theil der Dorfflur entsagt, um dem Handel nachzugehen, so gut wird er seine werthlose Hütte aufgeben."

Der Prinz fragt, wie ich denn die Freilassung der Bauern eingeleitet haben will? — Ich entwickle meine Ansicht, wie man zunächst hätte müssen die gemeinschaftlich benützte Feldflur des Dorfes in einzelne, bestimmt begrenzte und geschlossene Bauernhöfe zerlegen — die Verpflichtungen des Bauern von seinem Kopf auf den Grund und Boden übertragen, um sie aus persönlichen zu dinglichen zu machen, überhaupt die persönliche Hörigkeit zunächst in eine dingliche zu verwandeln; wie man alsdann die Leistungen eines jeden Hofs hätte normiren müssen. Dann wären mit der Zeit Ablösungen möglich geworden, die einen freien Bauernstand in das Leben riefen, ohne die Grundherren zu ruiniren. — „Vor dreißig Jahren hätte das Alles geschehen müssen; jetzt ist schon viel versäumt; bei der Stimmung, die jetzt im Lande herrscht, unter den Leibeigenen, werden sie wohl kaum die zwanzig oder dreißig Jahre über geduldig warten, die nöthig wären, damit solche Verhältnisse gehörig reifen können."

Auch das frappirt den Prinzen; der Graf Lieven (d. h. Baron Wilhelm Lieven) hat ihm schon vor einigen Jahren ungefähr dasselbe gesagt; diese Uebereinstimmung ist dem Prinzen merkwürdig. — Als der Prinz 1850 nach Warschau reiste, war Wilhelm Lieven von der Grenze an sein Begleiter; der Prinz wünschte ihm Glück zu den Zuständen in Rußland, wo noch die alte Ordnung ganz unerschüttert und gesund dastehe, wo von dem Geist des Westens noch nichts eingedrungen sei. — Wilhelm Lieven antwortete, dem sei nicht so; die bestehenden Verhältnisse in Rußland seien im Gegentheil durchaus unterwühlt.

(NB. Die Worte des Prinzen sind mir sehr merkwürdig, also: die Gesinnungen und Zustände der alten Zeit; die „patriarchalischen" Verhältnisse — Regierung nach eigener, unbehelligter Einsicht auf der einen Seite, Gehorsam, unbedingtes Vertrauen, Hingebung und Liebe auf der anderen —: das ist und bleibt doch immer das Echte und Wahre; das sind die „gesunden" Zustände. Die Forderungen und Bedürfnisse der Neuzeit sind eine Krankheit; freilich eine Krankheit, die man berücksichtigen, der man Rechnung tragen muß, gegen die man nicht unvernünftig ankämpfen darf —: aber doch immer nicht Gesundheit, nicht an sich und um ihrer selbst willen wünschenswerth! — Besser wäre es immer, wir lebten ruhig in den alten gesunden Zuständen weiter. — Uebrigens hätte ich Wilhelm Lieven diesen Grad redlicher Offenheit kaum zugetraut.)

Was die Unfähigkeit der Leute betrifft, deren sich der Kaiser von Rußland als seiner Werkzeuge bedienen muß, appellire ich an den Prinzen selber.

Von hier leitet der Prinz das Gespräch auf unsere einheimischen Zustände hinüber und spricht sich sehr entschieden gegen die reactionäre Partei bei uns aus, besonders mit einer gewissen Bitterkeit über das Herrenhaus, das ihm ein wahrer Dorn im Auge zu sein scheint.

Er selbst sei zwar der Ueberzeugung gewesen, daß man von den „Ueberstürzungen" des Jahres 1848 zurückkommen müsse, aber er sei durchaus kein Reactionär; — das betheuert er mit einer gewissen Wärme, und kommt wiederholt darauf zurück. Daß man wieder über das Jahr 1806 hinaus und auf die früheren Zustände zurückkehren wolle, könne er nur auf das entschiedenste mißbilligen.

Da ich die Bemerkung dazwischen werfe: „Viele von den Herren möchten wohl eigentlich bis über die Zeiten des großen Kurfürsten zurück!“ — nimmt er das sehr lebhaft auf! — Ja! so sei es! — Das sage er auch immer den Herren, daß der große Kurfürst genöthigt gewesen sei, den ständischen Einfluß ganz zu beseitigen, „als sie ihm über den Kopf wachsen wollten.“

Endlich, nachdem unser Gespräch fast eine Stunde gedauert hat, entläßt mich der Prinz sehr wohlwollend.

4. Mai.

Usedom erzählt mir ex parte vielerlei aus der Zeit von 1848—53 und aus der Zeit, wo Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und er selbst Einfluß übten.

Nach dem seltsamen zu Olmütz geschlossenen Vertrag mit Oesterreich hatten sich unser König und Nicolaus I. vollständig versöhnt und führten einen sehr lebhaften persönlichen Briefwechsel, der sich um die endliche, entscheidende Bekämpfung der Revolution drehte. Sie sollte in Frankreich, in der Person Napoleon's III. bekämpft werden; denn darüber waren die Herren einig, so oder so gewendet, und ob die Sache auch eine monarchische Gestalt annahm „die Revolution ist es doch!“ — Unser König schrieb unter Anderem von einer nahen Zukunft: „Alors commencera ce grand concert européen dans lequel je jouerai la petite flûte, et Votre Majesté le Tambour!“ — Da beide Herren sich mehr und mehr montirten, konnte die Sache gefährlich werden und wirklich zu bösen Händeln führen; die Staatsmänner fanden es nothwendig, sich ins Mittel zu legen, und geltend zu machen, daß die Sache in geregelter Weise geschäftlich behandelt werden müsse, und es erfolgte demgemäß eine förmliche Anfrage an das Petersburger Cabinet, worauf Preußen denn mit Bestimmtheit zu rechnen habe, falls es in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden sollte? — Darauf erfolgte dann die förmliche Antwort des Grafen Nesselrode: auf einen Krieg fern von seinen Grenzen, auf einen Krieg am Rhein, könne sich Rußland unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht einlassen; das sei unmöglich; werde aber Preußen von den französischen Armeen bis an die Elbe zurückgedrängt —: dann werde Rußland ihm an der Elbe zu Hülfe kommen! — Damit fiel natürlich die Sache auf das Vollständigste zu Boden, unsere Russenfreunde schwiegen etwas kleinlaut und verlegen, und in dem Briefwechsel zwischen dem König und Nicolaus war fortan von anderen Dingen die Rede.

Die Große Berliner Kunstausstellung von 1893.

Bemerkungen.

Die „Große Berliner Kunstausstellung 1893" geht nicht mehr wie die früheren von der königl. Akademie der Künste aus, sondern von der „Genossenschaft der Mitglieder der königl. Akademie der Künste", sowie dem „Verein Berliner Künstler", repräsentirt beide durch die „Ausstellungs-Commission". Uebrigens ist sie an der alten Stelle feierlich eröffnet worden und unterscheidet sich von den früheren Ausstellungen nur durch die Arbeiten, bei denen die Frage entsteht, warum sie zugelassen worden seien, sowie durch die Abwesenheit hervorragender Leistungen, welche früher nicht zu fehlen pflegten.

Gleichzeitig mit der Großen Berliner Ausstellung haben wir dieses Jahr zu Chicago und in Paris, und, als bevorstehend, in München Ausstellungen. Will man das, was das heute allein maßgebende Weltpublicum dieses Frühjahr in Berlin an frischen Kunstwerken (es ist freilich auch verjährtes reisendes Wandervolk darunter, das schon auf vielen Bällen getanzt hat) vor Augen hat, gerecht beurtheilen, so könnte das nur im Hinblick auch auf jene Ausstellungen geschehen, von denen die Chicagoer in bedeutendem Betrage deutsche Arbeit enthält. Warum die diesjährige Berliner Ausstellung eine „Große" genannt wird, ist nicht klar. Sie macht, für sich allein genommen, nicht durch Größe, sondern durch eine gewisse Kahlheit, ja Armuth, eher einen kleinen Eindruck.

Gerade das aber gibt ihr in historischem Sinne eigenthümliche Bedeutung. Sie ist anders als die früheren Ausstellungen. Diese schlossen sich immer noch zu einem scheinbaren Ganzen zusammen, zu dem die einzelnen Werke in ein Verhältniß traten. Unwillkürlich wurde angenommen, jeder Berliner Künstler habe sein Bestes thun wollen, und das Fehlen berühmter Namen wurde wenigstens entschuldigt. Diesmal stehen die Aussteller sich und uns fremd gegenüber. Die Ausstellung ist eine umfangreiche Sammlung zufälliger Einlieferungen. Und das Publicum vergleicht nicht, sondern nimmt die Stücke einzeln als unzusammengehörig für sich.

Dies Auseinanderfallen aber erweckt kein Bedauern, sondern erscheint sogar als der natürliche Zustand. Man betrachtet auch manches Minderwerthige mit Interesse und fragt, warum bei dieser Art, Alles zuzulassen, denn doch noch

einzelne Stücke zurückgewiesen worden seien. Nichtzulassung widerspricht dem demokratischen Princip allgemeiner Gleichberechtigung, welches heute das herrschende ist und sein muß. Dürfte in der That nichts zurückgewiesen werden, so würde dann jedes Werk seinem historischen Werthe nach mehr auf der richtigen Stelle stehen. Das Publicum könnte auch über Arbeiten genügend richtig urtheilen, welche, werthlos an sich, dadurch doch wieder Werth zu haben begönnen, daß sie den Ueberblick über die gesammte heutige Production vervollständigen. Ein dem Urtheil jedes Besuchers der Ausstellung nach als unwürdige Schmiererei zu bezeichnendes Gemälde gewönne dadurch sogar Wichtigkeit, daß es uns mit seinem Urheber als Jemandem bekannt macht, welcher sich als Hervorbringer dieses Anblicks für einen Künstler hält, vielleicht auch von Anderen dafür gehalten wird und Anspruch auf Beachtung und Ehre erhebt. Treten Werke dieser Art in größerer Menge auf, so geben sie auch dann Anlaß zu Betrachtungen, deren relative Wichtigkeit Niemand leugnen wird. Es hat eine „Kunst" begonnen, welche ohne Zeichnung nur in der Zusammenfügung symbolischer Farbenvermischungen ihr Genügen findet, der als solcher jedoch Bewunderung und Zuspruch zu Theil wird. Es ist vortheilhaft, Producte dieser Art ebenso gut in helles Licht zu setzen als andere, die sich der Meinung der einstweilen noch herrschenden Majorität nach über sie erheben. Entweder, man gibt, wie früher geschah, einer vom Staate angestellten Körperschaft, welche als Akademie im Namen des Staates lehrt und urtheilt, entscheidende Stimme, oder man überläßt dem großen Publicum die Kritik und schafft, indem man die Thüren weit öffnet, Jedem Gelegenheit, zu Markte zu bringen, was er ausstellen will. Niemand verwehrt ja einer geschlossenen Anzahl von Künstlern, welche diese Freiheit nicht dulden wollen, in besonderen privaten Vereinigungen nur das auszustellen, was ihre Billigung findet. Hat man sich für das Zweite aber einmal entschieden, so muß es auch in alle Consequenzen hinein durchgeführt werden.

Dies die Gesichtspunkte, unter denen der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" um die Erlaubniß angegangen wurde, einigen Bemerkungen über die diesmalige Große Berliner Kunstausstellung Raum zu gönnen. —

Wir wünschen uns die heutige Lage der Dinge zu erklären. Das heißt, wir suchen nach Daten aus früherer Zeit, welche sie als eine nothwendige erscheinen lassen. Niemand, der als älterer Kunstfreund das europäische Ausstellungswesen verfolgt hat, wird bestreiten, daß das Kunstwerke consumirende Publicum sowohl, als die die Kunstwerke hervorbringenden Künstler heute anders seien als vor etwa fünfzig Jahren, vor einer oder zwei Generationen also.

Drei Thatsachen liegen vor, diese Veränderung zu deuten. Die erste, daß eine früher nicht denkbare Bekanntschaft alles an Kunstwerken jeder Epoche Vorhandenen auf vielen Wegen ins Publicum gedrungen sei. Zweites Factum, daß vom Staate unterhaltene Lehranstalten ununterbrochen, man darf wohl sagen, Massen von zuwachsenden Künstlern ausbilden, welche früher oder später gezwungen sind, sich dem Geschmacke Derer anzubequemen, welche für Kunstwerke Geld ausgeben. Und drittens, daß eine dem Menschen angeborene Lust am Neuen bei der heute gegebenen Möglichkeit, überall zu sein und gewesen zu sein, alles künstlerisch Geschaffene immer rascher veralten und immer dringender

die Begier nach Frischem zuwachsen läßt. Hieraus folgt, daß, den Geschmack des Tages zu treffen, und so billig und rasch (der Concurrenz und der wechselnden Vorliebe wegen) zu befriedigen, Aufgabe der Künstler sei, wenn sie Geld verdienen wollen. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, erscheint der Anblick, welchen unsere Ausstellung bietet, ein nothwendiger. Das rohe Bedürfniß ästhetisch roher Kreise nach reichem ornamentalen Schmucke ihrer Existenz ist das Maßgebende für die künstlerische Production. Diese Leute wollen oft weniger selbst genießen, als vielmehr die Genugthuung haben, daß sie die Besitzer von Kunstwerken sind, welche von Anderen bewundert werden. Die Bestrebungen Derer, welche sich beim Hervorbringen wie beim Ankaufe der Befriedigung feinerer Triebe widmen, bilden eine Minderheit. In der Beobachtung dieser Verhältnisse liegt für manchen Kunstfreund ein gewisser Reiz der Ausstellung.

Mag man an eine Dauer des heutigen Zustandes glauben oder nicht, er herrscht: auf der einen Seite die Begüterten, welche geneigt sind, Kunstwerke zu kaufen, auf der anderen die Künstler, welche sie zu liefern Willens sind. Allerdings ist der zwischen diesen beiden Theilen waltende Verkehr kein Bild der allgemeinen, die Menschheit heute überspannenden geistigen Arbeit, ebenso wenig wie der Börsenverkehr, so viel dabei gewonnen und verloren wird, ein Bild der großen menschlichen Erwerbsbewegung bietet. Die Dinge aber sind zu nehmen wie sie sind. Der wahre, gebildete Beobachter unserer Zeit kann, was sich ereignet und in immer großartigerer Weise von Tag zu Tag im Sichereignen fortschreitet, nicht ohne Staunen und Bewunderung und auch nicht ohne Dank erblicken. Denn ein ungeheurer, trotz aller Armeen ungewaltsamer Fortschritt erfüllt das Leben des Tages. Die Menschheit bringt in friedlichem Kampfe Großartiges hervor. Und auch das heutige Treiben der Künstler gewährt den Anblick in ihrer Totalität großartiger Anstrengungen, talentvoller Leute, die den Anblick des heutigen Daseins in völliger Wahrheit, was Form und Farbe anlangt, darzubieten und dem eigenen Triebe einer ehrlichen Bethätigung in dieser Arbeitsrichtung genug zu thun, ängstlich bestrebt sind. Kein künstliches Licht will man, sondern freie Luft, Pleinairismus. Keine Nachäffung antiker Formen, sondern die Nacktheit, so wie der Verkehr in einer Badeanstalt sie kennen lehrt. Keine stilisirte arrangirte Landschaft, sondern Land und Himmel wie sie sich gelegentlich darbieten, als Stücke Natur im zufälligen Lichte des Momentes.

Ich will drei Beispiele in Betracht nehmen, damit ich nicht mit bloßen Begriffen hier operire[1]). Ich beschreibe das Porträt eines Mannes von unbestimmtem Alter. Die Beleuchtung bietet das Licht eines Fensters, dem man sich in einer Stube gerade gegenüber gesetzt hat. Weder Licht noch Schatten, weder Modellirung noch gedämpftes Colorit wird sichtbar, nur die gleichmäßige Helligkeit herrscht, welche jeden Farbenfleck des Antlitzes so erkennen läßt, wie das Auge des Durchschnittsmenschen es sieht. Der Künstler fühlt, ein Porträt von so nüchterner Wahrhaftigkeit müsse irgendwie etwas Erfreuliches haben, der Gegenstand seiner Arbeit

[1]) Ich lasse die Namen der hier angedeuteten Künstler fort, da sie für diesen Aufsatz gleichgültig sind. Keiner derselben steht mir persönlich nahe. Ich will auch weder loben noch tadeln, sondern beurtheile die angeführten Werke lediglich als Objecte der historischen Betrachtung.

soll als ein in guten Verhältnissen stehender Mann erscheinen; dies anzudeuten dient eine goldbedruckte Tapete, welche den Hintergrund gleichmäßig ausfüllt und deren Muster eine aus dem Meere, welches durch einen horizontalen Strich angedeutet wird, sich erhebende Sonne mit vielen Strahlen ist. In vielfachen, der Forderung einer Tapete gemäß nach dem Lineal genau abgemessenen Wiederholungen sehen wir das die Mitte dieser Verzierungen einnehmende Antlitz gleichsam als Centralsonne unter den übrigen vor uns und vermögen uns wohl zu denken, daß Künstler wie Gegenstand gleichmäßig von dieser Leistung befriedigt sind. Das Gemälde gewinnt dadurch etwas Anziehendes. Man betrachtet es mit Interesse. Es ist sorgfältig gemalt und sicherlich sehr ähnlich. Ich citire es als eine der Arbeiten, welche geeignet sind, den Geschmack eines großen Theiles des heute herrschenden Publicums zu kennzeichnen. Der Künstler brauchte in keinem Pinselzuge dem untreu zu werden, was den Menschen von heute charakterisirt; er sucht den wahrhaftigen Anblick dessen zu geben, was vor Augen stand, und nichts mehr.

Es gibt anders geartete Partieen des Publicums, welche Eleganz verlangen, immer aber auch dann Wirklichkeit als das in erster Linie zu Erstrebende angeben. Betrachten wir ein andres Porträt, von derselben Hand geschaffen, aus der vor einigen Jahren das einer englischen Miß in Weiß hervorging, welches hier Aufsehen machte. Aufsehen nämlich machte die Art, wie dieses schöne junge Mädchen uns ansah. Sie sah uns gerade in die Augen, als wollte sie sagen, genirt Euch nicht, mich zu bewundern: ich weiß, daß ich schön bin; betrachtet zu werden macht mir gar keinen Eindruck, sondern ist mir gleichgültig. Dergleichen, so deutlich schweigend ausgesprochen, macht dem Publicum Eindruck. Das ist modern. Kein früherer Maler hätte ein junges Mädchen so gemalt. Junge Mädchen dieser Art sind Producte unseres in Waffen starrenden und zugleich friedlichen Jahrhunderts. Für den heutigen Verkehr, der auf Selbstvertheidigung beruht, sind so abweisende Blicke nicht zu entbehren. Niemand freilich von Denen wohl, die das Porträt betrachteten, hatte die Dame selbst gesehen und somit weiß Niemand, wie weit nur die Auffassung des Malers sie so zur Repräsentantin des Jahrhunderts erhoben hat. Und auch vom diesjährigen neuen Porträt desselben Malers weiß man nicht, wie weit es dem Originale entspricht Auffallend ist nur die Wiederholung derselben Stimmung. Auf ziemlich ausgedehnter Leinwand sitzt eine Frau, uns entgegengewandt und sieht uns gerade in die Augen. Ihre Arme fallen glatt nieder. Eine unerschöpfliche Fähigkeit, Menschen gleichgültig anzusehen, scheint diesen Blicken eigen. Der Künstler hat eine unglaubliche Fähigkeit, die Illusionslosigkeit der Gegenwart zur Erscheinung zu bringen. Es gibt Existenzen heute, die nichts thun als die Welt ansehen und nur für das Eine dankbar sind, daß der Anblick wechselt. Wie leer erscheinen trotzdem solchen Bildnissen gegenüber andere, die nur Kleidungen und darin steckende an sich gleichgültige Existenzen darstellen! Oder die, wie die besten Porträts im Durchschnitt, die Menschheit als Träger von Schicksalen erscheinen lassen, die wir nicht wissen möchten. Nur wenige zeigen reines Dasein bei reiner Tagesbeleuchtung, aber behaglich, wie Holbein so viele Bildnisse malte. Aufgefallen ist mir (Nr. 35) ein Ehepaar, das sich „zum Schmucke eines altdeutschen Kneipzimmers", wie der Katalog sagt, durchaus im Sinne Holbein's malen ließ und

das angenehmste Spiegelbild der Natur, bei ohne Zweifel absoluter Aehnlichkeit, zeigt.

Der Nährboden dieser Porträtmalerei ist die Photographie, und auch darin liegt eine Berechtigung ihres Vorhandenseins. Die Photographie gibt den Menschen als Hülle eines gedankenlosen Augenblicks. Der Photograph sucht nachträglich etwas Gedankeninhalt hinein zu retouchiren. Die Welt ist gewöhnt an diese Schattenbilder des Moments, und sogar die Farben sollen sie (so farblos als möglich) widerspiegeln. Tiefer als die meisten anderen Porträts der Ausstellung läßt ein anderes im gleichen Saale ausgestelltes uns in die Seele des größten Mannes eindringen, aber es erscheint mehr als ein bloßer Versuch, eine Individualität, die noch lebt, doch bereits historisch zu ergründen. Eine ganze Collection von Porträts desselben Meisters sind heute andernorts ausgestellt. All diese Persönlichkeiten scheinen mit einer gewissen Plötzlichkeit vor uns aufzutauchen. Als hätte Nacht sie umfangen, und Magnesiumlicht fiele auf sie nieder. Sie haben mehr Geist als Blut in den Adern. Sie sind von einer gewissen edlen historischen Patina angeflogen. Sie gehören in keine Zeit. Es sind Aeußerungen einer Individualität, die in ihrer Weise die Menschheit so beobachtet, und sich in der Art, diese Beobachtungen in Farben zu erkennen zu geben, des Verständnisses der weitesten Kreise erfreut. Möge dem Meister diese Zustimmung erhalten bleiben. Wir erkennen auch in ihr ein Symptom der heutigen Zeit, die nach etwas Unbestimmtem auf der Suche ist. Gewiß läßt sich, was hier geschieht, Schülern nicht als Etwas beibringen, das zu lernen wäre. Und deshalb ist es nur natürlich, wenn die Ausstellung Porträts andrer Maler, welche in dieser Art zu arbeiten versuchten, nicht besitzt. Auch Sculpturen, welche dem etwa entsprächen, weist die Ausstellung nicht auf. Was an Statuen für Kaiser Wilhelm I. vorhanden ist, macht einen seltsamen Eindruck. Immer das gleiche massige Pferdematerial, auf dem eine schwere Gestalt lastet, die weder persönlich ähnlich, noch ideal wahrscheinlich ist. Wer erinnerte sich des Kaisers nicht? Seines auch im hohen Alter schlanken, ritterlichen Einherschreitens. Der schlichten Hoheit seines Wesens! Welch ein Mann! Wie verschwand alles Andere neben dem gütigen Lächeln, das ihn umspielte! Der Kaiser ritt feine, zartbeinige Pferde und hielt sich auch im Alter frei und leicht im Sattel. Er bot den Anblick völliger Vertrautheit mit dem Thier. Die ausgestellten Statuen zeigen Roß und Reiter als etwas Lastendes, Unwahrscheinliches, dem trotzdem nicht die Fähigkeit innewohnt, im Gedächtnisse Posto zu fassen. Bei einem Standbilde des Kaisers, das dieses Mannes würdig wäre, käme es darauf an, als ersten, bleibenden Eindruck ein Gefühl der Verbindung von Schlichtheit und Hoheit zu erwecken. Dies war sein innerstes Wesen: Kraft und Güte. Mit äußerlichen ornamentalen Mitteln läßt sich das Beglückende, was von diesem Manne ausging, nicht symbolisiren. Soll ihm eine würdige Reiterstatue errichtet werden, so muß das Pferd gegen den Kaiser zurückstehen und kein Interesse für sich in Anspruch nehmen, als sei es für die Unsterblichkeit extra zugeritten worden. —

Für den Ausstellungsbesucher theilt sich alles Sichtbare in Porträt, Landschaft, Historie, Viehstück und Stillleben.

Eine Landschaft muß das Gefühl erwecken, ach, wärest du da! oder ach, könntest du dahin! Es ist keine diesmal ausgestellt, die uns diesen Wunsch entlockte. Wohin möchte man denn? Der heutige Mensch weiß zu sehr, daß uns überall derselbe Kellner erwartet und entläßt. Kein Erdtheil bietet noch Stellen, wo sich nicht ein abgerissenes Stück Zeitung fände. Es gibt sich Niemand mehr die Mühe, uns vorzutäuschen, es sei anderswo anders als hier oder überall sonst. Dennoch hat die Gegenwart ihre eigenen Anschauungen der kahlen, oder beschneiten, belaubten, oder von sonst etwas bestandenen Natur. Es wurde mir neulich eine wirklich moderne Landschaft gezeigt, aber nicht auf der Ausstellung. Erst sah ich nichts als allerlei Grün durcheinander, breit in die Länge gezogen. Dann sagte mir die Besitzerin, daß sie und ihr Mann sich das Bild gekauft hätten. Nun ließ ich mir erklären, worin der Reiz für sie liege. Empfand ihn auch gleich selbst.

Man ist den langen Tag auf der Bahn gefahren, und es will dämmerig werden. Plötzlich hält der Zug irgendwo. Man fragt. Es ist eben nöthig, zehn Minuten auf irgend Etwas zu warten. Man klettert heraus und sieht sich um. Eine herrliche Luft, die über volle Wiesen streicht, schlägt uns leise gegen das Antlitz. Man sieht einen schon ins Unbestimmte verschwimmenden Zug mittleren Gebirges von Wald bedeckt, man blickt in ein grünes Thal hinein und es schimmert fließendes Wasser hier und da. Eine Sehnsucht befällt uns, da für eine Nacht wohnen zu dürfen. Frieden. Stille. Durchsichtiges Gebüsch vorn, dem der Abendwind durch die Blätter zittert. Ich sprach das aus: es war etwa das, was die Besitzer empfanden und weshalb sie das Gemälde in ihren Zimmern haben wollten. Ein liebliches kurzes Romancapitel ohne Menschen. Ich weiß nicht, warum nicht Landschaften dieser Art auf der Ausstellung sind. Sie würden gewiß Verständniß und Käufer finden. Dennoch sind deren da, die man gern betrachtet, denn Landschaften bieten die unschuldigste Gelegenheit, mit der Natur in ein intimes Verhältniß zu treten. Die „leidenlose" Natur, wie Goethe sie uns schildert, läßt sich in allen Stimmungen gern belauschen und weiß in vollem Schweigen doch immer Neues zu erzählen. Ich erwähne noch eine Reihe von Arbeiten, die, wie andere Landschaften wohl die Wärme darstellen, so das Leben der Natur in bittrer Kälte schildern, eine ganze Anzahl, ein wenig abseits zusammengepfercht. Man macht im Winter wohl einmal das Fenster auf, trinkt einige Schlucke echter Kälte ein und beobachtet ein paar Spatzen, die der Hunger zutraulich gemacht hat. Oder man watet auf dem Lande durch den Schnee, wo die Krähen schreien oder auch lautlos dahinfliegen. Man beobachtet eine Spur im Schnee. Unser Künstler hat in diesem Sinne allerlei Gethier in nordischem Schnee gemalt, denn auch Frühling und Sommer und Herbst scheinen da doch nur Nüancen des Winters zu sein. All diesen Ausblicken in sein vaterländisches Thierleben ist eine unglaubliche Frische eigen. Es sind wie einzelne Noten einer großen verborgenen Symphonie. Es sind Thierstimmungen. Diese Sachen stehen mir im äußersten Grade lebhaft vor Augen, nun ich mich ihrer, schreibend, erinnere. Wehe dem begeisterten Stümper, welcher, getroffen vom Naturhauche dieser Arbeiten, vermeint, weil hier weder Zeichnung noch Farbe recht sichtbar wird, „in diesem Sinne" ließen Skizzen sich malen. Dergleichen Ausbrüche einer einsamen Künstlernatur spotten aller Nachahmung.

Reich versehen waren frühere Ausstellungen mit „Touristen-Landschaften". Eine Zeit lang waren sie, besonders was Italien anlangt, an die Stelle der noch früher sehr beliebten „schwermuthsvollen" Landschaft getreten: in Ruhe und Sonnenschein, oder in Abendröthe, oder in Gewitterstimmung, oder in Mondschein getauchte Strecken, auf denen vor Jahren gekämpft worden war oder sonst das Schicksal gewaltet hatte. Sie scheinen abzunehmen. Das „Historische" steht heute nicht mehr recht im Course. Notirt muß werden, daß von historischen Darstellungen so gut wie nichts vorhanden ist. Selbst aus der militärisch neuesten Geschichte nur Weniges. Freilich werden geschichtliche Schaustücke heute mehr auf Wände gemalt. Die betreffenden Momente liefert man dem Künstler, dem der Inhalt gleichgültig sein dürfte. Man glaubt in der malerischen Repräsentation sogenannter wichtiger Momente der vaterländischen Geschichte etwas Förderndes zu sehen. Die Abwesenheit dieser Illustrationen des Niedagewesenen auf unserer Ausstellung ist erfreulich und bezeichnend. Alles trotzdem Vorhandene dieser Art trägt meist den Stempel des Unfreiwilligen.

Wichtiger ist, daß auch die Darstellung theologischer Dinge aufgehört zu haben scheint. Ich notire aus dem Kataloge „Christus vor dem Volke", „Petrus und Paulus", „Magdalena", „Maria mit dem Haupte Christi" als einzige Stücke unter allen Sculpturen. Verhältnißmäßig noch weniger zahlreich sind Gemälde dieses Inhaltes. Es war aufgekommen, die Gestalt Christi unter modern gekleidete Menschen zu bringen. Als sei seine reale leibliche Erscheinung möglich, uns zu erfreuen, zu beruhigen, zu trösten. In diesem Sinne wurde in Paris, in München und am Rheine Manches gemalt, das den Reiz der Neuheit für sich hatte. Diese Spielereien mit dem Ueberirdischen scheinen ein Ende gefunden zu haben. Ein Mann wie Christus, dessen Leiden noch heute die Welt erschüttern, ist nicht dazu da, den Stoff für Maler zu bieten, die mit sensationellen Ueberraschungen Geld verdienen wollen. Dieser Mensch, auf den Alles, was wir sind und sein wollen, zurückgeht, sollte nicht zu kaltblütigen Farbeneffecten benutzt werden. Christus ist nicht ein beliebiger malerischer Vorwurf für Ausstellungen. Eine Kreuzigung ist nicht „Etwas", womit „Etwas zu machen wäre". Einige mir widerstrebende Kreuzigungen beherbergt unsere Ausstellung freilich. Man entschuldige den harten Ausdruck: diese neuesten Darstellungen aus dem Leben Christi, die an verschiedenen Stellen auftauchten, machten den Eindruck, als habe der Künstler weniger das Ereigniß darstellen, als gewisse Lichteffecte ausbeuten wollen. Denn eins der Zeichen unserer raschlebenden Zeit ist die Art, die Ereignisse nicht ihres geistigen Werthes wegen, sondern, absehend von ihrem eigentlichen Inhalte, des malerischen Effects wegen darzustellen. Meinem Gefühle nach entziehen sich die Ereignisse des Neuen Testamentes einstweilen der künstlerischen Gestaltung. Was da geschehen ist, gar im Sinne des „Costümes" vorzuführen, erscheint mir nicht als zulässig. Dante sagt: non ci si pensa quanto sangue costa. Mögen Diejenigen, die mit „christlichen Scenen" die Leinwand bedecken, sich erinnern, was dieser Vers an Gedanken in sich schließt. Nicht Strauß, dessen wissenschaftliche Untersuchungen über den Einfluß des Mythenbildenden Elements, das alles Geschehene umspinnt, falsch verstanden wurden, sondern Renan, der den Inhalt der Evangelien beinahe in eine Pariser Novelle zu bringen suchte, ist der Urheber

der neuen Art, das, was Christus umgab, und seine eigne Gestalt zu modernen Effekten zu brauchen. Aus Renan hat der berühmte ungarische Maler seine Eindrücke. Hier bleibt nichts übrig, wenn Gemälde durchaus verlangt werden, als zur Auffassung des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zurückzugreifen. Der Kreis dieser Anschauungen ist zum letzten Male von Raphael und zum allerletzten Male von Rembrandt bildlich in Scene gesetzt worden. Seitdem nicht wieder. Unserem kritischen Jahrhundert fehlt die Fähigkeit dazu, und wir müssen uns an jenen beiden Meistern genügen lassen. Wir haben auf unserer Ausstellung wenig Versuche dieser Art, die auf der Münchner des vorigen Jahres noch, aus verschiedenen Ländern stammend, in einiger Anzahl sichtbar waren. Im Gedächtniß blieb mir von dort ein Christus als Tischler, in dessen moderner Werkstätte eine Dame in schwarzem Atlaskleide zerknirscht in gelben Hobelspänen in die Knie sinkt. Des Contrastes des schwarzen Atlas und der blonden Holzlocken wegen. Eins der am weitesten gehenden Gemälde dieser Art ist das bekannte Werk eines Pariser Malers, auf dem wir nach einem von Banquiers, namenlosen Diplomaten und ähnlichen Zusammengehörigkeiten durchgemachten Diner, am Ende, wo Kaffee, Cigarren und Cognac die Herrschaft übernehmen, Christus plötzlich erscheinen sehen, zu dessen Füßen eine elegante, dieser Gesellschaft würdige junge Frau verzweifelnd sich niederwirft. Dergleichen könnte ja erschütternd sein, wenn man nicht zu deutlich sähe, daß es dem Künstler nur um einen „neuen Effect" zu thun war. Dergleichen scheint sich erschöpft zu haben. —

Fürchten wir nicht, daß es mit den bildenden Künsten je zu Ende sein könne. Immer werden die Künstler begehrt sein, die Kinder in freundlicher Unschuld, Mädchen und Frauen in vollem Jugendglanze, Männer, die wir verehren, in voller Kraft darstellen. Wie keine Zeiten denkbar sind, in denen die jungen Mädchen sich nicht mit lebendigen Blumen gern schmückten, oder wo man blühende Töpfe gern am Fenster und im Garten pflegte, so ist keine denkbar, wo nicht auch Blumen, die gemalt sind, das Auge entzückten. Der Mensch ist dazu geboren, am Schönen in der unschuldigen Natur, am menschlich Großen und Erhabenen sich zu erfreuen. Land und Meer, Gebirge und Gewölk werden unabläßig Stoff zu Gemälden darbieten. Begeisternde Thaten immer des Meisters harren, der sie verewigt. Es wird kein Ende nehmen bei uns mit der künstlerischen Gestaltung der großen Kämpfer, die uns frei und einig machten. Auch Bauten für den öffentlichen Gebrauch und Tempel für den Gottesdienst werden immer verlangt werden und Marmor, Gold, Silber und Bronce stets bildender Hände warten, die dem todten Material die würdigste Form geben. Ohne die Blüthe hoher geistiger Cultur aber, die gleichmäßig das gesammte Volk beseelt, können bei noch so großen künstlerischen Aufträgen vollendete Kunstwerke nicht entstehen. Erschrecken wir jedoch nicht vor der Masse des Mittelmäßigen. Die Völker unterliegen auch hier statistischen Möglichkeiten. Ich glaube, wenn wir die gesammte artistische Production unserer Tage zusammennehmen und durchsieben, kommen an wirklichen, echten Kunstwerken auf jedes Jahr so viel, als ein Volk zu produciren im Stande ist.

Kann und soll diese Hervorbringung guter Kunstwerke befördert werden, oder regelt sie sich nach dem Steigen und Sinken des allgemeinen geistigen Niveaus?

Daß es keine nach festen Principien zu leitende Erziehung zum Künstlerthum mehr gebe, zeigt die officielle Anerkennung des neuen Phänomens der „Secessionisten". Die Künstler selbst beginnen zu empfinden, daß sie nicht mehr frei seien, daß über den Werth künstlerischer Production das Urtheil des Volkes allein nur zu entscheiden habe. Sie wollen keine Jurys und Commissionen mehr. An das Publicum soll appellirt werden, verlangen sie. Neben der Kunst der Staatskünstler erkennt der Staat selbst die Kunst des freien Künstlerthums jetzt an. Es liegt ein Fortschritt in dieser Anerkennung. Zugleich aber auch ein Aufgeben der bisherigen Art, vorzugehen. Wenn man Staatsanstalten und freie Vereinigungen als gleichberechtigte Factoren coordinirt, so leiden die ersteren darunter, und die Frage ist nur, wie lange sie sich noch halten werden. Nehmen wir an, sie hörten auf und die Künstlerschaft bliebe sich selbst überlassen. Die erste Folge könnte eine große Verwirrung sein. Innerhalb der so entstandenen „Freiheit" würde sich vielleicht eine äußerste Linke Derer bilden, welche weder etwas können noch etwas lernen wollen und trotzdem einen Theil der zu errichtenden öffentlichen Denkmäler und Malereien für sich in Anspruch nehmen, auch vielleicht eine Presse für sich finden, welche ihre Ansichten unterstützte. Aber selbst, wenn dies Aeußerste einträte, so wäre doch eine nachfolgende Klärung vorauszusehen, eine Rückkehr zu einfachen Zuständen wäre möglich, da schließlich das Publicum immer die ausschlaggebende Macht bleibt. Auf dem heutigen Wege aber, wo eine wirklich eingreifende Cooperation des Publicums ausgeschlossen bleibt, ist eine Besserung unwahrscheinlich. Allerdings unsere Ausstellung, welche die Thüren weit aufmachte, bietet nach keiner Richtung einen erhebenden Anblick. Die Werke der Secessionisten, so weit sie sich erkennen lassen, geben wenig Hoffnung. Aber auch was auf unserer Ausstellung an Arbeiten hergebrachter Kunstrichtungen zu erblicken ist, bildet zum größten Theil nur das Anzeichen einbrechender Uncultur. Nur aus der freien Kunstübung kann das hervorgehen, was einmal an die Stelle der heutigen Arbeit tritt, die, in hergebrachten Formeln sich fortbewegend, Abgethanes für neu ausgeben möchte. Der Staat muß aufhören, geistig unfertige junge Leute von geringem Talente und ohne ausgesprochenen innern Beruf durch billige öffentliche Lehranstalten dahin zu verlocken, daß sie sich einer Laufbahn weihen, deren letztes Ziel in den meisten Fällen Unlust am Leben ist. Durch die künstliche Aufzucht von Künstlern, deren Aufgabe vielmehr wäre, ins Kunstgewerbe überzugehen, wird, um es zu wiederholen, diese, der Zahl nach viel zu umfangreiche Production hervorgerufen, deren Minderwerthigkeit man demnach als etwas Nothwendiges ansieht, so daß der eigentliche Tadel nicht einmal auf Diejenigen geht, deren Leistungen er zu treffen scheint. Diejenigen sind zu tadeln, welche glauben, durch Milde der Beurtheilung, durch öffentliche Unterstützung oder gar durch Aufträge könne geistloser Mittelmäßigkeit aufgeholfen werden. Bis zur französischen Revolution hatten wir in den europäischen Ländern ein in Zusammenhang fortschreitendes, von Rom ausgehendes Kunstwesen. Man verstand sich untereinander, Künstler und Publicum, und es gab gemeinsame Ausgangspunkte für Kritik, so daß ausbrechender Streit sich dennoch stets innerhalb gewisser Grenzen hielt. Vom Beginne unseres Jahrhunderts an begannen diese Grenzen zu schwinden. Der Kampf der Individualitäten nahm innerhalb der Kunst (die

Literatur mit inbegriffen) ihren Anfang und hat seitdem nicht geruht. Immer unmöglicher ward es, Gemeingültiges aufzustellen, woran der einzelne Künstler sich bände. Seine eignen Wege wollte Jeder gehen, und heute endlich ist anerkannt, daß dies die einzig mögliche Lebensbedingung sei. Es gibt keine Schule mehr, die zum producirenden Künstlerthum leitete. Geistiges Schaffen ist auf allen Gebieten heute im Flusse und bindet sich an keine Schranken. Keinem schaffenden Geiste läßt sich ansehen, was er später einmal leisten werde. Am besten ist, ihn sich selbst zu überlassen oder doch nur ausnahmsweise Unterstützung zu gewähren. Kunstwerke zu schaffen, ist die Arbeit bevorzugter Naturen, welche selfmade men sind.

Die Kunst hat ein ungeheures Gebiet, sich zu bethätigen. Sie soll das Große, das Erhabene, das Erschütternde; sie soll das Zarte, das Liebliche, das Entzückende, das Befriedigende, das Befreiende darstellen. Sie soll den Völkern zum Genusse, zur Freude, zur Erhebung dienen. Künstler müssen Menschen sein von glücklicher Natur, die die Gabe, die Erscheinungen in höherem Glanze zu sehen und darzustellen, über das gemeine Leben hinweghebt. Werke, die das gewähren, werden unablässig auch heute hervorgebracht. Man begegnet ihnen oft genug. Fasse ich in der Erinnerung zusammen, was in den letzten zehn Jahren etwa an neuen Kunstwerken mir vor Augen stand, und das all dem, was ich an Forderungen so aneinanderreihe, genügte, so kommt eine erkleckliche Reihe heraus, die, zu einem Museum vereinigt, den freundlichsten Eindruck hinterlassen würde. Frage ich nach den Namen und den Lebensläufen Derer aber, die diese Auswahl von Meistern bilden, so findet sich kaum hier und da Einer darunter, der akademischem Unterrichte viel oder überhaupt Etwas zu verdanken gehabt hätte. Wollte man dem officiellen Kunstunterrichte ein Ende machen (abgesehen von der Erziehung derjenigen Künstler, welche die Carrière als Zeichenlehrer an Schulen im Sinne haben), so würde viel Täuschung, Misère und Zank fortgeschafft, zugleich aber auch viel Geld gespart werden. Großen Meistern große Aufträge zu geben, würde ja jederzeit frei stehen. Der Ausstellungspalast würde unter besonderer Verwaltung alle Jahr den 1. Mai geöffnet und den 1. November geschlossen und Künstler könnten sich darin für bestimmte Zeit so viel Raum miethen, als sie zur Ausstellung ihrer Werke brauchen. Der Staat wäre weder gezwungen noch aber auch verhindert, Werke, welche ihm vorzüglich scheinen, anzukaufen und Meister, die Außerordentliches leisten, durch Medaillen und andere Prämiirungen auszuzeichnen.

Ich würde in dieser permanenten Ausstellung eins der wichtigsten Förderungsmittel für junge Leute erblicken, geeigneter, sie mit richtigen Anschauungen über Kunst zu erfüllen, als directer Unterricht. Wer nichts kann und wer vielleicht nie Etwas können wird, lernt es hier am besten einsehen. Dicht bei der Ausstellung ist das Panorama der Schlacht von Rezonville sichtbar, von zwei französischen Malern, die seit 1870 durch eine Fülle vorzüglicher Leistungen bekannt und durch sie berühmt sind. Der Kreis Derer, die ich hier als Zuschauer stehen sah, zufällige Sonntagsspaziergänger, die die Sehenswürdigkeit hereingelockt hatte, war völlig hingenommen von diesem Anblicke. Wir haben einen Moment des Athemhohlens innerhalb eines Kampfes, der rings umher, aber in der Ferne

noch fortwüthet, vor uns. Das von den Geschossen aufgewühlte Erdreich scheinen wir selbst unter den Füßen zu haben, die von den Bewohnern leeren Häuser des Dorfes athmen die lastende Verlassenheit aus, die unbarmherzige Zerstampfung alles friedlichen Daseins. Auch daß solche Gemälde nicht auf Wänden festsitzen, sondern sich auf der Wanderschaft befinden, gehört dazu. Vorher hatte ich an derselben Stelle ein Panorama des antiken Roms gesehen, das in ganz anderer Richtung hohe Theilnahme erregte. Ein paar Minuten vor einem solchen Werke müssen jeden Anfänger überzeugen, daß man nicht mit bloßem Farbenhinwischen Gemälde dieser Art auf die Leinwand zu bringen im Stande sei, und daß, wie zu aller echten Arbeit, auch für die eines Malers unabläßiges Studium und Zeichnen die Vorbedingung sei.

Unsere Ausstellung vermag dergleichen nicht zu bieten. Nur herausgerissene Theile der großen Weltproduction beherbergt sie. Es wäre ungerecht und unthunlich, nach der hier offen stehenden Sammlung von Bruchstücken den gesammten Betrag dessen, was in Deutschland oder auch nur in Berlin an Kunstwerken hervorgebracht wird, zu beurtheilen. —

Nachträglich.

Ich sah nun auch die 250 Nummern der aus den zurückgewiesenen Werken gebildeten „Freien Berliner Ausstellung". Sie enthält kaum Etwas das auf der „Großen Ausstellung" nicht auch seinen Platz hätte finden dürfen. Warum die broncirte Reiterstatue Kaiser Wilhelm's I., welche hier steht, zurückgewiesen wurde, weiß ich nicht. Sie übertrifft in ihrer ruhigen Haltung die dort sichtbaren Werke dieser Art und sei der Beachtung des Publicums empfohlen.

B. K. F.

Die Kinderarbeit und ihr Schutz in Deutschland.

I.

Eines der traurigsten Capitel des modernen Gesellschaftslebens, in das jeder menschenfreundlich Gesinnte nur mit Wehmuth zu blicken vermag, ist die Kinderarbeit in Fabriken und hausindustriellen Betrieben. Wenn auch gegenwärtig die Zustände sehr viel bessere geworden sind als sie vor vierzig bis fünfzig Jahren waren, so bleibt die Nothwendigkeit, daß weite Schichten der Bevölkerung darauf angewiesen sind, die Kosten des Unterhalts mit durch den Verdienst ihrer Kinder zu bestreiten, eine harte, wenig anmuthende Thatsache. Nirgends erscheint daher der Schutz des Gesetzes mehr angebracht als den arbeitenden Kindern gegenüber, die vor einem Mißbrauche ihrer jugendlichen Kräfte, selbst durch die eigenen Eltern, nicht sicher sind.

Besonders schlimm gestaltete sich bekanntlich die Beschäftigung von Kindern in dem fabrikreichen England zu Anfang dieses Jahrhunderts; aber auch in Frankreich waren zur Zeit des Erlasses des ersten Kinderschutzgesetzes von 1841 die Zustände nichts weniger als zufriedenstellende.

In Deutschland hatte die Entwicklung der Industrie, vornehmlich die Ausbreitung der Spinnerei am Niederrhein, ebenfalls eine ausgedehnte Beschäftigung von Kindern in den Fabriken zur Folge. Trotz des Schulzwanges war in den preußischen Industriebezirken massenhafte Kinderarbeit an der Tagesordnung. Als im Jahre 1824 der Minister von Altenstein [1]) durch eine Circularverfügung an die rheinischen und westfälischen Provinzialregierungen zu Aachen, Trier, Köln, Koblenz, Düsseldorf, Arnsberg, Münster und Minden Nachrichten über die in den Fabriken der genannten Bezirke etwa beschäftigten Kinder einzog, stellte sich kein erfreuliches Bild heraus. Je nach dem Grade der industriellen Entwicklung traten die Uebelstände mehr oder weniger hervor. Am ungünstigsten erschien der Kreis Iserlohn im Regierungsbezirk Arnsberg, in dem die Lebensweise der Fabrikkinder sich als ein wahres Jammerbild darstellte. Theilweise schon vom sechsten Jahre an wurden die Kleinen zur Fabrikarbeit herangezogen, die in der Regel von sechs Uhr früh bis acht Uhr Abends währte. Fast den ganzen Tag, oft bis spät in die Nacht, waren sie in dumpfe, enge Stuben und Werkstätten eingesperrt, wo sie, meist sitzend beschäftigt, im Herbst und Winter verpestete Luft einathmeten. Hier waren sie Augen- und Ohrenzeugen grober, unsittlicher Reden und Handlungen der Erwachsenen und hatten oft mehrmals im Laufe des Tages die härtesten Mißhandlungen zu erdulden. Ihre magere Kost beschränkte sich hauptsächlich auf Kartoffeln mit Salz und Wasser, Kartoffelkuchen in Rüböl gebacken und Cichorienbrühe. Im Sommer stahlen sie sich unreifes Obst und Hülsenfrüchte dazu. Ihre Erholung bestand in Spiel, Tabak, Branntwein, Unzucht und Rauferei.

In Westfalen und in der Rheinprovinz wurden so ziemlich in allen Orten der Fabrikation und in ausgedehntem Maße Kinder beschäftigt. Doch lassen sich zwei Gebiete unterscheiden, sofern Düsseldorf und Aachen sehr ungünstige Zustände auf-

[1]) Vergl. zu dieser Studie namentlich K. Anton, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung, Leipzig 1891; Thun, Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung ꝛc. der Fabrikarbeiter in Preußen, Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureaus 1877 und die Abhandlung des Verfassers „Jugendliche Arbeiter" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

weisen, während in Köln, Koblenz und Trier die Fabrikarbeit der Kinder anscheinend weniger Nachtheile im Gefolge hatte. In den schlesischen Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz war ihre Verwendung gleichfalls eine geringere; indeß wurden z. B. in den Liegnitzer Glasfabriken doch die Kinder schon vom sechsten Jahre an aufgenommen.

Auf eine Feststellung der Gesammtzahl der Fabrikkinder, sowohl absolut als im Verhältniß zu den nicht in Fabriken arbeitenden Kindern oder zu allen Fabrikarbeitern gingen die Berichte der verschiedenen Regierungen nicht ein. Die gelegentlich laut gewordene Auffassung, daß die ganze Generation durch die Fabrikthätigkeit „gleichsam im Keime vergiftet" werde, war jedenfalls übertrieben, und man wird die Zahl aller jugendlichen Arbeiter nicht zu hoch schätzen dürfen. Aber wie groß immer ihre Zahl gewesen sein mag, die Verwahrlosung war eine schreckliche. Die Fabrikanten glaubten genug gethan zu haben, wenn sie den kärglichen Lohn zahlten. Um die physische, geistige und sittliche Verbesserung Derjenigen, die für sie mit Aufopferung ihres körperlichen Wohles arbeiteten, sie in den Stand setzten, die Annehmlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens zu genießen, kümmerten sie sich nicht. Wie der sittliche und geistige, war der physische Zustand der Fabrikkinder ein äußerst mangelhafter, die Sterblichkeit eine sehr starke.

Diese Zustände führten in Preußen zum Regulativ vom 9. März 1839, das die Annahme von Kindern unter neun Jahren in Bergwerken, Fabriken, Poch- und Hüttenwerken zu einer regelmäßigen Beschäftigung untersagte. Das Maximum der täglichen Arbeitszeit jugendlicher Arbeiter unter sechzehn Jahren wurde auf zehn Stunden angesetzt, Nacht-, Sonntags- und Festtagsarbeit für sie verboten.

Wie es scheint, ging in Folge dieses Gesetzes die Zahl der beschäftigten Fabrikkinder zurück; aber beträchtlich blieb, zugleich mit den ungünstigsten Nebenumständen verknüpft, die Beschäftigung von Kindern in der Hausindustrie. Wie groß deren Zahl war, läßt sich nicht annähernd ermitteln. Als Anhaltspunkt mag die Thatsache dienen, daß damals in Krefeld unter zwei- bis dreitausend mit Spulen und Weben beschäftigten jugendlichen Arbeitern nur zwanzig Fabrikkinder waren.

In dem Maße als dann die gewerbliche Entwicklung zunahm, wuchs die Zahl der Fabrikkinder, und zu Beginn der fünfziger Jahre wurde in Preußen festgestellt, daß etwa achttausend Kinder im Alter von neun bis zwölf Jahren und vierundzwanzigtausend Kinder im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren in Fabriken thätig waren. Im Vergleich mit der Gesammtzahl von etwa zwei Millionen Kindern desselben Alters mag diese Zahl gering erscheinen. Aber man darf nicht übersehen, daß die Fabriken sich damals in wenigen Gegenden zusammengedrängt fanden und überhaupt vielleicht nicht mehr als eine halbe Million Menschen beschäftigten.

Gerade für diese Zeit sind uns durch Professor Thun's geschickte Feder von der Krefelder Seidenindustrie, der Gladbacher Baumwollenweberei, der Aachener Tuchmacherei düstere Bilder der Kinderarbeit gezeichnet worden. Beschäftigung von Kindern im Alter von sechs bis neun Jahren war allgemein üblich; selbst die von fünfjährigen Kindern kam vor. „Kinder vom fünften Jahre an sitzen in der unbequemsten Lage, mit zusammengezogenen Beinen und gebücktem Rücken in überfülltem Raume am Spulrade." Als so selbstverständlich waren die Arbeiter gewöhnt worden, die Ausbeutung der kindlichen Körperkraft anzusehen, daß daraufhin frühe Ehen unter den Fabrikarbeitern üblich wurden. In Familien mit kleinen Kindern, die noch nicht arbeiten konnten, herrschte chronischer Nothstand, während Familien mit so weit erwachsenen Kindern, daß diese fünf bis sieben Mark wöchentlich verdienen konnten, in ziemlich gesicherter Lage waren.

Die Kinder arbeiteten stets in Reih und Glied mit den Erwachsenen, die in den Textilfabriken eine Arbeitszeit von mindestens zwölf Stunden, gewöhnlich vierzehn bis fünfzehn Stunden, oft nachweisbar sechzehn bis siebzehn Stunden leisten mußten. Die Folgen für die Kinder waren schreckliche. „Schwächlinge, übermüdet, der Kopf grindig, die Augen triefend, die Brust schwindsüchtig, der Magen leidend, zum Militärdienst taugen sie nicht, in die Schule kamen sie nicht, und verirrte solch' ein Geschöpf sich

einmal dahin, so fand es wenigstens auf einige Augenblicke den Schlaf und die Ruhe, welche ihm sonst die schreckliche Stimme des Werkmeisters raubten. Von einer Schulbildung war keine Rede, viele wußten nicht ihr Alter und manche nicht einmal den eigenen Namen."

Man gewinnt auf diese Weise die Ueberzeugung, daß das Regulativ von 1839 wenig beachtet worden sein muß. Ein Umstand namentlich mochte dazu beitragen, daß es scheiterte. Die Fabrikanten waren die angesehensten Leute der Gegend, und im Gemeinderath hing oft von ihrer Stimme die Höhe der Besoldung ab, die dem Bürgermeister zugesprochen wurde. So konnten die Ortspolizeibehörden nur dort das Regulativ energisch durchführen, wo die Arbeitgeber gutwillig darauf eingingen, sich den Wünschen des Gesetzgebers zu fügen.

In manchen Kreisen war man sich daher schon damals darüber klar geworden, daß ein Ausbau des Regulativs nöthig war. Der § 10 desselben, der es den Ministerien vorbehalten hatte, besondere sanitäts-, bau- und sittenpolizeiliche Anordnungen zu erlassen, falls sie solche zur Erhaltung der Gesundheit und Sittlichkeit der Fabrikarbeiter für erforderlich hielten, bot dazu die Handhabe. Einige unliebsame Vorkommnisse legten es dringend nahe, diese Vervollständigung nicht zu lange aufzuschieben. In einer großen Spinnerei zu Barmen waren dreizehn Mädchen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren der Verworfenheit eines Aufsehers zum Opfer gefallen, der in Folge dessen zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Bei einer späteren Untersuchung hatte man in derselben Fabrik viele junge Mädchen gefunden, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet waren, sie auf ihre Familien übertragen und diese höchst unglücklich gemacht hatten.

Diese traurige Thatsache wurde im Jahre 1844 von dem Fabrikanten Schuchard zur Kenntniß des rheinischen Provinziallandtages gebracht, indem er den Antrag stellte, gesetzliche Vorschriften in Bezug auf das moralische Wohl der in den Fabriken arbeitenden Kinder zu erlassen. Indeß dauerte es noch fast zehn Jahre, bis diesen Wünschen entsprochen wurde. Zunächst wurde der Vorschlag unter Hinweis darauf, daß es sich nur um vereinzelte Uebelstände handele, abgelehnt. Als dann das Jahr 1848 kam, sah die Staatsregierung die Nothwendigkeit ein, sich socialpolitisch lebhafter als bisher zu bethätigen. Der im December des genannten Jahres in das Ministerium eingetretene Handelsminister von der Heydt konnte nicht umhin zuzugestehen, daß die Aufgabe, welche die Entwicklung der socialen Verhältnisse der Regierung stellte, von den Behörden nicht überall in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und gewürdigt worden war. So kam er dazu, Verhandlungen einzuleiten, um die Schutzgesetzgebung für die Fabrikkinder zu erweitern. Diese führten in der Folge zum Gesetz vom 16. Mai 1853 mit der Ausführungsinstruction vom 18. August desselben Jahres.

Nach den neuen Bestimmungen war die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken erst nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre gestattet. Für jugendliche Arbeiter unter vierzehn Jahren wurde die tägliche Arbeitszeit auf sechs Stunden beschränkt und der tägliche Schulunterricht auf drei Stunden festgesetzt. Bezüglich der Pausen, des Beginns und der Beendigung der täglichen Arbeitszeit, sowie der Arbeitsbücher der jugendlichen Arbeiter wurden strengere Bestimmungen getroffen.

Leider ließ die Ausführung auch dieses Gesetzes in den fünfziger und sechziger Jahren viel zu wünschen übrig, vielleicht noch mehr als die des Regulativs von 1839. Es gewährte den jugendlichen Arbeitern einen viel weiter gehenden Schutz als die ältere Verordnung. Um so mehr Schwierigkeiten stellten sich seiner Verwirklichung entgegen, und die mit der Durchführung betrauten Organe besaßen nicht Energie und Einsicht genug, sie zu überwinden. Woran das lag, ist eine offene Frage. Möglicherweise trugen die Zeitverhältnisse die Schuld daran. Unter dem frischen Eindruck des Jahres 1848 war das Gesetz von 1853 erlassen, bald darauf begann die Periode der Reaction. Diese aber schien für Bestrebungen, die auf das Wohl der arbeitenden Klassen abzielten, zunächst kein Verständniß zu haben. Erst als im Jahre 1869 der Inhalt des preußischen Regulativs und seines Ergänzungsgesetzes zum Bundes- und

Reichsgesetz erhoben worden war, waren Wille und Macht vorhanden, es wirklich auszuführen.

Einigermaßen ging immerhin die Zahl der Fabrikkinder seit 1853 zurück. Denn im Juli des Jahres 1856 wurden nach einer amtlichen Ausweisung beschäftigt in ganz Preußen 7752 jugendliche Arbeiter unter vierzehn Jahren und 16 147 jugendliche Arbeiter über vierzehn Jahren, zusammen 23 899. Größtentheils waren alle diese in Fabriken, weniger in Berg-, Hütten- und Pochwerken thätig.

II.

Die humanen Grundsätze, nach denen in der Gewerbeordnung von 1869 die Kinderarbeit in Fabriken geregelt war, vermochten nicht zu hindern, daß die Zahl der jugendlichen Arbeiter von Jahr zu Jahr erheblich anwuchs. Als man im Jahre 1875 eine Enquête über den Umfang der Kinderarbeit im ganzen deutschen Reiche machte, stellte sich heraus, daß in den Industriebezirken, auf die die Erhebung sich erstreckte, 88 000 jugendliche Arbeiter beschäftigt waren. Von ihnen waren 24 Procent im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren und 76 Procent im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren. Sie stellten etwa zehn Procent von der Gesammtarbeitskraft dar, die in diesen Industrieen vertreten war. Seitdem stieg ihre Zahl wie folgt:

Es waren in Fabriken thätig:

	Kinder von 12—14 Jahren	Junge Leute von 14—16 Jahren	Jugendliche Arbeiter zusammen
im Jahre 1882:	14 600	123 543	138 143
" " 1884:	18 703	134 282	152 985
" " 1886:	21 035	134 589	155 624
" " 1888:	22 913	169 252	192 165
" " 1890:	27 485	214 252	241 737

Vorausgesetzt, daß es sich immer um den gleichen Erhebungskreis handelte — 1884 z. B. fehlte Braunschweig — so hätte in nicht ganz einem Jahrzehnt sich die Zahl der Fabrikkinder um 88 Procent, die der jungen Leute um 73 Procent, die aller jugendlichen Arbeiter von zwölf bis sechzehn Jahren um 75 Procent vermehrt.

Nun will freilich in Betracht gezogen sein, daß in den Zahlen für 1890 die Reichslande Elsaß-Lothringen zum ersten Male mit enthalten sind. Aber auch, wenn wir die dort beschäftigten circa 11 000 jugendlichen Arbeiter in Abzug bringen, so bleibt eine erhebliche Zunahme noch, die sich auf 67 Procent herausstellt. Es heißt gewöhnlich, daß die Heranziehung jugendlicher Arbeiter zur Fabrikthätigkeit ziemlich genau der Vermehrung der Arbeiterzahl im Allgemeinen entspräche. Allein es ist nicht zu glauben, daß die Anzahl aller deutschen Fabrikarbeiter sich seit 1882 um einige 60 Procent vergrößert hätte. Das Einzige, was zugegeben werden könnte, ist, daß möglicherweise der Ausgangspunkt der Vergleichung nicht gut gewählt ist, sofern die Zahlen des Jahres 1882 aus einem zu engen Beobachtungskreise stammen. Vielleicht sind im Jahre 1882 die Angaben über die Zahl der beschäftigten jugendlichen Arbeiter hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Indeß auch, wenn man ein anderes Jahr, z. B. 1883, zum Vergleich wählt, in welchem sich die Zahl aller jugendlichen Arbeiter auf 143 210 belief, beträgt der Zuwachs bis 1890 nicht weniger als 61 Procent, selbst wenn man Elsaß-Lothringen außer Ansatz läßt.

Den besten Maßstab zur Beurtheilung der Bedeutung der Kinderarbeit bietet die Ermittelung des numerischen Verhältnisses der jugendlichen Arbeiter zu allen Fabrikarbeitern. Indeß liegen in dieser Richtung nur aus den letzten Jahren Angaben vor und nicht einmal aus allen Aufsichtsbezirken, so daß man nicht angeben kann, wie sich im ganzen Reich durchschnittlich die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter stellt. Die relativ geringste Zahl von Fabrikkindern findet man in Mecklenburg-Schwerin — 1,9 Procent aller Arbeiter — und in Posen — 3,7 Procent —; die relativ größte trifft man in Zwickau — 15,3 Procent — und in Plauen — 14,3 Procent.

Sehr erheblich erscheint die Verwendung jugendlicher Personen in der Hausindustrie zu sein und gerade hier die Ausnutzung ihrer Körperkräfte in gemeinschädlicher Weise vor sich zu gehen. Nach der Berufszählung von 1882 standen allerdings

unter 339 644 Hausindustriellen nur 4449 im Alter von weniger als fünfzehn Jahren, d. h. 1,3 Procent. Aber offenbar ist hier die Zahl der hausindustriell beschäftigten Kinder zu gering angegeben. Denn es ist zu oft und so allgemein über die zu weit reichende Kinderarbeit auf diesem Gebiete geklagt worden, als daß man nicht auf den Gedanken käme, daß viele Familienväter die regelmäßige Hausthätigkeit ihrer Kinder verschwiegen hätten. Von der linksrheinischen Seiden- und Sammtindustrie ist bekannt geworden, daß die Kinder ganz allgemein zum Spulen herangezogen werden. In der thüringischen Holzspielwaarenindustrie ist es üblich, die aus der Schule kommenden Kinder sofort beim Bemalen der Figuren oder sonstigen leichteren Handtierungen bis in die sinkende Nacht zu beschäftigen. In der Filetstrickerei der Taunusdörfer werden Kinder schon vom dritten Jahre an zum Einziehen der Gummibändchen in die Netze und Handschuhe und zum Füllen der Nadeln etwa zwei bis drei Stunden am Tage gebraucht. In dem Aufsichtsbezirk Zwickau fand der Beamte noch 1881 in kleinen Stickereien Kinder nach achteinhalb Uhr Abends und Kinder unter dem für die Zulassung in Fabriken vorgesehenen Alter beschäftigt. Ebenso wird seit Jahren, zuletzt 1890, in dem Berichte über Schwarzburg-Sondershausen Klage über die Gefahren geführt, denen die Gesundheit hausindustriell beschäftigter Kinder ausgesetzt ist. In der Porzellanindustrie z. B. werden die durch Stanzen massenhaft angefertigten kleineren Gegenstände im getrockneten Zustande aus den Fabriken abgeholt und in den Wohnungen der Arbeiter geputzt. „Zu dieser Arbeit werden fast nur schulpflichtige und noch jüngere Kinder verwendet, von denen mindestens hundert auf diese Weise Beschäftigung finden. Sie sind dabei genöthigt, in den meist engen, schlecht gelüfteten und gereinigten Wohnräumen den aus den Abfällen der Porzellanmasse sich entwickelnden Staub einzuathmen, der selbst in gut gereinigten Fabrikräumen für die Erwachsenen so verderblich ist." In hohem Maße wird, insbesondere in der Schachtelfabrikation, im Filetnähen, in der Knopfhäkelei in Schlesien noch immer in der Beschäftigung von Kindern gesündigt. Kurz, viele Anzeichen und Thatsachen lassen sich darüber vereinigen, daß von der Hausindustrie über das zulässige Maß der Kinderbeschäftigung weit hinausgegriffen wird.

Unter solchen Umständen war die Veränderung der Gesetzgebung schon lange ein Bedürfniß. Mehrfach angeregt, kam sie am 1. Juni 1891 zu Stande und ist seit dem 1. April des folgenden Jahres wirksam geworden. Zum Theil hat sie freilich die älteren Bestimmungen unbeanstandet gelassen. Dahin gehören die Anordnung einer sechs- und zehnstündigen Arbeitszeit, das Verbot der Sonntags- und Nachtarbeit, die Vorschriften über die Einhaltung der Pausen und die Führung der Arbeitsbücher. Alle diese Maßregeln hatten sich bewährt, und es lag daher kein Grund vor, an ihnen zu rütteln.

Die Hauptsache der Neuerung liegt darin, daß die Altersgrenze, bei der Kinder in Fabriken, Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Brüchen und Gruben beschäftigt werden dürfen, bis zum dreizehnten Jahre hinausgeschoben ist. Die Beschäftigung von Kindern über dreizehn Jahre ist nur gestattet, so weit sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Auf diese Weise wird voraussichtlich der Umfang der Kinderarbeit zurückgehen, sich in bescheideneren Grenzen als bisher halten, und wo die Schulpflicht bis zum vierzehnten Lebensjahre geht, überhaupt aufhören. Sie in noch stärkerem Maße zu unterdrücken, indem das Zulassungsalter erst bei vierzehn Jahren beginnen sollte, wurde im Laufe der Verhandlungen im Reichstage vorgeschlagen, fand aber weder die Zustimmung des Reichstages noch die der Regierung.

Sowie die Entwicklung bei uns vorgegangen, kann man eigentlich kaum bedauern, daß jener gutgemeinte Antrag zunächst unberücksichtigt geblieben ist. Wenn man überhaupt mit dem Erlaß socialer Maßnahmen vorsichtig sein soll, so wird man gerade auf dem Gebiete der Kinderarbeit einstweilen noch darauf verzichten müssen, schon gegenwärtig die Idealforderung verwirklicht zu sehen. Es kann leider nicht geleugnet werden, daß für gewisse Classen der Bevölkerung die Kinderarbeit eine traurige Nothwendigkeit ist. Wo eine zahlreiche Kinderschar im Familienhaushalte vorhanden,

sind der Vater oder die Eltern oft nicht in der Lage, so viel zu erwerben, daß der Unterhalt Aller auskömmlich gesichert erscheint. Die Kinder solcher Familien sind darauf angewiesen, sobald ihre Kräfte es gestatten, in die Reihe der Gewerbsthätigen einzutreten und den harten Kampf ums Dasein aufzunehmen, sei es, um sich selbst zu erhalten, sei es, um für jüngere Geschwister oder erwerbsunfähige und erkrankte Eltern zu sorgen. Die Noth des Lebens zwingt, unbekümmert um die Folgen, sich früh regelmäßiger Arbeit zu unterziehen, wo Wohlhabendere ihren Kindern noch schonende Fürsorge angedeihen lassen können. Daneben will in Betracht gezogen sein, daß in Familien, wo beide Eltern früh am Morgen das Haus verlassen, um auf Erwerb auszugehen und, wenn nicht den ganzen Tag, so doch viele Stunden fern bleiben, für die zurückgelassenen Kinder schlecht gesorgt ist. Der Besuch der Volksschule und die Erledigung der Schularbeiten lassen viele freie Muße, die, wenn die Beaufsichtigung der Eltern fehlt, gemißbraucht werden kann. Jugendheime, Knaben- und Mädchenhorte, die hier helfend einzuschreiten in der Lage sind, werden naturgemäß immer nur einen beschränkten Wirkungskreis haben können. Vielleicht darf auch in die Wagschale geworfen werden, daß unter den Entbehrungen und Strapazen, an die Kinder aus Arbeiterfamilien sich leider gewöhnen müssen, der Körper abgehärtet und früher widerstandfähiger wird, als es sonst der Fall ist, sowie eine frühere geistige Entwicklung sich zeigt.

Unter dem Druck solcher Verhältnisse kann die Lösung des Problems zur Zeit daher nicht in gänzlichem Ausschluß der Kinder aus den Fabriken gesehen werden, obwohl dieser als das anzustrebende Ideal festgehalten werden mag. Vielmehr kann es nur darauf ankommen, der Beschäftigung von Kindern Grenzen zu ziehen, die sich mit ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung vertragen. Kinderarbeit darf nicht zu einem Ersatz für die Leistungen erwachsener Männer werden; Kindern darf nicht zugemuthet werden, in Bezug auf Ausdauer und Maß mit jenen zu wetteifern, sondern ihre Thätigkeit muß ihrer werdenden Körperkraft angemessen geregelt sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann den anderen Reformen der Novelle, die allerdings gegenüber der eben erörterten Maßregel nicht sehr ins Gewicht fallen, ebenfalls nur Zustimmung gezollt werden.

Die Verfügung über die Pausen der jugendlichen Arbeiter (§ 136), daß sie für die sechs Stunden am Tage beschäftigten mindestens eine halbe Stunde betragen müsse, hat nur den Zweck, größere Klarheit als die bisherige Bestimmung: „Die Pausen müssen für Kinder eine halbe Stunde betragen" ꝛc. zu erzielen. Daß das Verbot des Aufenthalts jugendlicher Arbeiter in den Arbeitsräumen während der Pause beseitigt ist, hat ferner die Bedeutung, größeres Unheil zu vermeiden. Der Aufenthalt in den Arbeitsräumen ist nunmehr gestattet, wenn er im Freien unthunlich „und andere geeignete Aufenthaltsräume ohne verhältnißmäßige Schwierigkeiten nicht beschafft werden können." Man will durch diese Anordnung verhüten, daß die jugendlichen Arbeiter bei schlechter Witterung ins Freie geschickt werden oder ihren Aufenthalt im Wirthshaus nehmen, wo sie zum Spiele oder Trunk verleitet werden könnten. Die bisherige Vorsichtsmaßregel, daß der Aufenthalt in den Arbeitsräumen nur dann gestattet sein soll, wenn in diesen der Betrieb für die Zeit der Pausen völlig eingestellt wird, ist beibehalten.

Vergleicht man die gegenwärtige deutsche Gesetzgebung mit der ausländischen, so hat man alle Ursache, sich des Erreichten zu erfreuen. Das Zulassungsalter der Kinder zur Fabrikarbeit ist, mit Ausnahme der Schweiz, in allen anderen Staaten niedriger gegriffen. Es beträgt in Italien und Spanien neun bis zehn Jahre, in Großbritannien zehn bis elf, in Belgien zehn bis zwölf, in Oesterreich und Holland zwölf, in Frankreich zwölf bis dreizehn, in Deutschland dreizehn, in der Schweiz vierzehn Jahre. Was aber die tägliche Arbeitszeit anbetrifft, so ist sie abgesehen von der Schweiz, wo eben Kinder unter vierzehn Jahren gar nicht zur Fabrikarbeit herangezogen werden dürfen, nur in England geringer als bei uns angesetzt. Es ist erlaubt, Kinder unter vierzehn Jahren zu beschäftigen in England viereinhalb bis fünf Stunden,

in Deutschland sechs, in Oesterreich und Italien acht, in Frankreich zehn, in Holland elf, in Belgien zwölf Stunden am Tage. Bekanntlich war dieser Punkt einer derjenigen, auf dessen Regelung die internationale Arbeiterschutzconferenz in Berlin vom Jahre 1890 eifrigst Bedacht nahm. Aber sie begnügte sich mit der Formulirung, „es ist wünschenswerth, daß die Kinder unter vierzehn Jahren von den ungesunden oder gefährlichen Beschäftigungen ausgeschlossen oder wenigstens nur unter gewissen schützenden Bedingungen zugelassen werden", ohne die normale Arbeitszeit aufzustellen. Höchst wahrscheinlich wird es noch auf geraume Zeit hinaus bei dieser „Anregung" sein Bewenden haben. Sicher ist, daß in Italien, Belgien, Holland die Lage der Fabrikkinder eine viel schlimmere ist, als bei uns. Zuverlässige und glaubwürdige Zeugnisse liegen darüber vor. In Frankreich und England ist ihre Thätigkeit auch kaum eine leichtere und wird jedenfalls in großem Umfange geübt. Nur die Schweiz scheint eine rühmliche Ausnahme zu machen.

Hat man somit alle Ursache, sich zur neuesten Ausdehnung des Schutzes der Kinderarbeit sympathisch zu verhalten, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß zwei Gefahren aus den neuen Maßregeln drohen.

Die eine betrifft die Möglichkeit, daß die aus den Fabriken verdrängten Kinder zahlreicher als bisher in der Hausindustrie Unterkunft finden. Eine häufigere Beschäftigung der Kinder aber in hausindustriellen Werkstätten würde eine Verschlechterung der heutigen Zustände bedeuten. Es steht unumstößlich fest, daß die hygienische Beschaffenheit dieser Betriebe auch den bescheidensten Anforderungen in den meisten Fällen Hohn spricht, daß die Arbeitszeit länger, der Lohn niedriger ist als in den Fabriken. Wie mir scheint, gibt es hier keinen anderen Ausweg, als die Hausindustrie ebenfalls der Fabrikinspection zu unterstellen. Freilich mag die gesetzliche Ueberwachung derselben sehr große Schwierigkeiten bieten; bei den unbehaglichen Zuständen, die diese Unternehmungsform hervorgerufen hat und noch immer neu erzeugt, wird doch nichts Anderes auf die Dauer übrig bleiben, als ihr auf dem Wege der Gesetzgebung ähnliche Schranken zu ziehen, wie sie jetzt der Thätigkeit in Fabriken gezogen sind. Von der oben erwähnten hausindustriellen Porzellanindustrie in Schwarzburg-Sondershausen sagt der besichtigende Beamte sehr richtig: „Die Ausführung solcher Arbeiten gehört in einen gut ventilirten und täglich gereinigten Fabrikraum, dessen Ueberwachung jederzeit leicht durchzuführen ist." Zu derartigen Einschränkungen wird es naturgemäß über kurz oder lang kommen müssen.

Die zweite Gefahr zeigt sich darin, daß durch das Verbot der Beschäftigung von Kindern ein Ausfall in den Einnahmen einer Arbeiterfamilie entstehen kann. Die gut gemeinte Schutzbestimmung kann vorübergehend von den betroffenen Kreisen sehr schmerzlich empfunden werden. Wo notorischer Eigennutz der Eltern die Kinder seither zu übermäßiger Anstrengung veranlaßte, wird man die Neuerung zwar nur als heilsam bezeichnen können. Wo aber die Noth des Lebens dazu zwang, die Kinder früh zur regelmäßigen Arbeit anzuhalten, da wird freilich zeitweilig ein noch größerer Mißstand sich geltend machen. Tröstend wirkt es bei dieser Erwägung, daß die finanziellen Verhältnisse durch den allmäligen Uebergang geschont worden sind und durch den Wegfall der Kinderarbeit die Erwachsenen größeren Spielraum zum Verdienst gewinnen werden.

Alles zusammen genommen kann die Novelle zur Gewerbeordnung auf dem von uns hier berührten Gebiete nur als segensreich gepriesen werden. Sie hat wirthschaftliche Bedeutung für die Arbeiter im Allgemeinen, indem sie den Erwachsenen Luft verschafft zu freierer Bewegung. Sie ist für die Kinder wichtig wegen des Einflusses der Fabrikarbeit auf die körperliche Entwicklung und Gesundheit. Wenn es richtig ist, daß die starke Zunahme der Kinderarbeit in den Fabriken während der letzten Jahre vielfach nur durch den gegenseitigen Wettbewerb der Fabrikanten veranlaßt war, dann werden die Unternehmer selbst es kaum zu bedauern Ursache haben, daß sie die minderwerthige, wenn auch wohlfeile Kinderarbeit, nicht mehr so reichlich wie früher benutzen dürfen.

Rostock. Wilh. Stieda.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, Anfang Juni.

Das Wesen aller Kritik ist der bewußte oder unbewußte Vergleich. Je nach Höhe und Anzahl der Vergleichspunkte wird das Urtheil über ein und dieselbe Erscheinung verschieden ausfallen. Wir haben in diesem Winter das Rosé-Quartett hier gehört. Ständen nicht im Hintergrund unseres Abschätzungsfeldes die Vorträge von Joachim und Genossen, wir könnten mit gutem Gewissen die Leistungen der Wiener Gäste als höchst vollendete rühmen; so muß man doch sagen — ohne den ausgezeichneten Künstlern im Geringsten zu nahe zu treten und bei aller Anerkennung der Feinheit und Ausgeglichenheit ihres Spiels — daß sie an Tiefe und Vergeistigung der Auffassung hinter unserem heimischen Meisterquartett zurückstehen.

Wir danken dieser Vereinigung, in deren Zusammensetzung durch den Tod des trefflichen de Ahna und den Eintritt Johann Kruse's an seine Stelle eine nur unwesentliche Veränderung eingetreten ist, die Bekanntschaft mit zwei interessanten neuen Werken. Das eine ist ein Quartett in Es-dur von Eugen d'Albert. Am meisten Selbständigkeit und Charakter hat darin wohl das höchst anziehende, romantische Scherzo mit seiner geistvollen Kontrapunktik und seinen eigensinnigen Tactverschränkungen. Nach dem phantastischen Spiel dieses Satzes gießt die innige Cantilene des Adagios weiche Ruhe über die Stimmung des Hörers. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die übrigen Sätze weniger bedeutend wären, aber sie tragen nicht so für Jeden sichtbar den Stempel eines unabhängigen Künstlerthums aufgedrückt, wie das Scherzo und das Adagio. Die zweite Neuheit war ein Streichquintett in C-moll (op. 77) von H. von Herzogenberg. Ein tief leidenschaftliches Allegro, ein schlicht volksthümliches Thema mit Variationen, ein sehr originelles Allegro vivace, und ein ebenso kunstvoll gearbeitetes, wie frei und leicht erfundenes Finale. Sätze von solcher Geschlossenheit und Concentration des Ausdrucks können nur aus der Blüthe höchster Meisterschaft herausreifen.

Ein anderes Werk von Herzogenberg brachte die Kammermusikvereinigung Barth, Wirth, Hausmann zur Aufführung: ein Klavierquartett in E-moll (op. 75) von eigenthümlich herber Schönheit. Ich habe bei Herzogenberg öfter den Eindruck, daß er den letzten Rest seiner Empfindung nicht ausspricht, wie aus Scheu, sein innerstes Fühlen vor aller Welt zu entblößen. Auch bei diesem Quartett. Der Componist gibt gewissermaßen nur die Grundtöne einer Stimmung und wartet, daß die Seelen und Herzen seines Publicums die harmonischen Obertöne widerklingen lassen. Das ist für eine feingestimmte Hörerschaft von großem Reiz, steht aber vielleicht der Wirkung des Stückes auf weitere Kreise entgegen. Aus den übrigen Darbietungen der genannten Künstlergenossenschaft wäre noch ein Klavierquartett in H-moll (op. 14) von Robert Kahn hervorzuheben. Kahn hat sich schon durch andere Musikwerke und durch eine Anzahl von Liedern bemerkenswerth hervorgethan. Daß er in rüstigem Fortschreiten begriffen ist, zeigt dies Quartett. Es trägt selbstbewußte, trotzige Züge

und rauscht erregt und unruhig an uns vorüber. Nur der langsame Mittelsatz in As-dur wirft freundliche Lichter über den dunkeln Grund.

Eugen d'Albert hat sich in letzter Zeit noch öfter als Componist hervorragend bethätigt. Das Klavierconcert von ihm, das Frau Teresa d'Albert-Carreño spielte, ist eine bedeutsame Aeußerung seines zu ernsten Zielen aufstrebenden Talentes Nach Brahms' Vorgang hat d'Albert dem Stück vier Sätze gegeben; aber das Beispiel des großen Meisters ist in diesem Fall nicht zur Nachahmung zu empfehlen, denn in drei Sätzen lassen sich alle Möglichkeiten erschöpfen, die in dem Kämpfen zweier selbständigen Individuen gegeben sind, ein vierter Satz ist also mindestens nicht nothwendig. Ferner führte d'Albert in einem eigenen Concert eine Klaviersonate in Fis-moll (op. 10) vor, die durch Reichthum der Erfindung und klare Knappheit der Form gleich ausgezeichnet ist. Die drei Sätze folgen einander in glücklicher Steigerung. Der dritte, eine Tripelfuge von mächtigem Anstieg, legt die große Begabung des Componisten für die Handhabung strenger Formen überzeugend dar. Wie oft sieht man nicht in der Neuzeit contrapunktische Künsteleien zur Bemäntelung der Erfindungsarmuth anwenden. Bei d'Albert ist die Polyphonie höchstes Mittel der Steigerung und reiner Gedankenausdruck; sie ist Kern, nicht Schale. Das ergibt den tiefen künstlerischen Eindruck, den dieser letzte Satz der Sonate hervorbrachte.

Der Klavierspieler verhalf dem Componisten auch äußerlich zu einem ganzen Erfolg. Es zeigte sich wieder, daß d'Albert von unsern jüngeren Pianisten weitaus der bedeutendste ist. Er steigt in die letzten Tiefen der Kunstwerke hinab und fördert das Gold ihres Stimmungsgehalts lauter und unverfälscht zu Tage. Sein Vortrag macht immer den Eindruck des Nothwendigen und Selbstverständlichen, weil jede Nüance in engstem Zusammenhang mit dem Ganzen steht und nie um des bloßen Effects Willen da ist. Das vor Allem berührt so wohlthuend an seinem Spiel. Nur schwer begreift man, wie in der öffentlichen Meinung gegen solchen Musiker von echtem Schrot und Korn ein Geschwindkünstler wie Moriz Rosenthal ausgespielt werden konnte. Rosenthal ist eigentlich ein Anachronismus. Wir durften hoffen, daß durch Joachim, Bülow und ihre jüngeren Nacheiferer das Zeitalter der Virtuosen, dieser Zaungäste der Kunst, glücklich überwunden sei. Und nun ersteht in Rosenthal ein so unbedingter Vertreter der reinen Fingerfertigkeit, daß man ihn fast als Typus der ganzen Richtung bezeichnen kann. Wo er mit einer ernsten Composition, einem empfindungstiefen Stück von Chopin oder gar einer Beethoven'schen Sonate zu thun hat, da klafft zwischen ihm und seinem Vortragsobject ein breiter seelischer Abstand, über den keine Brücke führt. Auch wo es sich nur um die Entfaltung eines sehr feinen Geschmacks handelt, leidet er oft genug Schiffbruch. Sobald er jedoch alle Künste seiner eminenten Technik spielen lassen kann, wie in seiner Paraphrase über Strauß'sche Walzer, wird man ihm mit ungetheiltem Vergnügen zuhören. Man soll diese technischen Fertigkeiten nicht gering anschlagen, sie sind das Resultat eisernen Fleißes und einer ganz besonderen Begabung; aber man soll sie auch beileibe nicht überschätzen. Denn mit dem eigentlichen Wesen der Musik hat es nichts zu schaffen, ob Jemand im Stande ist, eine Terzen- oder Octavenpassage noch ein wenig schneller zu spielen, als alle Anderen; der höhere oder tiefere Stand des Metronomschiebers kann niemals ein Gradmesser für künstlerische Leistungen sein.

In den philharmonischen Concerten mußten immer noch neue Capellmeister für neue Compositionen entschädigen. Nach Richter und Mašzkowski hörten wir Felix Mottl aus Karlsruhe und Hermann Levi aus München. Wenn der Erste durch die Gemessenheit seines Vortrags imponirte, so öffneten sich Levi's warmer und lebhafter Musikempfindung willig die Herzen aller Hörer. Das letzte Concert war ein rechter Feiertag: es brachte uns die Freude, Hans von Bülow wieder am Dirigentenpult begrüßen zu dürfen. Es ist wohl ganz gut gewesen, daß er eine Zeit lang sich der Orchesterleitung enthalten mußte. Bei fortdauernd vollendeten Leistungen verliert man leicht das Maß der Schätzung und nimmt Ungewöhnliches ohne Dank hin wie tägliches Brot. Der kaleidoskopische Capellmeisterwechsel hat dem Publicum erst

wieder klar gemacht, was Bülow für das Berliner Musikleben eigentlich bedeutet, und Mancher, der sich früher über allzu temperamentvolle Thaten und Reden des nervösen Künstlers innerlich geärgert hat, mag ihm bei seinem letzten Dirigiren zugejubelt haben mit dem Wunsch, im nächsten Winter ihn allein, völlig wieder hergestellt, an der Spitze des philharmonischen Orchesters zu sehen. Denn nur wo eine Persönlichkeit herrscht, wird Ganzes und Einheitliches erzielt.

Die Abonnementsconcerte der königlichen Kapelle haben unter Felix Weingartner den hochconservativen Charakter, den sie früher trugen, glücklicherweise eingebüßt; die Programmmischung berücksichtigt jetzt die linke Seite ebenso sehr, wie die rechte. Außer einer Wiederholung von Berlioz' „Symphonie phantastique" erregte namentlich die vollständige Aufführung der Sinfonie „Romeo und Julie" Interesse. Manche Sätze, vor Allem das duftige Scherzo „Fee Mab", sind in hiesigen Concerten schon öfter gehört worden; das im vocalen Theil unverkürzte Werk war Neuheit. In „Romeo und Julie" schiebt sich Fesselndes und Bedeutungsloses durcheinander, wie häufig bei Berlioz. Ihm ist am wohlsten, wenn er so recht in den Instrumenten wühlen, Tonfarben mischen und wunderbare Klangwirkungen combiniren kann. Da kommt es denn wohl vor, daß er über dem Instrumentiren das Componiren vergißt. Aber unter der schillernden Orchesterhülle wird der Hörer immer nach einem vom Athem des Gefühls belebten Organismus suchen und enttäuscht sein, wenn er nur die Glieder einer Holzpuppe findet. Ganz neu für Berlin war eine Sinfonie in H-moll von Alexander Borodin. Das Stück ist zahm in der Form und wild im thematischen Gehalt, westeuropäisch auf der einen und sarmatisch auf der anderen Seite. Diese Gegensätze treten sich am schroffsten gegenüber im ersten Satz, einem pessimistisch düstern Bild, und im letzten, der Töne derbster Lebenslust anschlägt. Als Ganzes wirkt die Sinfonie mit ihrer fest umrissenen Eigenart, mit ihrer scharf pointirenden Rhythmik und Melodik reizvoll fremdartig, vielleicht sogar Anfangs befremdend, aber sicher anregend.

Von den musikalischen Vereinen hat sich der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs ein großes Verdienst erworben durch die Aufführung von Edgar Tinel's Oratorium „Der heilige Franciscus". Der von Ludwig de Koningt gedichtete Text paraphrasirt bald freier, bald in engerem Anschluß an die Ueberlieferung das Leben und Sterben des Heiligen von Assisi. Das Weltkind Giovanni Bernardone, genannt Francesco, wird uns auf einem Fest vorgeführt, dessen Fröhlichkeit er durch den Vortrag einer Romanze zu hellem Jubel anfeuert. Auf dem Heimweg ruft ihn eine Himmelsstimme bei Namen, und befiehlt ihm, unter dem Zeichen des Kreuzes die Völker zu bekehren. Der zweite Theil schildert das gottselige Thun des jetzt von aller Weltlust abgewandten, asketisch lebenden Sectirers, und der dritte malt seinen Tod und seine Verklärung. Der Componist hat die Textworte auf das Glänzendste in Töne aufgelöst. Ihm ist kein musikalisches Ausdrucksmittel fremd; er kennt alle Heimlichkeiten des strengen Satzes und alle Kunstgriffe modernster Harmonisirung und Instrumentirung. Dazu kommt, daß seine melodische Erfindung frisch, ungezwungen und ohne Stocken fließt. Das sind Eigenschaften, die selten genug sich vereinigen, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu verdienen. Edgar Tinel ist in Berlin durch eine kleinere Kantate bekannt geworden: „Mohnblumen", die der Bloch'sche Opernverein vor Jahren aufführte. Der Franciscus ist wesentlich bedeutender, an äußerem Umfang — das vollständige Werk dauert vier Stunden — wie an musikalischem Gehalt. Die Einkleidung blendet förmlich durch ihre Farbenpracht und die reiche Gegensätzlichkeit der Bilder und Gestalten. Von leichter Lebenslust bis zu ekstatischer Verzückung führt die Stufenleiter der Empfindungen, die hier mit sicher formender Hand dargestellt werden. Und aus jeder Nummer schaut hellen Auges eine jugendlich warme Natur hervor, voll Ueberschwang manchmal, und unbekümmert um das äußere Maß, aber doch wieder voll instinctiven Feingefühls für das künstlerisch Statthafte. Eine eigene Neuerung sind die unisonen recitirenden Baßchöre, die das unpersönliche Element vertreten, etwa in der Art, wie der Erzähler in der Bach'schen Passion. Oefters hat

Tinel anachronistisch-realistische Anwandlungen. Auf dem Fest, das den ersten Theil eröffnet, tanzt die Jugend von Assisi einen lustigen Reigen, und dazu ertönt ganz modern ein reizender Ländler. Gegen den Schluß desselben Theils versinnbildlichen Tamtamschläge und dumpfe Hornstöße den Schlag der Thurmuhr und den Umzug des Wächters. Die Stelle ist ungemein interessant, weil Orchester, Horn und Gong jedes seinen eigenen Tact festhält, was höchst originelle rhythmische Verschiebungen zur Folge hat. Mit größter Unbefangenheit schreitet der Componist über solche Stellen hinweg; sie wirken bei ihm so naiv, wie das Costüm des Cinquecento auf Paolo Veronese's „Hochzeit zu Cana". Und daß er das kann, ohne ins Stillose zu verfallen, scheint mir ein Beweis für sein starkes Talent, das ohne viel zu reflectiren aus dem Vollen eines intensiv künstlerischen Fühlens schöpft. Das Werk stellt außerordentlich hohe Anforderungen an die Ausführenden; durch seine nach jeder Richtung hin tadellose, zum Theil hervorragende Wiedergabe hat sich der Ochs'sche Chor eine erste Stellung unter den Berliner Gesangvereinen erobert.

Auf dem Gebiet der Oper herrschte immer noch ein reges Leben. Bei Kroll gastirte eine französisch-italienische Operntruppe. Sie bestand zum Theil aus den Mitgliedern der französischen Gesellschaft, die vor Weihnachten Gounod's „Philemon und Baucis" zur Aufführung gebracht hatte. Diesmal machte „Mireille" desselben Componisten den Anfang. Der Text ist von Michel Carré aus Mistral's bekanntem provençalischem Epos gezogen. Bei der hiesigen Darstellung hatte die Oper drei Acte und schloß mit der Vereinigung der Liebenden. Im Original, das ich nicht kenne, soll sie fünf Acte umfassen und die Heldin eines traurigen Todes sterben. Wie diese Liebesgeschichte ohne Höhen und Tiefen — der Widerstand eines reichen Pächters gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem armen Korbflechter wird durch die unerschütterliche Treue Mireille's besiegt — zu fünf Acten gedehnt werden konnte, ist nicht recht einzusehen; sie reicht nicht einmal aus, um drei Acte lang das Interesse des Hörers festzuhalten. Nur der Anmuth von Gounod's Musik ist es zu danken, daß man sich schließlich nicht ermüdet abwendet. Einige Nummern, wie das Lied des provençalischen Hirten im dritten Act, sind stark national gefärbt und dadurch von eigenthümlichem Zauber; Anderes ist wieder matter. Weist die Partitur auch nichts von dem Schwung und dem Feuer der „Margarethe" auf, so wird man sie doch immer hochschätzen wegen ihrer Grazie und der eleganten Arbeit ihrer mehrstimmigen Nummern.

Die Gesellschaft ging bald auseinander, und einige Mitglieder fügten sich, so gut es gehen wollte, zeitweise in das Kroll'sche Ensemble ein. Dadurch kam gelegentlich eine Vorstellung von Rossini's „Barbier" zu Stande, welche trotz der leidigen Sprachmengung — deutsch, französisch, italienisch — in ihrer Gesammtheit doch die beste ist, die ich bisher gesehen habe. Die kokette Rolle der Rosine gab die als Gast anwesende Frau Emma Nevada mit erstaunlicher Kehlfertigkeit und viel schauspielerischer Gewandtheit. Sie handhabt ihr Organ wie ein Instrument, wie eine Flöte; in Regionen, wo die Stimmgrenze anderer Sängerinnen liegt, scheint sie sich erst recht heimisch zu fühlen. Viel Empfindung darf man wohl nicht von ihr verlangen, aber davon ist in Coloratur-Arien gemeinhin auch wenig zu spüren. Herr Padilla war als Figaro ganz ausgezeichnet — abgesehen natürlich von einiger Sprödigkeit der Stimme, die das unabwendbare Alter mit sich bringt. Besondere Genugthuung gewährte die Darstellung des Basilio durch Herrn Mayan. Die Rollen des Bartolo und des Basilio gleichen verschlissenen Mäntelchen, die sich von Generation zu Generation vererben, und die jeder neue Träger mit einem Flicken besetzt, wodurch denn glücklich der ursprüngliche Stoff gar nicht mehr zu erkennen ist. Herr Mayan enthielt sich gänzlich aller der üblichen schalen Witzchen und wirkte durch seine Natürlichkeit nur um so komischer. Es sollte einmal ein Regisseur den Muth haben, die Oper von Grund aus neu in Scene zu setzen und die Entstellungen zu tilgen, die sich im Lauf der Zeit eingenistet haben. Es würde wie bei alten Palimpsesten ganz Ueberraschendes und sicherlich Schönes zu Tage kommen. Von den Gästen, die sonst noch bei

Kroll auftraten, ist namentlich Frl. Prevosti zu nennen, die geistvolle Darstellerin und Gesangskünstlerin. Sie gab diesmal, außer der Violetta und Lucia, auch die Linda von Chamounix. Das Stück ist mit Unrecht vergessen, es fließt mehr dramatisches Blut in ihm, als in der Lucia und Sonnambula, und eine Sängerin von den Qualitäten Franceschina Prevosti's findet hier reichlich Gelegenheit, alle Seiten ihrer beweglichen Natur zu zeigen. Neben ihr machte sich Herr Quirino Merly in der Rolle des Boisfleury als vorzüglicher Baßbuffo bemerkbar.

Die königliche Oper ist sehr rührig, neue Werke herauszubringen. In dieser Spielzeit hat sie uns mit nicht weniger als acht Opernnovitäten bekannt gemacht. Das erste, was wir nach Leoncavallo's Bajazzi zu hören bekamen, war die „Hexe" von August Enna. Der Text schließt sich eng an Fitger's Drama an, aber doch nicht so eng, daß nicht einige Verschlechterungen Platz gefunden hätten. Bei Fitger entwickelt sich die Handlung logischer; die Figuren des Simeon und Lubbo sind schärfer gezeichnet, die schnell aufkeimende Liebe zwischen Edzard und Almuth wird besser motivirt, die Katastrophe geschickter eingeleitet. Eine Scene des Originals hat Enna sich unbegreiflicher Weise entgehen lassen; ich meine die Episode aus der Feier am Vorabend der Hochzeit: Almuth zwingt sich trotz ihres Liebeswehs zum Tanz, bricht aber, von Seelenschmerz überwältigt, im Arm ihres Burschen zusammen. Das ist doch wie für die Opernbühne geschrieben! Dagegen wird der Grundfehler von Fitger's Stück beibehalten. Thalea's tragische Schuld besteht darin, daß sie ihren Verlobten nicht frei gibt, trotzdem sie weiß, sein Herz gehört nicht mehr ihr, sondern ihrer Schwester, und trotzdem sie weiß, Almuth liebt Edzard glühend wieder. Wenn Lubbo sie ersticht, weil er und das Volk mit ihm sie für eine Hexe halten, so ist dadurch der Conflict zwar aus der Welt geschafft, aber es ist etwas Aeußerliches, Zufälliges, das diese Wendung herbeiführt; der Knoten wird durchhauen, nicht gelöst. Der Componist soll ein junger Däne von einigen dreißig Jahren sein, der sich aus bitterster Armuth unter unsäglichen Mühen emporgerungen hat. Das wackere Streben verdient jedenfalls Anerkennung. Mit den ungünstigen äußeren Verhältnissen mag es zusammenhängen, daß Enna in seiner Erstlingsoper nicht das erreicht hat, was er sonst vielleicht hätte erreichen können. Er steht vorläufig noch umschauend im Kreise seiner Genossen, unschlüssig, nach welcher Seite er sich schlagen soll. Sein persönlicher Geschmack scheint der älteren Oper zuzustreben, doch glaubt er wohl der neueren Richtung eine Beachtung Wagner's schuldig zu sein, und so operirt er denn ohne großes Glück mit Leitmotiven und Reminiscenzen an Wagner'sche Ausdrucksmittel. Anlage für das Dramatische in der Musik hat er ganz entschieden, auch Sinn für flüssige, natürliche Gestaltung, wie die Volkschöre, besonders der Spinnchor, der Hochzeitsmarsch und ähnliche Stücke beweisen. Wir müssen also noch abwarten, ob es ihm gelingt, seine eigene Individualität zu finden, und ob diese stark genug sein wird, um dauerndes Interesse zu erregen.

Mascagni erscheint zum dritten Mal im königlichen Opernhaus. Sein neuestes Werk „Die Rantzau", mit Text von G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci nach Erckmann-Chatrian, bedeutet, wenn nicht einen Rückschritt, so doch einen bedenklichen Stillstand. Die „Cavalleria rusticana" hatte Enthusiasmus erregt wegen ihres packenden Stoffes und der flackernden Gluth der Musik. Nach dem „Freund Fritz" stellte sich eine gelinde Enttäuschung ein, denn die Musik paßte sich gar zu widerwillig der Handlung an. Bei den „Rantzau" muß man sich erstaunt fragen, wie es möglich ist, daß ein augenscheinlich talentvoller Componist sich so vollständig über die Grenzen seines Könnens und das Gebiet seiner Begabung täuschen kann. Gerade für das ungekünstelte Empfinden des deutschen Landvolks fehlen ihm so viele Töne! Seine Natur drängt ihn auf das leidenschaftlich Bewegte, und so trägt er denn überall Leidenschaft hinein, auch in Situationen, die an sich völlig harmlos sind. Zu Anfang der Oper singen Männer und Frauen ein Frühlingslied. Mascagni setzt dazu eine Musik, die sich in unruhigsten Rhythmen und fortwährendem grundlosen Tactwechsel gefällt. Als Johann Rantzau in das Haus seines Bruders eintritt, um

von ihm die Einwilligung zur Heirath der beiden Kinder zu erbitten, bricht im Orchester ein solch betäubender Lärm los, als ob das allergrößte Unglück geschehen wäre. Dergleichen Incongruenzen zwischen Musik und Bühnenvorgang lassen sich viele nachweisen. Der erste Act verläuft ziemlich uninteressant. Im zweiten wird die Stimmung belebter. Das viel getadelte Kyrie, das immer durch den Chor der dreschenden Knechte unterbrochen wird, paßt ganz wohl an den Ort, wo es steht, und ist charakteristisch und wirkungsvoll erfunden. Die Scene kommt auch im Erckmannschen Drama vor, und die Bearbeiter haben sie als willkommenen Fund in die Oper hinübergenommen. Großen Eindruck macht der Streit Johann's mit seiner Tochter. Herr Bulß brachte übrigens diese Scene gerade vorzüglich zur Darstellung. Die bedeutendste Nummer dürfte das Liebesduett zwischen Georg und Louise im dritten Act sein; es ist voll Schwung und dabei von einer Gefühlsinnigkeit, wie sie Mascagni nur selten zur Verfügung steht. Im Ganzen thut die Musik nicht genug, um uns über die mancherlei Schwächen des Textes hinwegzuhelfen. Der tüchtige Roman der elsässer Dichter ist allmälig zu einem immerhin mit Geschick aufgebauten Bühnenstück und einem mäßigen Opernbuch verdünnt worden. Wenn die „Rantzau" dennoch bei der Erstaufführung einen geradezu stürmischen Erfolg hatten, so lag das erstens an der ausgezeichneten Darstellung, bei der die Damen Hiedler und Rothhauser und die Herren Bulß, Krolop, Rothmühl und Philipp betheiligt waren; und es lag ferner daran, daß Mascagni selbst sich zu dieser Vorstellung eingefunden hatte. Ihn für den Beifall danken und immer wieder vor der Rampe erscheinen zu sehen, dünkte das Publicum schon einigen Händeklatschens werth.

Durch die persönliche Anwesenheit des Componisten fiel auch über die komische Oper „Die Räuber" von Anton Rubinstein ein besonderer Glanz. Rubinstein hat den einactigen Scherz von Wichert wohl etwas zu ernst genommen, es geht in der Musik Anfangs ein wenig gesetzt zu; aber wenn die Räuber auf der Bühne so recht lustig werden und singen und tanzen, dann thaut auch der Componist auf und schüttet eine Menge reizender Melodien über die Hörer aus. Ein prächtiges Stücklein ist die Coloratur-Arie, die Frau Herzog vollendet sang. Außer ihr theilten sich die hervorragendsten Kräfte der Hofoper in die Rollen des Werkes, das auf das Sorgfältigste vorbereitet und höchst stattlich inscenirt war. Zugleich mit den „Räubern" wurde ein Ballet Rubinstein's „Die Rebe" zum ersten Mal aufgeführt. Wer hätte je gedacht, daß die Reblaus sich choreographisch verwenden ließe? Hier tritt sie leibhaftig in Gestalt kleiner grauzottiger Unholde auf, welche die zarten Reben durch ihre Umarmung tödten. Dann erscheint die Wissenschaft mit der bekannten Leuchte, erweckt prompter, als es in Wirklichkeit leider möglich ist, die Rebe zu neuem Leben, und scheucht das perfide Insect in seine Schlupfwinkel zurück. Durch diese naturwissenschaftliche Handlung zieht sich eine Liebesgeschichte mit moralischer Nutzanwendung. Aus Rubinstein's Musik ragen die Tänze der verschiedenen Weine durch charakteristische Färbung und liebenswürdige Erfindung hervor; auch manche andere Nummer weist erlesene Feinheiten auf, doch hat wohl „Die Rebe" ebenso wie „Die Räuber" für das reiche Schaffen des Componisten der Oceansymphonie und der „Maccabäer" nur den Werth eines Intermezzos. Der sehr warme Beifall, den beide Stücke fanden, zielte auch weiter, als nur auf die Darbietungen dieses Abends: er galt der ganzen Persönlichkeit Rubinstein's, dem genialen Klavierspieler, dem Schöpfer so vieler herrlicher Werke, dem edeln, allezeit hülfsbereiten Menschen. Deshalb konnte Jeder von Herzen in die lauten Huldigungen mit einstimmen.

Dasjenige musikalische Ereigniß, das die Erwartungen am meisten gespannt hatte, war die Aufführung von Verdi's „Falstaff" im Königl. Opernhause durch die Mitglieder des Teatro alla Scala in Mailand. Eine komische Oper von Verdi, der mit dem tragischen Pathos fast verwachsen schien! Es steht ganz vereinzelt in der Musikgeschichte da, daß ein Componist in seinem achtzigsten Jahre noch ein Schaffensgebiet betritt, dem er sein Leben lang fern gestanden hat — nur etwa Haydn könnte man als ähnliche Erscheinung heranziehen — und daß ihm hier ein Werk von höchster

Bedeutung gelingt. Lombroso grübelt in der „Gazzetta musicale di Milano“ über dies Phänomen und kommt zu dem Schluß, eine so unverwüstliche Schöpferkraft sei einem physiologischen Wunder gleich zu achten.

Die ungewöhnliche Elasticität von Verdi's Talent haben wir an der Stilwandlung in seinen letzten Werken „Aida“ und „Othello“ beobachten können; trotzdem wirkt der „Falstaff“ überraschend: er ist nicht nur das Geistreichste und Feinste, was Verdi geschrieben hat, sondern wohl überhaupt die beste komische Oper der letzten Zeit. Der officielle Titel des Stückes ist „Commedia lirica“, was man, analog dem „Musikdrama“, mit „Musiklustspiel“ übersetzen könnte. Es soll schon äußerlich nicht an die gewöhnliche italienische komische Oper erinnert werden, zu der „Falstaff“ auch nur oberflächliche Beziehungen hat. Das Seccorecitativ fehlt ganz; zu allen Reden der handelnden Personen führt das reich und selbständig behandelte Orchester eine ausdrucksvolle Gegenrede. Wagner's „Meistersinger“ sind anscheinend Vorbild für die Factur gewesen, aber das italienische Werk ist von dem deutschen so verschieden, wie die beiden Nationen selbst: das eine hell, freudig, durchsichtig, das andere dunkler und tiefsinniger. Die große Linienführung des jüngeren Verdi hat der ältere aufgegeben. Deshalb von melodischer Erfindungsarmuth zu reden, wäre durchaus verfehlt. Verdi's Melodik quillt vielleicht noch üppiger als sonst; sie ist nur, naturwissenschaftlich gesprochen, in einen allotropischen Zustand übergegangen. Während sie sich früher in einer einzelnen Stimme breit ausdehnte, durchdringt sie jetzt das ganze Orchester, den Chor und alle Solostimmen in kürzeren, zierlichen Phrasen; sie belebt jedes Instrument und füllt jede Ensemblestimme mit individuellem Gehalt. Dadurch verzichtet die Oper freilich auf billige Popularität — aber warum soll ein großer Componist nicht auch einmal nur für die Spitzen des musikalischen Publicums schreiben?

Den Text hat Arrigo Boito, selbst ein bekannter Componist, mit vielem Geschick nach Shakespeare's „Lustigen Weibern“ zusammengestellt. Der erste Act beginnt wie im Original, nur daß Dr. Cajus hier wie im ganzen Stück die Stelle von Schaal und Schmächtig zugleich mit vertritt. Nach seinen Verwünschungen über die schlechte Welt complimentiren ihn Bardolph und Pistol zur Thür hinaus, mit einem kanonischen Amen, so grotesk wie das Amen von dem parodistischen Requiem auf die todte Ratte in Berlioz' „Damnation de Faust“. Falstaff schreibt dann die Briefe an Frau Page und Frau Ford — es sind die ursprünglichen englischen Namen Ford, Mrs. Quickly ꝛc. beibehalten — und die Weigerung Bardolph's, den Liebesboten zu spielen, weil seine Ehre es ihm verbiete, gibt Anlaß zu der bekannten Declamation über die Ehre aus Heinrich IV., die Boito' als charakteristisch für den dicken Ritter herübergenommen hat. Der zweite Theil zeigt die Frauen in Verschwörung gegen den verliebten Schlemmer, und die Männer in Verschwörung gegen die Frauen. Diese ganze Scene ist ein Cabinetsstück musikalischer Kunst: zu dem pikanten, im $^6/_8$ Takt trippelnden Quartett der Frauen tritt das Quintett der Männer im $^2/_2$ Takt, und dazwischen hindurch schlingt sich, bald tändelnd, bald sehnsüchtig verlangend, das Duett Fenton's und Nanetta's. Im zweiten Act bringt Mrs. Quickly Falstaff die Nachricht, daß Frau Ford ihn erwarte, und führt sich Ford in Verkleidung bei Falstaff ein. Das Duett zwischen Ford und Falstaff weist eine Fülle von Komik auf, besonders im Orchester. Nur ein Beispiel für viele. Als Falstaff ein Festkleid angelegt hat, um sich zum Rendez-vous zu begeben, führen die Geigen eine so gespreizte, kokette Figur durch, daß man nicht auf die Bühne zu sehen braucht, um den Eindruck des siegesgewiß dahertänzelnden Don Juan's zu haben. Der zweite Theil dieses Aktes dürfte der Höhepunkt des ganzen Werkes sein. Die Frauen treffen ihre Vorbereitungen — das Terzettino in C-dur, $^6/_8$ Takt, fällt als besonders reizvoll ins Ohr — und Falstaff führt sich mit einem höchst liebenswürdigen, graziös erfundenen Arioso in A-dur, „Quand ero paggio“, bei Alice ein. Nun stürmt Ford mit den Männern ins Zimmer und durchsucht tobend das Haus. Hier hat Boito eine selbständige, glückliche Einfügung gemacht. Fenton und Nanette werden hinter einem Wandschirm versteckt, während Falstaff in den Waschkorb steigt. Der eifer-

süchtige Ford hört Flüstern und Küssen hinter dem Schirm und glaubt, es sei Falstaff mit seiner Frau. Daraus baut sich ein Ensemble von entzückender Wirkung auf: im Schirm das kosende Liebespaar, das in süßer Cantilene sich aussingt, um den Schirm die erwartungsvoll erregten Männer, im Hintergrunde die spottenden Frauen mit dem halb erstickten Falstaff im Korbe. Dann die Entdeckung des Paares, erneutes Suchen der Männer, bis Sir John nebst Korb und Wäsche aus dem Fenster gestürzt wird, und Alice ihrem Mann von oben den triefenden Ritter zeigt. Das zweite Abenteuer Falstaff's als weise Frau von Brentford wird übergangen. Der dritte Akt bringt seine Abstrafung im Costüm des spukenden Jägers Herne. Von fern her tönen die Hörner der Parkwächter durch die mondhelle Nacht. Falstaff tritt auf, die Geister umringen ihn und treiben ihr Spiel. Zart, fast feierlich klingen die Gesänge der Feen, prickelnd lebendig die Chöre der Irrwische und Kobolde. Die Entwicklung erfolgt wie in Shakespeare's Comödie, das Ende ist allgemeine Versöhnung. Das Finale entfaltet sich glänzend. Vier Stimmen beginnen mit einem regelrechten Fugato, die übrigen schließen sich in freiem imitatorischen Spiel an und drängen in wirbelnden Triolen zum Schluß. Die Darstellung war, als Ganzes betrachtet, einheitlich und gut im Ensemble, die einzelnen Kräfte jedoch, vornehmlich die Damen, erwiesen sich als in keiner Weise hervorragend.

Der nahe liegenden Vergleichung von Nicolai's „Lustigen Weibern" und Verdi's „Falstaff" bin ich mit Fleiß aus dem Wege gegangen, sie würde doch nur eine Parallele der Unähnlichkeiten ergeben: die ältere Oper ist volksthümlicher und von derberer Lustigkeit, die neue feiner und witziger. Beide haben sehr wohl neben einander Platz, ja sie ergänzen sich gegenseitig. Darum wollen wir hoffen, daß die königliche Oper auch Verdi's jüngstes Werk ihrem Spielplan einfügt.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Der am 15. Juni und bei den zahlreichen Stichwahlen am 24. Juni gewählte deutsche Reichstag ist berufen, das Vaterland vor einer schweren Krisis zu bewahren. Der Ausfall der Wahlen hat vor Allem gezeigt, daß die bürgerlichen Parteien gegenüber dem Anschwellen der Socialdemokratie die Pflicht haben, zusammenzuhalten. Mag immerhin die Militärvorlage die bedeutsamste Aufgabe darstellen, deren Lösung dem neuen Reichstage obliegt, so hieße es doch die von Seiten der Socialdemokratie drohenden ernsten Gefahren verkennen, falls gegenüber den in geschlossenen Reihen vordringenden, stets neues Terrain erobernden Gegnern der bestehenden Gesellschaftsordnung die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien fortdauerte. Auch erscheint es als ein bedenklicher Trost, wenn mit Rücksicht auf die Erfolge, welche die Socialdemokratie in der deutschen Reichshauptstadt, sowie in den größeren Städten erringt, hervorgehoben wird, daß es ja auch in anderen Hauptstädten, z. B. in Paris, nicht besser sei. Vielmehr müssen diese Erfolge eine Mahnung sein, daß die Errungenschaften auf blutigen Schlachtfeldern durch Parteizwistigkeiten nicht in Frage gestellt werden dürfen.

Im Hinblick darauf, daß zwischen der Regierung und der Vertretung des deutschen Volkes über die Militärvorlage eine Verständigung erzielt werden muß, kann man die verhängnißvollen Folgen nicht verschweigen, die sich an die Ablehnung dieser Vorlage knüpfen würden. Braucht doch nur darauf hingewiesen zu werden, daß in Frankreich die Presse beinahe einmüthig der Losung gehorcht, in dieser kritischen Zeit nicht etwa durch „patriotische Anwandlungen" zu verrathen, mit welchem gespannten Interesse die einzelnen Phasen der inneren Krisis in Deutschland verfolgt werden. Mit welchem Enthusiasmus würde jenseits der Vogesen nicht nur, sondern auch anderwärts die Nachricht aufgenommen werden, daß im Widerspruche mit allen competenten militärischen Autoritäten der deutsche Reichstag die für die Sicherheit des Vaterlandes erforderliche Verstärkung des deutschen Heeres verworfen habe. So darf denn von Neuem der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß die von echtem Patriotismus beseelte Ansprache, die der Großherzog von Baden am 4. Juni aus Anlaß der Zusammenkunft des badischen Militärvereins-Verbandes an dessen Mitglieder gerichtet hat, überall in Deutschland einen lebhaften Widerhall finden wird. Mit Recht erinnerte der deutsche Fürst, der stets in erster Reihe stand, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, an den Ausspruch, daß es die wichtigste Aufgabe sei, alle möglichen Kräfte beim Kriegsausbruche aufzubieten, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen, da der Krieg für die Nation das größte Uebel sei. Wenn dann weiter betont wird, daß ein großer Zweck nur durch große Anstrengungen erreicht werden könne, daß aber auch die Belohnung in dem Danke des Vaterlandes, in der Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt groß sei, in dem Selbstgefühle, das durch Kraftbewußtsein erzeugt werde, so durfte der Großherzog von Baden hinzufügen, daß ein solcher Hinweis unter dem Heldenkaiser Wilhelm I. seine

volle Bestätigung erhalten habe. Mag immerhin die internationale Lage augenblicklich friedlich erscheinen, so ändert dies doch nichts an der Thatsache, daß im Falle ernsthafter Verwicklungen Deutschland gerade vor die schwierigste Aufgabe gestellt sein würde. Auch die Erklärungen des Grafen Kalnoky in den österreichisch-ungarischen Delegationen ließen zunächst die Eventualität einer hoffentlich fernen ernsteren Zukunft hinter den augenblicklichen rosigen Friedensaspecten allzuweit zurückstehen.

Das Exposé, das Graf Kalnoky am 3. Juni in dem Ausschusse der ungarischen Delegation für die äußeren Angelegenheiten hinsichtlich der internationalen Lage gegeben hat, sollte eine Erläuterung und Ergänzung der Ansprache sein, die Kaiser Franz Joseph bei Gelegenheit der Eröffnung der Delegationen gehalten hatte. War doch mehrfach darauf hingewiesen worden, daß in dieser Ansprache im Gegensatze zu den früheren der Dreibund nicht erwähnt wurde. Nachdem nun bereits Graf Albert Apponyi im Ausschusse für die äußeren Angelegenheiten hervorgehoben, daß in der Nichterwähnung der Tripelallianz keineswegs eine Abschwächung derselben erblickt werden dürfte, wie denn auch in Ungarn von der öffentlichen Meinung ohne Unterschied der Parteien der Dreibund als die Grundlage der auswärtigen Politik gutgeheißen worden sei, so daß eine von dieser Grundlage abweichende niemals auf die Unterstützung des Landes rechnen könnte, bezeichnete Graf Kalnoky diesen Gesichtspunkt als durchaus zutreffend. Er betonte, daß nun endlich doch die Zeit gekommen wäre, nicht alljährlich die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Dreibundes versichern zu müssen, vielmehr sei es erstaunlich, daß das Wegbleiben dieser ausdrücklichen Versicherung eine Deutung im entgegengesetzten Sinne erhalten konnte. Der Minister des Aeußeren bestätigte aber trotzdem, daß sich in den zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Italien bestehenden Beziehungen in keiner Richtung etwas geändert habe, daß diese vielmehr ebenso intim und fest seien, wie sie es jemals gewesen, und daß sie dies auch bleiben werden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der der französischen Regierung nahe stehende Pariser „Temps" im Hinblick auf die Ausführungen des Grafen Kalnoky nicht umhin konnte, dessen friedlicher Gesinnung Anerkennung zu zollen. „Sicherlich," schreibt das Blatt an hervorragender Stelle, „ist Graf Kalnoky der überzeugte und ergebene Agent der Tripelallianz; er erblickt darin die Gewähr für die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie und der europäischen Ordnung, aber er gehört nicht zu Denjenigen, die sich gefallen, daraus eine Kriegsmaschine zu machen und deren Drohung über der übrigen Welt schweben zu lassen. Auch unterließ er nicht, das vielfach bemerkte Stillschweigen nachdrücklich zu erläutern, das Kaiser Franz Joseph hinsichtlich dieses Bündnisses beobachtet hatte." Der „Temps" unterläßt allerdings, hinzuzufügen, wer denn überhaupt den Dreibund als machine de guerre verwerthe.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren bezeichnete ferner die Beziehungen zu allen Mächten als sehr freundschaftlich, ohne daß diesem Ausspruche besondere Ereignisse zu Grunde liegen. Wohl aber läßt sich, wie Graf Kalnoky ausführte, sagen, daß das Gefühl der Sicherheit und der Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens sich stärke, und daß in dieser Beziehung schon seit einiger Zeit gewisse, sehr erfreuliche Fortschritte bemerkbar seien. Mit diesen friedlichen Erklärungen stand es keineswegs im Gegensatze, wenn der Minister des Aeußeren, wiederum an die Ansprache des Kaisers Franz Joseph anknüpfend, darauf hinwies, daß die Regierung nach wie vor für ihre Pflicht erachte, für die stetige Entwicklung der Wehrfähigkeit und Schlagfertigkeit Sorge zu tragen, da zwar nicht in den politischen Bestrebungen einzelner Mächte, wohl aber in der gesammten militärischen Lage eine gewisse Gefahr liege, die jedoch, wie es schon jetzt erfreulicher Weise der Fall sei, durch gute Beziehungen zwischen den Monarchen und den Regierungen allmälig vermindert und schließlich wohl ganz beseitigt werden solle.

Wenn der Pariser „Temps" hervorhebt, daß Graf Kalnoky in der Chronik der Ereignisse des letzten Jahres, in Belgrad oder in Sofia reichliche Elemente für einen ausführlicheren Bericht gefunden haben würde, falls er nicht absichtlich auf Alles ver-

zichtet hätte, wodurch andere Mächte gereizt oder auch nur verstimmt werden könnten, so hat der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren selbst diese Einwendungen zu widerlegen versucht. Graf Kalnoky machte geltend, daß nur, als die Verhältnisse in Bulgarien eine bedrohliche Wendung nahmen und auch in Oesterreich-Ungarn in der öffentlichen Meinung vielfache Besorgnisse auftauchten, der Balkanstaaten Erwähnung geschehen mußte, während nunmehr die Lage daselbst beruhigt wäre, so daß es eines besonderen Hervorhebens nicht bedürfte. Was Serbien betrifft, so führte der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren aus, daß dort nur die Großjährigkeit des jungen Königs um kurze Zeit vorwärts gerückt worden wäre, und daß deshalb von einer Revolution nicht die Rede sein könnte. Freilich hätten auch die Reisen des Prinzen Ferdinand von Coburg und Stambulow's bei den Betrachtungen über Bulgarien eine Erörterung wohl verdient.

Besonderes Interesse mußten die Erklärungen des Grafen Kalnoky über die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Rußland erregen. Der Leiter der auswärtigen Politik glaubte versichern zu können, daß sowohl beim Kaiser Alexander III. als auch bei dessen Regierung gegenüber derjenigen von Oesterreich-Ungarn günstige Dispositionen vorherrschen, und daß es nur erfreulich sein könne, wenn die Beziehungen zu Rußland, die auch früher schon gut waren, sich verbessern. Dies wird, wie Graf Kalnoky betonte, mit der Zeit eines der gewichtigsten Motive werden, damit auch die in Europa herrschende militärische Spannung aufhöre, das Steigern der Wehrmacht in allen Staaten ein Ende erreiche, und solche normale Zustände eintreten, welche von der österreichisch-ungarischen Regierung, die nur eine Friedenspolitik ins Auge fasse, als ihr Ziel betrachtet werden. Hätte Graf Kalnoky dieses Ziel als Ideal bezeichnet, so hätte er sich wohl weniger von dem Boden der Wirklichkeit entfernt.

Im Budgetausschusse der österreichischen Delegation hat dann der Minister bei den Berathungen über das Budget des Auswärtigen einem Abgeordneten, der dem Wunsche Ausdruck lieh, daß Oesterreich-Ungarn sich den Ruhm und das Verdienst sichern möchte, eine „allgemeine Abrüstung" einzuleiten, in nicht so klarer Weise geantwortet, wie es wohl im Hinblick auf die gesammte politische Constellation zu wünschen gewesen wäre. Könnte es doch leicht geschehen, daß an die Stelle vorsichtiger Wachsamkeit ein allzu weit gehendes Sicherheitsgefühl tritt, falls die optimistischen Betrachtungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen allzu wörtlich genommen werden. Wenn er darauf hinwies, daß die Kriegsgefahr nie als eine unmittelbar drohende hingestellt worden sei, daß jedoch die scharfen Gegensätze und eine gewisse Erregtheit der politischen Lage einen Charakter aufgeprägt haben, durch den alle Mächte gezwungen worden seien, den Frieden durch Stärkung der Wehrkraft und Rüstungen zu sichern und für alle Fälle bereit zu sein, so darf nicht etwa angenommen werden, daß dieser Zwang nunmehr aufgehört habe. Man braucht nur die Blicke über die französische oder die russische Grenze zu richten, um sich zu überzeugen, daß trotz aller friedlichen Erklärungen und Bestrebungen der maßgebenden Kreise der Zustand, den Graf Kalnoky für die Vergangenheit ins Auge zu fassen scheint, auch heute noch in ungeschwächter Weise fortdauert. Die französischen Blätter lehren uns jeden Tag von Neuem, daß das: Si vis pacem, para bellum nach wie vor seine volle Gültigkeit behält. Allerdings bezeichnete Graf Kalnoky selbst den Glauben, daß die sogenannte allgemeine Abrüstung nahe bevorstehe, oder unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt ausführbar sei, als eine Illusion, da eine solche Maßregel bei der augenblicklich in fast allen Staaten auf allgemeiner Wehrpflicht und allgemeiner Mobilisirung beruhenden militärischen Organisation überhaupt nicht mehr so denkbar sei wie in früheren Zeiten. Die Erklärungen des Ministers in ihrer Gesammtheit waren jedoch nicht so bestimmt gehalten, daß nicht hier und da angenommen werden konnte, die internationale Lage wäre durchaus geklärt, so daß ein allgemeiner Stillstand in der Erhöhung der Wehrkräfte eintreten könnte. Graf Kalnoky mußte denn auch selbst zugeben, daß, so lange die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheine, in Gefahren zu kommen, durch welche die Existenzbedingungen des Staates erschüttert

werden können, es auch die Pflicht der Regierungen sei, die organisatorischen Verbesserungen und militärischen Vorkehrungen mit aller Entschiedenheit weiter zu entwickeln, damit das Gefühl der Sicherheit für alle Fälle erhalten bleibe. Gerade im Gegensatze zu den wohlgemeinten, aber die thatsächlichen Verhältnisse durchaus verkennenden, einer allgemeinen Abrüstung günstigen Anwandlungen betonte der Minister des Auswärtigen ausdrücklich, daß, so lange andere Mächte in ihren militärischen Vorbereitungen fortfahren, auch Oesterreich-Ungarn und seine Verbündeten dieser Nothwendigkeit Rechnung tragen müssen. Graf Kalnoky hat sich überdies veranlaßt gesehen, am 9. Juni im Budgetausschusse der österreichischen Delegation gewisse Mißverständnisse aufzuklären.

Kann doch in der That keinem Zweifel unterliegen, daß, wie die französische auch die russische Wehrkraft seit den siebziger Jahren auf der Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hat. Wird aber darauf hingewiesen, daß diese allgemeine Dienstpflicht in Rußland bereits durch das Gesetz vom 13. Januar 1874 eingeführt worden sei, ohne daß im orientalischen Kriege, insbesondere vor Plewna, die Ueberlegenheit der russischen Waffen zur charakteristischen Erscheinung gelangt wäre, so braucht nur entgegnet zu werden, daß im Jahre 1876 die Consequenzen der Reformen in der russischen Heeresverfassung eben noch nicht eintreten konnten. Hierzu kommt, daß bis in die jüngste Zeit von der russischen Heeresverwaltung umfassende organisatorische Maßregeln getroffen worden sind. So ist durch Erlaß vom 26. Juni 1888 die Dienstpflicht im stehenden Heere auf fünf Jahre, in der Reserve auf dreizehn Jahre festgesetzt worden, während den gebildeten Classen eine Verkürzung ihrer Dienstzeit gewährt wird. Die jährliche Aushebung in Rußland wurde auf 250000 Mann festgesetzt. Um aber die Zahl der Reservisten für den Kriegsfall zu erhöhen, wird bereits seit zwölf Jahren ein Theil der Rekruten über die Etatfestsetzungen hinaus eingestellt, der dann nach einer Dienstzeit von neun Monaten zur Entlassung gelangt. Dieses Ergänzungscontingent ist mit Recht der deutschen Ersatzreserve verglichen worden. Die Truppentheile des russischen Heeres haben zugleich eine wesentliche Verstärkung erfahren, so daß die Armee nunmehr aus 1072 Bataillonen Infanterie, 650 Escadrons Cavallerie, 435 Batterien Artillerie, 221 Compagnien Festungsartillerie und 146 Compagnien technischer Truppen besteht. Zugleich sind Reservetruppentheile gebildet worden, die bereits in Friedenszeiten für die im Mobilmachungsfalle neu zu formirenden Truppentheile als Stämme dienen sollen. Ein hervorragender Militärschriftsteller hat jüngst auf diese ungemein wichtige Maßregel, welche die Nachtheile einer im Augenblicke der Mobilmachung neu zusammentretenden Truppe nach Möglichkeit auszugleichen im Stande ist, mit besonderem Nachdrucke hingewiesen und hervorgehoben, daß derselbe Zweck jetzt erst in Deutschland durch die Einrichtung der vierten Bataillonsstämme in gewissem Maß erstrebt werden solle. In Verbindung mit den Reservetruppentheilen würde Rußland bei einer Mobilmachung in der Lage sein, 1762 Bataillone aufzustellen. Die im Frieden bestehenden Cavalleriestreitkräfte von 650 Schwadronen werden durch das Aufgebot der Kosaken auf 868 Schwadronen Feldtruppen vermehrt. Was die Artillerie betrifft, so verfügt Deutschland auf dem Kriegsfuße über 636 Geschütze weniger als Rußland. Darf nun auch in Betracht gezogen werden, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der russischen Streitkräfte in Asien bleiben muß, so ist doch der Quantität nach das russische Heer dem deutschen an Linien- und Reservetruppen aller Waffengattungen überlegen.

Daß in Frankreich jeder auf die Stärkung der Wehrkraft abzielenden Reform von allen Parteien, gleichviel ob sie der Rechten oder der Linken angehören, zugestimmt wird, ist eine längst bekannte Thatsache. Der enthusiastische Beifall, mit dem die am 4. Juni von dem früheren Minister des Inneren, Constans, in Toulouse gehaltene Rede aufgenommen worden ist, hat denn auch nicht am wenigsten dem auf die auswärtige Politik bezüglichen Theile gegolten. Der Besieger des Boulangismus erklärte: „Nach dem Jahre 1870, unmittelbar nach unseren Niederlagen, konnte ein Staats-

mann mit Recht sagen: ‚Wenn Frankreich niedergeschlagen ist, gibt es kein Europa mehr.' Nun wohl, heute und bereits seit geraumer Zeit ist dieser Ausspruch nicht mehr wahr. Frankreich hat den Rang und den Einfluß wieder erlangt, die ihm gebühren; die Republik hat es mit einer furchtbaren militärischen Macht (d'une formidable puissance militaire) und einer wunderbaren finanziellen Kraft ausgestattet. Werthvolle Sympathien sind ihm zu Theil geworden, und freundschaftliche Beziehungen konnten zwischen ihm und einer edlen Nation hergestellt werden. Sie sind auf einem wechselseitigen Vertrauen begründet, und ich hege die Zuversicht, daß eine von einer festen Kammermehrheit gestützte Regierung diese Beziehungen noch enger gestalten würde. Dies wäre aber nicht bloß für die beiden Nationen, für die eine wie für die andere, ein großer Vortheil, sondern auch für Europa, dessen Frieden sie verbürgen würden."

Diese den Beziehungen zu Rußland gewidmeten Ausführungen in der politischen Programmrede des früheren Ministers des Inneren, der jenseits der Vogesen als der „kommende Mann" gilt, fanden, wie in der von südlicher Begeisterung beseelten Toulouser Versammlung, aller Orten in Frankreich den lebhaftesten Widerhall. In Deutschland und in Italien, sowie auch in Oesterreich-Ungarn wird aber jedenfalls die Ueberzeugung sich geltend machen, daß es geboten ist, für den europäischen Frieden auch andere Bürgschaften zu besitzen als das französisch-russische Zukunftsbündniß.

Wie für die auswärtige Politik erschloß die Rede des Herrn Constans auch für die innere bemerkenswerthe Perspectiven. Im Hinblick auf die nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer, denen dann im Ausgange des nächsten Jahres die Neuwahl des Präsidenten der Republik folgen wird, erhält die Kundgebung des früheren Ministers des Inneren, der nach dem Hinscheiden Jules Ferry's als der hervorragendste französische Staatsmann gilt, eine besondere Tragweite. War nach dem Panamascandale außerhalb Frankreichs mehrfach angenommen worden, daß die republikanischen Institutionen selbst durch die mancherlei Enthüllungen gefährdet werden könnten, so ist diese Auffassung längst widerlegt worden. Gerade im Gegentheile haben sich nunmehr Elemente an die Republik angeschlossen, die früher unter dem Namen der constitutionellen Rechten eine schwankende Haltung beobachteten, jetzt aber als die „Ralliirten", die für die bestehenden Einrichtungen Gewonnenen, bezeichnet zu werden pflegen. So konnte Constans, ohne Widerspruch zu erfahren, sogleich in der Einleitung seiner Rede betonen, daß die allgemeinen Wahlen „fast einstimmig republikanisch" ausfallen werden. Um zu zeigen, welche Stellung die Republik sich Europa gegenüber errungen habe, erinnerte der Besieger des Boulangismus nicht bloß an den Besuch der französischen Flotte im Hafen von Kronstadt, sondern auch an denjenigen in Plymouth, woraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Frankreich nunmehr in der Lage wäre, alle seine Kräfte dem Werke der nationalen und demokratischen Organisation zu widmen. Diese soll jedoch nicht etwa im engherzigen Sinne aufgefaßt werden; vielmehr verlangt Constans von den Republikanern vor Allem Duldung für die Ideen, wohlwollende Achtung für die Freiheit der Anderen. Während der gegenwärtige Conseilpräsident, Dupuy, in seiner unlängst ebenfalls in Toulouse gehaltenen Rede für die Republikaner der „letzten Stunde" keineswegs besondere Sympathien an den Tag legte, bezeichnete Constans es geradezu als eine Pflicht, Entgegenkommen zu beweisen. Dieses will er auch gegenüber den Katholiken bethätigt sehen, die den Anweisungen des Oberhauptes ihrer Kirche gemäß bereit sind, den Anschluß an die republikanischen Institutionen zu vollziehen, zumal für die Regierung keinerlei Veranlassung vorliege, „inmitten der Kinder desselben Vaterlandes die Spaltung zu unterhalten". Mit taktischem Geschicke verwahrt Constans sich aber dagegen, daß etwa eine rückläufige Bewegung angebahnt werden solle; vielmehr will er die demokratischen Errungenschaften ebenso wenig angetastet sehen wie die Freiheit der Anderen. Wie das schwierige Problem gelöst werden soll, alle Welt zufrieden zu stellen, unterließ der frühere Minister des Inneren auszuführen. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß sowohl in den gemäßigten republikanischen Kreisen als auch im conservativen Feldlager die Ausführungen des Herrn Constans mit großer Genugthuung

aufgenommen worden sind. Dies erscheint auch hinsichtlich der Rechten wohl verständlich, da die leitenden republikanischen Parteimänner bisher regelmäßig großes Gewicht darauf legten, zu versichern, daß sie unter allen Umständen nur mit einer ausgesprochen republikanischen Mehrheit regieren wollten. Da Constans überdies betonte, daß die Emancipation der arbeitenden Classen und die Verbesserung ihres Looses einen hervorragenden Platz im republikanischen Programm einnehmen müßte, läßt sich die Absicht des früheren Ministers des Inneren nicht verkennen, allen Schichten der französischen Bevölkerung gerecht zu werden, wie er denn am Schlusse auch nicht verfehlte, die Befriedigung der berechtigten Forderungen der Landwirthschaft in Aussicht zu stellen.

Es kann daher nicht überraschen, daß mit Ausnahme der Ultraradicalen und der Boulangisten in Frankreich fast alle Parteien in der Toulouser Rede eine bedeutsame Kundgebung erblicken. Während die Einen dafür halten, daß Constans wohl berufen sein werde, den gegenwärtigen Conseilpräsidenten Dupuy zu ersetzen und in dieser Eigenschaft den Wahlfeldzug zu leiten, wird von Anderen hervorgehoben, daß die letztere Aufgabe auch in der Weise gelöst werden könnte, daß der frühere Minister des Inneren an die Spitze des republikanischen Centralwahlcomités trete. Zugleich wird aber bereits die Canditatur des Herrn Constans für die Nachfolgerschaft Carnot's in Aussicht gestellt, und diese Eventualität ist um so mehr charakteristisch, als gerade zwischen diesen beiden politischen Persönlichkeiten seit geraumer Zeit ein entschiedener Antagonismus bestehen soll.

Wird mit den bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer allem Anscheine nach das politische Leben in Frankreich zumeist durch die innere Politik beeinflußt werden, so ist es dem italienischen Ministerium bereits gelungen, Gefahren der inneren Politik glücklich zu überwinden. Da in Italien die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte als die bedeutsamste Aufgabe erscheint, mußte der Entscheidung des Senats über das Pensionsgesetz, das eine Grundlage der geplanten finanziellen Reformen bilden soll, mit besonderem Interesse entgegengesehen werden, zumal gerade von Seiten der ersten Kammer in dieser Frage ein ernster Conflict zu drohen schien. Der Senat hat nun aber das Pensionsgesetz angenommen, und dieser Beschluß diente um so mehr zur Befestigung des Cabinets Giolitti, als kurz zuvor die Deputirtenkammer dem Letzteren hinsichtlich der allgemeinen Politik mit großer Stimmenmehrheit ein Vertrauensvotum gewährt hatte. Die Sicilianer Crispi und Rudini, von denen jeder den Zeitpunkt bereits für günstig erachten mochte, wieder zur Regierung zu gelangen, werden jedenfalls dem Piemontesen Giolitti das Zeugniß nicht versagen können, daß er durch zielbewußtes Vorgehen die Erwartungen seiner politischen Gegner getäuscht hat.

Literarische Rundschau.

Heinrich und Amalie von Beguelin.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Professor Adolf Ernst. Mit dem Bildniß von A. v. Beguelin. Berlin, J. Springer. 1892.

So spät die Veröffentlichung dieser interessanten Aufzeichnungen erfolgt, sie kommt nicht zu spät, um zur Geschichte der Freiheitskriege, insbesondere zur Berichtigung des Urtheils über die Vorgeschichte jener Kriege wichtige Beiträge zu liefern. Was die Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, ein durch unmittelbarsten Verkehr und intimsten Gedankenaustausch mit den leitenden Staatsmännern jener Zeit wie mit den Führern der Actionspartei in Preußen hoch begünstigtes, durch klares Urtheil und patriotische Gesinnung ausgezeichnetes Ehepaar an eigenen Erlebnissen und Beobachtungen in jenen drangsalsvollen sieben Jahren zu geben vermochten, konnte durch keine andere, wie immer geartete Mittheilung überholt werden; ihr Werth ist heute noch unvermindert, ob auch über ihre Abfassung fast anderthalb Menschenalter verflossen sind.

Der Inhalt vorliegenden Buches gliedert sich in drei Hauptgruppen: den gesonderten Aufzeichnungen Heinrich's und Amalien's hat der Herausgeber, zu besserem Verständniß beider bedeutsamer Charaktere, ihr Lebensbild vorausgeschickt und damit ihre äußere wie innere Berechtigung nicht nur zu Urtheilen über jene Epoche, sondern auch zu thatsächlichem Eingreifen in die Geschicke Preußens nachgewiesen.

Heinrich v. Beguelin, ein Sohn des von Friedrich dem Großen hochgeschätzten Gelehrten und Directors der Akademie der Wissenschaften, Nicolas v. Beguelin, der im Jahre 1789 als Besitzer des Gutes Lichterfelde bei Berlin starb, trat, nach absolvirten juristischen und kameralistischen Studien, als Referendar bei der kurmärkischen Kammer, später als Assessor beim Accise- und Zolldepartement des Generaldirectoriums ein und avancirte zum Geheimen Kriegs- und Domänenrath, sowie zum Mitgliede des (durch seinen unaussprechlichen Titel berüchtigten) „Generalaccise-, Zoll-, Handlungs- und Fabrikendepartements", dessen oberste Leitung im Jahre 1804 vom Freiherrn vom Stein übernommen wurde. Zur Klärung des Ueberblicks über die staatswirthschaftlichen Verhältnisse Preußens erschien dem Minister die Begründung eines „Statistischen Bureaus" unerläßlich, und Beguelin, von Stein als tüchtige und intelligente Arbeitskraft erkannt, erhielt den Auftrag, dasselbe einzurichten. Er entledigte sich seiner schwierigen, weil ganz ohne Vorarbeiten zu lösenden Aufgabe nicht nur mit großem Geschick, sondern verarbeitete die gewonnenen Materialien auch zu einer Reihe von Denkschriften und Aufsätzen, die in ihrer eindringlichen Erfassung des Gegenstandes und klaren ansprechenden Form bei den Zeitgenossen großen Beifall erwarben und den Verfasser in enge persönliche Berührung mit dem für geistige Initiative außerordentlich empfänglichen Minister v. Stein brachten.

Diese Verbindung wurde durch Beguelin's anziehende Häuslichkeit noch wesentlich gefördert. Derselbe lebte in glücklicher Ehe mit der liebenswürdigen und geistvollen Tochter des Hofraths Cramer, und an dem gastlichen Tische dieser hochsinnigen und patriotischen Frau fand sich bald nicht nur der Minister v. Stein, sondern nach und nach ein ganzer Kreis von Preußens besten Männern ein, Alle erfüllt und ergriffen von der Noth des Vaterlandes, Alle lebend und webend in Plänen zu dessen Befreiung, und rückhaltlos in dieser vertrauten Umgebung das große Thema des Tages verhandelnd.

Beide Beguelin hatten den scharfen Blick für die höhere Bedeutung erlesener Naturen, ob auch in untergeordneten Verhältnissen. So erkannte Beguelin früh den geistigen Werth des „ewigen Hauptmanns", N. v. Gneisenau, und zog ihn in sein Haus; das hohe Verdienst seiner Frau ist, Hardenberg s. Z. für Gneisenau gewonnen und unter den Einfluß dieses mächtigen Geistes gestellt zu haben.

Mit dem Geschick der beiden großen Staatsleiter ist, namentlich seit dem Zusammenbruch Preußens 1806, das Leben des Beguelin'schen Ehepaares aufs Engste verbunden. Sie folgten dem flüchtenden Hofe nach Königsberg und Memel, litten schwer unter der Entlassung Stein's 1807, den unglücklichen Schlachten von Preuß.-Eylau und Friedland, und verzagten fast unter dem verhängnißvollen Friedensschluß von Tilsit; athmeten aber wieder auf, als Stein abermals ins Amt berufen wurde und nun die Vollgewalt des Staates in seiner starken Hand zusammenfaßte. Als Generalsecretär des gewaltigen Mannes trat Beguelin von Neuem in innige Geistesgemeinschaft mit demselben, dessen hochsinnige Intentionen einsichtig erfassend und fördernd.

Nach Stein's Rücktritt lebte auch Beguelin jahrelang ohne Amt; erst als Hardenberg Staatskanzler wurde (1810), trat auch er in den Staatsdienst zurück und wurde zu wichtigen Arbeiten und bedeutsamen Missionen herangezogen. So ging er, mit seiner Gattin, in der leidigen Contributionsangelegenheit zweimal nach Paris, ward 1811 vortragender Rath Hardenberg's und stand sammt seiner Gattin bei dem Staatskanzler in unbegrenztem Vertrauen.

Schwere Kümmerniß sollte beiden aus Beguelin's dritter Mission nach Paris entstehen, wo er, im Januar 1812, die schwierigen finanziellen Verhandlungen zum glücklichen Abschluß führte, aber auch — unter dem übermächtigen Druck der Umstände — die vom Könige gewünschte Convention mit Napoleon abschloß. Selbst nahe Freunde, wie Gneisenau, wurden dem Hause Beguelin dadurch zeitweise entfremdet. — Der Lauf der Dinge stellte das alte Vertrauen wieder her. Beguelin stieg inzwischen zum Geheimen Staatsrath auf, wirkte als preußischer Commissarius auch während des russischen Feldzuges in wichtigen Missionen, rettete dem Staate noch im Januar 1813 einen großen Theil seiner Forderungen an Frankreich und genoß die herrlichen Erfolge des Krieges als ein Mann, der sich sagen durfte, an seinem Theile redlich dazu mitgewirkt zu haben.

In gleichem Maße war dies schöne Bewußtsein auch seiner edlen Gattin vergönnt. Darüber geben beider Aufzeichnungen den erfreulichsten Aufschluß. — Beguelin wirkte nach dem Friedensschluß noch zwei Jahre als Chefpräsident der zweiten Abtheilung der Oberrechnungskammer in Potsdam; 1818 starb er. Seine Gattin überlebte ihn drei Jahrzehnte; die herrliche Frau starb nach vielen schweren Leiden, die sie in großer Seele gefaßt ertrug, im Jahre 1849.

L. Z.

γ. **Bernardino Ochino von Siena.** Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von Karl Benrath. Mit Originaldocumenten, Porträt und Schriftproben. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1892.

Bernardino Ochino von Siena gehört zu den interessantesten Charakterköpfen der Reformationszeit. Geboren im Jahre 1487, also vier Jahre nach Luther, trat er in den Franciskanerorden und nahm, als aus ihm 1528 die Kapuziner hervorgegangen waren, ihr Ordenskleid an, weil er aus ihrer strengen Lebensweise schloß, daß sie, wenn irgend Jemand, Gott wohlgefällig sein müßten. „Herr," sagte er nach seinem eigenen Zeugniß zu Christus im Gebet, „wenn ich jetzt nicht meine Seele rette, so weiß ich nicht, was ich mir noch mehr anthun soll!" Ochino ward 1538 zum Generalvikar des neuen Ordens gewählt und entfaltete als Prediger eine mächtige Wirksamkeit, so daß es wohl heißt, er habe die Herzen Aller in Venedig für sich gewonnen: er drücke sich ganz anders und viel christlicher aus, als die übrigen, welche die Kanzel bestiegen. Das Wort ward in anderem Sinne wahr, als die meinten, die es aussprachen: Ochino ward innerlich von der Reformation ergriffen: auch ihn überkam die Erkenntniß, daß die Werke zur Erlösung nicht mitwirken, daß diese sich ausschließlich auf Gottes erbarmende Gnade in Christo gründet. Im Jahre 1539 kam es zu Denunciationen, 1542 zum Bruch; die Inquisition lud ihn vor, als den ersten vielleicht, der vor das soeben geschaffene Sant' Uffizio geladen worden ist: wenn er sich unterworfen und widerrufen hätte, so würde ihm Paul III. Alles verziehen, ja ihn zu höheren Stufen in der Kirche befördert haben. Andere haben sich in dieser Weise gewinnen lassen, und es ist mehr als einmal vorgekommen, „daß der Kardinalshut Neigungen und Ansichten zudeckte, die der Kurie entgegenstrebten." Ochino aber war aus härterem Holze geschnitzt; er wollte „Christus nicht verleugnen," auch ihn nicht bloß „maskirt und im Kauderwelsch predigen," und so entfloh er, „gewillt," wie er am 22. August 1542 an Vittoria Colonna schrieb, „Gott mehr zu dienen denn je." Damit warf er die Würfel über sein Leben; unstät und flüchtig ist er geworden um seiner Ueberzeugung willen; weder in Genf noch in Augsburg, noch in dem England Edward's VI., noch in Zürich, noch endlich in Polen war es ihm gestattet, einzuwurzeln; entweder katholische Reaction oder Zwiespalt mit den Protestanten zwangen ihn, den Fuß immer weiter zu setzen; ein stark subjectiver Zug in seinem Innern verwickelte ihn mit einer gewissen Nothwendigkeit auch mit sonst auf gleichem Boden Stehenden in Conflict. Am Ende ist er, auch aus Polen durch königlichen Befehl ausgewiesen, seiner Frau und dreier Kinder durch den Tod beraubt, 1564 in Schlackau in Mähren siebenundsiebzigjährig gestorben. Kein Grabstein gibt daselbst von seinem Hinscheiden Kunde; aber ein bleibenderes Denkmal hat ihm der Fleiß des Königsberger Theologen errichtet, der sich um die Geschichte der italienischen Reformation schon so viele Verdienste erworben hat. In knapper, aber zugleich thunlichst erschöpfender Weise führt uns Benrath den Lebensgang und den Hauptinhalt der Schriften Ochino's vor; seine Stellung zum Lehrsatz von der Dreieinigkeit wird S. 26 ff. besonders eingehend erörtert; Ochino hat allerdings eine Durchsicht dieses Dogmas für nöthig gehalten — obwohl er es sozusagen in amtlicher Weise vertheidigt hat — indem er von dem Nachweis einer praktisch-religiösen Bedeutung des Dogmas seine Werthschätzung abhängig macht. Wir können zum Schluß den Ausdruck der Freude darüber nicht unterdrücken, daß ein so gutes und anregendes, aber doch nicht gerade für das große Publicum bestimmtes Buch eine zweite Auflage erlebt hat.

πρ. **Heures d'Histoire** par Melchior de Vogüé. Paris, Colin et Cie. 1893.

Melchior de Vogüé entstammt einer alten Adelsfamilie, er ist Aristokrat; dies erklärt die eine, die konservative Seite seines Denkens. Andererseits aber ist er Kind seiner Zeit, hat Geist und Herz nicht verschlossen gehalten vor den Eindrücken und Einflüssen moderner Bildung und ist ein treuer Verfechter der Ideen geworden, die das Frankreich der Zukunft schaffen. Vogüé findet nirgend aufmerksamere und gläubigere Zuhörer als in der französischen Jugend; dort hat er wirkliche Anhänger und Schüler, während die Generation, der er seinem Alter nach angehört, ihn nur schätzt seiner vollendeten Form wegen. In welchen Tendenzen unserer Zeit sieht Vogüé zukunftdeutende Zeichen? Zunächst und vor Allem in der wachsenden Mißachtung der Wissenschaft und in der Rückkehr zum Glauben, zur Religion; er wird niemals müde zu wiederholen, daß die exacte Forschung der menschlichen Seele statt des versprochenen Brotes nur Steine gegeben hat, daß wirkliches Wissen, welches uns befriedigt, allein durch den Glauben gefunden wird. Der konservative Hang seines Geistes thut sich hier Genüge mit dem Wunsche, daß die Zukunftsreligion nicht den Rahmen der Kirche sprengen möge. Bezeichnend für die Richtung, in der sich sein Denken auf diesem Gebiete bewegt, sind aus dem vorliegenden Bande besonders die Aufsätze „Le testament de Silvanus" und „Après M. Renan". Der erste führt in die Kampfzeit des Christenthums, als es mit der heidnischen Religion und Philosophie noch um die Weltherrschaft rang, und schildert die Bekehrung eines jungen griechischen Philosophen zur neuen Religion. Der zweite sucht zu zeigen, daß die materialistische Religionsauffassung, wie sie sich in dem Namen Renan verkörpert, zugleich mit ihrem größten Vertreter gestorben sei. Eine andere zukunftschaffende Idee sieht Vogüé im Socialismus; hierfür vergleiche man den Schlußaufsatz „L'heure présente", in welchem der Verfasser seine Ansicht über den Panamaskandal entwickelt und ihn betrachtet als ein Symptom für das drohende Ende der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Vogüé's Socialismus steht fern allem politischen Treiben, er fügt sich nicht in die Schablone irgend einer Partei, er ist Idee, Weltanschauung, Religion.

Vornehme Denkweise zeichnet gleichermaßen alle Arbeiten Vogüé's aus und macht die Lektüre zu einem hohen Genuß auch für den Andersdenkenden.

ζ. **Wanderungen durch das heilige Land.** Von Dr. Konrad Furrer. Zweite Auflage. Zürich, Orell Füßli & Co. 1891.

Das hier in zweiter Auflage erschienene, mit vielen Karten und Illustrationen gezierte Werk hat besonders in der theologischen Welt viele Verbreitung gefunden. Was ihm einen besondern Reiz verleiht, ist der Umstand, daß der Autor die von ihm geschilderten Gegenden zu Fuße genau durchwandert und Land und Leute näher kennen gelernt hat. Er ist dadurch in den Stand gesetzt worden, eine Menge Beziehungen zwischen den Zeiten, welche die biblischen Bücher schildern und der Gegenwart aufzufinden, welche von allgemeinerem Interesse sind. Auch Touristen, welche heute so häufig Jerusalem und seine geheiligte Umgebung aufsuchen, werden das Buch mit Nutzen lesen.

Z. **Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser.** Im Auftrage des Comités zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz, dargestellt von Martin Philippson. Mit dem Bildniß des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1893.

„Das Andenken theurer Verstorbener", sagt David Strauß in seinem Buche über Ulrich von Hutten, „erneuert sich uns in guten wie in bösen Tagen: das eine Mal verlangt uns nach ihrem Rath und Beistand, das andere Mal nach ihrer Theilnahme an unserem Glück. Und was den Einzelnen, das begegnet ebenso den Völkern: in Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt rufen sie gern ihre großen Todten herauf!" — So gedenken auch wir des großen und theuren Fürsten, dessen Hinscheiden einst unseres deutschen Vaterlandes höchste und schönste Hoffnung brach: und darum gebührt voller Dank dem, der jenes herrlichen und verlorenen Kaisers Abbild treu und lebensvoll gezeichnet hat. Man wird sein Buch nicht unbewegt lesen, es ohne Rührung nicht aus der Hand legen können. Denn lebensvoll und — lebenswürdig steht er hier vor uns, der fürstliche Mann, der frei und hochgesinnte Denker, der erhabene Repräsentant einer Generation, die „in der Ausbildung gesicherter constitutioneller Freiheit, in der Geltendmachung des aufgeklärten, arbeitsamen und besonnenen Bürgerthums, in der Hervorhebung persönlicher Unabhängigkeit und Charakterwürde ihr politisches Ideal sah; eine Heldengestalt und doch ein Friedensfürst; der im Höchsten lebende, feinsinnige, gütige, menschenfreundliche Mann, der liebevolle Gatte, der treue, sorgende Vater — — aller Fürsten, aller Volksgenossen herrliches Vorbild — anscheinend zur Eröffnung einer großen Epoche im Leben der Völker vom Weltgeist berufen und doch in seinen Wirkungen gelähmt, vor der Zeit dahingerafft, eine tragische Erscheinung voll erschütternder Kraft, von unstillbarer Trauer umgeben."

λ. **Leben und Wirken Karl von Gontard's.** Nach neueren Untersuchungen und vielen bisher nicht benutzten Quellen im Zusammenhang dargestellt von Peter Wallé. Mit Gontard's Portrait und drei Abbildungen. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn.

Als Gelegenheitsschrift zum hundertjährigen Todestage Gontard's geschrieben, dürfte diese Arbeit über ihren ursprünglichen Zweck hinaus Beachtung und Geltung finden. Ihr Verfasser, Peter Wallé, hat sich seit einer Reihe von Jahren eingehend mit der Baugeschichte Berlins beschäftigt und manchen interessanten Beitrag zu derselben geliefert; in dem vorliegenden Heft erhalten wir in gründlicher, zusammenfassender Darstellung, die sich vielfach auf unbenutzte Quellen stützt, das erste genaue Bild von Gontard, dem genialen Baumeister Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's II., von dem, um nur wenige seiner hervorragendsten Werke zu nennen, ein bedeutender Theil des Neuen Palais und der Communs bei Potsdam, die Spittel- und Königscolonnaden, die beiden Thürme auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin und das Marmorpalais in Potsdam stammen. Wie gering bisher die Nachrichten über Gontard waren, der, ehe Friedrich der Große seine künstlerischen Dienste in Anspruch nahm, Architekt der Markgräfin von Bayreuth gewesen, geht daraus hervor, daß selbst einschlägige Werke, wie das von Woltmann über die Baugeschichte Berlins, falsche Geburts- und Todesjahre anführen; mit großer Genauigkeit gibt Wallé alle irgendwie wichtigen Daten wieder und verbreitet sich dann des Näheren mit Sachkenntniß über die umfassende Thätigkeit Gontard's, von der wir noch im modernen Berlin vielfache und zwar sehr werthvolle Spuren finden.

λ. **Deutschlands Kunst zu Hamburgs Gunst.** Deutsches Künstler- und Schriftsteller-Album, herausgegeben zum Besten der Nothleidenden in Hamburg und Altona. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Act.-Ges. (vormals J. F. Richter).

Hamburger Weihnachtsbuch. Hamburg, Otto Meißner.

Zwei bemerkenswerthe Prachtwerke, unternommen im Dienste der Wohlthätigkeit für die im vergangenen Jahre so schwer geprüfte Hansastadt. Das erstere von ihnen bringt Beiträge fast sämmtlicher bekannter Schriftsteller und Künstler Deutschlands in bunter Mannigfaltigkeit und in zwangloser Folge; jedes Gebiet der Poesie und Prosa ist vielfach vertreten und auch an manchem ernsten Wort aus gelehrtem Munde fehlt es nicht, wie ebensowenig die Musik vergessen wurde. Wenn man die außerordentliche Fülle von Beiträgen überblickt, so scheint es, daß die Herausgeber neben dem wohlthätigen Zweck in erster Linie eine allgemeine literarische und künstlerische Kundgebung für das verzagte und trauernde Hamburg, gewissermaßen als Echo der tiefen Theilnahme unseres gesammten Vaterlandes an dem tragischen Geschick der stolzen Stadt im Auge hatten, und das ist ihnen auch durchaus gelungen. Prächtig ist der künstlerische Schmuck, für den unsere ersten Meister mit freudiger Hingebung thätig waren; viele dieser sorgsam wiedergegebenen Blätter wird man mit immer erneuter Genugthuung und aufrichtigem Stolz auf diesen Reichthum

künstlerischer Schätze betrachten. — — Das zweite Werk trägt ein wesentlich anderes Gepräge; zunächst war sein Inhalt nur für die Jugend bestimmt, dann, da diese Grenze nicht festgehalten werden konnte, wurde mehr ein Familienbuch daraus mit zahlreichen anregenden und belehrenden Beiträgen neben vielen der Jugend gewidmeten Erzählungen, Märchen, Gedichten, in Musik gesetzten Liedern 2c. Aber noch in anderer Weise unterscheidet es sich von dem erstgenannten Prachtwerke, indem es in seinem enger gezogenen Rahmen nur Beiträge von aus Hamburg gebürtigen oder dort lebenden Schriftstellern, Malern, Musikern, Pädagogen u. s. w. vereinigte. Trotzdem fand sich die stattliche Zahl von einhundertsechzig Mitarbeitern zusammen, von denen sich viele eines klangvollen Namens rühmen dürfen. Beide Werke verdienen in erster Hinsicht ihres guten Zweckes wegen, dann aber auch um ihrer selbst willen die weiteste Verbreitung.

χσλ. **Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen** in deutschen Nachbildungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf.

Wohl keiner der lebenden deutschen Dichter ist im Goethe'schen Sinne ein solcher literarischer Kosmopolit wie Friedrich von Schack. Mit sublimem Verständniß für das Seelenleben eines Kunstwerks und mit einem selbst den schwierigsten Aufgaben gewachsenen Formtalent, übertrug er die Blüthen morgen- und abendländischer Dichtung, die seinem durch großes Wissen vertieften Geschmack besonders zusagten, auf deutschen Boden. Graf Schack, selbst ein vielseitiger Poet von nicht geringer Bedeutung, verfuhr mit seinen Uebersetzungen oft ganz selbständig; ihm war es weniger darum zu thun, den Wortlaut und das Metrum streng nachzubilden, als den Geist und die Stimmung des Originals in deutscher Sprache wiederzugeben. Die meisten der mitgetheilten Gedichte erfahren zum ersten Male eine Uebersetzung ins Deutsche, so z. B. Thackeray's köstliche, humoristische Gedichte. Aus dem reichen Schatze, den die beiden Bände bergen, möchten wir besonders Leconte de Lisle's „Kain", Alfred de Vigny's „Eloa", Richard Henry Horne's „Der Tod Marlowe's" und Samuel Taylor Coleridge's „Feuer, Hunger und Gemetzel" hervorheben. Tennyson, George Eliot, Dickens, Matthew, Arnold, Browning, Poe, Zorrilla und andere berühmte Dichter sind mit mehr oder minder zahlreichen Leistungen vertreten, wie uns das ganze Werk überhaupt etwa drei Dutzend Autoren vorführt. Diese „Anthologie" gehört zu den werthvollsten Erscheinungen der modernen Uebersetzungsliteratur.

χσλ. **Im Jahrhundert Grillparzer's. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich.** Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Kirchner & Schmidt. 1893.

In seinem jüngsten Buche vereinigt der Director des Wiener Raimund-Theaters Skizzen über Grillparzer, Otto Prechtler, Raimund, Bauernfeld, Hamerling, Anzengruber, Josef von Weilen, Eduard Mautner u. A. Adam Müller-Guttenbrunn verfügt über ein frisches, selbstständiges Urtheil, über mannigfaches Wissen und einen lebendigen Stil. Manches, was er behauptet, kann man nicht unterschreiben, immer aber bleibt er der anregende, mit einem scharfen Blick für die öffentlichen Ereignisse begabte, praktische Beobachter. Als die beste Partie des Buches erscheint uns die Skizze: „Auch ein Dichter", welche die Schicksale eines begabten Literaten entrollt, den die Noth des Lebens zwang, Colportage-Romane zu schreiben. Adam Müller-Guttenbrunn wirft hier treffende Streiflichter auf unsere modernen literarischen Verhältnisse.

χσλ. **Alpensagen.** Von Maria Savi-Lopez. Illustrirt von Carlo Gessa. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Das von der Verlagsbuchhandlung mit besonderer Eleganz ausgestattete Werk enthält eine ganze Reihe wissenschaftlich angehauchter, auf Vollständigkeit indessen nicht Anspruch erhebenden Skizzen und Studien über Alpenfeen, Drachen und Schlangen, Gespenster, Kirchenglocken, Kobolde, Irrlichter, kurz über alle Menschen, Erscheinungen, Dinge und Vorfälle, welche in der Phantasie der Alpenbewohner mit geheimnißvollen Eigenschaften begabt erscheinen und Anlaß zu allerlei Sagen, Mythen und Märchen gegeben haben. Ferner wären noch besonders anzuführen die Kapitel über: „Bergbewohner und Gelehrte", „Sagen vom irdischen Paradiese", „Die wilde Jagd", „Alpenblumen" und „Die Verdammten". Es steckt ein großes Material in diesen Abhandlungen, welches die hochbegabte Verfasserin wenn auch nicht immer streng methodisch, so doch stets mit Anmuth der Empfindung und Feinheit der Beobachtung verarbeitet und in Fluß gebracht hat. Für den Dichter bildet das Buch eine Fundgrube von schönen, einer dichterischen Behandlung würdigen Stoffen. Der Verfasserin wurde für dieses der Königin Margherita von Italien gewidmete Werk die goldene Medaille zuerkannt. Sie hat sich bereits längst in ihrem Vaterlande einen angesehenen literarischen Namen erworben; einen besonderen Erfolg erzielte sie mit ihrem Werke: „Die Thäler von Lanzo". Maria Savi-Lopez ist von Beruf Lehrerin in ihrer Vaterstadt Neapel. Obwohl sie an zwei Unterrichtsanstalten thätig ist, hat sie doch die italienische Literatur mit vielen Werken bereichert. So arbeitet sie jetzt an einem Seitenstück zu dem vorliegenden Werke, an den „Meeressagen". In Deutschland werden ihre „Alpensagen" die freundliche und warme Aufnahme finden, die ihnen gebührt. Allerliebst sind die von poetischem Zauber erfüllten, stimmungsvollen Zeichnungen, die dem Buche den Charakter eines Geschenkwerkes vornehmen Ranges geben. Die Uebersetzung des Herrn Alfred Ruhemann bedarf in den ersten Kapiteln selbst noch einer Uebersetzung ins Deutsche, in der zweiten Hälfte des Buches aber wird er Meister der Situation und liefert ein lesbares, angenehmes Deutsch. Unbestritten indessen bleibe ihm das Verdienst, Maria Savi-Lopez bei uns eingeführt zu haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aulard. — Science, Patrie, Religion. Conférence par F.—A. Aulard. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Ausgewählte Schriften Weiland Sr. Königl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Erster Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1893.

Badin. — Minine et Pojarski, par Adolphe Badin. (Bibliothèque de Romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie. 1893.

Bamberger. — Die Stichworte der Silberleute. Besprochen von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

Barine. — Alfred de Musset par Arvède Barine. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1893.

Baumgart. — Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert von Dr. Hermann Baumgart. Erster Band. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. 1893.

Bendler. — Carl Schulze. Im neuen Hause. Katharina von Siena. Von Georg Bendler. Berlin, Richard Wilhelmi. 1893.

Bernhard. — Das Teufelchen. Roman von Marie Bernhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bertheroy. — Ximénès (1500), par Jean Bertheroy. (Bibliothèque de Romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie. 1893.

Bloch. — Rund um Berlin. Unsere Vororte und ihre Zukunft. Von Johannes Bloch. Zweites Heft. Berlin und Wien, Carl Zieger Nachf. (Ernst Rhode).

Blum. — Unsere Socialdemokratie im Spiegel der ersten französischen Revolution. Von Hans Blum. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Böhm. — Ludwig Wetherlin (1739—1792). Ein Publicistenleben des achtzehnten Jahrhunderts von Gottfried Böhm. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1893.

Bormann. — Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Brehm's Thierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Auflage, gänzlich neubearbeitet von Richard Schmidtlein. Zweiter Band: Die Vögel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Briefe des Führers der ersten Cavallerie Division 1870/71, an seine Gattin. Kassel, A. Freyschmidt. 1893.

Briefe von und an Johann Nicolaus Götz. Nach den Originalen herausgegeben von Dr. Carl Schüddekopf. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1893.

Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach an den Bundestags-Gesandten Otto von Bismarck. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1893.

Brody. — Ein ärztlicher Faust. Roman von Sándor Brody. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Oscar von Krücken. Berlin, Otto Janke. 1893.

Bucher. — Kleine Schriften politischen Inhalts von Lothar Bucher. Stuttgart, Carl Krabbe. 1893.

Bücher. — Die Entstehung der Volkswirthschaft. Sechs Vorträge von Dr. Carl Bücher. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.

Bunsen. — Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von Marie von Bunsen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Burenin. — Das Todtenbein, ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall. Von B. Burenin. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilh. Henckel. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Carriere. — Erkennen, Erleben, Erschließen. Festrede in der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften. München, Im Verlag der königl. bayr. Akademie. 1893.

Contributions to North American Ethnology. Volume VII. Washington Government Printing Office. 1890.

Croissant-Rust. — Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Von Anna Croissant-Rust. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Der Militarismus im deutschen Reich. Eine Anklageschrift von einem deutschen Historiker. Stuttgart, Robert Lutz. 1893.

Die ethische Bewegung im Judenthum. Ernste Gedanken eines Modernen. Berlin, Hugo Schildberger, 1893.

Dörmann. — Neurotica. Von Felix Dörmann. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Duden. — Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Konrad Duden. Nach den neuen amtlichen Regeln. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1893.

Duperrut. — Le christianisme de l'avenir. Pensées par Frank Duperrut. Paris, Librairie Fischbacher. 1893.

Ebers. — Georg Ebers gesammelte Werke. Erste Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ernst. — L'Art de Richard Wagner, L'Œuvre poétique par Alfred Ernst. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Fabia. — Les sources de Tacite dans les Histoires et les Annales par Philippe Fabia. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Farina. — Amore bugiardo. Novella di Salvatore Farina. Milano, Libreria Editrice contemporanea.

Fels. — Das äußerste Mittel. Roman von R. von Fels. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Finne. — Die Eule. Schauspiel in einem Act von Gabriel Finne. Einzig autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Flathe. — Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Theodor Flathe. Erster Halbband. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1893.

Fritz. — Zu Thal. Gedichte (dritte Sammlung) von S. Fritz. Leipzig, Carl Reißner. 1893.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Fünfter Band: Th. Carlyle. Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz. Dresden, L. Ehlermann. 1893.

Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldt's und seiner Kinder. 1791—1887. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1893.

Ganghofer. — Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Gartelmann. — Sturz der Metaphysik als Wissenschaft. Kritik des transscendentalen Idealismus Immanuel Kant's. Berlin, S. Fischer. 1893.

Gizycki. — Zur Kritik des Spiritismus. Von Hugo von Gizycki. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Goldschmidt. — Bunte Reihe. Ein Geschichtenbuch von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1893.

Goltsch. — Volk und Heimath. Gedichte eines Krainischen Deutschen. Von Franz Goltsch. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Günther-Rosenhagen. — Die Braut seines Bruders. Erzählung von Graf Günther-Rosenhagen. Hamburg, E. A. Christians. 1893.

Haek. — Splitter und Späne. Aphorismen und Sarkasmen von D. Haek. Leipzig, Adalbert Fischer's Verlag. 1893.

Hartmann. — Christ. A dramatic poem in three acts by C. Sadakichi Hartmann. Author's Edition. 1893.

Hartmann. — Liebe und Leidenschaft von Mignon Hartmann. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Hegel. — Kritik der Verfassung Deutschlands. Von Georg Friedrich Wilhelm Hegel. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Mollat. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1893.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Heinz Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

Also der erste Schritt wäre gethan, damit mein Sohn Heinz ein tüchtiger Arzt wird. Vor einer Woche ist er von uns fortgegangen, ins neue Krankenhaus hinaus. Er läßt Dich grüßen, alte Mutter, und läßt Dir sagen, daß er mit Vergnügen Dir schreiben würde, sobald er einmal Schreibenswerthes zu melden hätte. Was ihm aber wichtig genug erscheinen wird? Ich kann's Dir nicht sagen. Er hat einen anderen Gradmesser für das, was er erlebt, als wir. Kannst Du es glauben, daß er uns als nebensächlich zu erzählen vergaß, wie seine Arbeit über Ansteckungsstoffe abermals mit einem Preise gekrönt ward? Und diesmal von Frankreich aus, dem Lande, in welchem Anerkennung zu finden für Deutsche doppelt ehrenhaft ist. Als mein Mann ihm sein Schweigen vorwarf, war er ganz erstaunt: „Die alte Geschichte! wozu hätte ich die noch erwähnen sollen. Es sind ja Alles auch nur Theorien. Bis ich sie nicht gründlich erprobt, kann ich mich noch nicht daran freuen."

Nun, ich hoffe, gar so bald wird er nicht Gelegenheit haben, in unserer Stadt im Großen sie auf die Probe zu stellen.

Ist das eine Hitze! Einmal schon, Anfang dieses Sommers, im Mai, meinte ich derartige Gluth nie bisher erlebt zu haben. Doch nun ist es ärger noch. Gestern habe ich Felix aus seinem Comptoir abgeholt und wollte mit ihm zur Elbe fahren, meine Schwägerinnen draußen zu besuchen. Aber halbwegs schon bat er mich, umkehren zu lassen, so brannte die Sonne uns auf die Stirn. Und dazu — wir kamen den Weg an den alten Kirchhöfen vorüber — strömte uns aus einem Schuppen, der dort steht, ein Carbolgeruch entgegen. Ihm wurde fast schlecht dabei. Und mir klopfte das Herz vor einem unbekannten Grauen. Die Hitze, die Dürre . . . man munkelt so viel. — Aber nein, es

kann ja nicht sein. In Rußland ist die Cholera. Bis sie hierherkommt, wird sie, denke ich, ihre Gewalt verloren haben.

Es ist wahr, sie ist da. Aengstige Du Dich nur nicht, Mutter. Wir sind ja alle gesund und kräftig. Und wohnen hier draußen so luftig, so frei. O nein, ich ängstige mich nicht, nicht ein bißchen, wirklich nicht. Für uns Drei. Aber Heinz . . .

Unsere Nachbarinnen schickten, zu fragen, welche Vorsichtsmaßregeln der junge Herr Doctor anempfehle. Jede Hausfrau will ihre Pflicht thun, für die Ihren, für ihr Gesinde. Auch ich wüßte gern, was richtig ist und was übertrieben. Doch weiß ich es nicht. Ich konnte ihnen nicht Auskunft geben, so leid es mir that.

Heinz gab uns keine Verhaltungsrathschläge. Ich sah ihn nicht einmal. Er schickte uns auch keinerlei Nachricht. Daß er gesund ist — ich darf es hoffen, da wir bisher nichts Anderes hörten.

Ich schreibe Dir nur, herzliebste Mutter, um Dir zu sagen, daß wir leben, wir, unsere Leute alle im Hause, unsere Nachbarn, unsere Verwandten. Noch — wie lange noch? . . .

Sedantag. Es ist kühl und grau heut. Unwillkürlich denkt man jeden Morgen, der Umschlag des Wetters müsse ein Weichen der Krankheit bringen. Ach, wann wird sie enden! Wir leben alle vom Erscheinen der Morgenzeitung, bis wieder Abends die Zahlen stehn, in stetem Bangen, leben wie im Belagerungszustand, die ganze Stadt von Deutschland verfehmt. Heute sind Hermann und Felix beide bei mir zu Hause, den ganzen Tag; ich brauche nicht von Stunde zu Stunde um sie zu zittern. Draußen auf den Straßen ist's still, wie sonst nie am Feiertage. Und ich mag nicht hinaustreten auf den Balcon. Denn drüben, jenseits der breiten Wiese, durch die Kastanienallee, fahren Wagen, schwarze Wagen, immer einer dicht nach dem andern, in endloser Reihe. Ich höre die Räder hier drinnen im Zimmer, höre sie, was ich auch lese, was ich spreche, ununterbrochen. Nachts, als ich aufwachte — der Mond schien hell ins Zimmer — hörte ich fern noch dasselbe Rollen. Und ich dachte an alle die Menschen, alte und junge, hoffnungsvolle und arbeitgebeugte, die der Todtenwagen hinausführt. Und ich dachte an alle, alle die Unglücklicheren, die übrig bleiben.

Meine zwei Kinder — ich habe sie noch — werde ich sie behalten dürfen?

Heinz schrieb heute Morgen. Ganz kurz, wie immer, kein Wort wie's ihm geht, nur eine Bitte um Wäsche, Kleider, Kinderzeug. Aber Du kannst Dir denken, wie glücklich ich war, nur seine Handschrift zu sehen. Ich ging in die Stadt, zum ersten Male seit nun bald vier Wochen, um einzukaufen. Was sagen sie draußen in den Zeitungen, unsere Stadt sei todt, alle Menschen geflohen? Es sah aus wie immer. Ueberhaupt, ich bin noch nie, so lange ich hier lebe, eine so gute Patriotin gewesen, wie in dieser Zeit. Mir scheint, ein Jeder thut

seine Pflicht und mehr als das. Ich weiß von so vielen, Frauen und Mädchen, die in die Baracken kamen, um zu pflegen; ich weiß von Männern, jungen Lehrern, die muthig in die Häuser gehen, die Kranken fortschaffen, Gesunde versorgen. Daß man nicht vorher gerüstet war, das macht man uns zum Vorwurf? Wer ist denn von uns einzelnen Menschen vorbereitet auf das Furchtbare, das Niegewesene? Und wie kann's eine Stadt sein, wenn ihr an einem Tage Tausend plötzlich erkranken, so grauenhaft plötzlich.

Die Sonne scheint. Wie schön dieser Herbst ist. Alles Laub so bunt, der Himmel so blau, auf dem Wasser die Schwäne, die Segelboote in der durchsichtig klaren Luft. Und auf dem Spaziergang so viel hübsche Kinder, mehr als sonst je, weil keine Schulen sind, kein Vergnügen. Es thut so wohl, ihr Lachen zu hören. Ich hatte nicht gedacht, daß es noch Menschen hier in der Stadt gibt, wenn auch nur recht junge, die sorglos sind und lachen können.

Heinz war da. Das mag Dir das beste Zeichen sein, Mutter, daß wirklich die Seuche im Abnehmen ist. Er sieht etwas schmal aus. Die schwere Zeit ist an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Aber traurig erschien er mir nicht, auch nicht muthlos, wie die Meisten, mit denen man spricht. Ich glaube, wie etwa ein junger Soldat, obschon der Krieg ein Uebel ist, sich sehnt, seine Kräfte im Kampf zu erproben, so dünkt es ihn als Arzt ein Vorzug, diese Wochen, diese Leiden miterlebt zu haben. Er sprach von der bewundernswerthen Aufopferungsfähigkeit seiner Genossen, von dem Eifer auf allen Seiten zu nützen, zu helfen, von den Fortschritten, welche die Wissenschaft noch machen müsse, bevor sie einer ähnlichen Calamität gewachsen sein würde. Von seinen eigenen Strapazen, von Grauen und Ekel sagte er nichts.

„Und," fragte mein Mann ihn, „hast Du denn Deine früheren Entdeckungen irgendwie bestätigt gefunden? Hast Du Erfolge derselben gesehen?"

Er schüttelte den Kopf: „Nicht viele. Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, daß auch nur ein einziger sehr schwerer Fall sich zum Guten wandte durch mein Bemühen."

„Kein schwerer. Aber von den leichten?"

„Einige. Mindestens schien es mir so. Von absoluter Sicherheit darf man auch dabei noch nicht reden," meinte er. „Aber bei den Nachkrankheiten, besonders bei Fiebern . . . vielleicht ist's nur Täuschung, wenn ich mir einbilde, daß die Patienten aus meiner Baracke rascher sich erholten. Wäre es sicher, ich wäre sehr glücklich!" —

Allmälig trifft man wieder Menschen, allmälig finden auch die Aengstlichsten sich wieder ein, auf der Straße sieht man bekannte Gesichter. Und ein Jeder freut sich mit Jedem, der noch da ist.

Ich aber habe mich zu freuen doppelten Grund. Von unseren Freunden, meinen Armen und Schützlingen selbst, ist nicht Einer gestorben. Und dann — Du weißt's, auf etwas Gutes, das ich selbst zu thun vermochte, bin ich noch nie sehr stolz gewesen. Es war ja auch nie viel. Aber wenn meine Söhne nützen,

wie stolz mich das macht! — Heinz' Behandlungsmethode scheint doch viel besser gewirkt zu haben, als er zugeben wollte. Die Aerzte stimmen darin überein, daß er der Einzige sei, der Erfolge in dieser Zeit zu verzeichnen hatte. Und die Laien, die Armen besonders, schwören auf ihn. Was sie uns Alles von ihm erzählen, Du glaubst es nicht! Seit die furchtbare Arbeit draußen im Krankenhause geringer geworden, soll er in der Stadt in den ärmsten Bezirken von Haus zu Haus gehen, seine früheren Patienten aufsuchen, nach Wohnungs- und Lebensweise forschen, um rechtzeitig neuen Erkrankungsfällen vorbeugen zu können. Und er führt die genauesten Register über Jeden, führt daneben seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen weiter. Wie er Zeit zu Allem findet, das kann ich nicht sagen. Er hat das Talent, sich Zeit zu schaffen, oft zwischen einem Krankenbesuch und dem anderen, beim Essen, mitten im Gespräch, er ist immer bei seiner Arbeit und macht dabei doch meist den Eindruck lässiger, bequemer Ruhe.

Du fragst nach Heinz, Mutter? Wir hier zu Hause sahen ihn den ganzen Winter nur, wenn er kam uns anzubetteln. Nicht um Geld bat er, sondern um Arbeit, um Verwendung und Anstellung von Genesenen, die für ihre früheren Berufsarten noch nicht wieder tauglich schienen. Zuletzt hat er mir gar die alte Grethe abgeschwatzt, für ein Haus voll kleiner Kinder, dem Vater und Mutter gestorben waren. Dafür redete er mir zu, ein kleines fünfzehnjähriges Ding, das zum Erbarmen krank aussieht, als Hausmädchen zu nehmen. (Du kannst Dir denken, wie bequem mir dieser Ersatz ist!) Nur einmal kam er ganz bescheiden, für sich selber etwas zu bitten: nämlich, ob der Vater es billigen würde, wenn er sich ein Pferd im Monat nähme? Das Geld dafür besäße er schon. „Es ist zwar für einen Arzt ein nicht ganz gewöhnliches Beförderungsmittel," sagte er. „Aber erstens ist es das schnellste, von dem weit entfernten Krankenhaus zur Stadt zu gelangen. Dann bin ich zu Pferde mein eigener Herr. Auch für meine Gesundheit ist es ganz gut, wenn ich mir etwas Bewegung mache. Und dann — es klingt wohl wunderlich — dann schließlich weiß ich, daß mir die guten Ideen nur kommen, wenn ich in freier Luft aller Arbeit vergesse, nichts thue, auch nicht einmal denke. Und ich brauche jetzt gute Ideen, mehr als je. Was ich bisher gefunden habe, das ist noch so wenig. Was ich noch will und möchte, ist viel. Und ein frischer Ritt . . . — Aber freilich, wenn's Euch nicht recht scheint, thue ich es nicht."

„Alles ganz schön," sagte mein Mann, der ihn seine Gründe und kindlichen Entschuldigungen ruhig hatte herzählen lassen, „nur sehe ich nicht ein, weshalb Du Dir ein Pferd miethen willst. Mir scheint es praktischer, eines zu kaufen."

„Kaufen?" Heinz ward ganz roth, „ein Pferd kaufen? ja, aber ich, als Assistenzarzt . . ."

„Dummer Junge, als ob's darauf ankäme, wer die Summe auslegt, Du oder ich. Geh hin und kauf Dir ein Thier, das Dir gut scheint. Und wenn nachher die Leute sich wundern, so antworte ihnen: ich, Rath Kirchner, hätte gesagt, wer in seinem Fache was Tüchtiges leiste, dem stünde dafür dann auch das Recht zu, in kleinen und nebensächlichen Dingen sich das Leben auf

seine Weise bequem zu machen. Falls es also einem Philister nicht genehm sein sollte, daß Du hoch zu Roß durch die Welt trabst, so bestelle ihm, er möge bei mir sich beklagen."

Ist es nicht hübsch, daß allmälig mein Mann, der einst so streng war, so oft ich einmal meine eigenen Wege gehen wollte, nun durch Heinzens unerwartet große Erfolge dahin kommt, weitherziger, toleranter zu denken?

Du hättest übrigens sehen sollen, wie sich unser Sohn bedankte, als wäre er noch der unmündige Knabe, der von seines Vaters Freigebigkeit abhängt. Ich habe ihn lange nicht so heiter gesehen, wie an dem Abend. Aber auch da sah ich über seine Züge manchmal jenen Schleier gehen, den ich so gut kenne, seit damals, es ist nun Jahr und Tag her . . . Hermann, als ich ihm einmal meine Noth klagte, lachte mich aus: „Die Kinderei! Ein hübsches Gesicht, das ihm gefiel, ein flüchtig Wort, das er lachend uns hinwarf, was ist's denn weiter? Du solltest doch aus Erfahrung wissen, von Felix und Anderen, wie wenig schwer dergleichen wiegt."

Als ob ich's nicht wüßte! Grade deshalb. So leicht ein Anderer dergleichen hinredet, so leichtlich vergißt er's. Aber Heinz, wenn der sagt: Ich will. — Es ist bis heut noch nicht dagewesen, daß er das Wort umsonst gesprochen und nicht erreicht hätte, was er begehrte.

Da schicke ich Dir wieder ein Zeitungsblatt, wie nun schon so oft in den letzten drei Jahren. Ich mag Dir nicht all' die ärztlichen Details wiederholen. Wir beide verstehen ja auch zum Glück nicht viel davon. Nur, daß es ein sehr gefährlicher Fall war, wirst Du daraus erkennen, und daß er geheilt ist. Und dann, daß man den jungen Menschen, der noch nicht dreißig Jahre zählt, an den Hof gerufen hat, wo so viel bewährte, ältere Männer, an der dortigen Universität so viele erste Autoritäten näher stehen. Es ist eben, weil er ein Sonntagskind ist, sagt Felix immer. Mein jüngster Sohn will damit nicht etwas wie Neid ausdrücken. Denke das nicht. Wir zwei sind gleich stolz auf unseres lieben Doctors Erfolge. Heimlich beobachten wir die Menschen und haben unseren Spaß daran, wie anders sie ihre Köpfe halten, wie anders sie grüßen, wie anders sie reden jetzt, als zuvor. Das ist der Erfolg. Nicht nur in den Artikeln der Zeitungen, in den vielen Anerbietungen neuer Stellungen besteht er, nicht im Gewinn, noch in äußeren Ehren; seine beste subtilste Wirkung ist's eben, welche Herzen und Köpfe aller, auch der fremden Menschen, dem Einen zulenkt, ihm Achtung schafft und Anerkennung, selbst über seine Anverwandten das Licht verbreitet, das von ihm ausströmt. Oft muß ich mich fragen: ja, bin ich denn eine Andere geworden, daß mir die Leute so anders begegnen? Ich muß es zu meiner Schande gestehen, ich habe mich nicht so sehr viel gebessert, selbst das berüchtigte Schwabenalter, das ich längst überschritten, hat mich durchaus nicht klug werden lassen. Ich urtheile zu rasch; meine Zunge läuft mit mir davon; ich sage Dinge, die schärfer klingen, als ich sie meinte. Aber während man sonst mich oft tadelte, da ich noch jung, und doch auch wohl ein bißchen hübsch war, jetzt gefällt Alles, ich mag sagen, was ich will. Sie ist die Mutter — so denken die Leute — ich lese es ihnen von den Augen. Wenn

es mir selber geschehen könnte, daß durch einen Erfolg sich plötzlich das Sein und Wesen der alten Bekannten gegen mich verändert hätte, es würde nur meine Spottlust reizen. Aber es ist ja nicht für mich, ist für ihn, meinen Sohn. Es macht mich glücklich, stolz, zufrieden, macht mich gut Freund mit aller Welt.

Unser junger Held läßt Dich grüßen. Er war nur eine Minute da, uns zu sagen, daß er morgen seine lang geplanten Vorträge über Fieberkrankheiten beginnt. Seine neuesten Publicationen brachte er auch, mit der Bedingung, daß ich sie dem Archiv des Hauses einverleiben, aber ja nicht lesen sollte. Er freut sich, wenn er bei uns ist, sagte er, einmal von Anderem reden zu können, als von Krankheit, Verfall und Tod.

„Wenn Du eine Frau nehmen würdest," fragte Hermann, „so dürfte sie also Deine Schriften weder lesen noch verstehen, damit Du bei ihr Dich von der Praxis frei fühlen könntest?"

„Eine Frau?" Er war halb im Fortgehen, nahe der Thür schon, als ihn die Frage umkehren machte. „Eine Frau — ich? Weißt Du, Vater, diesen Wunsch, den Du mir seit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit nahe legst, den werde ich, fürchte ich, Dir niemals erfüllen."

Gestern gaben wir eine Gesellschaft zu Ehren der beiden englischen Aerzte, welche augenblicklich hier sind, um Heinzens Entdeckungen zu studieren. Man musicirte. Heinz spielte auch, so vollendet wie immer, wie Du's von ihm kennst. Die Leute waren überrascht. „Mir scheint, Sie hätten so gut wie Arzt auch Violinspieler werden können," sagte der alte weißhaarige Sir William. Dann trug eine unserer Nichten ein paar Lieder vor, recht gut, wie man es von Dilettanten gewohnt ist: ein hübscher Sopran, nur mäßige Schule, gelegentlich etwas Detoniren und nicht allzuviel Gefühl. — Heinz hatte sich zu mir gesetzt. Er sah starr vor sich hin; ich wußte, seine Gedanken weilten weit ab.

„Glaubst Du nicht auch, daß sie eine Altstimme haben müßte?" fragte er plötzlich.

„Wer?" entgegnete ich erschrocken, „Heinz, Du willst doch nicht an jene eine, kurze Stunde eingebildeter Verliebtheit jetzt Dich noch halten, Dir von ihr Dein ganzes Leben beeinflussen lassen?"

„Nein," sagte er, „ich will es nicht. Aber — wie seltsam, nicht wahr? es gibt Dinge, die mit unserem Wollen und Wünschen bitterwenig zu schaffen haben. Uebrigens, das kann ich für Dich thun — und auch für mich, — daß ich nicht mehr spiele. Es bekommt mir nie. Die Melodien bringen auf ihren unsichtbaren Schwingen Träume mit sich und Visionen. . . . Wie niedrig sind doch wir armen Menschen, daß wir immer nur selbstisch denken. Mir sollte es genügen können, Andere vom Tode zu retten. Aber nein, in meinem Herzen bleibt das Sehnen nach einem eigenen, persönlichen Glück. Und dieses Glück trägt ihre Züge. Und sie ist eines Anderen Frau."

Bei dem Souper war Sir William mein Nachbar. „Ich möchte noch ein Dutzend Jahre leben können," sagte mir der alte Herr, „um nur zu sehen, was aus den Entdeckungen Ihres Sohnes ferner entstehen wird. Ich selbst meinte schon, die Heilwissenschaft ein tüchtig Stück gefördert zu haben. Nun merke ich erst, ich war nur ein Stümper. Dieser junge Bursch mit dem Milchgesichte, er stellt uns Alte alle in Schatten; er spricht: „Ich will!" und die Krankheit weicht, und der Tod, der unerbittliche selber, neigt seine Sense, erklärt sich besiegt. Der Procentsatz der Sterblichkeit in dieser Stadt soll sich bereits in den letzten Jahren vermindert haben. Bald wird er überall in Europa, in der Welt abnehmen. Und die mittlere Lebensdauer aller Menschen wird wachsen. Ich denke mir, so viel erreicht zu haben, in so jungen Jahren, das müsse ihm ein Glücksgefühl geben, voller, tiefer als Alles, was wir je erträumen konnten."

Ich sah hinüber, indessen der berühmte Pathologe also sprach, über die ganze Länge des Tisches, zu meinem Sohn. Der hatte im eifrigen Disput seinen Kopf erhoben, die Anderen schwiegen und horchten, wie sie immer thun, als entströmten seinen Lippen nur Worte des Heils.

Er hat sich gewünscht, berühmt zu werden, damals, als Knabe auf der Walhalla. Nun er es ist, begehrt er Anderes. Ob Menschen niemals zufrieden sein können?

Ich schreibe Dir, meine liebe, alte Mutter, in jedem Briefe das Letzterlebte, oft Kleinigkeiten, Nebensächliches, von dem ich denke, es könnte Dich freuen. Unser Dasein kennst Du, wie es Tag für Tag sich abspielt. Aber über dem geschäftigen Treiben, dem unruhigen Denken von heute auf morgen vergißt man das Ganze oft. Ich stecke in allen möglichen kleinen Hausfrauensorgen. Mein Mann ist verstimmt über das neue deutsche Civil-Gesetzbuch, das in vielen Beziehungen ihm nicht behagt. Felix hat wieder einmal eine Liebe, die mir gründlich mißfällt. Und Heinz klagt über mangelndes Verständniß bei der Krankenhauscommission, die ihm die Räume für seine Vorträge nicht freigeben will. Denn Heinz . . .

Ja, das ist es gerade. Da ich die Feder soeben zur Hand nahm, Dir einen rechten Seufzerbrief über all' diese kleinen Miseren schreiben wollte, da überkam es mich: Fort mit den Klagen, fort mit den störenden Nebendingen, die beengend die Aussicht versperren. Da draußen ist Frühling. Der Kastanienbaum in unserem Garten ist dicht mit weißen Kerzen besteckt. Zum offenen Fenster dringt Wärme herein und trägt mir von fern den Lärm der Straße, trägt mir von drunten meiner Söhne Stimmen herauf. Heinz steht an der Pforte noch mit seinem Bruder plaudernd. Sein Pferd wiehert hell. Nun ist er aufgesessen. Nun ruft er, ganz laut, mag ihn die Straße doch hören, das kümmert ihn nicht, mir ein Lebewohl zu. Und nun sprengt er fort, und ich sehe, meinen Kopf vom Schreibtisch erhebend, wie er sich nochmals im Sattel wendet, den Hut lüftet und winkend mich grüßt.

Und dieser mein Sohn ist der Mann, von dem sie sagen, daß er der Stolz der ganzen Stadt sei, ganz Deutschlands, daß man einen zweiten wie ihn in diesem Jahrhundert nicht finden werde. Und dieser mein Sohn ist nicht nur

Glücks- und Gesundheitsspender für Viele, für Alle, er ist in jedem, was er nur in Angriff nimmt, vom Glück begünstigt. Erinnerst Du Dich, er war noch Student, wie ich Dir schrieb, was für hübsche Utopien er mir vorgeplaudert habe von einer Universität, die er gründen wolle, hier in unserer Handelsstadt? Nun, er ist auf dem Wege, das Märchen wirklich zu machen. Zwar der Name fehlt noch, die Sache ist da. Daß er schon von Anfang an, seine Theorien und Erfindungen zu erklären, Vorträge hielt, das weißt Du. Daß er von den Aerzten förmlich gedrängt ward, auch Demonstrationen am Krankenbett zu veranstalten, schrieb ich Dir wohl schon früher einmal. Zuerst geschah es nur selten, für Fremde, besonders zu ehrende Personen. Allmälig, da jeder gewissenhafte junge Student, Deutsche wie Ausländer, die „Kirchnersche Infections-Theorie" zu kennen begehrte, und da man sie am besten hier, bei ihm selber zu erlernen hoffte, kamen immer mehr Lernbeflissene, angehende Aerzte, Physiker; die Vorträge mußten wiederholt werden, gestalteten sich umfangreicher, zu einem ganzen Cursus aus. Damit die jungen Leute hier ihre Zeit nicht verlieren sollten, bewog Heinz selbst einige andere Krankenhausärzte, die ihm tüchtig schienen, das Gleiche zu thun. Ein junger Apotheker hielt einen Cursus über Medicinpflanzen. Ein Kunsthistoriker, Heinzens Freund, der ihm hierher nachgezogen, liest über altdeutsche Malerschulen, ein Thema, das von Diphtheritis und Typhusbehandlung so weitab liegt, wie irgend denkbar; und ein Assessor (mein Mann rieth ihm ab, doch er ließ sich nicht verschüchtern) beginnt ein Colleg, in welchem er an den neuen und alten Gesetzen seine Dialektik übt. Und das Wundersamste ist: es finden sich für sie Alle Hörer, es finden sich für Neuangekommene, die andere Disciplinen studieren, auch wieder Lehrer, und ohne daß irgend etwas von oben angeordnet, oder verfügt, fast ohne daß Staats- und Reichsbehörden gefragt worden wären, besteht hier in der Kaufmannsstadt ein Kreis von Männern der Wissenschaft, wetteifernder Ehrgeiz, reger Lerntrieb, kurz alles Das, was ich zuerst in der Fremde entbehrte und was mir von Jugend auf als das schönste, reichste Leben erschienen ist.

Wir saßen beisammen heute Abend, an Felixens Bett. Sorge Dich nicht um ihn, Mutter, es fehlt ihm nichts Ernstes. Ich sage ihm oft, daß er in letzter Zeit so viel kränkelt, sei nur eine List, durch welche er seinen Bruder nöthigen will, täglich zu ihm zu kommen. Er wehrt sich zwar und leugnet es. Aber ein Bißchen ist doch dran wahr. Jedenfalls kennt mein armer Jüngster kein größeres Vergnügen und keine bessere Arzenei, als seinen Arzt recht viel hier zu haben. — Also wir plauderten dies und jenes und sprachen auch von den alten Jugendplänen, wie unerreichbar die damals erschienen, und wie Vieles davon jetzt schon wahr geworden, auch ob wohl Manches noch mit der Zeit sich ermöglichen könne.

„Ermöglichen"? — Heinz sah vor sich hin, wie er häufig thut, mit nach innen gewendetem Blick, der nicht erfaßt, was vor ihm ist. — „Möglich ist Alles! Wer hätte es einst nicht für eine Fabel gehalten, was unsere Zeit gekonnt und erreicht hat? Die Dampfmaschinen und Eisenbahnen, die Telegraphen und Telephone, die Bergdurchstiche, schwebenden Brücken und die Aufzüge und Eiffel-

thürme sind wahrgewordene Menschengedanken. Die all' das ersonnen, die haben mehr gekonnt als ich. Was will ich denn? Nur die Uebel, welche ohne organische Fehler, ohne inneren, noch äußeren greifbaren Grund den gesunden Menschen plötzlich packen, die will ich unschädlich machen. Kaum so viel wie im vorigen Jahrhundert schon Jenner gethan hat für eines. Er war der Erste, welcher uns Anderen, Spätgeborenen die Bahn wies. Und wenn es mir nun auch gelingt, diese Universität so zu gründen, wie ich sie brauche, wie ich sie will, daß ich und daß viele Andere nach mir die Forschungen weiterführen können, — es ist damit so viel nicht geschehen. Bisher sind Alles ja nur noch Versuche."

„Versuche? Höre," sagte Felix lachend, „mir scheint, als ob Deine Theorien über das Stadium des Probirens doch schon hinaus wären, nachdem Du etliche hundert Menschen allein hier in unserer Stadt gesund gemacht hast."

„Es sind Versuche zu Besserem. Die Leute sind eben noch krank geworden. Und in der Erkrankung liegt jede Gefahr. Der beste Arzt kann nicht ermessen, wie das Fieber und wie seine Mittel auf die verschiedenen Constitutionen wirken werden. Den Einen heilt, was den Andern schädigt. Du sagst mir, daß ich Hunderte am Leben erhielt? Das blendet die Welt. Ich aber weiß, daß ich zwei, drei, ja vielleicht mehr noch, getödtet habe. Jedesmal, wo irgend eine Krankheit ausbricht, ist das Ende ungewiß. Deshalb soll man die Möglichkeiten des Erkrankens zu vermindern, wenn thunlich ganz auszurotten streben. Ein Ziegel, der vom Dach herabfällt, kann einen Menschen erschlagen; im Krieg und im Frieden, daheim wie zur See, sind wir jede Stunde jedweden Tages in Gefahr, unser Leben zu verlieren. Und das Alter kommt, das die Freude am Dasein mindert. Und tausend innere Schäden gibt es, die den Menschen zu Grunde richten. Ihnen wehrt keine Kunst. „Das Leben," sagt Buddha, „gleicht einem Funken, der durch das Reiben des Holzes entsteht, Niemand weiß woher er kam, Niemand, wohin er schwand im Erlöschen." Ich werde niemals dies Erlöschen verhindern können. Vielleicht wäre das nicht einmal zu wünschen. Aber, daß der Funke leuchte, so lang in ihm Licht ist, das will ich erreichen, das kann und muß ich. Und wenn mir nur die Zeit bleibt, zu forschen. . . ."

„Zeit? Höre, Heinz," unterbrach ihn Felix, „Du bist sonst doch der Mann, der die Zeit beherrscht. Dein Haupttalent wäre, dachte ich, daß Du Dir freie Stunden schaffst, wo Andere sich einmal ausruhen müssen. Oder willst Du vielleicht künftig, wenn die Hochschule officiell gegründet sein wird, Deine Forscherarbeit an den Nagel hängen?"

„Gewiß nicht. Es handelt sich auch nicht um ein paar freie Stunden. Die Länge des Lebens ist es, die ich brauche und nicht zu erzwingen weiß. Muß ich in den sechziger Jahren schon sterben, wie mehrere Männer in unserer Familie" . . .

„Schon? aber Alter, bis zu den Sechzigen haben wir zwei doch noch ziemlich viel Zeit."

„Muß ich mit sechzig Jahren schon sterben," fuhr Heinz unbeirrt fort, „so kann ich meinen Forschungsplan nicht ganz ausgeführt haben. Die meisten Männer, die viel erreichten, sind sehr alt geworden: hätten sie vor ihrem siebzigsten Jahre geendet, was wären sie dann? Sicher nicht das, was sie jetzt

uns bedeuten. Der alte Kaiser wäre König von Preußen gewesen, ein braver Regent, und Moltke ein tüchtiger Officier, wie wir in Deutschland noch viele haben, von seinen Kameraden geachtet, dem großen Publicum kaum bekannt. So aber lebten sie bis ans Ende und leisteten Großes noch nach jenen Tagen, die dem Thun der Kleinen ein Ziel setzen. Darum, wenn ich die Zeit nur habe — ich strebe auch für mich selbst, indem ich mich mühe und versuche, allen Menschen ihr Leben zu sichern — ich will schon fleißig sein und es zwingen, was meine Pflicht zu finden ist."

„Ein sonderbares Menschenkind," sagte Felix zu mir und streckte sich wieder in seinem Bett aus, als sein Bruder gegangen war; „eigentlich möchte er noch immer gern fliegen. Aber das Sonderbarste ist — er benimmt sich für gewöhnlich so ruhig und vernünftig, so wie alle anderen Leute, daß man darüber ganz vergißt, was in ihm steckt."

Felix hat recht. Auch ich kann es zu Zeiten vergessen, daß er noch mehr ist, als mein vielgeliebter Sohn. Und nur manchmal, wenn er wie heute aus den Alltäglichkeiten herausgeht, von sich und seinem Wollen redet, dann überkommt es mich plötzlich mit Macht, was er leistet, was er erreicht hat.

Ich glaube das ist eben Größe, so einfach zu sein, so natürlich, fast kindlich, nie an sich zu denken, noch an den Eindruck, den man macht und das Höchste als selbstverständlich, das ganz Außerordentliche ruhig zu thun, als gegebene Pflicht.

Es sind wieder Fremde da. Heinz brachte sie zu mir: ein paar Russen, ein Franzose und ein Nordamerikaner, Doctor Ford. Letzterer sah mir mehr danach aus, als ob er eines Arztes bedürfe, denn als ob er selber studieren wolle. Ein fataler Mensch. Erzählt mir gleich bei der ersten Visite, wie reich er sei und wie überreich sein Wissen. Ich war nahe daran, ihm irgend eine Antwort zu geben, die ihn in seine Schranken verwiesen hätte, wäre nicht die ganze Zeit, während er da war, mir Heinz so seltsam, so unruhig erschienen, daß ich nichts Anderes denken konnte.

Ich hielt ihn zurück, als die Herren gingen: „Was ist Dir? Hast Du wohl befürchtet, daß ich mich zu einer allzu scharfen Entgegnung gegen den prahlenden Amerikaner hinreißen ließe? Oder was habe ich sonst gethan, das Dir nicht recht war?"

„Du!" der große Mensch umfaßte mich mit einer Heftigkeit, wie als Knabe, „Du solltest Etwas gethan haben, was mir nicht recht schien? Nein, ganz so gott- und vernunftverlassen bin ich noch nicht. Aber, aber," — ein tiefer Seufzer — „wenn ich nur ebenso sicher wäre, daß, was ich thue, Dir nicht mißfällt." — Damit ließ er mich stehen und ging so schnell, daß mir nicht Zeit blieb, ihn zu fragen, was er gemeint habe.

Oft muß ich denken, wie traurig es ist, daß ich wie so viele Menschen in unseren Tagen, den alten Glauben verloren habe. Wie gerne brächte ich dem Himmel meine Gebete und Gaben dar, mir der Meinen Glück zu sichern. Aber die blaue Wölbung da oben haben die Physiker und Astronomen mir so gründ-

lich erklärt, daß für eine göttliche Weltregierung kaum mehr freier Platz bleibt. Und obwohl ich durch den Vater von Jugend auf gelehrt worden bin, mich allein auf mich selbst zu stellen, ist mir, ich weiß nicht woher, im Herzen ein tieferes Sehnen geblieben, ein Bedürfniß, als ob ich meine Hände falten müßte: Dank, Dank, Ihr Mächte, daß Ihr mir so viel, so Großes gewährtet! Ich bin dankbar, daß ich einen ernsten Gatten habe, der mich klüger machte und besser. Ich bin dankbar für meine Söhne, für Heinzens Erfolge, fast dankbar selbst dafür, daß Felix schwächer ist, daß er oft meiner bedarf, daß er nie aufhören wird, hier im Hause mein Kind zu sein. Und dankbar bin ich Dir, mein alter weiser Vater, Dir, meine Mutter, daß Ihr lebt, daß ich Euch besitze, daß Ihr als eine gute Mauer vor dem Alter mich schützt. Ich kann mit meinen Sorgen zu Euch kommen, bin nicht nur Hausfrau, Respectsperson, Mutter, bin Eure Tochter, fühle mich als Kind Euch gegenüber, verantwortungslos und vertrauend.

Nun ja, als kindlich gehorsame Tochter muß ich heute wohl berichten, daß ich einmal wieder Etwas angerichtet habe. Der Doctor Ford — ich schrieb Euch von ihm schon, — besuchte mich vor einer Stunde, und ich und ich . . . Er sprach von der Stellung, die Heinz sich gemacht. Und dann von sich selbst. Daheim, so sagte der amerikanische Doctor, sei auch sein Name weit verbreitet, aber man wisse dort von ihm mehr, daß er ein Millionär, als daß er Forscher sei. Viel leichter falle es gar oft einem Unbekannten, in der Wissenschaft berühmt zu werden, als dem besten, tiefsten Denker, wenn er schon anderweit genannt werde. Was ihn außerdem gehindert, früh und energisch in seinem Berufe sich geltend zu machen, das sei seine Mutter gewesen. Wie so viele Frauen, nur immer an das Nächste denkend, stets um seine Gesundheit besorgt und um das Vermögen und ihre Launen, habe sie seine ganze Jugend hindurch ihn eingeengt, viel zu früh ihn zur Ehe gezwungen und am Gängelband fest gehalten.

Das erzählt dieser Unmensch mir! —

Da brach ich heraus mit meiner Meinung. Und wenn ich einmal mich vergesse und spreche, wie es mir ums Herz ist, das trifft, das schlägt. Die Kinder haben früher gesagt, an mir sei ein Kanzelredner verloren. Wenn es gilt, strömen mir die Worte förmlich zu, und harte und verwundend scharfe. Der Mann schien wie betäubt. Wahrscheinlich hat in seinem ganzen Leben ihm noch Niemand so die Wahrheit gesagt. Es ist doch auch wohl etwas Gutes in ihm. Denn er verbeugte sich steif wie er ist: „Vielleicht haben Sie recht, vielleicht hätte ich auch mit dieser Mutter mehr erreicht, wäre noch mehr in mir gewesen. Aber," fügte er hinzu, den guten Eindruck rasch wieder verwischend, „ich beharre trotzdem auf meiner Ansicht, daß die meisten Frauen uns Männer nur hindern, und daß einzig Der etwas leisten kann, der es versteht, sich von ihrem Einfluß frei zu erhalten. Sie brauchen mich gar nicht aus Ihren schönen, blauen Augen so vernichtend anzuschauen, Sie zählen nicht unter diese Gattung, Sie sind eine Ausnahme. Das fühlte ich gleich."

Der arme Mensch! Er ist krank. Ich habe Reue, daß ich zu scharf war. Wie ich seine Frau bedauere! Er erwartet sie dieser Tage, wie er mir sagte, da er sie drüben nur zurückließ, das Hauswesen zu ordnen, ein Proceß, den seine

Nerven nicht vertragen. Ich will versuchen, ihr hier zu nützen. Vielleicht mache ich an der Frau wieder gut, was ich an ihm gesündigt habe.

Und nun verstehst Du auch wohl den Eingang dieses Briefes. Jenes Gefühl zum Himmel aufsteigender Dankbarkeit, es überkam mich, als ich meiner Söhne gedachte. Wenn ich einmal todt bin, Heinz und Felix werden so nicht von mir reden. Weißt Du, ich fürchte mich nicht vor dem Sterben. Nur daß es nachher kein Guckloch geben soll, durch welches man noch einmal zu den Seinen hereinschauen könnte, sehen wie sie leben, wie sie an uns denken, nur das ist arg. — Uebrigens ist's genug für heute. Ob Du mich wohl auszankst, alte Mutter? Thu' es nur, ich gebe Dir plein pouvoir. Und sage, — muß ich denn Hermann und Heinz meine Unthaten eingestehen? muß ich? und Beiden? es fällt mir schwer.

Frau Emma kam nicht dazu, diese Beichte abzulegen. An demselben Abend, an welchem sie obigen Brief geschrieben, erhielt sie ein Telegramm ihrer Mutter, daß der Professor im Dunkeln auf der Treppe gefallen sei, und einen Kniebruch erlitten habe. Sie reiste sofort mit Felix zu ihm. Heinz, den draußen in seiner Wohnung beim Krankenhause die Botschaft nicht rechtzeitig erreichte, konnte ihnen erst später folgen. Er fand den alten Herrn schon verpflegt, das Bein geschient, in bester Behandlung, seine Großmutter über den Zustand fast beruhigt, aufgeregter, wie es alte Leute sind, über den plötzlichen Einbruch so vieler Gäste in ihr stilles Heim. Da Heinz zudem nur schwer aus einer begonnenen Arbeit sich herausgerissen hatte, nahm er am nächsten Morgen schon Abschied und kehrte nach Hause mit dem Versprechen, wiederzukommen, sobald man seiner bedürfen werde. Nun, man bedurfte seiner nicht. Der greise Professor besaß eine wunderbar kräftige Natur, die Heilung verlief rasch und glücklich, er konnte sich auf den Rath seiner Aerzte noch im selben Sommer in die Schweiz zur Erholung begeben. Tochter und Enkel begleiteten ihn. Auch Rath Kirchner kam zu den Ferien. Doctor Heinz aber, dessen Kommen man erhofft, ließ sich durch den Vater entschuldigen. Frau Emma wußte es zwar längst, daß Erholungsreisen nicht in sein Lebensprogramm gehörten, daß er der Ruhe nicht zu bedürfen behauptete und sich immer am wohlsten fühlte, wenn er recht mitten in einer schwierigen, ernsten Untersuchung steckte. Aber sie hatte doch darauf gerechnet, er würde diesesmal, ihr zu Liebe, seinen Eifer auf eine kurze Zeit unterbrechen. Zumal da ihr seine Briefe gar so wenig über ihn sagten. Er berichtete, was am Krankenhause sich zutrug, welche Fortschritte seine Bemühungen um die officielle Anerkennung und Dotirung der allmälig entstehenden Universität gemacht. Darunter stand dann: „Mir geht es gut, ich bin ganz wohl," oder sonst ein kurzer Satz, der ihr ein Gefühl von Mangel erweckte. Er hatte von jeher nur Thatsachen geschrieben. Sie hätte das längst gewohnt sein sollen. Und es würde sie auch wohl kaum jetzt so kühl, so seltsam fremd berührt haben, hätte sie nicht in ihrem Herzen immer noch jenen Seufzer gehört, mit dem er kurz vor ihrer Reise leise gesprochen: „Wenn nur mein Thun nicht Dir mißfällt!"

Als der Rath allein ankam, hoffte sie, von ihm mehr zu hören. Aber das Talent der Menschenbeobachtung war dem vielbeschäftigten Juristen nicht gegeben.

Heinz ist ganz wohl; — das war Alles, was sie von ihm erfahren konnte. Und das genügte ihr eben nicht mehr.

„Weißt Du," sagte Felix zu ihr, — es war auf dem Rigi im Angesicht der drunten, über dem See sich ballenden Wolken — „weißt Du, Mutter, es ist doch schade, daß wir Heinz nicht bei uns haben. Ich meine, immer nur allgemeine Menschenliebe und nur Bacillen werden selbst ihm nicht auf immer genügen. Da fürchte ich manchmal, ob nicht gerade er, der so vortrefflich und tugendsam ist, eines Tages in einen unerwarteten, recht herzlich dummen Streich ausbrechen könnte. Und danach würde ihm eine Reise, ein Anblick wie dieser heute hier, gut thun."

Frau Emma erschrak. Sie hatte volles Zutrauen zu Heinz. Sie kannte seinen leicht verletzlichen Stolz, die angeborenen ästhetischen Neigungen, die einen Mann besser als alle Moralgesetze vor einem Hinabsteigen bewahren. Aber er war jung und allein. Und jener Seufzer . . . Felix hatte, ohne denselben gehört zu haben, in seiner intuitiven Weise ihren Befürchtungen Worte gegeben.

An dem Abend versuchte sie es noch einmal, den Rath auszufragen, zu horchen, ob er denn wirklich gar nichts wisse von seines Sohnes Thun und Umgang.

„Nun ja," klang die Antwort, „ich sah ihn öfter, meist eilig, zu Pferd. Er kam an die Bahn mit Doctor Ford. Der ist überhaupt unzertrennlich von ihm. Und auch die Frau."

„Die Frau! seit wann ist sie dort? wie sieht sie aus? hast Du sie kennen gelernt?"

„Natürlich. Ja, weißt Du es denn nicht? Ich vergaß es zu erwähnen, weil ich dachte, Heinz selbst müsse es Dir geschrieben haben. Die kleine Frau ist das blasse Mädchen, das wir einmal sahen, Du hast's wohl vergessen, vor sechs oder sieben Jahren, auf der Reise von den Eltern nach Hause, die damals den Zug zum Stehen brachte, weil ein Kind krank ward. — Entsinnst Du Dich nicht?"

„Die!" sagte Frau Emma.

Sie hatte sich auf den Stuhl am Bett sinken lassen. In dem kleinen Hôtelzimmerchen gab das einzige Licht nicht viel Helle. Der Rath war mit dem Einpacken seiner Sachen beschäftigt, das er immer allein, mit allerpeinlichster Ordnung besorgte. Er ging hin und her, suchte Stiefeln zusammen und Wäsche. „Was man Alles zu thun hat, für seine eigene, geheiligte Person," sagte er, „und wie viel unbequeme Habseligkeiten wir modern verwöhnten Menschen mit uns schleppen, von Ort zu Ort. Ich werde doch froh sein, wenn ich wieder nach Hause komme, wo jedes Ding seinen festen Platz hat. Wahrlich, unser Heinz ist stets der Klügste. Er schickt uns Anderen in die Berge zur Erholung. Aber sich selber erwählt er das Beste. Und das ist: daheim zu bleiben!"

„Die!" sprach Frau Emma und starrte vor sich hin durch das Dunkel in das flackernde Licht.

„Du sagtest Etwas? Nein? Meine Liebe, ich denke meine Arbeit mit dem Koffer wäre so ziemlich abgethan. Wann wirst Du denn mit der Deinen beginnen?"

Liebe Mutter, schrieb Frau Emma nach ihrer Heimkehr um acht Tage später, Du mußt mir verzeihen, wenn ich in dieser letzten Woche Dir recht

theilnahmlos schien. Seit dem Abend auf dem Rigi ging ich umher wie unter einem bösen Alpdruck. Du hast es mir ja abgefragt, mich gescholten ob meiner Sorgen, mit klugen Worten gesucht, sie mir wieder auszureden. Aber Du hattest doch nicht recht. Ich wußte es ja, es ist so, wie ich befürchtet hatte. Nur doch ganz anders. Mit dem ersten Blick in Heinzens Gesicht, vom Coupéfenster aus, — er stand auf dem Perron uns erwartend, — da wußte ich, daß ich mich nicht täuschte. Dann, als er mir die Hände hinstreckte und als er mich küßte, so wie immer, ward ich fast schwankend. Kann man sich so ruhig, so sorglos benehmen, wenn man liebt, wo man nicht sollte? Ich kenne mein Kind doch. Sanft zu entsagen ist nicht seine Sache. Und es war auch nichts von Sanftmuth, nichts von Ergebung in seiner Haltung. Er blickte siegessicher wie immer. Wenn er an ein Krankenbett tritt, wenn er seinen Schülern Vorträge hält, wenn er in öffentlicher Versammlung Laien seine Absichten erklärt, stets fühlt man, daß er die Menschen lenkt und beherrscht nach seinem Willen. So denkt er es sicher auch hier zu thun. Aber hier, — das mußte ich mir sagen, sind es Thatsachen, die ihm unverrückbar entgegenstehen, die kein Wollen zu ändern vermag.

Er begleitete uns nach Hause, er war wortkarg und doch wohlthuend herzlich, ganz wie wir es bei ihm gewohnt sind. Felix brachte ihn noch durch den Garten. Ich wollte ihn fragen, was sie mit einander geredet hätten. Doch Felix auch schien so seelenruhig, daß ich mich geschämt haben würde, meinen Verdacht ihm einzuflößen. Am nächsten Tage kamen viele Besuche, man wollte von unserer Reise hören, von dem Vater, von Dir. Und dann dazwischen fragte eine der Schwägerinnen: „Was sagt Ihr denn zu der Mrs. Ford, die jetzt, wie man mir erzählte, mitten unter allen Studenten bei Eurem Heinz Collegien hört?"

Ich murmelte etwas, ich wisse von nichts, habe Heinz noch kaum gesprochen . . .

„Nun ja, das begreift sich. Aber ergründen möchte ich doch, ob Dein berühmter, exemplarischer Sohn, an der kleinen Dame wirklich nur, wie ihr Mann aller Welt erzählt, ein wissenschaftliches Interesse nimmt, oder . . . Dir würde er das wohl kaum gestehen. Aber sie sehen beide aus, daß ich, als Mutter, mich um sie beunruhigen würde. Die Frau ist sehr schön. Nun, Du wirst sie ja kennen lernen."

Indem sie noch sprach, kam Heinz herein. Ich weiß nicht, ob ein veränderter Tonfall in ihrer Stimme, ein Stocken im Gespräch, ihm verrieth, daß sie soeben von ihm geredet. Ich sah nur deutlich, daß er es wußte.

Als er sie zur Thüre begleitet hatte, kehrte er zurück und stand vor mir: „Nun, was hat Dir Tante Louise von uns erzählt?"

„Von — uns?"

„Ja, von uns. Ich habe das Wort noch nicht ausgesprochen, das uns verbindet, habe mich gezwungen zu schweigen, bis Du hier wärest, um sie zu schützen. Denn sie wird des Schutzes bedürfen. Nicht nur gegen die Welt, die wie Tante Louise, lieber Uebles denkt als Gutes. Mehr gegen sich selbst."

„Was heißt das? ich verstehe Dich nicht, was hast Du vor, Heinz? Du wirst doch nicht eine bisher ehrbare Frau ihrem Manne entführen wollen?"

„Ich will sie zu meiner Frau mir nehmen, wie es mein Recht ist, wie ich es muß. Mutter, ich habe nie den Ruhm besonderer Tugendhaftigkeit für mich

beansprucht. Laß mich ganz offen sein mit Dir. Von dem Tage an, da Dr. Ford zum ersten Male mir von seiner Frau sprach, habe ich gewußt, was nun folgen würde. Wie ich es wußte? Ich selbst kann's kaum sagen. Irgend ein Ausdruck, ein Ton von ihm, muß in mir den Gedanken an sie hervorgerufen haben. Wie ich überhaupt in den sieben Jahren, — nicht wahr, Du fühltest das? an sie dachte, bei Jedem, bei Allem. Dann, als er einmal mir erzählte, sie habe, bald nach einer Reise durch Deutschland, sich wie so viele Amerikanerinnen auch auf die Medicin verlegt und studiere mit einem Ernste, den er einem Weibe kaum zugetraut hätte, da befestigte sich in mir die Ueberzeugung. Ich fragte ihn nie nach ihr, ließ ihn nur reden. Aber was er auch sagen mochte, ich sah immer, ich konnte nicht anders, das blasse Gesicht von damals vor mir, mit dem Entsagungszug um die Lippen. — Und dann kam sie her, und er führte mich zu ihr. Ob sie mich zu sehen erwartet hatte, so fest wie ich sie? Ob sie gehorcht hatte, so wie ich, nach Kunde von dem Unbekannten? Sie sprach kein Wort, das mir es verrieth."

„Mein Sohn," begann ich, — es fiel mir schwer, wie noch nie etwas, was ich ihm zu sagen hatte, ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Aber ich meinte, es sei meine Pflicht. — „Mein Sohn Heinz, diese Mrs. Ford, — sie mag klug und gelehrt sein, und schön ist sie auch, aber sie ist eines anderen Mannes Frau. Und wenn sie Dich an sich herankommen läßt, und wenn sie mit Dir studiert, wie ich höre, und wenn sie in Dir das, was sie doch, wie Du selber damals meintest, schon vor Jahren ahnen konnte, jetzt nicht mit Entschiedenheit zurückweist, dann ist sie . . ."

Ich war so weit gekommen in meiner mühsamen Rede. Mutter, ich hielt es für recht. Ich suchte das Wort, das sie brandmarken sollte und ihn nicht verletzen. Es hätte doch wohl hart geklungen, weil ich hart fühlte. Aber ich kam nicht dazu, es zu sagen. Denn mein Sohn, der von mir fort, mit finsterer Miene durch das Zimmer geschritten war, als ob er mich nicht hören wolle, kam plötzlich zurück. Ehe ich es hindern konnte, hatte er mich in den Arm genommen, mir seine Hand auf den Mund gedrückt. — „Sprich nicht weiter. Arme Mama, wie Du ihr das abbitten wirst! Wie Du sie verziehen wirst und hegen als Dein Kind, wenn Du sie erst kennst, Dein bestes Kind."

„Du liebst sie sehr," sagte ich.

„Wolltest Du, es wäre anders? Wolltest Du, daß ich im Stande wäre, mit einer Frau eine Liebelei anzuspinnen, für heute und morgen, die dann verweht? Nein, ich liebe sie so, daß ich ihr und mein Leben für werthlos halte, wenn wir's nicht gemeinsam verbringen können. Ich liebe sie so, daß ich sie haben will und muß, was auch dawider ist. Ich habe mir das Herz frei gehalten von kleinen Passionen, — nicht aus besonderer Prüderie und auch nicht aus Kälte. Sondern nur einfach, weil ich halb unbewußt auf die eine wahre und echte Leidenschaft gewartet habe, die es mir ganz ausfüllen sollte. Nun ist sie da."

Er saß vor mir, an dem alten Fensterplatz, die Ellenbogen auf mein Nähtischchen gestützt, das Gesicht in den offenen Händen. Und er setzte mir auseinander, wie er eine Scheidung herbeiführen werde, die in Amerika sehr leicht sei,

wie er glaube, den Doctor Ford zu einer solchen ohne Schwierigkeit bringen zu können, wenn er ihm vorschlage, das ganze Vermögen seiner Frau ihm zu belassen. Auch die betreffenden Gesetze beider Länder hatte er schon durchstudiert. Ich hörte ihn an und zweifelte nicht, daß er Alles so ausführen könne. Das heißt, — wenn sie will?

Er sah mich erschreckend an bei der Frage. „Sie wird wollen, was ich will," sagte er. Und dann, zagender: „Nicht wahr, Mutter, nicht wahr, eine Frau, die liebt, läßt sich beeinflussen von dem Manne? . . ."

Ich habe ihm keine Antwort gegeben. Ich kenne sie nicht. Glücklich in meinem ruhigen Leben, habe ich mich nie in einer Lage befunden, wo mein Herz und meine Pflicht mit einander in Widerspruch waren. Und er urtheilt wohl richtig, den Doctor Ford wird ihr Verlust nicht sonderlich schmerzen. Während er, mein Sohn Heinz, dem bisher niemals Etwas mißglückte, so leidenschaftlich, wie er jetzt liebt, auch leidenschaftlich leiden würde, wenn sie seinen Wünschen nicht folgte.

Erst als er fort war, habe ich es mir klar gemacht: wenn sie ist, wie er sie schildert, wie sie sein muß, damit er sie lieben konnte, das heißt, nicht nur eine bezaubernde Schönheit, sondern ein ganzer, ehrlicher Mensch mit Herz und Gedanken und ihn liebend und seiner würdig — dann thut sie es nicht.

Wenigstens so denke ich. Vielleicht irre ich mich. Vielleicht empfindet eine Amerikanerin, anders erzogen, anders gewöhnt, nicht eben wie ich. Möglich, daß ihr das Urtheil der Welt gleichgültig erscheint. Aber doch, wenn ich mir sie vorstelle . . . Sie könnte sich von dem, den sie liebt, wohl zum Sterben bereden lassen, vielleicht auch dazu, ihrem Manne davonzulaufen und versteckt in irgend einem Erdenwinkel glücklich zu sein. Aber so, am lichten Tage, vor aller Welt, dem einen Gatten aufzusagen, Schönen Dank und Adieu — und dann dem Anderen ins Haus zu folgen . . .

Heinz ist ein Mann. Er sieht nur, was er will. Aber sie, wenn sie das kann . . . Mutter, meine Schwiegertochter muß sie wohl werden. Aber mein Kind, meine Freundin dann nicht.

Sie hat mir eine Visite gemacht. — Ich danke Dir für Deinen umgehend geschriebenen Brief, meine gute Mutter. Aber beantworten werde ich ihn heute nicht. Alle Deine Rathschläge will ich beherzigen, wie ich es vermag. Zu theoretisiren, festzusetzen, wie ich richtig handeln sollte, dazu bin ich jetzt nicht fähig. Die Krisis ist da, wir müssen sie zu überwinden suchen, wie wir es können nach unseren verschiedenen Naturen. Daß ich Dir so offen schreibe, ist mir ein Aufathmen, ein Ventil. Meinem Mann darf ich nicht Alles sagen. Der alte Riß zwischen ihm und Heinz, der lange vernarbt war, würde wieder aufbrechen. Hermann ist ein Mann des Rechtes, der strengen Gesetze. Ich weiß nur zu gut, wie er den Sohn verurtheilen würde. Und Felix, der sonst mein Vertrauter zu sein pflegt, hierin wird er, das weiß ich gleichfalls, ganz auf seines Bruders Seite stehen. Während ich . . .

Also sie brachten sie gestern zu mir, ihr Gatte und Heinz. Der Amerikaner redete nach seiner Weise, viel zu viel. Ich sah mir derweilen seine Frau an.

Sie scheint ein weniges noch gewachsen in den sieben Jahren. Das Gesicht hat seine Kindlichkeit und Rundung kaum verloren, blaß war sie schon damals. Und auch damals machte sie mich an Bilder denken. Heute stellte ich sie mir vor als Eva, der man die Paradiesespforten eben geschlossen. Es war ein Ausdruck von Erschrecken in ihren Augen, von Schmerz, den sie nicht früher geahnt. Und dabei saß sie vor mir in einer modernen Straßentoilette, so nett und knapp und zierlich schlank, daß man unter aller gewollten Einfachheit die Eleganz und den Reichthum errieth. Und sie sprach von den medicinischen Collegien, die sie mit ihrem Manne hier gehört. Nur ohne seine Begeisterung und ohne seine Schmeicheleien. Sie sah Heinz nicht ein einzig Mal an. Aber doch wußte ich, daß sie jedes Wort, jeden Ton seiner Stimme in sich aufnahm, daß sie ihn liebt, so wie er sie. — Ich hatte mir vorgenommen, durch meine Kälte ihr zu verstehen zu geben, wie ich denke. Ihr Gatte aber stand daneben. Und auf der anderen Seite mein Sohn. — Ich stimmte in den Gesellschaftston ein, sprach von Concerten, vom Theater und gab ihr zum Abschied meine Hand hin, als sie mir die ihre reichte.

Und nun, was nun weiter geschehen soll? was jene thun und was ich thun werde? Wer kann das sagen? wer weiß das voraus?

„Ist Frau Rath zu sprechen?" Die alte Grethe streckte mit der Frage ihren Kopf zur Thür herein.

Frau Emma hob das Gesicht von dem Brief: „Zu sprechen? Was fragst Du? Du weißt es doch, daß ich, so lange ich im Hause bin, mich von Jedem sprechen lasse. Ist's wohl eine Arme?"

„Nein, ganz und gar nicht." Die Grethe kam näher. „Es ist die kleine fremde Dame, die gestern hier war," sagte sie flüsternd. „Frau Ford heißt sie, denke ich, vom jungen Herrn Heinz eine gute Bekannte. Aber sie wollte um keinen Preis sich ungemeldet hereinführen lassen; ich mußte erst fragen, ob Frau Rath sie empfangen würde."

Frau Emma war die Feder, mit der sie ihrer Mutter geschrieben, auf das Blatt gefallen und hatte einen breiten Tintenstreifen quer über den letzten Satz gezogen.

„Führe sie herein," sagte sie.

Und Grethe machte der Fremden die Thüre weit auf.

Seit Tagen schon wiederholte Frau Emma sich die Worte, mit welchen sie der Amerikanerin ihre Ansicht sagen wollte. Alice Ford bewegte die Lippen zu irgend einer eingelernten Entschuldigungsformel, weil sie zu so später Stunde — draußen dämmerte der Herbsttag — zu stören gewagt. Aber es kamen nicht viele Silben hörbar heraus. Und von jener Verdammungsrede wurde kein Wort laut. Die mütterlich warmfühlende Frau sah das blasse junge Geschöpf mit den dunkelumränderten, thränenlosen, schweren Augen vor sich stehen.

„Armes Kind!"

Und dann lag das braune Köpfchen eine Secunde lang ihr am Halse, da wo ihre beiden Söhne als Kinder so oft ihre Zuflucht gefunden. Ehe sie aber es hindern konnte, war die junge Frau zu Boden geglitten und barg das Gesicht in Frau Emma's Schoß.

„Armes Kind!“ sagte sie noch einmal und berührte leise, streichelnd die weiche Wange, „Sie haben ihn lieb?“

Jene sah auf zu ihr: „O,“ sprach sie, „Sie zur Mutter zu besitzen, Ihnen das Herz ausschütten zu können, Ihnen zu folgen — das müßte, scheint mir, fast so gut sein, wie . . . Aber nein. Ich darf das Eine so wenig mir wünschen wie das Andere. Verzeihen Sie mir, daß ich mich so weit vergaß. Meine Mutter ist todt, seit vier Jahren. Seitdem war Niemand mehr mit mir liebreich und mütterlich. Deshalb ergriff es mich. Ich weine sonst nicht so leicht. Verzeihen Sie mir.“

„Zu verzeihen ist hierin wenig,“ versetzte Frau Emma, sich abkühlend und zusammenfassend, nach dem Beispiel, das jene ihr gab. „Ihre Thränen sind begreiflich, und mein Mitgefühl ist der beste Advocat, den Sie für sich anrufen konnten. Aber Sie waren hergekommen, mir Etwas zu sagen?“

Mrs. Ford hatte sich wieder aufgerafft. Sie strich ihr Haar glatt unter den kleinen Hut zurück und zog das schwarze Schleierchen über die kaum getrockneten Augen. Nur ihre Lippen zitterten, und die sonst so helle Stimme wollte nicht recht ihrem Willen gehorchen.

„Ja,“ sagte sie, „ihm kann ich's nicht schreiben. Und ich fürchte, wenn ich es ihm zu sagen versuchte, ins Angesicht, ich fürchte, dann zwänge er mich, meine Worte zu widerrufen, ihm zu gehorchen, zu thun, was ich nicht will. Darum dachte ich, Sie, seine Mutter . . . Nachdem Sie mich in Ihre Arme genommen haben, wollen Sie auch die zweite Wohlthat noch an mir üben, ihm meinen Abschied auszurichten?“

„Ich will's,“ sprach Frau Emma und streckte der Andern dankend die Hand hin.

„O, danken Sie mir nicht. Ich thu's nicht für Sie. Und auch nicht einmal seinetwegen, obwohl ich glaube, daß er, weltverachtend, wie er es ist, dennoch mit einer armen geschiedenen Frau nie so recht frei mehr athmen könnte. Er hat mir gesagt, daß er unglücklich würde ohne mich. Und noch mehr. Er sagt, daß er mich hassen wolle, vergessen, verachten, wenn ich darauf bestünde, seinem Willen zuwiderzuhandeln. Trotz dieser Drohung muß ich es thun. — Meine arme Mutter hat mich wohl nicht sehr gut erzogen. Sie lehrte mich nie, daß es in der Welt so etwas wie Liebe geben könne. Auch ich hatte nie daran gedacht, wenigstens für mich nicht. Als ich hierher fuhr, hoffte ich nur immer, der berühmte Doctor Kirchner werde derselbe sein, der mich damals in der Bahn so deutlich hatte fühlen lassen, was ein Arzt, ein Freund uns sein kann. In Gedanken an ihn hatte ich selbst zu studieren begonnen. Es müsse, meinte ich, ein rechtes Glück sein, ihn wieder zu sehen, ihn täglich zu hören. Weiter? weiter dachte ich nicht. Aber als ich ihn dann sah, wirklich ihn selbst, den ich erwartet, als er mich ansah, da — Seitdem weiß ich erst, was jenes Jahre lange Sehnen bedeutet hat. Doch nun, seit gestern . . . Das hat meine arme, schwache Mutter mich doch gelehrt — oder das Leben, ich kann kaum sagen, wer von beiden —, daß man eine übernommene Pflicht erfüllen muß, daß auf Pflichtlosigkeit Reue folgt. Und auch, daß Reue das bitterste Leid ist, tiefer schneidend, unheilbarer als alle anderen Schmerzen. — Sterbend hat mir meines Mannes

Mutter den Sohn, der ihr Alles und Abgott war, ans Herz gelegt. Sie sorgte nur um seine Gesundheit, sein Behagen, für das sollte ich wachen. Daß seine Ehre jemals in Gefahr sein könne, war ein Gedanke, der ihr nicht kam. Und er soll auch mir nicht nahen. Ich bin seine Frau — for better, for worse — wie's in unserer Trauformel heißt. Wir haben das Bessere durch Jahre nebeneinander getragen. Wenn nun das Schlechtere kommt, das Harte, das Unerträgliche — ich müßte ja mich feige nennen und selber verachten, wenn ich mich gleich von ihm fortflüchten wollte. Ich ward auf diesen Posten gestellt. Ein Soldat und eine Frau — sie beide sind ehrlos, wenn sie ihn lassen. Und darum" — sie sah zu Frau Emma auf, die schweigend saß, mit traurigen Augen ihre Worte anhörend —, „darum sagen Sie Ihrem Sohne nichts, oder alles Dies, wie Sie wollen. Ich grüße ihn nicht, ich hinterlasse ihm keine Versprechungen oder Gelübde. Wenn ich morgen fort bin, mag er mich hassen — wenn er es kann. Ich will eher leben mit diesem Hasse, als mit meiner eigenen Verachtung und — mit der Ihren. — Leben Sie wohl." —

Es ist geschehen — Frau Emma endigte so ihren Brief, den der Besuch unterbrochen hatte —, ich wußte vorher nicht, was kommen könnte. Nun ist's gekommen und ist auch vorbei. Und ich habe nichts gethan, nicht einmal meine Hand ausgestreckt, um die Arme zu retten, die von mir ging, als ob sie in den Tod gehen müsse. Ich habe nie gedacht, daß alle meine Lebensgeister so von einem fremden Menschen unterjocht werden könnten, wie in einer kurzen halben Stunde ein junges Ding, dem ich zuvor so wenig geneigt war, mich zum Hören, Schweigen, Verstehen und Bewundern zwang. Ich mag Dir die Unterredung nicht schreiben: Ich werde sie meinem Sohn schildern müssen — das wird schwer genug sein. Nur so viel: wenn ich jemals eine Schwiegertochter lieb haben könnte, so hätte es nur eben diese sein dürfen, die kleine Heldin mit dem stillen entschlossenen Wesen und dem Kindergesicht. Und die wird's nun niemals.

Wie es uns Allen wirklich geht, willst Du wissen, alte Mutter? Nun, äußerlich nicht viel anders als früher, vor Jahr und Tag. Sie sagen, Heinz habe in der letzten Zeit Kuren gemacht, die ans Wunderbare grenzen. Er ist sehr beschäftigt mit den Plänen für große Krankenbaracken. Man spricht davon, daß gleichzeitig, falls die Gelder reichen, auch ein anatomischer Hörsaal errichtet werden soll. Die Architekten sind ihm dankbar, weil er ihnen neue Aufgaben bietet und gleichzeitig Anregung und Skizzen, um dieselben in origineller neuer Weise lösen zu können. Dankschreiben, Ehrenbezeugungen, Orden regnen herab auf ihn. Er arbeitet von früh bis spät und, wie mein Mann behauptet, mit voller unverminderter Freude an seiner Arbeit. Ich — ich kann es Dir nicht sagen, was ich von ihm denke. Wenn ich ihn sehe, erscheint er auch mir fast unverändert. Und ich muß mich fragen: ist das wirklich derselbe Mensch, dem ich damals — es ist noch nicht viel mehr als ein Jahr her — die böse Nachricht bringen mußte, daß die Frau, die er liebte, ihm entflohen? — Ich schrieb Dir nicht von der bitteren Stunde. Wie er aussah, das vergesse ich nicht. Es war, als sei jeder Hauch von Frohsinn aus seinem bis dahin noch immer jungen Ge-

sicht gewichen. Und er kämpfte dagegen. Und er richtete sich empor: „Sie wird doch mein!“

Nein, laß mich des Tages nicht länger gedenken.

Die fremden Leute fragen mich oft, was aus der Mrs. Ford geworden, die im Herbst so plötzlich ohne Grund abreiste, ob ich denn nie mehr von ihr gehört? Der Mann ist damals, über die unbegreifliche Laune seiner Frau zürnend, noch ein paar Wochen lang hier geblieben. Er kam zum Abschied noch einmal zu mir und schalt auf Heinz, der ihm für sein Befinden alle mögliche Vorsicht empfohlen hatte. Als ob er nicht selbst genug Mediciner wäre, seinen Zustand beurtheilen zu können! Seit dem Tag sind der Doctor Ford und seine Frau für uns verschollen. Die beiden Menschen, welche den tiefsten, bleibendsten Einfluß auf unser ganzes Leben übten, sind wie ausgelöscht aus demselben. Ich weiß nichts von ihnen. Sie mögen noch leben oder längst todt sein, ich erfuhr nichts davon.

Ob Heinz auch nie mehr von ihnen hörte?

Manchmal möchte ich ihn das fragen.

Doch wenn er wirklich jene Enttäuschung verwinden könnte, wie Hermann oft meint, darf ich durch ein Wort ihn an Gewesenes gemahnen? Aber ich glaub's nicht, trotz seiner unveränderten Miene, seines zuversichtlichen Wesens. Hat er damals, da er sie doch kaum gekannt, durch sieben Jahre die Erinnerung fest gehalten, wie sollte er jetzt sie so schnell vergessen?

Heute hatte ich eine Unterredung mit Felix, die mir zu denken gab. Sie bezog sich auf Heinz und das, was ich Dir von ihm kürzlich sagte. Ich schreibe sie auf, weil ich auch Deine Ansicht, Mutter, wissen möchte. — Das Gespräch entstand aus einem anderen, über unsere Nichte Lili, Felix' einstige Jugendflamme, die im Begriff ist, sich zu verloben.

„Armer Junge,“ sagte ich, „Du hättest sie selber lieber genommen.“

Da lachte er: „Ich? Davon ist nie die Rede gewesen. Nein, wenn ich ein gesunder Mensch geblieben wäre, mit freiem Athem und vernünftiger Stimme, dann hätte ich vielleicht mir die Mädchen auch mit etwas anderen Augen betrachtet. So aber, weil die Idee einer Heirath mir doch als unausführbar erschien, ließ ich mir eine Jede gefallen. Und die lustigste war mir die liebste, und die mir am meisten entgegenkam, die habe auch ich am meisten bevorzugt. Ja, sonst, wenn das nicht gewesen wäre . . . — Aber denke nur Du nicht,“ fuhr der große Junge fort und streichelte mir zärtlich die Wange, da er sah, daß mir die Thränen in die Augen treten wollten, — „denke nur nicht, daß Du mich viel bemitleiden mußt. Ich fühle mich ganz wohl. Meine Heiterkeit, über die Du manchmal Dich wunderst, kostet mich keinerlei Anstrengung und ist auch nicht Maske, wie Du vielleicht denkst, sondern wirklich meine eigenste, wahre Natur. Siehst Du, das Leben ist im Grunde kein Plaisir. Das habe ich ziemlich früh erfahren. Daher kann ich es mit Grazie tragen, ja sogar noch ganz vergnüglich finden — so für den täglichen Hausgebrauch. Es gibt nämlich zweierlei Menschen: die einen, die das von Jugend auf lernten und die nun ruhig auf das Böseste gefaßt ihres Weges ziehen, sich freuen können über jede kleine Blume,

jeden bunten Stein, der den Weg, wie er nun einmal ist, verschönt. Zu diesen höchst vernünftigen Leuten gehöre ich. Und dann gibt es Andere, die schauen begierig hinaus, hinauf, und denken immer, die Straße führe zu eitel Wonnen, die sind dann empört über jede Krümmung in ihrem Pfad, der kleinste Stein des Anstoßes schreckt sie, sie verfallen in finstere Trübsal, und werden verbittert, weil die Sache so sehr anders aussieht, als sie sich dieselbe in ihren utopischen Jugendträumen vorgestellt."

Ich seufzte ein wenig. Denn zu dieser Sorte verblendeter Träumer, die von jedem Tage sich ein Königreich erwarten, gehörte ich einmal, vor langen Jahren, früher, viel früher.

„Ja," fuhr mein Sohn fort, ohne meinen Seufzer zu hören — denn daß so eine alte Mama auch an sich denken, auch ein Mensch für sich sein könne, das fällt dem Herrn Sohn nicht ein —; „ja," sagte er, „die zwei Kategorien genügen für die gemeine Menschheit. Nun gibt es aber noch eine dritte, seltenere Sorte. Wundersame Sonntagskinder gehen sie auf hohen Sohlen unberührt von Kleinlichkeiten ihre lichte Bahn dahin. Sie brauchen nicht durch Jugenderfahrung gewitzigt zu werden, um dies Dasein doch ganz erträglich zu finden. Denn weil sie ein Hinderniß niemals verspürten, halten sie auch die Reden Anderer von dem Schmerz, dem Leiden und der nothwendigen Entsagung für Ammenmärchen. Entsagen? wozu denn? Man muß nur wünschen und nur wollen, dann erreicht man sein Ziel. Die Glücksgöttin ist ein blindes Fräulein; wer einmal ihre Hand erhascht hat, den zieht sie nach und läßt ihn nicht wieder, wenn er es nur versteht, sie zu halten. Und kommt denn doch einmal auf ihrer glatten, sicheren Straße solchen Menschen etwas in den Weg, ein Dorngebüsch, ein Widerstand, den sie nicht ausreißen noch umwerfen können, nun, so schreiten sie eben weiter, doch gerade aus, darüber hin. — Und solch ein Glücksmensch ist mein Bruder."

„Du meinst?" fragte ich. „Verstehst Du unter dem Weiterschreiten, daß er den Widerstand vergißt oder — daß er ihn doch überwindet?"

„Wer kann das wissen? Ein Anderer würde unglücklich sein an seiner Stelle. Er aber hat keine Zeit dazu und kann's auch nicht. Er muß eben vorwärts. Entweder Frau Alice kehrt zurück und wirft sich ihm zu Füßen: Da bin ich! Oder — ja, ich kann mir das Oder so recht noch nicht ausdenken; aber das weiß ich, er wird nicht untergehen, er siegt über das Schicksal. Und eines Tages — der Stoffwechsel geht bei so großen Geistern anders vor sich, um vieles rascher als bei uns armen Sterblichen —, und eines Tages wirst Du's erleben daß er sich Glück geschaffen hat, ob dies, ob ein anderes — aber ein ganzes volles Lebensglück, so wie er es braucht."

Ob Felix recht hat? Ich weiß, er übersieht manchmal seinen ernsteren, älteren Bruder. Aber — er kennt ihn doch nicht ganz. Nur leider, leider, kenne ich ihn jetzt auch nicht mehr. Es ist wie eine Wand zwischen uns. Sonst riß ich diese Wand, die seine Verschlossenheit ihm aufbaut, nieder mit einer einzigen Frage. Er ist viel zu stolz, um nicht eine ehrliche Antwort zu geben. Vielleicht, wenn ich den Muth besäße, ihn zu fragen, vielleicht wäre ihm besser. Soll ich es thun?

Thu' es nicht. Warte es ab. Habe Zutrauen zu ihm. Laß ihn gehen und gewähren. Was willst Du denn? Doch nur Deine Neugier befriedigen. Ja, wenn davon etwas besser würde, daß Du erfährst, wie's in ihm steht . . . Aber da Du nichts helfen kannst, so laß ihn schweigen, bis er, in sich selber geklärt, zu reden verlangt. Bis dahin: Geduld!

Geduld! Es ist Dein Lieblingswort, alte Mutter. Geduld hast Du mich lehren wollen, als ich ein Kind war, brennend vor Ehrgeiz, vor Lebensdurst und es nicht begreifen konnte, daß man immer warten müsse, um zu wissen, zu besitzen, was es gibt in der reichen Welt. Gedulden sollte ich mich später, bis meine Knaben herangewachsen zeigen würden, was sie leisten könnten, geduldet, sie nicht treiben, nicht stacheln, sagtest Du. Ich bin Deinen Lehren gefolgt, wie ich's konnte, und alt geworden und ruhig und vernünftig. Aber das will mir doch nicht in den Sinn, heute noch nicht, so grau mein Haar ist, mich zu gedulden, bis ich meines Geliebtesten Schmerzen zufällig erfahre, ihn leiden lassen, sich zermartern in stummer Qual dicht neben mir und nicht zu wissen, wie's in ihm aussieht. Scheltet mich, ihr klugen Leute, meine Mutter, mein Mann, mein jüngerer Sohn. Ihr habt alle ganz recht, nach Eurer Weise und Euren Naturen. Aber ich, ich bin eben anders und habe mein Recht, muß sein, wie ich sein kann. Und so künde ich Dir den Gehorsam, Mutter, Dir und Hermann, der mich zu dem Gleichen bereden will. Ich kann nicht athmen mit diesem unausgesprochenen Etwas zwischen mir und meinem Kinde. Ich kann es nicht. Ich frage ihn doch.

Nein, gute Mutter, schrieb Frau Emma um ein paar Tage später auf einen zweiten mahnenden Brief der alten Professorin, nein, sei ruhig, ich frage ihn noch nicht. Es war unser gewohnter Empfangsabend gestern. Ein Prinz, der Medicin hier studiert, eine Deputation von Gelehrten und so weiter. Du kannst es Dir wohl so ungefähr denken. Früher, in den ersten Jahren, machten diese Zusammenkünfte berühmtester Namen in unserem einfachen Hause mir Freude. Aber jetzt — Heinz war fortgerufen worden, zu einem Kranken. Ich mußte also die Kosten der Unterhaltung tragen. Hermann und Felix waren mit den Künstlern beschäftigt, die wir eingeladen hatten. Es sollte ein kleines Concert beginnen, Stühle wurden im Saal aufgestellt. Natürlich mußte ich mich in die vorderste Reihe setzen, zwischen die Hoheit und den Geheimrath. So konnte ich die Thür nicht sehen, durch welche Heinz hereinkommen würde. Und es lag mir daran, sein Gesicht zu erblicken im ersten Moment. Mehr als an allen ehrlich gemeinten Lobsprüchen des alten Gelehrten, mehr als an den huldvollen Redensarten des jungen Fürstensohnes. Denn der Kranke, zu dem er gegangen — er läßt sich sonst nicht mehr darauf ein, Privatpersonen in ihren Häusern als behandelnder Arzt regelmäßig zu besuchen — dieser aber, ein einfacher Bursch, ist jener Knabe, den er einst, wie lang ist das her! nach dem Brand im Eisenbahnwagen heimgebracht und dann wochenlang in der Cur behalten hat, sein erster Patient. Und ich wollte und mußte es wissen, wie er aussehen würde, wenn er von ihm kam. Denn Fritz Gercke, so heißt der Junge, verband ihn mit ihr. Und wenn er traurig, kummervoll schien . . . . dann wollte ich ihn fragen, das nahm ich mir vor. Ich wollte endlich ins Klare kommen. Hier,

inmitten so vieler Menschen, würde er mir Stand halten müssen. Es war die letzte Gelegenheit, ihn eine Secunde allein zu sprechen. Für morgen lagen, das wußte ich, mehrere große Sitzungen vor. Und übermorgen verreist er schon wieder — ich weiß nicht wohin. Er wird jetzt so oft in die Fremde berufen, Krankenanstalten nach seinem System einzurichten. Ich erfuhr nur von seinem Diener, daß er gehe und diesmal für länger. Darum hielt ich's nicht aus an dem Ehrenplatz, murmelte etwas von Hausfrauenpflichten und erhob mich, zu Hermann's Entsetzen. Ich glaube, seit den ersten Jahren unserer Ehe habe ich etwas so Unerlaubtes nicht mehr gewagt. Aber sein Blick, so betroffen er war, hielt mich nicht in Banden wie früher, berührte mich kaum. Ich ging durch die Reihen unserer Gäste zu einem Stuhl nahe der Zimmerthür. Dort saß ich wartend. Mochten sie immerhin musiciren, singen, spielen, ich wußte es gar nicht. Auch was meine Nachbarn zu mir sagten, vernahm ich nur halb. Im Hause aber hörte ich jeden Laut, jedes Oeffnen der Thüren. Jetzt und jetzt . . . war das sein Schritt? Wenn er in dieser Secunde eintritt, mitten im Liede, so muß er hier neben mir stehen bleiben. Dann frage ich ihn gleich. Ein Wort nur, leise, und ich bin ruhig. Liebst Du sie noch? glaubst Du sie zu bereden? weißt Du von ihr? Ich wiederhole mir meine Fragen. Aber wie seine Antwort sein wird, das weiß ich nicht, das sagt mir kein Grübeln.

Und das Herz klopft mir, wie einem Mädchen, das, um mit dem Geliebten zu sprechen, heimliche Veranstaltungen trifft. Das Lied ist zu Ende. Unsere Gäste reden so viel, klatschen gar so laut Beifall, daß ich nicht hören kann, ob im Hausflur Jemand geht. Und inmitten der Pause tritt Heinz herein.

Sein heller Blick überfliegt den Saal. Er sieht mich an meinem Eckplatz und nickt, geht an mir vorbei in die vorderste Reihe, begrüßt den alten Geheimrath, den Prinzen, plaudert mit ihnen, mit Anderen, und dann . . . Ja, kann ich meinen Augen denn trauen? Wie lang ist es her, daß er nicht mehr gespielt hat? Er nimmt seine Geige, der Clavierspieler macht sich bereit, die Sängerin — sie ist eine Italienerin, etwas frei in ihrem Wesen, nicht ganz jung mehr, aber noch schön — die Sängerin legt ihre weiße Hand auf seinen Arm und zeigt ihm etwas in ihrem Part. Sie sehen beide in die Noten, fast Wange an Wange, dann lachen sie beide einander an. Und dann singt sie, er geigt dazu, ein lustiges Stück. Die Hörer sind entzückt, natürlich. Die Beiden müssen das ganze, lange Lied wiederholen, einmal, zweimal . . . Mir war es, als hörten sie nie wieder auf.

„Siehst Du," sagte spät am Abend, als die Gäste gegangen waren und Heinz mit ihnen, mein Mann zu mir, „siehst Du, wie viel klüger Du thust, ihn in Ruhe zu lassen mit Fragen? Er ist im Begriff, die Frau zu vergessen."

Aber Felix, der ihn hörte, schüttelt den Kopf: „Glaubst Du das, Vater? Mir im Gegentheil, heute Abend, wißt Ihr, was für ein Gedanke mir kam bei seinem Spiel? Er ist ihrer sicher und holt sie sich bald."

Und ich soll nicht fragen und nicht forschen. Und ich, seine Mutter, weiß nichts von ihm.

Heinz geht nach Amerika. Nicht in wissenschaftlicher Sendung, sondern . . . O Mutter, diesem meinem lieben Sohn wünsche ich, daß er drüben fände, was

er hofft. Ich wünsche es ihm, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, so ehrlich, so wahr, wie man nur seines Kindes Lebensglück erflehen kann.

Daß ich einst etwas von Eifersucht spürte, weiß ich nicht mehr. Er ist mein, er bleibt mein, nur verdoppelt, wenn ihm wird, was er erhofft.

Gestern ist er zu mir gekommen, mir zu sagen, daß er zu ihr hinüber wolle, weil er nach Ablauf des Trauerjahres sein Heil noch einmal versuchen müsse. Denn der Doctor Ford ist gestorben, bald nach der Rückkehr in seine Heimath.

„Gestorben! und vor einem Jahr schon, und Du sagtest uns nie, daß Du von ihr wußtest?"

„Ich wußte es nicht von ihr. Ich erfuhr es durch Zufall, aus einer Zeitungsnotiz. Sie selber gab mir nicht Nachricht, so wenig wie Dir. Und daß sie's nicht that, schien mir ein Zeichen, daß sie nichts von mir hören wolle. Wie kann ich denn wissen, ob sie überhaupt . . ."

„Du zweifelst an ihr?"

„Nein," ruft Heinz, „nein, nie im Leben! Aber siehst Du, was solch' ein stiller Frauenkopf Alles ersinnen mag und grübeln, erfinderisch, sich selber zu quälen, wer denkt das aus?" — Und er gesteht mir, wie er sich fürchtet, sie zu verletzen, durch seine Freude, seine Eile, wie er sich sorgt, sie könne aus übertriebenem Pflichtgefühl sich weigern, die Freiheit zu benutzen, die sie ersehnt hat und die ihr ward durch den Tod ihres Gatten. Darum wagte er nicht zu schreiben, darum zögerte er, zu ihr zu gehen, darum bangt ihm, es könne das Glück, das sein ist, das nur auf ihn wartet, seiner Hand noch einmal entschlüpfen. Denn jene andere Möglichkeit, obwohl er so schüchtern zaghaft redet, wie nur je ein armer Verliebter, den Gedanken, daß sie ihn nicht mehr lieben könnte, den hat dieser mein Sohn sich nie gedacht.

„Und warum schwiegst Du all' die Zeit her?" fragte ich. „Warum ließest Du mich im Dunkeln?"

„O Mutter, wie konnte ich denn reden von so Ungewissem? Du solltest mich kennen. Sobald ich's vermag, komme ich immer gleich zu Dir und sage Dir Alles, wie's mir ums Herz ist."

„Nun, und wieso kannst Du es jetzt? Nur weil Du's mußt, bevor Du fortgehst?"

„Nein, nicht deshalb nur. Ich hätte es Dir wohl auch gesagt, daß ich nach Ende des Trauerjahres versuchen wollte, Alice Ford noch einmal zu sehen. Aber . . ." mein großer Sohn wird roth, wie ein Mädchen, das verschämte Geheimnisse beichtet — „aber seit neulich . . . Es ward Alles anders."

„Seit Du bei Fritz Gercke warst?"

„Seitdem. Ja, Mutter, weshalb beklagst Du Dich, daß ich schweige, wenn Du doch immer weißt und ahnst, was mit mir vorgeht? Du verstehst mich ja ohne die vielen, mühsamen Worte."

Mein lieber Sohn! — Solch' ein Lob aus seinem Munde thut mir so wohl. Aber er weiß nicht, wie bitter schwer diese Mutteraufgabe ist, immer zu schweigen, immer zu rathen, immer zu warten, bis der Sohn die Thür einmal aufschließt und sie hineinschauen läßt in sein Herz. Gestern freilich hatte

er diese scheidende Thür aufgethan mit beiden Flügeln und ließ nichts verborgen und zeigte sich mir ganz und offen wie ein Kind, wie nur mein Kind.

Was ihn so beglückt hat an dem Abend, war wenig genug. Fritz Gercke hatte schon vor längerer Zeit an Mrs. Ford ein Dankschreiben gerichtet für Freundlichkeiten, die sie ihm, als sie hier war, erwiesen. Nun hat er darauf eine Antwort erhalten. Ein kurzes Briefchen, Heinz hatte es sich geben lassen und zeigte es mir. Unter den Zeilen stand ein Postscriptum, nach Frauenart. Das lautete: „Für die Nachrichten über den Herrn Doctor Kirchner danke ich Ihnen noch, recht sehr."

Wie Heinz diesen einfachen Satz wohl zehnmal las! Wie er jeden Zug der Feder untersuchte! Im Aufstrich des K zu seinem Namen hat sie gezittert. Und sie hat erst abschließen wollen ohne „recht sehr". Man sieht den Punkt noch, obwohl ein Tintenstrich ihn halb verdeckt. Was Fritz Gercke von ihm berichtet, wußte er nicht. Viel konnte es nicht sein, da er den Burschen in dem Jahr kaum einmal auf der Straße gesehen. Aber es hat ihr Freude gemacht, von ihm zu hören. Sonst hätte sie den Satz nicht geschrieben, nicht „recht sehr" hinzugefügt.

Sind alle Männer solche Kinder? Ich dachte, diese Untersuchung von Punkt und Haarstrich, dies Hineinfühlen in Anderer Denken, daß man es erräth aus dem kleinsten, geheimsten, unscheinbarsten Zeichen, sei Frauensache. Aber vielleicht — vielleicht ist starke Liebe der Meister, der uns Alle gleich macht, Männer subtil empfinden, Weiber logisch urtheilen läßt. Ich errathe meines Mannes, meiner Söhne verborgene Gefühle an ihrem Blick, an dem Ton ihrer Schritte. Und Heinz befragt mich mit besorgter Miene um meine Ansicht über den Strich im ersten Buchstaben seines Namens: „Hat sie gezittert? Oder meinst Du, sie hat nur gezögert? Aber auch dann — ist es nicht ein Zeichen, daß sie sich nach mir sehnt? Sie weiß ja nicht, daß jener junge Mann sich den Arm brechen, daß ich ihn besuchen, den Brief dort sehen würde. Aber doch — wenn sie überhaupt nicht wollte, daß zwischen uns jemals eine Brücke sich schlüge — hätte sie dann den Satz geschrieben? Was glaubst Du, Mutter?"

„O Du großer Thor! Fahr' nur hinüber und versuche Dein Heil und laß Dir Muth einflößen von einem feinen Federstrich, Du, dessen Arbeit mehr bewirkt hat, als die von viel hundert anderen Menschen."

Es stürmt. Heinz ist auf dem Meer. Wie wohl dieser sinnlose Aberglaube, ihm, dem immer das Glück bisher hold war, könne nun ein Unglück geschehen, so nah vor dem Ziel, wie wohl diese bedrückende, lähmende Furcht mir in mein Blut drang? Du hast mich nicht dergleichen gelehrt und der Vater gewiß nicht. Vielleicht liegt's in der Menschennatur, daß man sich fürchtet vor dem Ende und um seiner Lieben Sicherheit zittert. Aber nein, nicht Alle sind so. Ich weiß, es gibt Mütter, ich kenne solche hier in meiner Nähe, die ihre Söhne draußen haben in Afrika, in der Südsee, so fern, daß nach Wochen und Monden erst Kunde von Leben oder Sterben sie erreichen kann. Und die Mütter sind ganz ruhig, erzählen heiter von dem letzten langen Brief, der berichtet, was vor etwa drei Monaten war. Sie lieben ihre Söhne nicht minder, sollte ich

denken, als ich die meinen. Ist es einzig die Gewohnheit, die uns abstumpft gegen die Gefahren, selbst gegen die Angst? Wie der Wind draußen heult! Warum mußte er auch gerade diese Woche zur Reise wählen! Weiß man doch, daß um die Herbstäquinoctien immer Gefahr ist auf dem Meer.

Auch heute haben wir noch keine Nachricht. Liebste Mutter, ich schreibe es Dir ungern. Nur weil Du's verlangst. Der Schiffsmakler und die Rheder selber versprachen, uns es sagen zu lassen, sobald ein Telegramm da ist. Wir warten ja nicht allein, so Viele bangen um ihn. Und so viele Andere, Eltern, Freunde, wissen auf demselben Schiffe ihre Lieben. Halt — es klingelt — nein, das war nichts. Ich will nicht so mit all' meinen Sinnen immer nur horchen, horchen auf jeden Ton an der Hausthür. Mein Mann fragt, ob ich auf meine alten Tage nervös werden wollte. Ich sei doch früher so tapfer gewesen, hätte ruhig danebengestanden, wenn Heinz im schwindelnd höchsten Wipfel der Bäume seine Kletterkunststücke zeigte und mich nie gefürchtet. Freilich nicht. Ich stand ja daneben. Das ist der Unterschied. Ich sah ihn, wußte in jedem Augenblicke, was mit ihm sei. Aber jetzt, in der Ferne, im Dunkeln . . . O, wenn's ihm nur gut geht, wenn er nur wohlbehalten hinkommt! Ich kann, ich will mir nichts Anderes denken. Aber . . . o wüßten wir nur erst von ihm.

Liebe Mutter! Du hast unser Telegramm erhalten mit der Nachricht von der glücklichen Ankunft des Dampfers zu New-York, welche die Rheder uns vor acht Tagen meldeten. Du bittest mich heute, Dir Genaueres zu schreiben. Aber ich kann Dir nichts berichten, wir wissen von ihm nichts. Vom Krankenhaus schicken sie jeden Morgen, ob denn noch kein Brief da sei, ob nicht wenigstens seine Adresse, daß man ihm telegraphiren könne. Es scheint, eine Untersuchung, die er halb angefangen seinem Assistenten überließ, hat ein so glänzendes Resultat ergeben, daß damit wiederum ein Fortschritt des Heilverfahrens gewonnen ist, ein neuer Sieg der Wissenschaft und für ihn neuer Ruhm. In seiner Wohnung — ich war mit Felix gestern draußen — liegen Stapel von Briefen, von Broschüren, seiner harrend. Der Senat hat endlich die Genehmigung der hiesigen Universität beschlossen, vorausgesetzt, daß die nöthigen Mittel von Privaten gespendet werden. Es kann nichts geschehen, bis Heinz wieder da ist, der Gründer des Ganzen, die treibende Kraft.

Felix lacht ob meiner Sorgen. Du weißt nicht, welch' ein Trost, welche Stütze dieser mein unberühmter und Hausfohn für mich ist. Er schlägt Dir nach, meine kluge Mutter und predigt mir Ruhe, Geduld, Vernunft.

„Quäle Dich doch nicht," mahnt er immer, „und mache nicht Du Dir Vorwürfe in der Voraussicht, daß vielleicht Andere fehlen könnten. Wie, Du hättest Alice Ford schreiben sollen, sie vorzubereiten oder zu bitten, daß sie Heinz nimmt, und sorgst Dich nun, weil Du es nicht thatst? Als ob Heinz einen Fürsprecher brauchte, als ob er nicht selber Manns genug wäre, zu erlangen, was er begehrt. Der! Du kennst ihn doch und seine Macht über Menschenherzen. Ich wette mit Dir, er tritt zu ihr ins Zimmer, sagt: ‚Komm' — weiter nichts — und sie folgt ihm."

Wenn ich ihm nur glauben dürfte. Ich thät's ja so gern. Aber . . . Kann denn eines Menschen Leben vollkommen sein? Es ist ihm immer nach Wunsch gegangen. Alles erreichte er, was er wollte, den Beruf, den Erfolg und Ehren und Stellung, selbst die Reise verlief glücklich, während so viele andere Schiffe zu der gleichen Zeit untergingen. Aber zu allem Anderen die Frau noch . . .

Wenn sie ihm nun Nein sagt? — Ich kann nicht anders, ich zittere für ihn.

„Meine liebe, liebste Mama!

Ich schreibe Dir bei ihr. Seit einer Stunde bin ich in Denver. Ich fuhr gleich hierher. Und als ich eintrat . . . Ich glaube, wir sprachen beide kein Wort. Ich fragte sie nichts. Aber ich wußte Alles, Alles, was ich von ihr zu wissen begehrt. Sie läßt Dich grüßen, Deine Tochter. Du hast nun ein Kind mehr, Du bist's doch zufrieden? Ich grüße Dich und den Vater und Felix.

Euer glücklicher, dankbar glücklicher

Heinz."

Da schicke ich Dir, meine geliebte alte Mutter, den Brief Deines Enkels. Es war, wie Felix vorausgesehen. Sie sagen von unserem Sohne Heinz, er sei zur Zeit der ruhm- und erfolgreichste Mensch in der ganzen gebildeten Welt. Daß er auch einer der frohsten jetzt ist, das dünkt mich mehr. Ich will mich nun nie wieder um ihn sorgen, ich verspreche es Dir. Von jetzt an glaube ich an sein Glück.

Höre, meine Tochter Emma, höre, ich bin mit Dir wohl zufrieden. Denn es scheint mir, Du hast Deine Sache ganz gut gemacht, hast aus Deinen beiden Jungen nach eines Jeden Anlage und Art etwas Rechtes werden lassen. Und wenn wir zwei Großeltern nächstens davongehen, wie es nun einmal nicht anders sein kann, weil wir auf dieser gedrängt vollen Erde Platz schaffen müssen für neue, kommende Generationen, — so gräme Dich nicht viel. Mein alter Philosoph und ich, wir wissen es beide: ein Mensch sein heißt geboren werden, um zu sterben. Unser Dasein aber hat seine Zeit gewährt und hat Früchte getragen. Wir dürfen uns friedlich zur Ruhe legen.

Frau Emma saß an ihrem alten Fensterplatz, da sie diese Zeilen las. Vor ihr auf dem Nähtischchen stand eine mächtige Schatulle von Ebenholz mit Silber beschlagen. Sie kannte das alte, schöne Erbstück noch gut aus eigenen Kindertagen, da ihre Mutter es von einer Aeltermutter erhalten hatte. Nun, nach längerer Abwesenheit, von dem Begräbniß der Frau Professorin wieder nach Hause zurückgekehrt, war es ihr erstes, daß sie die schwarze Truhe aufschloß, von welcher ihr die Verstorbene noch am letzten Tage gesagt, dieselbe enthalte ihre Schätze, ihr bestes Vermächtniß. Obenauf lag der Abschiedsgruß. Er zeigte ein Datum vom vorletzten Jahre. Die alte Dame hatte sich mit dem Sterben nicht so geeilt. Sie hatte es noch mit ihrem Gatten vorher erlebt, daß ihr Enkel seine junge Frau zu ihnen brachte, hatte voll Eifer die Berichte gehört und gelesen über die feierliche Eröffnung der neuen Universität, deren Anerkennung

Heinz Kirchner endlich erreicht, indem er die sämmtlichen amerikanischen Millionen seiner Gattin zur Dotation der Lehrenden hergab. Die Kunde von der Geburt eines Urenkels war dann noch das Letzte gewesen, woran die Beiden sich gemeinsam gefreut. Sie waren im Laufe weniger Wochen kurz nacheinander zur Ruhe gegangen, Platz zu machen für die nächste Generation, wie die Frau Professorin geschrieben. Und die Tochter, ihrer gedenkend, fühlte, wie der erste Schmerz einer linden, fast wohlthuenden Wehmuth wich. War doch der Beiden Leben gewesen wie eine schöne Melodie, die sanft ausklingt, wie ein reicher Sonnentag, der in goldigem Abendrothe stillleuchtend vergeht. Frau Emma lächelte aus ihren Thränen, als sie nun in dem alten Schmuckschrein als höchste Kostbarkeit der Eltern ihre eigenen Briefe fand. Alles, was sie je ihnen geschrieben, von dem Tage an, da sie als Braut die Heimath verlassen, lag hier wohl geglättet, geheftet und jahrgangweise zusammengebunden mit der peinlich-zierlichen Ordnungsliebe, welche die Frau Professorin in ihres Mannes Bücherei gelernt und geübt. Auf jedem Blatte stand das Datum des Empfanges. Und auf eines der letzten, das mit der doppelten Freudenbotschaft von der Ertheilung des Ehrenbürgerrechts an Heinz Kirchner in der deutschen Hauptstadt und eines Sitzes im Senat seiner Vaterstadt — einer Auszeichnung, wie sie noch keinem Manne der Wissenschaft je vorher zu Theil geworden —, hatte mit zitternder Greisenhand die alte Frau ein paar Worte geschrieben: Es ist genug. Mehr als das braucht kein Mensch zu erreichen.

Aber Frau Emma griff von diesen frischen Blättern zurück zu den Bündeln von viel zerlesenen und vergilbten, deren Inhalt sie halb vergessen, auf denen sie ihre Sorgen und Zweifel vertrauensvoll der Mutter ans treue Herz gelegt hatte. Wie Vieles hatte sie längst verwunden, wie Vieles, was sie einst gequält, war inzwischen ihr zur Freude ausgeschlagen. Rückschreitend las sie ihre Berichte wie etwas Neues, fast ihr Fremdes. Und doch rief ein jedes Wort liebe Bilder vergangener Tage, ihr eigenstes Fühlen wieder hervor. Sie schüttelte mißbilligend den Kopf ob ihres eifernden Jugendehrgeizes, wußte nachträglich ihres Mannes beschwichtigend kühle Vernunft zu schätzen. Aber sie lachte stolz, befriedigt über jedes Wort der Kinder, das sie in junger Mutterfreude der Großmutter berichtet hatte. Und ganz eigen, fast feierlich ward ihr, da sie jenen Brief fand, aus dem ersten Lebensjahre ihres Aeltesten, jenen überschwänglichen Brief: „Ich stand mit ihm am Fenster. Es war ein Sonntag. Drunten gingen viel Menschen vorüber, Mütter auch, mit ihren Söhnen. Sie alle träumen wohl, wie ich, für ihr Kind das Höchste, das traumhaft Größte. Die Aermsten, wie vielen wird Enttäuschung! Nur mir allein nicht. Ich werde die Eine, unter Tausenden der Ausnahmefall sein, die glückliche, gebenedeite Mutter, der ihres Hoffens Erfüllung zu Theil wird. Mein Kind, mein Sohn überflügelt sie Alle durch seinen Geist, durch seinen Ruhm."

Frau Emma sank die Hand mit den alten Blättern in ihren Schoß. Ihre Prophezeihung war erfüllt. Den Menschen allen ein Erretter, seiner Heimath ein Segenspender, in seinem Heim ein glücklicher Vater. — „Mehr als das braucht kein Mensch zu erreichen," sagte sie sich mit dem Wort ihrer Mutter.

Und da die Thür ging und sie aufblickend ihren Sohn eintreten sah, nickte sie ihm zu, mit Augen, die strahlten, obwohl sie voll Thränen standen: „Da lies den Brief, da sieh', was ich schrieb, was ich von Dir wußte, als Du noch nicht sprechen konntest!"

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, gegenüber dem ihren; er las das Blatt durch und gab es ihr wieder.

„Nun," fragte sie lächelnd und schaute ihn mit demselben glücklich stolzen Blick an, „nun, was sagst Du zu meiner Prophetengabe? Habe ich nicht früh Dich gekannt? Du schweigst, mein sehr berühmter Sohn? Hast Du noch nicht Alles erreicht, was Dein Ehrgeiz fordert? Du sitzest da auf dem alten Platz, von dem aus Du sonst mir Deine Herzensheimlichkeiten so oft gestanden hast. Und es ist die alte Zeit, zu der Du von der Schule heimkamst, eine Tagesstunde, um welche ich jetzt den Herrn Professor, wer weiß seit wie lang', nicht die Ehre hatte, bei mir zu sehen. Also — bist Du nur gekommen, mir eine förmliche Visite zu machen oder vertraulich mir etwas zu beichten, mir ganz allein, was Dir auf dem Herzen liegt?"

„So etwas der Art," murmelte er.

„Ja, was ist's denn?"

Er gab ihr nicht Antwort.

„Höre, Heinz," sagte sie, seine Schulter berührend, „ich könnte mich ängstigen, wenn ich Dich so dasitzen sehe. Was hast Du? So sprich doch. Bist Du abgearbeitet, entmuthigt? Mein Sohn, was ist Dir?"

„Mutter," sagte er und hob zum ersten Mal die Augen, die tief, wie erloschen, und trostesleer blickten, auf zu den ihren: „Du hast Dir Ruhm für mich erwünscht. Den habe ich erreicht."

„Aber sonst, was fehlt Dir? Bist Du nicht glücklich? Deine Frau! Ist's etwas zwischen Alice und Dir?"

„Und ein Weib habe ich, das ich anbete, ein lachend kerngesundes Kind und Dich, meine Mutter, und Nahe und Fremde, alle sind Freunde . . ."

„Weshalb sprichst Du so, Heinz? Was ist mit Dir? Deine Stimme klingt heiser. Bist Du krank? Du hilfst ja Allen!"

„Ja," ruft er, „Vielen, Allen half ich, werde ich durch meine Mittel helfen, nach Jahrhunderten noch. Aber mir selber . . . Mir ist nicht zu helfen."

„Heinz, was heißt das? Heinz, mein Sohn!"

„Das heißt," — er steht vor ihr mit verzerrtem Angesicht —, „das heißt, daß es aus ist, weiter nichts. Du erschrickst, das ahnte Dein seherischer Geist nicht? O Mutter, Mutter, weshalb hast Du mich geboren! Weshalb hast Du mich so viel geliebt, um mich gesorgt, mich mit Mühe erzogen, mir Wissen gegeben und heißes Streben, wenn ich nun enden muß, so elend!"

„Heinz," spricht sie, „Du?" — In ihrem Entsetzen findet sie nicht ein Wort ihm zu sagen, ihn zu trösten. Sie kann nur das Eine wiederholen: „Du, Heinz, Du!"

„Ja ich, ich selbst. Man sollt's nicht glauben, was? Es klingt zum Lachen. Der Heinz Kirchner, der so Vielen half, Tausende danken ihm ihr Dasein, Tausende athmen nur, weil er athmet. Ihr braucht nicht vor der Zeit zu enden,

lebt Euch aus, bis Euch das Alter sanft einschlummern läßt, so sprach er zu Allen, die ihn befragten. Und er . . . Er hat Nerven von Eisen, Sehnen von Stahl, einen Willen, der Berge versetzt, und das Glück ist ihm hold; er steht in den besten Mannesjahren, kräftig und aufrecht, geliebt und liebend. — Was kann ihm denn zustoßen? Nur ein Muskel, ein einziger, ist abgenutzt, will ihm versagen. Er achtete dessen nicht. Aber es ist so. Und kein Arzt, der je war noch sein wird und keine Kunst, und kein zwingender Wille kann ihm den kleinen erlahmenden Muskel wieder schaffen. — Du glaubst es nicht, Mutter? Ich wollt's auch nicht glauben. Ja, ich hielt mir die Augen zu, mit eigensinnig blindem Leugnen, auch da ich's schon fühlte und innerlich wußte. Aber sie haben es mir ja bestätigt. Damals, vor Monaten schon in Paris völlig Fremde, und hier nun die Freunde und alle Collegen, die ich befragte. Ich suchte immer es zu vergessen, mich selber zu täuschen. Nun kann ich's nicht länger. — Ich fühle mir Kräfte genug in den Gliedern, und Gedanken, dies ganze Hirn voll. Aber ich soll sie nicht ausnutzen können. Es geht zu Ende. — O leben, nur ein paar Jahre noch leben!" ruft er und reckt die starken Arme empor in die Luft, „o wenn ich es nur festhalten könnte, dies fliehende Licht. Ich weiß so Vieles noch zu erreichen, ich weiß so Vielen noch zu nützen . . ."

Seine Mutter starrt ihm nach, wie er mit ungleichen, wilden Schritten ihr Zimmer durchmißt. Von eigenem Schmerze weiß sie noch nichts. Was ihr das Herz zusammenpreßt, ihr die Glieder lähmt und die Stimme ihr ersticken macht, ist bisher nur das Mitleid, das namenlose Mitleid mit ihm. Er, ihr junger, siegessicherer Held, der Alles erreichte, was er gewollt, ist es denn möglich, daß er es ist, der da vor ihr steht, die Hände geballt in ohnmächtigem Trotz, und aus thränenleeren Augen in hoffnungsloser Verzweiflung sie anblickt?

Sie hat die Kraft nicht, sich zu erheben, zu ihm hinzugehen. „Mein Sohn!" Es klingt wie ein Aechzen um Hülfe, Hülfe von ihm, der selbst machtlos geworden. Aber auf den schwachen Ruf kommt er zu ihr. Er kann ihr keinen Beistand geben, er braucht dessen selbst. Nur im Aneinanderlehnen ist noch Trost, der einzige, letzte. Er wirft wie ein Kind sich vor ihr auf die Kniee, er preßt sein Gesicht an das alte Plätzchen ihr am Halse, ein Schluchzen schüttelt seine Glieder. Sie hält ihn fest und fester nur.

Draußen geht Frühlingswind durch die Zweige. Die jungen Blätter bewegen sich, werfen ihre Sonnenlichter spielend, blitzend in das Zimmer und über die Zwei. Eine Schwarzamsel fliegt herbei, setzt sich auf die Mauerbrüstung, pickt an die Scheibe mit ihrem Schnabel, fragend, ob die drinnen leben. Da Alles stille bleibt und reglos, schmettert sie ihren kurzen Triller wie einen Weckruf in endloser Wiederholung hell, fröhlich hell zu ihnen herein.

„Mutter" — er hebt seine Stirn auf und läßt sie sein thränenüberströmtes, blaß entschlossenes Angesicht sehen — „Mutter, verzeihe mir meine Schwäche. Keiner wird sie erfahren, als Du. Es dünkte mich hart, so fort zu müssen von meiner Arbeit, von meinen Kranken, von Weib und Kind, es nicht mehr erleben zu dürfen, wie mein Junge mich Vater ruft, das Ungeborene, das Jüngste nicht einmal zu sehen. Aber Du sagst mir — nicht wahr, so denkst Du, meine geliebte tapfere Mutter? — es sei sinnlos, wie ein Knabe gegen das Schicksal sich

zu sträuben, sinnlos und feige. In Unabwendliches sich fügen, ist Menschenbestimmung. Das heißt ja ein Mensch sein, daß unser Leben beginnt und aufsteigt, und daß es wie Alles, was einmal begonnen, nicht ewig währen kann, sondern endet. Und je besser der Mann und je stolzer, desto muthiger sollte er's tragen, was Keiner abwendet. O, lehre mich, Deinen Lehren zu folgen. Siehst Du, es wird mir etwas schwer noch, aber habe nur Geduld. Es wird schon gehen, Mutter. Vor dem Ende möchte ich mir noch ein gutes Zeugniß von Dir verdienen."

Er steht vor ihr, der prächtige Mensch mit den breiten Schultern. Und er gibt sich Mühe, zu lächeln. „Alte Mama, sei mir nicht bös. Du siehst, wie es ist; Dein großes Kind kann ohne Dich immer noch nicht fertig werden."

Aber vor dem Versuch eines Scherzes, vor dem gewohnten Klang seiner Stimme bricht ihre krampfhafte Fassung zusammen. Jetzt muß er sie halten und trösten.

„O sei ruhig, Du darfst nicht verzweifeln. Mutter, Mutter, was soll aus uns werden, wenn Du nicht aufrecht bleibst und stark. Sie bedürfen Dein Alle. Und ich am meisten, so lang' es noch dauert. Du mußt mir helfen, sie vorzubereiten, den Vater und Felix, meinen armen, armen Bruder. Ich kann es nicht. Alice brauchst Du nicht viel mehr zu sagen. Die weiß es lange und sieht es mir an. Vielleicht ist's ja auch nicht heut oder morgen. Vielleicht ... wir Aerzte können uns irren ... Aber wie es auch sein wird und wann — ich kam zu Dir, um mich noch einmal Dein Kind zu fühlen und um Dir zu danken, o zu danken, daß Du mir dieses Leben gegeben, gerade dies, das mir so schwer zu lassen wird."

Heinz Kirchner ist bald darauf gestorben. Ein Herzschlag raffte ihn plötzlich dahin aus der Mitte seiner Schüler. An der Universität, die er gegründet, steht seine Büste. Wenn seine Kinder vorübergehen, der Knabe und ein zartes Mädchen, erst nach des Vaters Tode geboren, so lesen sie mit staunender Ehrfurcht die lange Inschrift, die seine Erfindungen sämmtlich herzählt, berichtet, was er zum Wohle der Menschheit Alles geleistet, und auch die zahllosen Ehren und Titel, die ihm dafür zu Theil geworden. Den Anderen freilich, die ihn besessen, gekannt und geliebt, die ihn überleben mußten, den alternden Eltern, dem kränkelnden Bruder, der einsamen Frau, erscheint es ein geringer Ersatz für den Verlorenen, daß seine Thaten in Marmor eingegraben wurden. Aber seine gebeugte Mutter, wenn der Gedanke an das, was er war, an seine Gaben, seine Erfolge, seine sonnige Glückszuversicht und dann an das jähe, zu frühe Ende, in aller Grausamkeit das alte leidenschaftliche Herz ihr zerreißen will, sie versucht es, sich aufzurichten an den einfachen Worten, die man nach seinem letzten Willen ihm auf die Graburne — er ist verbrannt worden — gesetzt hat:

Er war ein Mensch.
Und Mensch sein heißt enden müssen.

Ueber ästhetische Naturbetrachtung.

Von
Robert Vischer.

Ein psychologisches Problem ist es, das ich hier erwägen möchte. Schon seit vielen Jahren beschäftigt es mich. Es liegt vor in einer Thatsache, die human gebildetem Bewußtsein allvertraut und über jeden Zweifel erhaben ist, in der Thatsache nämlich, daß ein innerlich lebendiger Mensch Stimmungsmomente hat, wobei er in ein gleichsam geselliges Verhältniß zu der ihn umgebenden Oertlichkeit gelangt und sie mit einem gewissen Gemüthsantheil betrachtet. Zahllose Maler und Dichter zeugen von solchen Eindrücken, und es gewährt ein außerordentliches Interesse, dies zu verfolgen. Aber auch die historische Forschung sieht sich hier vor eine allgemeine Frage schwerster Art gestellt; wir müssen uns erst grundsätzlich verständigen.

Es fragt sich überhaupt: wie sind solche Eindrücke zu erklären? Wie kommt es, daß uns eine Landschaft *seelenvoll* erscheinen kann, als ob etwas darin enthalten wäre, was unserem menschlichen Fühlen *ähnlich*, ja mit ihm *eines und dasselbe* ist?

Jeder Mensch, der nicht ganz in praktischen oder theoretischen Zwecken aufgeht, erfährt diese seltsame Thatsache an sich.

Seltsam, fragwürdig ist sie in hohem Grade. Denn Luft und Licht, Wasser und Erde stehen uns ja als etwas ganz *Anderes*, Fremdes gegenüber, und in Wirklichkeit *fehlt* ihnen ja eben das, was sie für unsere ästhetische Auffassung zu haben scheinen. Näher steht uns wohl die Pflanze, die Vegetation, aber ihr Leben ist ja ganz stofflich und ohne freie Selbstbewegung.

Das, was wir im landschaftlichen Sinne Natur nennen, die Welt der elementaren, anorganischen und vegetabilischen Erscheinungen ist ein tiefes Geheimniß, eine dunkle Macht, wundersame Ausgeburt eines räthselhaften Wirkens, theilnahmlos und ohne Seele. Sie kann sich nicht auf sich selbst besinnen. Sie ist nur da. Der Dichter wähnt wohl, sie nehme einen Anlauf, aus ihrem Bann hervorzutreten, aber nur er selbst thut es für sie:

„O, hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,

Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich theile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt!
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren"[1]. —

Aber auch wir sind ja ein Theil der Natur, aus ihr geschaffen, von ihr abhängig und uns selbst in unserem tiefsten Wesen ein schweres Geheimniß. Natur ist uns unmittelbar gegenwärtig in unserer eigenen Körperlichkeit. Selbst unser Seelenleben enthält ein unbewußtes Element, dunkle Instincte, Gefühle, Ahnungen. Und die menschliche Individualität als solche ist ja ein unergründliches Mysterium[2]). — Durch unsere eigene Natur, durch die Natur *in* uns sind wir also der Natur *außer* uns ähnlich und als verwandte Wesen eingefügt. Zugleich aber sind wir mit fester Absonderung des Eigenlebens von ihr geschieden und in heller Selbständigkeit stellt sich ihr fragend und staunend unser bewußtes Ich gegenüber.

Alt bekannt ist ihre Erscheinung und doch so unfaßbar fremd. Eine tiefe Kluft trennt den Menschen von ihr. Doch er baut sich im Geiste eine Brücke hinüber. Er kann kein Hinderniß ertragen, die ganze Welt will er durchschweifen und innig erfühlen. Und dazu befähigt ihn sein Doppelwesen. Weil er ein naturartiges, aber ganz beseeltes Sinnengeschöpf ist, kann und muß er sich in die gegenständliche Natur, die ihn trägt und umgibt, mit theilnehmendem Blick zurückversetzen. Nur weil er selbst sich ein Wunder dünkt, fesselt ihn sympathisch das Wunder der Natur.

Dabei aber bleibt jede Reflexion ausgeschlossen. Unbewußt eignet und gleicht er sich die unbewußte Erscheinungswelt an, schaut sie und sich, Aeußeres und Inneres in Eines zusammen. Und der objective Grund hiervon kann nichts Anderes sein als die Einheit der Welt. Davon zeugt mit hohem Schwunge Byron[3]):

„Nicht in mir selber leb' ich, nein, ich werde
Ein Theil der Welt umher. Gebirg' und Flur
Sind mir Gefühl."

Sein tiefster Trost ist, daß, wie er sagt:

„Die Seele flieh'n kann zum Azur,
Zum Berg, zum Ocean, zum Sternenlicht,
Und sich versenkt ins All, und o, vergebens nicht!
— Und so versinkt das Ich, und das ist Leben" —

---

[1]) Eduard Mörike, Besuch in Urach.

[2]) Vergl. Joh. Volkelt, Der Symbolbegriff in der neuesten Aesthetik. Jena 1876. S. 12, 14 ff., 17.

[3]) Dies und das Folgende nach der Uebersetzung von O. Gildemeister (Berlin, Reimer).

Dann weiter:

„Sind nicht die Himmel, Meer und Berg ein Stück
Von meiner Seele, wie von ihnen ich?
Ist sie zu lieben nicht mein reinstes Glück?“ —

Der Mensch und die Dinge außer ihm stammen von demselben Urschoß, sind tief auf einander bezogen und angelegt. Die Natur ist unterste Entwicklungsstufe des Geistes, der Geist höchste Spitze der Natur und in ihrer wirkenden Grundkraft schon geheim enthalten, so daß sie sich in ihm nicht nur denkend erforschen, sondern auch ästhetisch erschauen kann.

Das Seelenvermögen aber, das uns zur ästhetischen Naturbetrachtung befähigt, ist die Phantasie. — Was verstehen wir denn unter Phantasie? Kurz gesagt: inneren Bildsinn. Sie webt ein Bild von geistsinnlicher Art. Sinnliche Form vergeistigt, Geistiges versinnlicht sie. Der Gegensatz der beiden Pole unseres Wesens: Geist und Leib hebt sich in ihr zu einer unlösbaren Harmonie auf. Die Zweieinigkeit unserer Geistleibnatur wiederholt sich also in unserm Innern. Im Menschen lebt, so zu sagen, ein zweiter Mensch, ein idealer Bildgeist, das Ich der Phantasie.

Jeder unbefangene Beobachter der intimeren Vorgänge in der Anschauung wird mir zugeben, daß diese nicht in einem bloßen Wahrnehmen besteht. Wir sehen in ästhetischer Stimmung nicht nur mit dem Auge, um im Hirn Notiz davon zu nehmen, sondern fühlend als ganze Persönlichkeit[1]). Wir verbinden und vermischen mit jeder Anschauung eines gegebenen ästhetischen Bildes und mit jeder Vorstellung eines abwesenden noch etwas Anderes, und dies ist unbewußte Selbstvorstellung. Unsere Phantasie faßt sich naturnothwendig zu dem Urbild eines freien und mangellosen Ich zusammen. Die dunkel in uns waltende Anlage zu leiblich geistiger Vollkommenheit erzeugt in der Phantasie dieses höhere Ich. Im Menschen ist noch einmal einer, der, eben weil er rein vorgestellt ist und sich rein vorstellend verhält, ideales Wesen hat und ideale Beweglichkeit. Er kann schweben wie ein Cherub. Er kann aber auch, in freier Hinwegsetzung über den bestimmten Umfang seines individuellen Maßes, sich proteisch verwandeln, zur Muschel zusammenziehen und in die Unendlichkeit des Meeres ausdehnen. Und das erklärt sich eben daraus, daß die Phantasie, als eine innere Kraft, es vermag, sich ganz an die Natur hinzugeben, ihre anderen Eigenschaften aufzunehmen und damit ganz Natur zu werden. Wie sie den Gegensatz von Geist und Leib in einem höheren Ich versöhnt, so dichtet und schmelzt sie dieses ihr Ich und die äußere Welt zu einer ungetheilten Masse in einander. Freies Ich geworden, kann sie siegreich aufgehen in Natur. Natur ist Tod und Geburt der Phantasie. In diesem Sinne sagt Byron: „Und so versinkt das Ich, und das ist Leben“. — Der Genius erwacht im Bilde der Natur, sammelt, entfaltet, erfrischt und löst sich dort, lebt sich in der Vielheit ihrer Wesensformen

[1]) Vergl. Wilhelm Dilthey: Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik, in dem Sammelband: Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmet. Tübingen, F. Fues. 1887. S. 340, 341, 347, 400, 412, 417. Er bezeichnet als wesentliche Eigenschaft des Dichters „Innigkeit des Blicks, energische Beseelung der Bilder und so entstehende Befriedigung in einer von Gefühlen gesättigten Anschauung.“

zu einem allartigen Dasein aus. So findet er eine Schein-Entschädigung für das Opfer seiner Individuation, deren höheres Wesen mit Verlust eben derjenigen Eigenschaften und Bezüge erkauft ist, durch welche sich die Natur von ihm unterscheidet.

Er versinkt in seinem physischen Ursprung, will das rein stoffliche Dasein der Dinge, die Wucht und Starrheit der Felsgebirge, die selbstlose Ausbreitung des Lichts, die machtvolle Nothwendigkeit der mechanischen Wirkungen, die stille Triebkraft der Pflanze mitempfinden, um ersättigt wieder emporzutauchen. Anderseits gewinnen diese elementaren Werthe durch seine Einwohnung ein geläutertes Aussehen. Was er in irgend einem Stück der Erdoberfläche als seelenvolle Harmonie, harmonische Seele fühlt, scheint so im Grunde nichts Anderes als das Wirken seiner selbst zu sein. Mit Geisterschnelle schwebt er hinüber zum Nichtich, schmiegt sich ihm an, ergänzt sich in ihm, durchfühlt es, versöhnt es mit sich, bringt seine Theile in ein illusorisches Verhältniß lebendiger Gemeinschaft. Und indem er so das Unbeseelte beseelt, vertritt und beweist er (unbewußt) die geistnatürliche Einheit der Welt. Dieser urwüchsige Künstler im Phantasiebegabten, geboren aus dem innigen Ehebund von Geist und Natur, erscheint der bildenden Centralkraft des Weltalls verwandt, und darum sagt Jean Paul: „Phantasie ist die Weltseele der Seele."

Der Genius hat, um ein bekanntes Wort des jungen Goethe anzuwenden, „Erdgeruch und Erdgefühl". Die Natur ist sein „Königreich". Er sieht mit Faust „in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freund's" und findet „seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser". Er überträgt Menschliches in Natürliches und umgekehrt. Die Natur spricht in seinem Sinn auf Mensch aus, was sie zu andern, ganz unverständlich, nur auf Natur sagt.

Eine wesentliche Eigenschaft ästhetischen Schauens ist aber Objectivität. Die Natur steht ihm nicht in wirklicher Anziehung gegenüber, sondern ganz bildartig. Wir befassen uns dabei nicht mit ihrem Sein und realen Sinn, geschweige denn mit ihrem Nutzen, sondern nur mit ihrem Aussehen, ihrem Bild. Der Umstand aber, daß dieses Bild uns gleich frei vom Druck der Wirklichkeit wie von den Ansprüchen unseres bewußten Geistes erscheint, ist nicht nur erst eine Bedingung des ästhetischen Reizes, sondern selbst schon ein Reiz. Die schauende Seele will zu ihrer Selbstbethätigung einen festen Widerhalt, zu ihrer Labe einen kühlen Gegensatz.

Der Reiz reiner Gegenständlichkeit wird aber noch erhöht durch den abstechenden Wesensunterschied der Natur von der Unruhe des Menschenlebens. Sie erscheint uns als eine unbewußte, schmerzlose Welt, und eben deshalb weidet sich unser Gefühl an ihr. Der abgehetzte Culturmensch sucht sie auf wie ein verlorenes Eden; er sehnt sich aus dem Stadtgetriebe in die Einsamkeit der Wälder und Berge, wo er einen friedevollen Abglanz der Ewigkeit genießt. — Aber dennoch trägt er unbewußt sein ganzes inneres Menschenthum, seine ganze verwickelte und kämpfende Persönlichkeit in das unschuldige Bild der Natur hinüber und läßt sie dort auch wirr und kämpfend aufleuchten. Und das ist nur für den ersten Blick ein Widerspruch zu dem soeben Gesagten. Denn das Gefühl der Befreiung und Beschwichtigung bleibt trotzdem bestehen, weil hier diese Unlustgefühle nicht

schwerer, das Selbstbewußtsein bedrängender Ernst, sondern nur entfernter Schein, nur vorschwebendes Bild sind und weil sie sich in andere nicht menschliche Formen verkleiden, welche im Ganzen des Bildes einen harmonischen Ausgleich finden[1]).

Damit sind wir wieder zur Phantasie zurückgelangt, zu ihrer Kraft, die Natur mit ihrem Wesen zu durchdringen, so daß Bild und Gefühl als eines und dasselbe erscheinen. Das Phantasie-Subject, dieser geheime Doppelgänger unsrer Persönlichkeit, entäußert sich zu neuem Leben an das Object, an das Weltbild, lebt in ihm ein Scheinleben mit vorgestellten Gefühlen der Anziehung und Abstoßung, des Suchens und Findens, der Verwicklung und Lösung. Und eben damit erst wird eine Naturerscheinung ganz phänomenal, ganz Bild. Ganz Bild, weil sie uns namenlos ergreift. Denn das eigenthümliche Wesen bildartigen Aussehens beruht nicht nur darin, daß es uns die gestaltende Kraft der Natur und ihre Nothwendigkeit erweist, sondern auch darin, daß es uns ein intimes Etwas fühlbar macht. Dieses Unsagbare, das nur eben erscheint, läßt uns in und mit der äußeren Natur unsrer eignen Geistnatur innewerden; es erweckt eine dunkle, aber centrale Ahnung des Innersten der Welt, mit dem wir unbewußt unser eignes Dasein zusammenfassen. Kurz gesagt, nur ein ausdrucksvolles Bild ist ganz Bild.

Wir sollten uns nun aber Rechenschaft geben, wie es denn eigentlich zugeht bei dieser Verschmelzung unsrer Persönlichkeit mit der Erscheinung.

Gewiß sind dabei die verschiedenen optischen Functionen maßgebend. Das sensitive Sehen ist an und für sich nur eine Nervenerregung, die auf den Gesammtschein eines Bildes, einer Form, besonders aber auf Licht und Farben bezogen ist. Das Auge saugt dabei die Lichtwellen ein, die sich in seinem Instrument zum Hirn fortsetzen. Diese physische Reizung wird aber vom ästhetischen Innenleben zu einer seelischen umgesetzt, so daß wir ihre äußere Qualität mit der Qualität unsres seelischen Gefühls verwechseln; und daher kommt es, daß wir von zornigem Gewitterlicht, bangem Helldunkel, seligem Himmelsblau sprechen. Licht und Sehen sind Wechselbegriffe. Das Licht will überall hin, hebt die Dinge aus ihrer Isolirung heraus, bringt sie in Zusammenhang, zeigt ihre Form, deutet in den Farben, die sie zurückwerfen oder durchlassen, die Beschaffenheit ihres Zellengefüges an, und alles dies thut mit dem Licht unser Blick, unsere

---

[1]) Vergl. Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, Tübingen 1844, Bd. I, S. 222: „Wir vollziehen die Vorstellung, welche logisch ein Widerspruch, ästhetisch aber vom größten Reize ist, als ob die Natur zu gleicher Zeit eine die Stimmungen des menschlichen Gemüths vorbildende oder wiederholende Seele in sich bärge und dennoch in ungetrübter Objectivität und Gesetzmäßigkeit nicht um die Schmerzen des subjectiven Lebens wüßte. — Die schöne Natur gemahnt uns daher, wie solche menschliche Zustände, in welchen die Kämpfe der Freiheit des Selbstbewußtseins noch schlummern oder zur Ruhe zurückgekehrt sind. Daher liebt die Landschaftsmalerei mehr ruhige und große als stürmische Naturscenen; doch auch die letzteren bringen den Eindruck hervor, als sähen wir die Kämpfe der moralischen Welt ohne die Schmerzen des Selbstbewußtseins darin abgebildet." — H. Lotze, Göttinger gel. Anzeig. 1848, S. 63: „Wir suchen die Natur nicht auf als einen idyllischen Gegensatz zu dem verworrenen Reichthum unseres Lebens, sondern vielmehr, um in ihr eben diese großartige Mannigfaltigkeit und ahnungsvolle Verschlingung der Kräfte und Verhängnisse, die uns im Leben ängstigen, wiederzufinden, aber in eine Ferne gerückt, die der Anschauung noch deutlich ist, während sie den Affect beschwichtigt."

Phantasie. Uns däucht, das Licht selber blicke. Goethe sagt in einem Gedicht mit der Aufschrift: Landschaft:

„Wie kommt Dir denn das Alles vor?
Es glänzt, als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht." —

Das Licht erscheint wie Geist und Vergeistigung alles Uebrigen, wie reine, selbstverlorne Innigkeit des Gemüths, Dämmerung wie Ahnung und Trübsinn, Nebel wie Dumpfheit, Nacht wie Traum und Tod, Tageshelle wie Klarheit der Erkenntniß und lautre Stimmung. Im Schimmer des Morgenlichtes stehen die Dinge da, wie herausgerückt aus dem dumpfen Bann der Schwere, wie zu höherem Dasein belebt. Und ihr individueller Eindruck wird dadurch verstärkt, daß sich auf ihnen Licht und Schatten theilen. Dies bewirkt, daß sie zu- und abgewendet scheinen, als ob sie eine schauende Vorderseite und eine blinde Rückseite hätten.

Eine reiche Welt von Gefühlen und lebensvollen Scheinbezügen liegt in der Wirkung der Farben, doch würde das eine längere Betrachtung verlangen, worauf ich mich hier nicht einlassen kann.

Neben der sensitiven Function im Sehen kommt nun aber sehr die motorische in Anschlag. Der Blick schweift mit Muskelbewegungen des Augapfels an der Oberfläche der Dinge hin, folgt den Umrissen eines Bergs, dem Wuchs eines Baums, der Richtung eines Wegs, und zugleich mit ihm bewegt sich der innere Sinn auf denselben Bahnen. So scheinen diese für sich wie lebendig zu rinnen und zu laufen. Die Lust der Bewegungsgefühle, die sonst wirklich Bewegtes, wie z. B. das brandende Meer, ein Pferd im Sprung, ein Vogel im Flug erzeugen, schafft sich die Phantasie in successiver Anschauung der Formen, Dimensionen, Linien eines unbewegten Objectes. Das bekundet auch die Sprache, indem sie Räumliches mit Zeitbegriffen schildert. Man sagt z. B.: der Berg steigt allmälig, oder: plötzlich [1]). In Wahrheit steigt ja nicht der Berg, sondern unsre Anschauung allmälig oder plötzlich an ihm empor. Unser bewegtes Schauen besteht in einem innern Umreißen, Ueberfahren, Nachtasten, Zeichnen. Künstlerische Darstellung regt sich schon im betrachtenden Sinn. Pinsel und Modellirholz folgen den Bahnen des Blicks.

Wir müssen nun aber unterscheiden. Dieses nachgehende, nachbildende Schauen kann rein äußerlich auf den bloßen Verlauf der Formgrenzen gerichtet bleiben, ohne sich um das Object selbst zu kümmern. Allein dabei rührt sich ja nicht nur der Blick, sondern der ganze innere Mensch. Zugleich ist zu bedenken, daß im motorischen Blicken stets das sensitive Empfinden mit enthalten ist, welchem sich in Licht und Farben innere Eigenschaften des Formträgers verrathen. Jedoch auch die Form als Form betrachtet, bleibt uns nicht reine Oberfläche, die Linie nicht bloßer Leiter des Blicks. Der hinter diesem agirende innere Sinn fühlt an der Form auch ihre Fülle. Er umfaßt z. B. einen Baum, versetzt sich in seine holzige Triebkraft und fühlt, zurückkehrend, seinen Formcharakter von innen heraus; starrt, sproßt und schwankt in ihm, tastet in

[1]) Vergl. C. du Prel, Psychologie der Lyrik. Leipzig, C. Günther. 1887. S. 74.

seinen Spitzen. Er brüstet und bäumt sich in der Woge. Er ballt sich dumpf in der Wolke.

Für diese Art von Versetzung weiß ich kein besseres Wort als: Einfühlung.

Wie aber, in welcher Art des Uebertritts verbindet sich denn nun diese Einfühlung mit den Naturgebilden?

Daß schon ein intuitives Hinüberzucken, eine dunkel ahnende Versetzung bei unbewegtem, also nur sensitivem Blicken stattfindet, ist nicht zu bezweifeln. Klarer erkennbar und wichtiger scheint mir jedoch der Proceß activ bewegter Durchdringung. In jenem äußerlichen Nachstreichen der motorischen Anschauung verbirgt sich, wenn es intimer Natur ist, reproductive Einfühlung, ein unbewußtes Erschaffen und Gestalten von Innen heraus, ein dunkles Nachahmen der wirkenden Naturkraft[1]). Diese verfährt freilich anders, und um es ihr nachzuthun, müßte der schauende Sinn des Menschen in den Mittelpunkt der Erde hinabsteigen, um von da aus innerlich dasselbe zu leisten wie sie. Er steht aber mit der betrachteten Erscheinung außen auf dem Umkreis und kann dem radialen Grundbezuge, den er instinctiv mit ihr theilt, nur peripherisch genügen, nur mit den andern Mitteln, auf dem andern Wege, in der andern Art seines menschlichen Wesens. Er nimmt also seine eigne, im Contact mit der Natur gewonnene Gefühlssubstanz, so zu sagen, das Lebensmark seiner Phantasie, um sich damit das Bild von Neuem zu erzeugen und es ganz zu besitzen. Er baut und schichtet die Hügel und Berge, hüllt sie in Wälder, erhebt, verzweigt, belaubt die Bäume, bettet die Matten hin, dehnt die Ebene aus, behaucht und tränkt das Ganze mit Luft und Wasser, bestrahlt es mit Licht, stimmt es in Formen und Farben zu einer einheitlich beseelten Neuschöpfung zusammen. So wird ihm die Natur persönlich, wird er selbst Natur. Sein Ich pulsirt in ihr, empfindet, erregt, steigert, entfaltet, sammelt und beruhigt in ihr sich selbst, macht sie zu seinem lebendigen Eigenthum.

Es ist ein sehr dunkler Vorgang, den ich aufzuhellen suche. Ueberzeugende Klarheit ist da kaum möglich. Doch möchte ich etwaige Zweifel wiederum auf die Belege der Sprache verweisen. Besonders auf die vielen verba reflexiva, die zurück auf ein Ich bezogenen Zeitwörter, womit wir die Natur zu beschreiben pflegen[2]). Wir sagen: das Thal öffnet, erstreckt, erweitert sich, der Bach staut, schlängelt sich, stürzt sich hinab, bricht sich Bahn, der Boden erhebt, senkt sich. Ich greife einige Verse von Goethe heraus:

„Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige."

„Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft."

„Die Klippen,
Die sich bücken."

Dieses Sich ist nichts Andres als das den Zweigen, den Klippen und dem Schnee unterschobene Subject, das hineingedrungene Ich des Betrachters. Das

[1]) Vergl. meine Studie Ueber das optische Formgefühl. Leipzig, Credner. 1873. S. 37.
[2]) Vergl. C. du Prel, l. c. S. 25, 76 ff.

Naturphänomen wird als ein Wesen vorgestellt, das etwas thut, thun will, oder gethan hat. Die Sprache sagt lieber: der Thurm, der Wipfel neigt sich, als er ist geneigt, denn, ein Kind der Phantasie, fühlt sie so menschlich auch das Unbeseelte. Phantasievoller Menschensinn lokalisirt sich in den Einzelheiten des Naturbildes, vervielfältigt sich darin und erweitert sich zugleich im Ganzen seiner Erscheinung. In ihm schaut er bildend, bildet er schauend sich selbst als Natur, die Natur als sein eignes Leben[1]).

Dieser Akt wäre nun vorerst nach seiner sinnlichen Seite zu prüfen. Die Phantasie ist, wie wir gesehen haben, ein höchst leibhaftes Geistesvermögen. Indem sie sich nun mit ihrem verinnerten Leib den Erscheinungen einbildet, erblickt sie in ihnen sinnliche Ausdrucksformen der Stärke, Ohnmacht, Milde, der Herbheit und Spannung, der Mühe, Ruhe, Trägheit, der Eile und Gier, der Sättigung und Frische. Schon diese sinnlichen Zustände sind von Gefühlen der Lust und Unlust begleitet, und das Gemüth steht unmittelbar unter ihrem Einfluß.

Nun aber sind es ja auch rein *seelische* Stimmungen, die wir in der Natur zu erblicken glauben. Wie erklärt sich das? Es wäre nicht genug, einfach darauf hinzuweisen, daß wir mit der Sinnlichkeit unserer Phantasie auch unsere Seele in die Natur übertragen. Vielmehr ist hier zu bedenken, daß unser Leib, zumal unser Antlitz und unsre Stimme eine geistige Ausdrucksfähigkeit besitzt, und eben diese seine Eigenschaft und ihre Bethätigung wird in die Natur hineingeschaut.

Die einfühlende Betrachtung ist, wie wir gesehen haben, ein inneres *Nachahmen*. Dieses unbewußte Nachahmen setzt sich aber aus Bewegungen zusammen. Wenn uns nun in einer Landschaft etwas anmuthet wie Sinnen, Gemüthsstimmung, Affect, so wird dies wohl daher kommen, daß sie durch ihre Formen, Lichter und Farben unsern innern Menschen zu sympathischen und reactiven Bewegungen reizt, womit unser wirklicher Leib im realen Leben Zustände und Erregungen der Seele auszudrücken pflegt[2]). Daher sehen wir sanftes, nachdenkliches Gleiten der Wolken, zorniges Aufzucken des Blitzes, ängstlich zusammengedrängte, bescheiden oder traurig in sich geneigte Büsche, stolz oder trotzig ragende Felsen, entrüstet hervorbrechende Fluthen, selig strahlendes Abendlicht; daher berührt uns der Wetterschlag wie eine Entscheidung; daher hören wir im Wind ein Klagen, im Donner ein Grollen. In optischer Hinsicht — und auf Erscheinungen solcher Art müssen wir uns hier beschränken — handelt es sich dabei nicht nur um ausgreifende, agirende Bewegungen, sondern auch um das feinere Wesen der Gebärdensprache. Die menschliche Mimik bezieht sich nicht nur auf wahrnehmbare Gegenstände, nicht nur auf Sinneseindrücke, sondern auch auf vorgestellte geistige Qualitäten, ethische Werthe, die mit sinnlichen Gebärden beantwortet werden, als ob sie physisch, räumlich wären, aber mit Gebärden,

[1]) Neuerdings hat auch Groos hierin den wahren Grund alles ästhetischen Genusses gefunden (vergl. seine „Einleitung zur Aesthetik", Gießen 1892). Das hier Vorliegende ist der unveränderte Wortlaut eines Vortrages, den ich im Spätwinter 1890 zu Aachen und Stuttgart gehalten habe.

[2]) Vergl. Fr. Th. *Vischer*, Altes und Neues, Neue Folge. 1889. S. 330.

die durch den geistigen Charakter ihres Gegenstandes eine gewisse Verklärung und Weihe erhalten, wodurch sie von den Gebärden physischer Bedeutung unterscheidbar sind. So findet der einfühlende Sinn in irgend einer Landschaft, weil ihre Erscheinung mimisch gemahnt, d. h. weil er sich in sie persönlich, also auch mimisch versetzt, etwas Seelisches, einen seelisch berührenden Ausdruck.

Jedenfalls bringen wir auf diesem Weg mehr Licht in das Dunkel dieser Frage als auf dem Wege der Ideenassociation. Die Ideenassociation verknüpft mit dem Geschauten rein nach dem Gesichtspunkt eines räumlichen, zeitlichen, oder ursächlichen Zusammenhangs Vorstellungen von Andrem, Nichtgegenwärtigem. Ein Abgrund kann Vorstellungen von Gefahr, geheimer Tücke, Tod, Grab, Hölle, Chaos hervorrufen. — Wir sehen im See ein Boot und stellen uns vor, wie schön es wäre, wenn wir uns in ihm befänden, wohin wir dann fahren würden. — Beim Betreten einer Waldlichtung mag sich der flüchtige Wunsch regen, hier das Leben zu verbringen, und sogleich baut sich der innere Sinn eine Hütte, wohnt sich ein in dieser tiefen Stille, geht spazieren, botanisirt und schläft vortrefflich. — Die römische Campagna, dieses in schlichter Großheit sich hinziehende Gelände zwischen Ronciglione und Terraccina, Apennin und Meer, ist für die malerische Anschauung ein wahres Paradies. Ihre Ruinen und Sümpfe, der Fieberhauch ihrer Luft, ihre öden Einsamkeiten können aber associativ eine düstere, melancholische Stimmung erzeugen. — Im Anblick des Hochgebirges der Schweiz sagt die reflectirende Association: dort wohnt die Freiheit. — Allein wenn wir uns ernstlich auf den Standpunkt des optischen Formgefühls stellen, so haben diese naturgemäß anschießenden Vorstellungen nur nebensächlichen, secundären Werth, denn hier handelt es sich um das vorhandene Bild selbst, um das unmittelbare Bildgefühl, nicht darum, was man sich dabei denken kann. — Es ist bezeichnend für die Romantik, daß sie so sehr zu Associationen neigte, im Anblick der Gegenwart traumhaften Erinnerungen nachhing und Gespenster beschwor. Wenn wir Ruinen, zerfallene Bergschlösser betrachten, so beschäftigt uns ein eigenthümliches Durcheinander von architektonischer Regelmäßigkeit und felsenähnlichem Trümmerwerk, morscher Kunst und wildwüchsiger Natur, ein abrupter Wechsel von Außen- und Innenansicht, plastischem Vollgefühl und perspectivischen Einblicken und Durchblicken. Darin liegt ihr malerischer Reiz, nicht darin, daß sie uns alte Zeiten ins Gedächtniß rufen und die Vergänglichkeit alles Menschenwerks beweisen. — Kurzum Ideenassociationen sind nicht der Grund des seelischen, freundlichen oder düsteren Eindrucks, den uns die Erscheinung der Natur oder eines Bauwerks macht. Sie können wohl für sich sehr gefühlvoll und poetisch sein, können auch in eine ergreifende Uebereinstimmung mit dem Bilde selbst treten und unsere Empfänglichkeit für dasselbe wecken und verstärken[1]), aber das Bild als solches will rein schauend empfunden sein. Die schauende Phantasie faßt sich mit ihm in unmittelbarem Contacte zu einer Einheit zusammen. Und diesen Contact haben wir als ein sensitives und motorisches Durchfühlen und Nachahmen erkannt.

Um ihn etwas näher nachzuweisen, will ich nun in raschem Streifzug vereinzelte Beispiele aufgreifen.

[1]) Vergl. W. Dilthey a. a. O. S. 378 ff.

Die Erde gewährt uns eine sinnliche Empfindung der Schwere und zusammenhängenden Festigkeit, womit wir ja durch unseren eignen Körper vertraut sind. Zugleich wird zu ihren Formen unsere Gestalt und Beweglichkeit in vorgestellte Beziehungen gesetzt.

Im Anblick von Hügeln, Bergen, Felsen, Thürmen und Bäumen macht sich fühlbar, daß alles Vertikale für unsere Phantasie ein lebendiges Stehen, Streben, Steigen, dann wieder ein Wuchten, Hängen und Sinken ist. Sie lehnt und richtet sich darin auf, gelassen oder in heftigem Affect, läßt sich freundlich nieder, herrscht stolz herab. Dabei kann sie nur die Umrisse im Auge haben, oder sich zugleich in Erde und Gestein versetzen. Im Anblick einer Reihe von gerundeten Bergformen bewegt sie sich in schwungvoller Lust, indem sie wie eine Schwalbe die Fallwucht als eine todte Hülfskraft zu neuer Erhebung benutzt. Dabei also wirkt nur die Oberfläche des Erdbilds. Hingegen sagt Mörike einfühlend:

„Der Himmel glänzt im reinsten Frühlingslichte,
Ihm schwillt der Hügel sehnsuchtsvoll entgegen."

Womit er selbstverständlich nicht nur die sprossende Vegetation, sondern auch die organisch gemahnende Rundform des Hügels im Auge hat. Vom Soracte, dem klassisch schönen, wie von einer Bildnerhand modellirten Berg bei Rom, sagt Byron:

„Er schwillt empor, wie eine Welle ragt,
Die lang sich streckt, und eh' sie niederfällt,
Gekräuselt still steht."

Seine Gestalt wird hier also durch das gefühlte Vermittlungsbild der bewegten Meerwoge charakterisirt.

Als Beispiel für persönliche Auffassung tellurischer Formen citire ich von Byron folgende Worte:

„Dort, wo die Rhone spaltet eine Gasse
Durch Felsen, welche da stehn wie ein Paar,
Das einst sich liebt' und dann im tiefsten Hasse
Sich unversöhnlich trennte." —

Ein Berg oder Fels kann uns abgewendet, profilartig ein anderer hergewendet, frontal erscheinen, und es hängt dies damit zusammen, daß dieser mehr in seiner vollen Körperlichkeit, jener mehr auf seine Conturen hin betrachtet wird.

Eine weite Ebene hat, für sich genommen, also abgesehen vom hoch und frei über ihr schwebenden Bilde des Himmels, worin sie eine idealisirende Ergänzung findet, sie hat an und für sich ein liegendes, schlafendes, der Schwere leblos verfallenes Aussehen. Unser innerer Sinn liegt in ihr da, ruht in ihr. Er bewegt sich aber auch activ, wiewohl schleppend, in ihr fort, streckt und breitet sich in ihr aus, so daß sie das selbst zu thun scheint. Willkommenen Wechsel bietet die Gliederung ihrer Fläche durch Wege, Flüsse, Seen und Bäche, Kanäle und Brücken, Aecker, Wiesen und Wälder, lichte und dunkle, von Wolken beschattete Theile. B. Auerbach sagt einmal: „Ein Gefährte geht leichter, wenn es durch eine Biegung des Weges wieder einen Schwung bekommt, bei einem schnurgeraden Weg liegt das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geschirr." — Das gilt auch vom menschlichen Blick. Auch er ist keine Maschine, liebt freien Wechsel und verabscheut Ingenieurlinien.

In der römischen Campagna, welche durch leichte Höhenzüge belebt ist, aber im Ganzen als Ebene wirkt, machen die antiken Wasserleitungen den Eindruck eines feierlichen Hinwandelns.

Ueber Brücken seien aus Hölderlin's Gedichten zwei Stellen angeführt: Die eine aus der Ode auf Heidelberg lautet:

„Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei Dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt."

Die andere (aus dem Gedichte: Andenken):

„Wenn gleich ist Nacht und Tag
Und über langsamen Stegen,
Von goldnen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehn." —

Von der Brücke wollen wir ins Wasser sehen. Die wundersame Lösungsfähigkeit unseres Innenmenschen hat ihren objectiven Grund in Wasser, Luft und Licht. Hier ist nun sein Einfühlen ganz ein Ausfühlen. Er befeuchtet sich und zergeht im Wasser, gibt sich ihm ganz hin, bis zum Verschwinden seiner selbst. Er verwandelt sich wohl auch in Erde und Gestein, aber die geologische Natur ist doch schon so sehr in bestimmte Formen verdichtet, daß seine individuelle Geschlossenheit mancherlei Anhalt in ihr findet. Solchen hat er im Wasser nur an der flüchtigen Form der Welle. Gleichwohl erscheint es ihm tief verwandt. Gelockt und gestillt von der weichen, kühlen Fluth, objectivirt er sich in ihrer krystallischen Dunkelklarheit, worin Licht wie Ahnung tagt, erschaut er sich und die Welt in seinem geistähnlichen Spiegel. Goethe läßt die Geister singen:

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser."

Bestimmter, concreter ist die ästhetische Wirkung der rinnenden, stürzenden, sturmerregten Fluth. Ihre Wogen gewinnen den Anschein organisch drängender, schwellender Lebendigkeit.

Im Anblick des vorbeifließenden Stromes befindet sich der beschauliche Dichter in einem Doppelzustand von festem Beharren und flüchtigem Enteilen. Allbekannt sind Lenaus Verse hierüber:

„Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen."

So verbindet sich mit dem rinnenden Wasser unser Zeitgefühl. Wir sehen in ihm unmittelbar anschaulich die Gegenwart verrinnen.

Doch in anderer Stimmung folgen wir freudig und bewundernd seiner Bahn. Wie prachtvoll schildert Goethe den Lebensgang des Stroms (in Mahomet's Gesang)!

— — — — — —

„Nach der Ebene dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebene silberprangend,

Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen,
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unsrem Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter.
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz." —

Im Meer gesellt sich zur lyrischen und epischen die dramatische Wirkung. Denn im Meer erscheinen die Bewegungsformen des Wassers größer und freier. Sie erregen den inneren Sinn zu kühnerem Schwung. Nacheilend schwebt er wie der Sturmvogel, der „Meerläufer" hart über den Wellen, steigt und sinkt er mit ihnen. Einfühlend tummelt er sich in ihren tausendförmigen Gestalten, schäumt und wüthet, stürmt wie ein Heer in der Brandung.

Ebenbürtig in wilder Streitgewalt begegnet uns Binnenwasser nur in den Cascaden des Gebirges. Ihren rasenden Fall und Aufprall schildert Byron in seinem Childe Harold:

„Gebrüll von Wassern! Hoch vom Felsensitz
Kommt der Velino durch die Schlucht gesaust;
Ein Sturz von Wassern! Niederschäumt wie Blitz

Die weiße Masse, die den Abgrund zaust!
Hölle von Wassern! Drinnen heult und braust
Und kocht die Fluth, von ew'ger Qual gehetzt;
Der Angstschweiß ihrer Folter kraust
Sich um die schwarzen Klippen, die benetzt
Den Pfuhl umstarren ohn' Erbarmen, doch entsetzt,

Und steigt gen Himmel und vom Himmel rinnt
Er wieder abwärts wie ein Wolkenschoß,
Und seine sanften Regenschauer sind
Ein ewiger April für Laub und Moos,
Die sind wie ein Smaragd. — Wie bodenlos
Der Pfuhl! Wie rasend springt die Riesenkraft
Von Block zu Block, und ihres Fußes Stoß
Zermalmt die Felsen, die sie mit sich rafft." — —

So genial offenbaren große Dichter das eingefühlte Menschliche im Wasser.

Und nun die Luft? Dieses leichte, ungreifbare, ganz offene, ganz durchsichtige Element, das uns wie ein zarter Schleier belebend umhaucht, das wir ein- und ausathmen? Auch unsere Phantasie sieht das ungreifliche Bild der Luft athmend, und zwar in einem einheitlichen Acte, ihr Sehen und Athmen scheint identisch, wie Licht und Luft identisch scheinen, scheint ein verklärtes körperloses Schweben. Die durchleuchtete Atmosphäre gewährt uns die zarteste und allgemeinste Vermittelung mit dem Weltganzen, gibt uns das freieste Gefühl von Erweiterung. Noch ungleich mehr als im Wasser entäußert, verflüchtigt, verliert sich das Ich in ihr. Sie erscheint ihm als die allgemeine Substanz seines Wesens, als die physische Seite seiner Weltstimmung.

Es kann aber nicht stark genug betont werden, daß das Licht, das ja die allverbreitete Masse der Luft ganz durchdringt — und wo das nicht der Fall ist, hört ja auch die Anschauung auf — daß das Licht an dieser lösenden und ins Allgemeine treibenden Wirkung der Luft den beträchtlichsten Antheil hat. Was wir von der Luft *selbst* sehen, ist ja nur das äußerst feine Glanz- oder Dunstgewebe der unsichtbar kleinen Bläschen, woraus sie sich zusammensetzt. Aus dem hellen, lichtverklärten Luftmeer schöpft unsere Phantasie die Vorstellung des grenzenlosen Raumes, des Himmels. Dem Trieb, seine Unendlichkeit zu durchschwärmen, hat Goethe im Faust classischen Ausdruck gegeben:

„Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt." —

„Welche Begierde," läßt er seinen Werther aus der Schweiz schreiben. „welche Begierde, mich in den unendlichen Raum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben! Mit welchem Verlangen hole ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt und große Kreise zieht." — Die tief abweichenden Eigen-

schaften der Luft erborgend, befreit sich das gefangene Ich zur Intuition der ewigen Weltkraft, wie das die hohen Worte desselben Dichters sagen:

„Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll“ [1]).

Wehende, zügige und stürmische Luft berührt als lebendiger Wille. Die von ihr bewegten Gegenstände, Baumzweige, Wimpel, Wellen, Segel, erscheinen dabei wie leidend, widerstrebend, weichend, gedrängt, aufgestört und gehetzt. Doch wird ihr passives Verhalten auch als ein actives, selbsterzeugtes, als ein Kämpfen, Eilen und Jagen gedeutet.

Sodann wäre namentlich auch zu beachten, wie es auf die Phantasie wirkt, wo die Luft sich durch Verbindung mit Wasser oder pulverisirten Stoffen in Dunst, Nebel, Rauch, Staub, Dampf, Wolken umwandelt. Im Frühling sehen wir ein Weben und Zittern in ihr, ein Athmen der sickernden Erde. Auch dies charakterisirt keiner so feinfühlig wie Goethe:

„Leise Bewegung
Lebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft“ [2]). —

Daß und wie sich unser Sinn mit Wolken verbindet, bedarf kaum der Nachweise. Ist doch der Wolkenhimmel weichster Stoff und lockendster Schauplatz einfühlender Phantasie. Aus seinem gewitterschwangeren Schoß sind Zeus und Wodan geboren.

Vom Licht als bloßer Helle war schon die Rede, doch nicht von Lichtkörpern, concentrirten Lichtmassen und Flammen.

Der zweite Mensch in uns kommt und geht mit der Sonne, schießt emphatisch empor mit den glühenden Wurfschlacken des Vulkans, zuckt und schlägt ein mit dem Blitz, tobt mit den wetternächtlichen Feuerfluthen. Jehova fragt Hiob: „Kannst Du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hie sind wir!“ Und in der Rigweda heißt es: „Die Blitze lachen zur Erde herab, wenn die Winde Regen heruntergießen.“

Prachtvoll schildert Byron das Gewitter im Gebirg und die Urkraft seiner tobenden Laute:

„Von Spalt zu Spalt,
Springt über krachendes Gefels und hallt
Der Donner — nicht aus einer Wolke bloß,
Nein, das Gebirg von tausend Stimmen schallt,
Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.“ —

Die Feuergluth, worin sich der Erdenstoff verzehrt, kann der Phantasie wie Vergeistigung und Erlösung erscheinen. Ich erinnere nur an Hölderlin's Wort:

„Und befreiet in Flammen
Fliegt in die Lüfte der Geist uns auf“ [3]). —

[1]) An Schwager Kronos.
[2]) Frühzeitiger Frühling.
[3]) Der Abschied.

Mehrmals lag es nahe, das Wesen des Raumsinnes für sich zu bedenken. Doch das würde zu weit in die Philosophie hineinführen. Besonders die Tiefenprojection scheint mir wichtig für unsern Standpunkt. Es fehlt uns noch eine Aesthetik der Perspective. Ebendarin ist die Selbstversetzung unserer Phantasieperson, ihr volles Erfassen begründet. Perspectivisch, wie wir sehen, empfinden wir die Dinge plastisch, umgreifen wir sie dabei im Geiste, erfühlen so ihre concrete Existenz von außen nach innen und umgekehrt. Unser Gefühl wird wesentlich bestimmt durch die Art der Verkürzung, Verschiebung und durch den Grad des Abstandes. Dem intensiven Blick in die Ferne entspricht eine Spannung der Seele, der räumlichen Vertiefung ein Hinstreben des Gemüths.

Dafür mag Lenau zeugen[1]):

„Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!"

Die zweite Strophe ist ein Beispiel dafür, wie sich der unmittelbaren (hier allerdings zu Personificationen verdichteten) Beseelung die reflectirende Ideenassociation anfügt.

* * *

Auf diese spärlichen Hinweise muß ich mich hier beschränken und zu mancher Frage von grundsätzlicher Wichtigkeit schweigen.

Namentlich vom Wesen der Harmonie sollte noch die Rede sein. — Wo uns die Natur einen vollen Bildgenuß gewährt, da scheint sie uns ein Gleichgewicht von Kräften darzubieten. Dies hängt wohl von äußeren Bedingungen, noch mehr aber von unserem Standpunkt und unserer Stimmung ab. Der ästhetische Sinn bildet sich nach seinem subjectiven Wähnen den formwirkenden Sinn der Natur ein, er verwirklicht so schauend in einem menschlich harmonisirten Schein ihr Urgesetz, die Herrschaft des Ganzen über die Theile. Schon im Act der nachahmenden Naturbetrachtung selbst liegt ein Trieb der Rhythmisirung, Lösung, abwägenden Ausscheidung des Fremdartigen und Störenden. Aber dieser Trieb und seine Realisirung im Kunstwerk ist recht schwer zu erörtern. Wollten wir es versuchen, vor irgend einer bestimmten Gegend oder vor einem Meisterwerk von Rembrandt, Jakob Ruisdael, Claude Lorrain, so würde sich herausstellen, wie unzureichend unsere Erkenntniß ist, wie wenig unsere Begriffe dazu taugen, das Vorliegende und seinen individuellen Reizkern zu erklären. Wir kommen nicht über das theoretische Problem hinaus, und immer wieder stehen wir rathlos und müssen uns ohne Hoffnung auf Antwort fragen: Was ist es, das hier so eigen seelenvoll zu unseren Herzen spricht?

[1]) Wanderung im Gebirge, 7.

Die Ursache dieser Wirkung *kann* nicht nur in *uns*, sie *muß* auch in der *Natur* liegen. Aber gewiß ist auch, daß die Natur *so*, wie es uns in ästhetischer Stimmung scheint, nicht seelenvoll, daß sie *so* nicht mit uns verwandt ist[1]). Die Thatsache, *daß* in ihr etwas wie Geist wirkt, *erlebt* der ästhetische Sinn, aber die Art, *wie* er es erlebt, ist eine Illusion.

Der Phantasiemensch identificirt sich mit der Natur, aber *er* ist es eben, der das thut. Er wird schauend Natur, aber was sie *ohne* sein Schauen ist, weiß er nicht. Goethe sagt einmal: „Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat." Das Ergebniß besteht also in Folgendem: Der Inhalt einer Landschaft ist unser eigenes Wesen, aber getaucht in das unbekannte Wesen der Natur. Sympathisch ahmen wir innerlich ihre Erscheinung nach, doch wir würden es nicht thun, wenn wir nicht den gleichen Ursprung mit ihr hätten, und es würde uns nicht beglücken, wenn nicht wir und die Natur auf solches Glück eingerichtet wären.

Dieses gegenseitige Verhältniß explicirt sich nun augenscheinlich, aber unerklärbar in der Darstellungsweise des Malers. Mit Goethe's Satz: „Daß die Künste nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen sieht, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur besteht und wonach sie handelt", kreuzt sich ein anderer, worin er den subjectiven Gehalt der Kunst hervorhebt. Dieser andere Satz Goethe's lautet: „Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)."

Beide Sätze sind gleich wahr. — Wenn wir nun zurückblicken auf unseren Versuch, wenigstens das Wesen unserer *Betrachtung* der Natur zu beleuchten, so müssen wir schon deshalb seine Unzulänglichkeit erkennen, weil die Natur selbst ewig unbekannt bleibt. In ihrer Fremdheit verschwindet auch unsre Selbsterkenntniß, denn im ästhetischen Acte wirken ja Natur und Phantasie in innigster Verschmelzung durcheinander. — Auch diese Noth wurde von Goethe tief empfunden und mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß." Hier aber, muß ich hinzusetzen, auf ästhetischem Boden haben wir es gar mit Identificirung zu thun. Und so sind wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückgelangt, stehen wieder vor dem Räthsel der Natur und müssen uns gestehen: Ihr Seelenschein bleibt, wie sie selbst, ein Geheimniß.

[1]) Vergl. Fr. Th. *Vischer*, Altes und Neues, Neue Folge. 1889. S. 441.

Marco Minghetti

und

sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859.

Von

Flaminio.

IV.

Wir kommen zum Jahre 1848. Es eröffnete sich, wenige Tage nach Neujahr, mit einer Scene, welche den Freunden der nationalen Bewegung schon viel zu denken geben mußte. „Wir waren," erzählt Minghetti von sich und Pellegrino Rossi sprechend, „am 10. Januar am Quirinal, als der Papst, von der Menge mit Beifallsrufen begrüßt, auf dem Balcon erschien und zu sprechen anhub. Es trat plötzlich allgemeine Stille ein; Jeder hing an den Lippen des Redenden. Pius begann mit lauter und vernehmlicher Stimme und tief ergriffen unter unbeschreiblicher Bewegung des Publicums zu reden. „Segne," sprach er, „o großer Gott, segne Italien!" Und dann fügte er hinzu: „Man fordere doch nichts von mir, was ich nicht gewähren kann, darf, noch will." Rossi wandte sich mir zu und bemerkte: „der Papst nimmt seine Zuflucht zu einem heroischen Mittel. Diesmal wird es ihm glücken; aber wehe ihm, wenn er sich nochmals beifallen läßt, zum Volke zu sprechen; all' sein Prestige fällt dann zusammen."

Mitten in diese schwüle Luft fiel die Nachricht vom Ausbruch der französischen Februarrevolution. Rossi scheint ganz kurz vorher seinem Minister, Guizot, vorausgesagt zu haben, daß es sich nicht um einen Ministerwechsel, sondern um den Sturz des Königthums handle. Pius IX., den Minghetti in jenen Tagen mehrfach sah, war merkwürdigerweise von dem Ereignisse eher erfreut als unangenehm berührt. Er sprach weitläufig von der Härte Ludwig Philipp's gegen die Kirche und hoffte, die Republik werde die Rechte der Kirche bereitwilligst anerkennen. Daß die Menge bei der Erstürmung der Tuilerien das Kreuz mit Achtung in den Gemächern der Königin gegrüßt und in die benachbarte Kirche getragen, rührte ihn bis zu Thränen. Es erschien ihm jetzt als eine wahre Eingebung der Vorsehung, daß er selbst den Weg der Reformen betreten und damit, wie er glaubte, der Revolution vorgebeugt habe.

Der Augenblick war gekommen, wo nun auch die päpstliche Regierung, gleich den übrigen italienischen Höfen, sich herbeilassen mußte, eine Verfassung zu geben. Nur sollten die Laien von der Ausarbeitung derselben ausgeschlossen sein. Der Padre Ventura, der doch für sehr liberal galt, schlug in einer Broschüre vor, es solle eine Pairskammer aus den Cardinälen gebildet werden. Minghetti bekämpfte diesen Plan in seiner Schrift „Della Constituzione Pontificia," in welcher er in einem gewissen Umfange und mit voller Berücksichtigung der Stellung des Souveräns als Haupt der Christenheit, die Laïsierung der Regierung bezw. der Verwaltung forderte. Der Papst hatte schon vor der französischen Revolution die Nothwendigkeit eingesehen, dem Laienelement einen Antheil an den Ministerportefeuilles einzuräumen. So wurden jetzt Pasolini, der Advocat Sturbinetti, der Fürst Gabrielli und der Prinz von Teano, Michelangelo Caetani, ins Ministerium berufen. Letzterem wurde die Leitung der Polizei übertragen. Aber so geistvoll und hochgebildet der spätere Herzog von Sermoneta, so trefflich seine Absichten waren, sein Temperament machte ihn zur Direction dieses Departements nicht geschickt, und seine Reizbarkeit ließ ihn bald jede Lust an dem übernommenen Geschäft verlieren. Er suchte überall zu sparen und gab die Mittel aus der Hand, um des Volkes Herr zu bleiben. Der Papst ließ denn durch Recchi dies Portefeuille Minghetti anbieten, empfing denselben am 8. März und theilte ihm seine Absicht mit, Antonelli mit dem Staatssecretariat zu betrauen und mit ihm und den tüchtigsten Kräften der Consulta ein Ministerium zu bilden, welches den Erlaß der Verfassung vorzubereiten hätte. Ueber die Grundlage der Constitution fand eine Verständigung statt, doch hatte Minghetti den Eindruck, daß Pius weder von dem unwiederbringlichen Werth der Zeit, welche hier zu verlieren war, noch von der Stellung eines constitutionellen Fürsten eine eigentliche Ahnung hatte, und daß er die von jenem betonten Gefahren des Augenblicks für Eingebungen einer erhitzten Phantasie hielt. In einem Punkte konnte man sich nicht einigen. Der Papst bestand darauf, daß die zu erlassende Verfassung ausschließlich als das Werk geistlicher Hände vor der Welt dastehe. Es war dann die Rede von dem Polizeiministerium, das Minghetti rieth, mit dem Innern zu vereinigen. Pius war dagegen und erklärte, er habe für diesen Posten Jemanden in Aussicht, der gewiß allgemein gefallen werde. Später sah Minghetti, daß er von Galletti gesprochen. Vor diesem hatte Minghetti stets nur eine geringe Achtung. Galletti war ein lebhafter, aber ungebildeter Kopf, in Rechtshändeln erfahren, nicht aber in der Politik, ein anständiger, aber schwacher Charakter, vor Allem eitel und nach Popularität haschend. „Das war eines der Motive, welche ihn später verleiteten, seinen dem Papst geschworenen Eid zu brechen, und der Präsident einer Versammlung zu werden, welche die Republik ausrief. In diesem Augenblick und noch sechs Monate später hätte ich das nie für möglich gehalten." Das neue Ministerium wurde dann dahin modificirt, daß Sturbinetti die Justiz, Minghetti die öffentlichen Arbeiten (mit San Bertolo als Unterstaatssecretär) übernahm. Das Innere hatte Recchi, den Krieg der Principe Altobrandini, Pasolini behielt Landwirthschaft und Handel. Dazu kamen Galletti und Mezzofanti für Polizei und Unterricht; Antonelli hatte das

Präsidium. In der ersten Sitzung, am 11. März, zeigte sich Letzterer mit den Uebrigen in vollkommener Uebereinstimmung. Minghetti fand sein Ministerium in einem Zustande bureaukratischer Verzopfung, der jede ernstliche Unternehmung aufs Aeußerste erschwerte. Es dauerte zudem nur fünfzig Tage; in diese Zeit fielen schwere und Alles umwerfende Ereignisse. Der Aufstand in Mailand, die Erhebung Venedigs, die Umwälzung in einem großen Theil sowohl des übrigen Italien als ganz Europa's traten der Reihe nach ein. „Pius befand sich in der größten Aufregung. In seinen Gedanken stand stets der Triumph der Kirche allem Anderen voran. Aber ein Stück weltlicher Herrschaftsbegierde war doch dabei. Als ich ihm die Nachricht von der Revolution in Parma und Piacenza brachte, war sein erster Gedanke der an die alten, nun aufgegebenen Rechte des apostolischen Stuhls auf diese Städte, und er träumte gleich von einer Vergrößerung seines Staates. Aber er verfiel auch oft in Mysticismus. Als ein Komet am Himmel stand und der Papst gerade einem Ministerrath des Abends präsidirte, öffnete er das Fenster plötzlich, kniete nieder und ließ die Umstehenden niederknieen, um Gott anzuflehen, daß er die von diesem Kometen angekündigten Strafgerichte abhalte. Man benutzte diese Stimmung des Papstes, um ihm Angst und Scrupel wegen der Reformen einzuflößen. Manchmal schloß er sich mit dem Großpönitentiar ein, und dann war keine Möglichkeit, eine Audienz zu erhalten. Die Peccata reservata irgend eines Paters oder einer Nonne jenseits des Oceans hinderten so nicht selten die Erledigung der dringendsten Geschäfte." Eines Tages fanden Recchi und Minghetti, als sie ihr Ministerium verließen, die Stadt illuminirt, den Vatican im strahlenden Lichte. Sie erfuhren endlich, man habe vor Porta San Pancrazio das Haupt des hl. Andreas wiedergefunden, welches aus dem Vatican gestohlen worden war. Es wurde eine ungeheuere Procession von S. Andrea della Valle zum Vatican organisirt, welche von Mittags zwei Uhr bis spät Abends dauerte und an der alle geistlichen Corporationen, Kapitel, Bruderschaften mit dem Papst, den Cardinälen, dem Municipium u. s. w. Theil nahmen. „Wir waren auch dazu eingeladen, aber selbst auf die Gefahr hin, für nicht sehr fromm gehalten zu werden, entschuldigten wir uns mit dringenden Geschäften. Nur Galletti, Canino und Sterbini gingen, große Kerzen in der Hand, in dem Zuge. Galletti hatte sich geschämt, uns davon etwas zu sagen. Was Sterbini anlangt, so habe ich wenige, an Geist und Gemüth ruchlosere Menschen, auch wenige häßlichere Erscheinungen kennen gelernt als ihn. Es gibt keine Infamie, deren er nicht verdächtig war, und er bewies später als einer der Hauptanstifter der Ermordung Rossi's, wie begründet alle gegen ihn vorgebrachten Anklagen waren. Er war der Typ des ‚maffioso politico'."

Am 13. März wurde das constitutionelle Statut im Ministerrath verlesen. Die Cardinäle, wie verlautete, hatten es einstimmig gebilligt, die Minister konnten nicht anders, als es, in Ermangelung eines Bessern, annehmen. Aber schon regten sich im Volke Unruhen. Mit Noth unterdrückte die Polizei Demonstrationen und Angriffe auf die Jesuiten. Auf Anregung des Cardinals Antonelli entschlossen sich dieselben freiwillig, die Stadt zu verlassen. Diese Vorgänge verletzten den Papst, dessen Stimmung nunmehr gegen die ohne seine Zustimmung

beseitigten Väter zu deren Gunsten umschlug. Hier liegt die erste Regung jener Sympathie für den Orden, welcher der Papst seit Gaeta gänzlich unterlag. Finanzielle Schwierigkeiten kamen dazu, um die Situation zu erschweren; die Nothwendigkeit einer Anleihe und einer soliden Sicherstellung der Staatsgläubiger gelegentlich der Emission neuer Schatzscheine sprang in die Augen. Auch in der Armee gab es viel zu thun. Man hatte den General Durando zu Rath gezogen; mit ihm arbeiteten Massimo d'Azeglio und der Marchese di Casanova. Am 21. März kam die Nachricht von der Insurrection Mailands nach Rom; zwischen dem 23. und 26. beschloß man im Kriegsministerium, den General Durando mit den Truppen nach Oberitalien zu entsenden. Mit ihm gingen d'Azeglio und Casanova, seinem Stabe aggregirt, am 24. ab. Der Papst wollte keine ausdrückliche Erlaubniß geben, daß die Armee den Po überschreite und sich mit derjenigen Karl Albert's gegen die Oesterreicher vereinige. Aber er gestattete schließlich, daß das Unvermeidliche geschehe, und am 5. April veröffentlichte Durando jenes von d'Azeglio verfaßte Proclama, von welchem unser Minghetti sagt: es habe mehr der Poet als der Staatsmann aus ihm gesprochen. Es stellte den Papst als Den hin, welcher den Krieg an Oesterreich erklärt habe. Kein Wunder, daß Pius über diese Proclamation empört war. Das Ministerium sah sich in einer fatalen Lage. Es ließ in seiner „Gazzetta uffiziale" vom 10. eine Erklärung abdrucken, welche den Papst als unbetheiligt an der Proclamation Durando's hinstellte. Aber diese Erklärung wurde von der Curie als schwächlich und belanglos bezeichnet, während sie anderseits auf die Bevölkerung niederschlagend wirkte. Am 29. verlangten die Minister, Antonelli eingeschlossen, eine bestimmte Erklärung vom Papste, ob er den Krieg wolle oder nicht. Antonelli und des Papstes Neffe Luigi Mastai betheuerten, nicht zu wissen, welches die Absichten des Papstes seien. Am Mittag des 29. erschien dann plötzlich in der „Gazzetta di Roma" die Allocution, welche den Sieg der clericalreactionären Partei Europas über die Wünsche Italiens und des Liberalismus bedeutete. Am selben Abend reichte das Ministerium seine Entlassung ein. Antonelli entschuldigte den Umstand, daß er dies Actenstück nicht unterschrieb, mit der Berufung auf den Gehorsam, welchen er als Geistlicher dem Oberhaupt der Kirche zolle; aber auch er beklagte anscheinend den Entschluß des Papstes und bedauerte, nicht wie die übrigen gehen zu können.

An diesem Tage äußerte Minghetti gegen seinen Freund und Collegen Recchi: es sei wohl der letzte Tag jenes noblen, aber nunmehr sich als unmöglich und absurd erweisenden Versuches, die weltliche Herrschaft mit der geistlichen vereinigt zu erhalten.

Die Allocution versetzte Rom in eine gefährliche Aufregung. Der Papst versuchte durch den Cardinal Ferretti ein Ministerium zusammenzubringen, was nicht gelang. Am 2. Mai berief Pius den Grafen Terenzio Mamiani und beauftragte ihn, ein Ministerium zu bilden. Abends um fünf Uhr hatte Mamiani angenommen.

Am Morgen des 30. April hatte Pius die demissionirenden Minister zu einer Sitzung zusammentreten lassen. Er hatte ihr Entlassungsgesuch in der Hand und schien darüber verwundert und betrübt. Es fehlte ihm offenbar ein

klares Bewußtsein von der Tragweite seiner Allocution und deren Wirkung auf die Geister in ganz Italien und auswärts. Er begriff auch gar nicht recht, weshalb die Minister, welche ja die Allocution nicht gekannt und unterzeichnet hätten, darum nicht für dieselbe verantwortlich seien, ihm nicht mehr dienen wollten. Es war nicht leicht, ihm begreiflich zu machen, daß in einem constitutionellen Staat ein Ministerium nicht zu gleicher Zeit zwei ganz verschiedene Wege gehen könne. „Ich erinnere mich," erzählt Minghetti, „was ich damals dem Papste mit bewegter Stimme gesagt habe. ‚In wenigen Stunden, erklärte ich ihm, wird die Stadt den Versuch machen, uns dem Willen Eurer Heiligkeit entgegenzustellen, als einen Protest gegen die Allocution, als ein Zeichen der Empörung gegen den Fürsten. Ich werde nie, niemals eine solche Stellung annehmen. Ich habe Eurer Heiligkeit bisher mit Eifer und Loyalität gedient; wenn mir heute mein Gewissen sagt, ich könne dies ferner auf dem nunmehr Ihren Unterthanen vorgezeichneten Wege nicht mehr thun, so liegt es mir doch gänzlich ferne, mit Ihren Feinden gemeinsame Sache zu machen.' Der Papst sah mich mit Thränen in den Augen starr an. Ich glaube, er hat diese von mir mit bewegtem Gemüthe gesprochenen Worte nie vergessen. Von seinen Verwandten erfuhr ich, daß Pius, auch als er mich später verdammte, doch bis zu seinem Ende ein gewisses Wohlwollen für mich bewahrt hat. Wenn das wahr ist, so verdanke ich es jedenfalls der Erinnerung an diese meine letzte Unterhaltung mit ihm."

Unklar war das Verhältniß Galletti's zu dem abtretenden Ministerium. Er blieb und trat in das nun folgende ein. Falsch erscheint die Haltung Antonelli's. Er zeigte sich während der bedrohlichen Tage des Ueberganges sehr erfreut, die übrigen Minister bei sich zu haben, deren Popularität ihm einen Schutz gewährte. Während der freien Stunden ließ er die Herren seine kostbare Mineralien- und Gemmensammlung sehen. „Er legte," erzählt Minghetti, „vollkommene Solidarität mit uns an den Tag, ja Wohlwollen und eine jede Probe bestehende Freundschaft. Gleichwohl stieg seit jenen Tagen in mir ein Zweifel an seiner Zuverlässigkeit auf, der seitdem angesichts seiner Haltung stets zunahm. Und während Pius IX. mir allezeit in ehrfurchtsvoller und theuerer Erinnerung blieb, erschien mir der Cardinal Antonelli als ein Schlaukopf (scaltro), dem aber große Gedanken und große Gesinnung fehlten." „Es hätte," fährt Minghetti fort, „dem Cardinal nach dem Antheil, welchen er an den Ereignissen bisher genommen, geziemt, sich von da ab in einer gewissen Reserve zu halten, was er auch bei dem großen Reichthum seiner Familie sehr gut konnte. Statt dessen ward er der Führer der Reaction, sah, ohne Notiz davon zu nehmen, seine ehemaligen Collegen verfolgt und bereitete selbst das Ende der weltlichen Macht vor." Man konnte ihn nicht wie Pius mit seinem glühenden Glauben entschuldigen, denn „ohne daß man ins Innerste des Herzens dringt, was uns nicht zusteht, kann man ruhig behaupten, daß Antonelli von jeglichem mystischen Enthusiasmus frei war und eher zum Skepticismus neigte. Wäre er ein Staatsmann gewesen, so hätte er sich zwischen 1849 und 1859, mit Napoleon III., zwischen 1859 und 1870 mit Victor Emmanuel verständigen, er hätte auch noch 1870 einen uns höchst gefährlichen moralischen Widerstand gegen uns in Rom

organisiren können. Er that nichts von all' dem. Er widerstand Allem, protestirte gegen Alles, und so zerfiel die weltliche Gewalt der Päpste kläglich unter seinen Händen."

Diese Worte enthalten das beste Urtheil über Antonelli, welches bisher gefällt wurde; es ist nicht einmal so scharf, als sich erwarten ließ. Es ist ein offenes Geheimniß, daß man in vaticanischen Kreisen von dem langjährigen Staatssecretär Pius' IX. am liebsten gar nicht mehr spricht. Gewiß war es ein schweres Verhängniß für das Papstthum, daß die Vertretung seiner weltlichen und zum guten Theil auch seiner geistlichen Interessen im letzten Vierteljahrhundert seiner politischen Existenz und gerade in den entscheidenden Momenten in den Händen eines Staatsmannes lagen, der, nur auf dem Gebiete der Finanzen eine Capacität, für die idealen Aufgaben der Kirche weder Verständniß noch, wie es scheint, Interesse hatte.

Am 2. Mai verließ Minghetti den Quirinal; sein Entschluß war rasch gefaßt: er ging ins Lager Karl Albert's, überzeugt, daß das Schlachtfeld der einzige Boden sei, auf welchem in jenem Augenblick etwas für ihn zu thun sei. Auf dem Wege dahin kam er durch Florenz, wo er auf Ridolfi's Veranlassung vom Großherzog empfangen wurde. Die über eine Stunde lang dauernde Audienz wurde von dem Fürsten mit den Worten beschlossen: „heute heißt es wählen, ob man ein österreichischer Prinz oder ein italienischer Fürst sein will," und als Minghetti erwiderte, wie ihm scheine, habe Se. Kgl. Hoheit bereits seine Wahl getroffen, setzte der Großherzog hinzu: „ja, ich bin und bleibe italienischer Fürst."

In Bologna besuchte Minghetti seine Mutter, die in mancher Sorge um den Sohn gewesen war. Als er ihr seine Absicht mittheilte, war sie durchaus nicht überrascht; „ich verstehe," sagte sie, und gab dem Scheidenden ihren Segen.

V.

Am Morgen des 10. Mai 1848 erreichte Minghetti das Hauptquartier des Königs von Sardinien in Sommacampagna, wenige Meilen von Verona, dessen Thürme man von dem hochgelegenen Orte sieht. Es mußte überraschen, das Hauptquartier dem Mittelpunkt der feindlichen Macht so nahe zu finden; aber, wie es scheint, hatten die so rasch auf einander folgenden Ereignisse der letzten Wochen, die fünf Revolutionstage von Mailand, die Umwälzung in Wien, der Rückzug Radetzky's die Piemontesen mit einem großen Gefühl der Sicherheit erfüllt. Das Urtheil, welches Minghetti über den Zustand ihrer Armee und über ihre Führer, insbesondere über den gänzlich unzulänglichen Generalstab fällt, rechtfertigte diese Zuversicht nicht, am allerwenigsten, wenn man ihr Verhalten mit der bedächtigen Ruhe und der überlegenen Erfahrung des österreichischen Feldherrn verglich. Karl Albert empfing Minghetti noch selbigen Tages und ließ sich alle Vorkommnisse eingehend erzählen. „Der König war von Person hoch und mager, sein Antlitz blaß und von Trauer übergossen; sein Blick verrieth große Güte und Tiefe der Empfindung. Die Hände waren hager und lang, seine Haltung streng, sein ganzes Benehmen voll Würde, aber leutselig und höflich. Er glich einem Ritter des Mittelalters, und er trug auch stets die

Medaille des Annunziatenordens. Man erzählte sich, er trage aus Frömmigkeit den Bußgürtel auf dem Fleische und faste häufig. Sicherlich lebte er sehr streng und nüchtern . . . Im Felde war er von wunderbarer Unerschrockenheit, im Rathe unentschieden und schwankend. Ich war betroffen durch die Strenge, welche er seinen Söhnen gegenüber bewies; man hätte glauben können, zwischen ihnen habe keine Vertraulichkeit und Zärtlichkeit bestanden. Traten die Prinzen ein, so gingen sie gerade auf den Vater zu, um ihm die Hand zu küssen und sprachen nie, ohne gefragt zu sein . . . Der Herzog von Savoyen, der spätere König Victor Emmanuel, war in jener Zeit ganz begeistert für den Krieg, verrieth aber den scharfblickenden Geist noch nicht, der ihn später auszeichnete. Er war auf allen Gebieten wenig ausgebildet, auch in den militärischen war er weit mehr Soldat als Führer. Seine Erziehung hatte sehr viel zu wünschen gelassen, worüber er, als er auf dem Throne war, mehr als einmal sich vor mir beklagte. Viel bedeutender erschien die Veranlagung des Herzogs von Genua, seines Bruders, der flotter und eleganter auftrat, aber für Theorie und Praxis des Kriegswesens außerordentliche Dispositionen an den Tag legte. Der General Chzranowski erklärte ihn ein Jahr später für den besten Kopf im piemontesischen Heer. „Hätte er länger gelebt, so würde er wohl den Ruhm so manches Feldherrn aus dem Hause Savoyen erneuert haben."

Die Zuzüge, welche die piemontesische Armee aus dem übrigen Italien zu erwarten hatte, waren belanglos. Durando mit seinen zehntausend Päpstlichen traf allerdings ein; aber die neapolitanischen Truppen hatten den Po noch nicht überschritten und passirten ihn überhaupt nur zum kleinsten Theil. Bei dieser Gelegenheit versäumt Minghetti nicht, über die Dinge in Neapel sein Urtheil abzugeben. „Es herrschte da eine verdorbene und verächtliche Dynastie, ein König, der in seinem Herzen Alles, was es Heiliges auf Erden gibt, geringschätzte und der im Augenblick, wo er die Verfassung mit Thränen in den Augen beschwor, schon daran dachte, sie zu verletzen. Und ebenso herrschte auf Seiten des Volkes nur Dummheit und Zuchtlosigkeit. Nach der langen Gewöhnung der Knechtschaft sah es in der Freiheit nur Befreiung von jeglichem Gesetz und die Erlaubniß Alles zu thun, was ihm behagte. Die gebildeten Classen verloren sich in subtilen Untersuchungen über constitutionelles Recht und wollten das Statut, das kaum gegeben war, schon wieder verbessern. Es fehlte ihnen jeder praktische Sinn; sie dachten bloß an Neapel und begriffen gar nicht, daß die Zukunft Italiens von dem Ausgang des Krieges in der Lombardei abhing." Ein Bundesgenosse von zweifelhaftem Werthe erschien in Garibaldi, der bei der ersten Nachricht von Italiens Erhebung von Montevideo herübergekommen war, um sich Pius IX. zur Verfügung zu stellen. Als er nach Italien kam, war der Stern Pius' IX. als Erretter des Vaterlandes bereits im Erbleichen, und so bot er Karl Albert seine Dienste an, der ihn nach Mailand schickte, um Freiwillige zu werben.

Minghetti's Mittheilungen über die militärischen Operationen des Hauptquartiers, dem er als Major des Generalstabs zugetheilt wurde, können hier leider nicht im Einzelnen verfolgt werden. Sie werden in ihrer Unmittelbarkeit und Zuverlässigkeit eine der wichtigsten Quellen für denjenigen bleiben, welcher

die Geschichte dieses Feldzuges schreibt. Die Schlacht bei Custozza entschied bekanntlich den für Italien ungünstigen Ausgang der Unternehmung.

Die Tapferkeit der piemontesischen Armee war nach dem Geständnisse des siegreichen Radetzky ebenso zweifellos, wie die Unzulänglichkeit ihrer Führung. „Die Rhetorik hatte über die Strategie gesiegt. Der Waffenstillstand, über welchen der König nach einem Kriegsrath am 27. unterhandelte, wurde nicht angenommen, da Radetzky's Bedingungen zu ungünstig erschienen. Nur La Marmora sah die Situation in ihrem wahren Lichte;" als er bei Minghetti vorbeiritt, sagte er: „es wäre doch gerathen, anzunehmen." Mazzini's perfide Politik trat auch hier zu Tage; seine Emissäre hetzten die geschlagenen Truppen gegen ihre Oberen auf und ließen durch die Journale die Anarchie predigen. Die Anhänger Mazzini's waren dem Schlachtfelde fern geblieben, hatten aber ihren Muth unterdessen durch Declamationen in den Kaffeehäusern und Theatern bezeigt.

Der Einzug des geschlagenen Königs in Mailand, die Bedrohung und der Schimpf, den er dort erlitt (5. August), nennt Minghetti den traurigsten Tag seines Lebens. Auf die fluchtähnliche Abreise Karl Albert's aus Mailand folgte der am 10. August in Vigevano abgeschlossene Waffenstillstand, in Folge dessen die piemontesischen Truppen sich in die Grenzen des Königreichs zurückziehen mußten. Minghetti kehrte für den Winter nach Bologna heim. Als der Krieg im folgenden Frühjahr wieder ausbrach, ließ ihn der König am 16. März zu sich berufen. Kaum in Piemont angelangt, erfuhr er die Niederlage bei Novara, die Abdankung Karl Albert's und die neuen Waffenstillstandsverhandlungen. Damals sah er in Turin zum letzten Male Gioberti, der in Trauer gesenkt nach Paris abreiste, von wo er nicht mehr wiederkehren sollte. Minghetti nahm dann noch an den Operationen des Heeres Theil, welche zu dem im Herbst 1849 mit Oesterreich geschlossenen Frieden führten. Als er im November aus seinem militärischen Verhältnisse schied, ließ La Marmora in der „Gazetta ufficiale" den Austritt eines so ausgezeichneten Officiers bedauern. Damit war Minghetti's kriegerische Laufbahn abgeschlossen; im Jahre 1859 wäre er am liebsten wieder in die sardinische Armee eingetreten, aber es warteten seiner wichtigere Aufgaben in der Politik.

VI.

Wie Vieles hatte sich in den wenigen Monaten, welche Minghetti im Heerlager der Piemontesen zubrachte, in Rom, in Italien zugetragen! Zunächst waren die Verhandlungen betreffs eines italienischen Staatenbundes eingeleitet worden, welcher den Papst von der Verantwortlichkeit für eine Kriegserklärung befreit hätte. Was Minghetti darüber mittheilt, ist durchaus beachtenswerth und theilweise neu. Er bestätigt, daß Niemand damals und bei diesem Geschäfte daran dachte, der weltlichen Herrschaft des Papstes irgend einen Abbruch zu thun; er scheut sich aber auch nicht, zu bemerken, daß der König dem Gedanken einer Liga zwar durchaus zugänglich war, daß aber die piemontesischen Minister, Pareto und seine Nachfolger, sich ablehnend und kühl gegen denselben verhielten und die Sache auf die Zeit des Friedens hinausschieben wollten. Und

das in einem Moment, wo selbst Neapel und der Papst (durch Mgr. Corboli-Bussi) die Liga vorschlugen. Das Turiner Ministerium entschloß sich endlich zur Annahme der Liga und entsandte Rosmini zur Verhandlung derselben nach Rom; darüber ist in diesen Blättern von anderer Seite berichtet worden[1]). Um jene Zeit wandte sich Pius IX. durch G. Pasolini abermals an Minghetti, um ihm ein Ministerium anzutragen; dasjenige Mamiani's hatte bereits nach wenigen Wochen abgewirthschaftet (8. Juli). Minghetti erklärte die Wiederaufnahme der Geschäfte durch ihn und seine Freunde für unmöglich, solange der Papst nicht hinsichtlich des Krieges gegen Oesterreich eine klare Stellung einnehme. Man kam zu keiner Einigung. Auch der erste Versuch Pellegrino Rossi's mit Recchi, Pasolini und Minghetti ein Ministerium zu bilden, schlug fehl, und Mamiani's Ministerium erhielt sich noch kurze Zeit, bis es an dem Mißtrauen des Souveräns und an der Antipathie der Kammer von selber zerfiel. Nach ihm stand Fabbri einige Tage an der Spitze der Geschäfte, ein anständiger, aber zu diesem schweren Unternehmen durchaus unfähiger Mann. Endlich entschloß sich der Papst, zu Pellegrino Rossi zu senden und ihm die Führung der Regierung zu übertragen. Die Idee einer italienischen Conföderation, welche Gioberti damals in Turin auf das Lebhafteste vertrat, hatte in dem neuen Minister einen mächtigen Patron, Gioberti einen treuen Mitarbeiter gewonnen. Aber all' diese Absichten sollten bald in Nichts zerfallen.

Nachdem die Kammer am 15. November 1848 einberufen war, ging Minghetti als Deputirter nach Rom. Er suchte nach der Ankunft nur Pasolini auf, der ziemlich schwarz sah, aber Vertrauen zu Rossi hegte. Wenige Stunden darauf erfolgte die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung, welche dem Präsidenten des Ministeriums das Leben kostete.

Minghetti wurde noch am Abend nach der Ermordung Rossi's, zu später Stunde, in den Quirinal berufen, wo er den Papst traurig und nachdenklich, aber ruhig fand, ergeben in Gottes Fügungen. Pius sprach ihm von der Nothwendigkeit, ein neues Ministerium zu bilden, und ersuchte ihn im Quirinal zu bleiben, ohne ihm einen bestimmten Auftrag zu geben. Die schlechte Rolle, welche die Präsidenten der Kammer, Muzzarelli und Sturbinetti, in diesen Tagen spielten, wird von Minghetti in helles Licht gesetzt, nicht minder die Niedertracht Galletti's und Sterbini's. Letzteren bezeichnet er als einen Menschen von entsetzlichem Blick, schändlichem Ausschlag im Gesicht, von nichtswürdigem Geiste und brutalen Manieren; als einen Demagogen schlimmster Sorte und Mitschuldigen an der Ermordung Rossi's; Mgr. Muzzarelli als einen mittelmäßig begabten Kopf, völlig unzuverlässig. Sterbini und die Seinigen hatten dem Volke über alle Maßen geschmeichelt und es dann gegen Rossi verhetzt: er sei, ließen sie später ausstreuen, ein Ungeheuer von Grausamkeit, und wenn er nicht umgebracht worden wäre, hätte er alle Liberalen hinrichten lassen. „Die spätere Ausstreuung, als seien die Jesuiten und die Reactionäre am Tode Rossi's schuld, ist unbegründet. Die Einen wie die Andern liebten gewiß diesen Minister

[1]) Franz Xaver Kraus, Antonio Rosmini, „Deutsche Rundschau" 1888, Bd. LV, S. 218 ff.

nicht und mochten sich seines Todes und der unausbleiblichen Folgen desselben freuen. Aber die Unthat ward von kühnen Meuchelmördern vollzogen, deren Hand von der Mazzinianischen Secte oder ihresgleichen geführt wurde."

Minghetti und seine Freunde verlangten vom Ministerium, daß es öffentlich die Ermordung des Grafen Rossi beklage und die Verfolgung gegen die Mörder anordne; Potenziani beantragte in der Sitzung der Kammer vom 20. eine Ergebenheitserklärung an den Papst. Letztere wurde trotz Minghetti's und seiner Freunde Bemühung nicht angenommen, von Ersterem geschah nichts. In Folge dieser Vorgänge und dieses Verhaltens von Regierung und Kammer legten Minghetti, Bevilacqua und Banzi ihr Mandat als Abgeordnete nieder, wofür sie in einem Manifest vom 25. November ihren Wählern die Gründe darlegten.

Nach dem Zusammenbruch der päpstlichen Gewalt, der Flucht des Papstes nach Gaëta, „wo jetzt jener von Rosmini so wunderbar geschilderte Kampf zwischen den Empfindungen der Menschlichkeit, des Freisinns und der nationalen Gesinnung einer-, und denjenigen der Reaction, der Rache, des Anschlusses an die Invasion des Fremden andererseits sich abspielte" — nach all' diesen Dingen, sagt Minghetti, war Gioberti die letzte Hoffnung der Nation. Er hatte sich mit der demokratischen Partei vereinigt, um die Macht zu gewinnen; zu dieser gelangt, sah er sich sofort in der Nothwendigkeit, jene zu zügeln und zu beherrschen, wollte er nicht von ihr mit fortgerissen werden. Das Programm, welches Gioberti als Minister, am 16. Dec. 1848, ausgab, ließ die Freunde der italienischen Sache Gutes hoffen, um so mehr, als Gioberti's erster Act als Ministerpräsident die Entsendung einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Gaëta war und also klarstand, daß er von der revolutionären Partei nichts wissen wollte. Der Briefwechsel, welcher in dieser Situation zwischen Gioberti und Minghetti stattfand, gehört zu den wichtigsten Abschnitten des Buches und wird immer berücksichtigt werden müssen, wo des Ersteren Stellung zu den Ereignissen von 1848 und 1849 in Frage kommt. Minghetti spricht es ebenso wie Andere klar aus, daß Gioberti durch Mazzini zu Falle gebracht und von seinen eigenen demokratischen Collegen im Stiche gelassen wurde. Wie groß sich der philosophische Staatsmann bei dieser Veranlassung benahm, ist in seinem ganzen Umfange mir bekannt geworden; ich hoffe darüber einmal mehr sagen zu können, wenn ich die Leser der „D. R." einst von Gioberto ex professo unterhalten darf.

Als Minghetti seine militärische Stellung definitiv aufgab, war die Lage so düster, daß eine erfolgreiche Betheiligung an der Politik kaum möglich erschien. Das Gespräch, welches er in Bologna mit dem neu ernannten päpstlichen Governatore hatte, ließ ihm keinen Zweifel an dem unversöhnlichen Hasse, welchen die Päpstlichen weit mehr noch den gemäßigten Liberalen als den Republikanern widmeten. So dachte Minghetti daran, sich wieder gänzlich den Studien, und vorzüglich der Geschichte Italiens zuzuwenden. Ihn zog am meisten die Zeit zwischen Lorenzo des Erlauchten Tod bis zum Untergang der Freiheit in Italien an: ein verhältnißmäßig sehr kurzer Zeitraum, in welchem sich aber einer der überraschendsten und plötzlichsten Uebergänge von hoher Cultur zu tiefem Verfall vollzog, so wie ihn die Welt selten gesehen hat. Diese Epoche hat Guicciardini zu ihrem Historiker gehabt. Macchiavelli hat ihre Seele analysirt. Von keiner

andern schien so viel, wie von ihr, für die heutigen Verhältnisse Italiens zu lernen zu sein. Balbo, mit welchem Minghetti seine auf diese Epoche gerichteten Pläne besprach, billigte dieselben. Aber die Interessen des Tages waren mächtiger, als die Erinnerungen der Vergangenheit.

Während Pius IX. noch in Gaëta weilte, hatte die Stadt Bologna eine Deputation an ihn gesandt, welche sofort sich überzeugen konnte, daß man am päpstlichen Hofe nur noch an die Wiederherstellung des alten Absolutismus dachte. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, fand eine Sitzung des Consiglio municipale statt, in welcher die versammelten Stadtverordneten die Bitte an die Regierung zu stellen beschlossen, es möge die im Jahre 1848 ertheilte Constitution als beste Garantie des Friedens und der Versöhnung aufrecht erhalten bleiben. Der Governatore annullirte nicht bloß diesen Beschluß des Consiglio, der damit zugleich aufgelöst wurde; er strafte auch die hervorragendsten Vertreter des constitutionellen Gedankens im Stadtrath mit achttägigem Hausarrest und alle Uebrigen, welche an dem Beschluß mitgewirkt, mit einer Geldstrafe von 2000 Scudi. Diese Vorgänge gaben Minghetti Anlaß zur Veröffentlichung der am 15. August 1849 in Florenz ausgegebenen Broschüre „Della Restaurazione Pontificia", in welcher er zunächst eine kurze Geschichte der bisherigen Regierung Pius IX. vorlegte, dann nachwies, daß derselbe das Statut nach reiflichstem Studium der Angelegenheit und mit Zustimmung aller Cardinäle freiwillig, nicht gezwungen, gegeben hatte. Am Schlusse stellte er eine Art von Programm dessen auf, was seiner Ansicht nach geschehen könne und müsse. „Die geistliche und weltliche Gewalt, in der Person des Papstes äußerlich geeinigt, seien gänzlich auseinander zu halten; sie müssen wie zwei derselben Quelle entsprungene Flüsse verschiedenen Lauf annehmen. Der Papst sei Haupt der Kirche, habe in dieser seine völlig klerikale Hierarchie; der Staat soll sich um das Innere dieses Heiligthums niemals kümmern. Zu gleicher Zeit sei der Papst weltlicher Fürst dieses Staates, allen andern constitutionellen Fürsten Europas in dieser Hinsicht gleich, mit allen Bürgschaften umgeben, welche anderwärts Platz greifen. Minghetti übersandte dem Papst durch dessen Neffen Luigi Mastai ein Exemplar dieser Flugschrift. Die Antwort des Nipoten (vom 17. Sept. 1849) war bei aller Freundschaftlichkeit der Form so zurückhaltend und nichtssagend, daß der Autor sich sofort sagen mußte, die in Gaëta getroffenen Entschließungen seien das gerade Gegentheil von dem, was er soeben vorgeschlagen.

Der Brief des Prinzpräsidenten Louis Napoleon an Edgar Ney konnte den Glauben erwecken, Frankreich werde von dem aus dem Exil nach Rom zurückgeführten Papstthum eine Restauration im liberalen Sinne verlangen. Die Curie ließ einige Zeit verstreichen und publicirte dann ein Motoproprio, welches für die Reorganisation des Kirchenstaates folgende Grundlage bestimmte: Einsetzung eines Staatsraths, einer Consulta für die Finanzen, Zuweisung erweiterter Befugnisse an die Provinzial- und Municipalräthe, Reformen auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie der Rechtspflege, endlich eine sehr beschränkte Amnestie. Die französische Nationalversammlung zollte der Weisheit und dem Edelmuth der päpstlichen Regierung großes Lob. Aber von den besprochenen Einrichtungen kam wenig oder gar nichts zur Ausführung, und thatsächlich war man einige Monate später auf den Stand der Dinge vor 1846 zurückgekehrt.

Auch die italienische Nation kehrte auf jenen Punkt zurück. Ihre Führer hatten die weltliche Herrschaft des Papstes längst abzulehnen begonnen; dieser Prozeß der Lostrennung der Geister vom Temporale war durch die liberale Aera Pius IX. unterbrochen worden. Jetzt war diese durch die Fehler der Curie, durch die Verbrechen der Mazzinianer abgethan worden. Von den beiden bedeutendsten Männern, welche die constitutionelle Idee im Rathe des Papstes vertraten, war der Eine, Pellegrino Rossi, als ein Märtyrer seiner Ueberzeugung dem Dolche feiger Meuchelmörder erlegen, der Andere, Antonio Rosmini, durch die Intriguen nicht minder verächtlicher Factoren beseitigt worden. Die öffentliche Meinung wandte sich also wieder den Empfindungen zu, welche die der Regierung Gregor's XVI. gegenüber an den Tag gelegt hatte. Und wiederum gab ihr Vincenzo Gioberti eine letzte, entscheidende Wendung. Sein ‚Primato' hatte die Ereignisse von 1846 eingeleitet; jetzt trat der im Auslande dem Tode entgegentrauernde Denker zum letzten Male vor seiner Nation als Staatsmann auf, indem er ihr von den Ufern der Seine sein letztes und bedeutendstes politisches Werk: „Del Rinnovamento civile d'Italia" (1851) zusandte.

Die Politik der Jahre 1846—49 lag, als ein verunglücktes Experiment, hinter ihm: nicht um auf sie zurückzukommen, sprach jetzt Gioberti noch einmal, sondern um die Zukunft aufzuweisen. Sie lag ihm jetzt in der Rückkehr zu dem, was er die „alte italienische Schule" nannte, wie sie von Dante herab bis auf Macchiavelli und Giordani geherrscht hatte. Ihr Princip war die Unvereinbarkeit der weltlichen Herrschaft der Päpste mit der Wiederaufrichtung und Erlösung Italiens[1]).

Von größerer Bedeutung für die praktische Entwicklung der Dinge war die Einladung, welche Gioberti an die conservativen und demokratischen Parteien richtete, sich zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, die Utopie eines unter dem Präsidium des Papstes zu bildenden Bundesstaates fallen zu lassen, die Idee der gemäßigten Monarchie anzunehmen und sie mit dem Einheitsgedanken zu verschmelzen. Obgleich gegen Karl Albert wie gegen Pius IX. aufgebracht, ließ der Autor doch Piemont als den Vorkämpfer der nationalen Idee dastehen.

Das Buch hatte im Uebrigen viele Mängel, es war nicht freizusprechen von jener Systematisirung der Geschichte und des Lebens, wie sie Gioberti namentlich in seinen letzten Jahren dem Studium Hegel's entnommen hatte. „Aber," sagt Minghetti, „es rettete unsere Generation von jener Entmuthigung, welcher sie anheimzufallen drohte. Nach der Restauration hatte sich ein Theil der Jugend dem Skepticismus hingegeben. Andere suchten Trost in sinnlichen Freuden, wieder Andere in dem Erwerb materieller Güter. Die Besten waren auf dem Wege in Leopardi's Pessimismus einzustimmen."

---

[1]) In Bezug auf Dante erleidet diese These eine gewisse Beschränkung. Dante hat wie das der Jesuit Berardinelli nachgewiesen, den Kirchenstaat nicht angegriffen. Aber er dachte sich denselben freilich seinem idealen Imperium des Kaisers ein- und untergeordnet. Der Versuch des Jesuiten Cornoldi, den Dichter der „Divina Commedia" in Bezug auf das Verhältniß von Staat und Kirche als einen correcten Anhänger der jesuitischen Auffassung zu erweisen, kann nur als einer der mannigfachen Curiositäten der Dante-Literatur bezeichnet werden.

Das war die Stimmung der Geister, während die Reaction ihre Orgien feierte und die Bevölkerung polizeilicher Willkür und zunehmender Unsicherheit des Landes zu gleicher Zeit überlassen war. Womit Minghetti in jener trüben Zeit hauptsächlich beschäftigt war, lehrt uns sein Brief an Mamiani vom März 1851. Er hatte sich, wie schon bemerkt, den historischen Studien, insbesondere der Erforschung der Renaissance, zugewandt; daneben zog ihn stets die Philosophie an. Rosmini und Gioberti erschienen ihm wie dem übrigen Italien als die Meister auf diesem Gebiet. „Der Einklang zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft war noch herrschende Vorstellung; eine Idee," fügt Minghetti hinzu, „welcher doch meines Erachtens mehr Wahrheit zukommt, als dem heute mit so großem Eifer aufgestellten Widerspruch zwischen Glauben und Wissen." Damals war es namentlich Rosmini's „Psychologie", welche ihn fesselte; eines der Hauptwerke des Roveretaner Philosophen, auf welches die Wissenschaft früher oder später immer wird zurückkommen müssen. Dann ging er volkswirthschaftlichen, aber auch kunstgeschichtlichen Studien nach, wie er sie nachher vorzüglich in seiner Schrift über „die Frauen Italiens" und über „Raphael" verwerthet hat. Politisch bethätigte er sich nur, insofern er auf Azeglio's Veranlassung einen Besuch in Turin machte, wo ihn der König Victor Emmanuel am 22. Juli 1851 empfing und ihm jene der Zukunft Italiens treu ergebene Gesinnung aussprach, welche Massimo d'Azeglio sorgfältig in dem jungen Fürsten genährt hatte. Cavour's Gestalt fing damals an, in den Vordergrund zu treten. Aber er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Vater war in der Zeit schlimmster Reaction Chef der Polizei gewesen, sein Bruder, der Marchese, stand im Rufe streng klerikaler Gesinnung: Grund genug für einen Theil der Liberalen, Camillo nicht zu trauen. Es traute ihm die Rechte ebensowenig, und der König mochte ihn lange nicht, weil er mit dem ihm eigenen Instinct in ihm nicht einen Rathgeber sah, sondern einen Meister („dominatore" sagt Minghetti) fürchtete. Brofferio und die radicale Demokratie machten dem emporstrebenden Staatsmann einen Krieg bis aufs Messer. Trotzdem konnte Cavour im folgenden Jahre sein großes Ministerium bilden. Minghetti hatte im selben Jahre den Schmerz, Gioberti sterben und einen andern Freund auf die Seite geworfen zu sehen: Radowitz' Versuch, die Einheit Deutschlands zu verwirklichen, war mißlungen.

Wiederum begab sich Minghetti auf Reisen. Im Sommer 1853 nach Turin gekommen, fand er seinen trefflichen Balbo nicht wieder, der eben gestorben war. Aber er sah oft Cavour und hörte ihn in der Kammer sprechen. „Er war, was die Engländer einen Debater nennen, kein großer Redner. Später hoben ihn die Größe des Gegenstandes und die Leidenschaft, mit der er sprach, mehr als einmal auf die Höhe größter Beredsamkeit."

Paris, welches Minghetti jetzt wiedersah, machte ihm keinen günstigen Eindruck. Der Hof gab das Schauspiel bedenklicher Abenteurer, welchen der Staatsstreich ihre Schulden bezahlt und die sich rasch bereichert hatten. Die Bourgeoisie fühlte sich gedemüthigt und ohnmächtig; aber das wiedergewonnene Gefühl sicheren Besitzes ließ sie, nach den Gefahren der Revolutionsjahre, sich ruhig unter das Joch des Cäsars beugen. „Das sittliche Element war in sichtlicher

Decadenz, wie es schon unter Louis Philipp zu verfallen begonnen hatte; vornehmes Denken und edle Gesinnung wichen vor der zunehmenden Geldgier und dem Durst nach Genuß zurück."

Lohnender war unserem Reisenden jetzt der Aufenthalt in London, dessen Zustände ihm angesichts der Lage der continentalen Staaten im Lichte ganz besonderer Vorzüge erscheinen mußten. Er verkehrte vor Allem mit Panizzi, Lord Clarendon und dem Gesandten, Emmanuel d'Azeglio, Massimo's Neffen, der ihn mit Palmerston bekannt machte. Lord Palmerston erwies sich Piemont wohlgesinnt, erklärte die Einführung der dem heutigen Geiste entsprechenden Reformen in einem geistlichen Staate für unmöglich und fand die Wahl eines Fürsten durch Ausländer und unter Ausländern absurd. Er sprach das Wort: Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht aus, aber er stellte Bedingungen für dessen Dasein als weltlicher Fürst auf, die ihn geradezu unmöglich machten. Der englische Premier war damals schon alt, aber noch sehr frisch; ein sehr schöner Mann, der das Italienische vortrefflich sprach. Sein Lieblingsthema war zu jener Zeit die irische Frage, welcher sich Gladstone mit so großem Eifer zugewandt hatte. Minghetti unterläßt nicht, beide Staatsmänner zu vergleichen. Palmerston erschien ihm als wesentlich praktischer Geist, als scharfsinniger Kenner von Menschen und Dingen, vorsichtig und tactvoll, den Blick auf die großen Interessen des Landes gerichtet, in der Wahl seiner Mittel wenig scrupulös. „Gladstone, scharfsinnig, hochgebildet, stellt das religiöse und ethische Princip dem des bürgerlichen Wohles voraus; in ihm lebt etwas vom Apostel, vom Politiker, Finanzmann, vom gelehrten Philologen neben einander." Er hatte bekanntlich die neapolitanische Regierung der Welt als die „Negation Gottes" denuncirt, und den Satz aufgestellt, die schlechteste von allen Regierungen sei die, welche die Corruption als Mittel zum Regieren gebrauche. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft unserm Minghetti das Geständniß, das parlamentarische System begünstige seit einiger Zeit die tiefste Corruption, indem die Politiker Justiz wie Administration zu ihren Zwecken ausbeuteten. Ich möchte wissen, wie Herr Minghetti heute, Angesichts des Panamascandals, über diesen Gegenstand denken würde, wäre ihm beschieden gewesen, Zeuge der letzten Entwicklung zu sein. Mit Gladstone verband ihn eine lange, ungetrübte Freundschaft; daß er dessen heutige Politik billigen würde, läßt sich auf Grund seiner Aeußerungen über die irische Frage kaum annehmen.

In London traf Minghetti auch mit Cousin zusammen, dessen Urtheil über den von ihm hochverehrten Rosmini, über Gioberti und Galluppi er mittheilt. Er sah Libri wieder, an dessen Unschuld er immer noch glaubte, und der bald darauf, vergessen und verlassen, in einer Villa bei Florenz starb. Mit großer Befriedigung verkehrte er in Holland-House, einem der elegantesten und liebenswürdigsten Rendezvous der Welt. Am 15. August reiste er über Belgien und Köln nach Berlin, wo er Alexander von Humboldt wiedersah, nicht minder Radowitz, der ihm sehr interessante Details aus jenen Tagen erzählte, in denen es sich darum handelte, Friedrich Wilhelm IV. zum Kriege gegen Oesterreich zu bewegen. Eigenthümlich nimmt sich heute eine Aeußerung des Generals aus. Er fand, daß eine starke Analogie in der Lage Italiens und Deutschlands

hinsichtlich des Problems der nationalen Einigung bestehe; dabei sei nur zu beklagen, daß der Clerus in Rom und in Italien reactionär, in Deutschland dagegen liberal gesinnt sei. Das war 1853. Heute ist im Ganzen und Großen das Gegentheil der Fall: eine Beobachtung, welche sich dem Nachdenken unserer Staasmänner sehr dringend empfiehlt.

Im Sommer 1854, während dessen Minghetti Florenz und Turin wieder besuchte, eröffnete sich ein neuer Act der italienischen Bewegung. Im Januar 1855 erfolgte der Abschluß des Bündnisses mit Frankreich und England. Die Expedition nach der Krim als erste Einleitung des von Gioberti geweissagten „Rinnovamento" war ins Werk gesetzt. Freilich nicht ohne große Schwierigkeiten. Unter denen, welche dagegen stimmten, war auch Depretis, „der nie hohen politischen Sinn verrieth, während er praktischen Blick und parlamentarischen Takt besaß." „Um so bemerkenswerther war," sagt Minghetti, „daß, während so manche Politiker von Fach sich gegen die Expedition in die Krim aussprachen, ein ganz der Speculation hingegebener Philosoph, Rosmini, von seinem Kloster in Stresa aus, dem Tode schon nahe, keinen Anstand nahm, die Theilnahme Piemonts an dem Kriege als gerechtfertigt und nützlich zu erklären."

Ich kann hier Minghetti's gewiß sehr auffällige Aeußerung bestätigen. Es war einer meiner intimsten älteren Freunde, zugleich einer der zuverlässigsten Vertrauten Rosmini's, an welchen Camillo Cavour sich 1855 wandte, um durch seine Vermittlung Rosmini's Meinung über diese Angelegenheit zu erfahren. Die Antwort des sterbenden Philosophen war wörtlich diese: „Geht nach der Krim — für Italien steigt dort die Morgenröthe auf." Ich werde seiner Zeit Gelegenheit haben, den Namen meines leider nun auch uns entrissenen Gewährsmannes zu nennen. Auch Massimo d'Azeglio war für die Expedition. Im Uebrigen stand er jetzt isolirt zur Seite, seit er aus dem Ministerium ausgetreten war. Er verabscheute Ratazzi als einen völlig unmoralischen Menschen; auch vor Cavour's Charakter hatte er keine Achtung. Letzterer hatte durch seine Begünstigung der Siccardischen Gesetze gegen die Klöster auch den König erschreckt und die conservative Partei gegen sich aufgebracht; mit seinem eigenen Bruder war er darüber völlig zerfallen, und er gewann dessen Vertrauen auch nicht wieder, als er jene schöne Rede zur Vertheidigung der barmherzigen Schwestern im Parlamente hielt. Cavour war überhaupt ein warmer Freund dieses Instituts, und Minghetti berichtet zur Erhärtung dessen von Aeußerungen, welche er 1861, als er sich an Cavour's Sterbebette befand, aus dessen Munde hörte. Um so tiefer kann ich nur immer beklagen, daß der große Staatsmann durch Hinnahme und Ausführung der Siccardi'schen Gesetze dem Werke der Befreiung und Einigung Italiens den Stempel einer antikirchlichen Politik aufdrückte. Es scheint, daß dies der Preis war, welchen Cavour den Liberalen zahlen mußte, um deren Vertrauen und Unterstützung bei seinem ungeheuern Unternehmen zu gewinnen. Aehnliche Verhältnisse, über welchen gegenwärtig noch ein tiefer Schleier liegt, sind nach 1871 auch anderwärts eingetreten. — — — —

Von Turin, wo Minghetti dieser neuesten Evolution beigewohnt, ging er zum Besuch der Pariser Ausstellung wieder über die Alpen. In Paris verkehrte er viel mit Mignet und Thiers. Aus den mit Letzterm geführten Gesprächen

geht hervor, daß Thiers schon damals Republikaner war und nicht an die Dauer der napoleonischen Dynastie glaubte. Für Italien wünschte er, wie das bekannt ist, keinen Einheitsstaat, sondern die Conföderation mit dem Sitz des Bundesraths in Rom und der Executive in Turin. „In Bezug auf Rom waren seine Gedanken unklar, wie die aller übrigen Staatsmänner Europa's. Er erklärte die Regierung des Papstes offen für schlecht und unverbesserlich, meinte aber, Europa könne derselben nicht entbehren, und der Besitz eines von fremder Herrschaft freien Territoriums sei dem Papste unentbehrlich zur freien Ausübung seiner geistlichen Functionen." Den Sieg der französischen Waffen im Orientkrieg hielt er für gesichert, von den englischen hielt er nichts. Oesterreich wollte er die Donaufürstenthümer in Austausch gegen die Lombardei und Venetien gegeben wissen. Diese und viele andere Dinge besprach Thiers mit der ihm eigenen unerschöpflichen Redefertigkeit, rasch und lebhaft, aber oberflächlich, wie er war. Cousin, welcher Mignet's und Thiers' politische Ansichten im Allgemeinen theilte, zeigte sich doch wesentlich conservativer gesinnt. Minghetti sah übrigens auch bei einem Hoffeste den Kaiser, öfter die Prinzessin Mathilde, welche er „donna agraziatissima e d'indole ottima" nennt; auch den Prinzen Jérôme Napoleon, der sich zu den allerliberalsten Ansichten bekannte. In London begegnete er wieder den alten Bekannten, dazu Lord Granville, Lord John Russell u. A. Mehr als früher scheint er von dem Anblick der Scandale auf den Straßen Londons, der zunehmenden Trunksucht und ihren häßlichen Folgen, betroffen worden zu sein. Den Rückweg nahm er über Belgien, wo ihm der Aberglaube des Volks auffiel, dann über die Rheinprovinz und die Schweiz, um in Sardinien wieder vielfach mit Cavour, Farini, Massari u. A. zu verkehren. Damals sah er auch Massimo d'Azeglio zum letzten Male. Der Besuch der Alpen brachte ihn in neue Berührung mit den einst von ihm so sehr geliebten Naturwissenschaften. Es war die Zeit, wo die Entwicklungstheorie ihre höchsten Triumphe feierte: Minghetti ergeht sich in einer, wie mir scheint, durchaus lesenswerthen Kritik derselben.

Die Jahre 1856—1859 sind wieder ganz der Politik und jener sich immer mehr zuspitzenden Situation gewidmet, welche zu der Katastrophe von 1859 führte. Minghetti beginnt ihre Schilderung mit einer Charakteristik Napoleon's III. „Die künftigen Geschichtschreiber dieser Epoche," sagt er, „werden anerkennen müssen, daß der Kaiser hohe, menschenfreundliche und edle Absichten hegte. Es fehlte ihm die Intuition eines festen, gegebenen Zieles, die nöthige Entschlossenheit, es festzuhalten und die Kraft, die Hindernisse zu überwinden, welche sich jedem großen Unternehmen entgegenstellen. Daraus ergeben sich die Unsicherheit und die Schwankungen seiner Politik. Italiens Erhebung lag ihm wirklich am Herzen, und die Italiener werden in der Zukunft sein Andenken sicher hoch halten." Ueber die Frage, was für Italien zu thun sei, gingen 1856 die Ansichten d'Azeglio's und Cavour's schon weit auseinander. Jener kehrte in seinem, später publicirten Memorandum zu dem Programm von 1848—1849 zurück. Cavour's Brief an Walewski vom 21. Januar 1856 vermied theoretische Auseinandersetzungen und verlangte nur die Ausführung einiger praktischer Vorschläge. Zunächst eines freundschaftlichen Druckes auf Oesterreich, um das Loos Venetiens

und der Lombardei zu erleichtern; eines kräftigeren auf Neapel, das zu einer Amnestie und besseren Regierung zu zwingen sei. Dann aber die Lostrennung der Legationen vom Kirchenstaat, der diese nur mit Hülfe Oesterreichs sich zu erhalten vermöge und dessen Regierung jene Provinzen in einer den Verträgen von 1815 nicht entsprechenden Lage belasse. Man könne sie an Toscana oder Modena geben, um auch Oesterreich nicht zu beleidigen. Walewski war Piemont nicht wohlgesinnt, und die Umstände ließen sich so wenig erfreulich an, daß Cavour äußerst entmuthigt war, als er, am 13. Februar, zum Pariser Congreß abreiste. Er glaubte seine Laufbahn zu Ende, und es schien ihm, daß er den Weg verfehlt habe. Indessen gab er dieser verzweifelten Stimmung nicht nach. Er sandte Castelli nach Bologna zu Minghetti mit der Aufforderung, eine von hervorragenden Persönlichkeiten der Legationen zu unterzeichnende Denkschrift über den Zustand derselben vorzubereiten und dann selbst ihm nach Paris zu folgen. Die Denkschrift war rasch ausgearbeitet und ist im Anfang des dritten Bandes abgedruckt. Nicht so leicht war es, die nöthigen Pässe zu erhalten, um Bologna verlassen zu dürfen. Die päpstliche Regierung war natürlich längst voll Argwohns gegen Minghetti, und er erhielt erst nach längerer Verhandlung die Erlaubniß zu reisen, nachdem er erklärt hatte, Piemont nicht zu berühren und zunächst nach Belgien zu gehen, wo er sich, in Lüttich, zu thun machte. Am 10. März war er bei Cavour in Paris. Lord Clarendon unterstützte die Politik Piemonts, auch suchte Cavour sich durch seine Reise nach London der Sympathieen Englands zu versichern; immerhin aber wurde ihm klar, daß er nichts von den französischen Staatsmännern, nur von der Person des Kaisers etwas für Italien zu hoffen habe. Zunächst mußte er sich freilich auf dem Congresse damit zufrieden geben, daß die Erklärung ins Protocoll aufgenommen wurde: Die fremde Occupation im Herzen Italiens bedinge eine durchaus anormale Lage und zerstöre das politische Gleichgewicht zwischen den Staaten der Halbinsel. Später, in der berühmten Sitzung des italienischen Parlamentes, in welcher die Frage der Roma Capitale verhandelt wurde (1861, 4. März), hat Cavour ausdrücklich anerkannt, welchen bedeutsamen Antheil Minghetti an den während des Pariser Congresses gepflogenen Verhandlungen über das Schicksal der Legationen und der Zukunft Italiens gehabt habe. „Von da ab," äußerte sich Cesare Cantu, „sei die bis dahin den Demagogen und den geheimen Gesellschaften überlassene Revolution Sache einer Regierung geworden — die Revolution hieß von jenem Augenblicke an Piemont." Ein Ereigniß von größter Wichtigkeit war der damals erfolgte Uebertritt Garibaldi's zu Cavour, den der General in seinem Briefe an La Farina nunmehr „il nostro grande amico" nannte; damit war sein Bruch mit den mazzinianischen Tendenzen und die Unterordnung seiner Bestrebungen unter die Führung Piemonts gegeben, wie er das in seinem Antwortschreiben an die Bewohner von Voltaggio offen aussprach. Mazzini war darüber außer sich und behandelte Cavour und La Farina sammt der ganzen piemontesischen Regierung als Feinde Italiens. Von diesem Augenblick an trennte er sich von der öffentlichen Meinung Italiens, welche den Einheitsstaat unter piemontesischer Führung nunmehr allgemein annahm. Die alten Republikaner, denen die Befreiung von der Fremdherrschaft und die Einigkeit vor Allem theuer

war, hatten sich zu der Monarchie bekehrt, von welcher allein sie die nothwendige militärische Macht erwarten durften. Die Monarchisten, belehrt durch die Ereignisse von 1848 und 1849, gaben zu gleicher Zeit den Föderativstaat auf und sahen in dem Einheitsstaat die einzige Lösung. So bildete sich jene neue Partei, deren unbestrittenes Haupt Cavour war. Selbst d'Azeglio, der dem Programm des Letzteren am heftigsten widersprach, war innerlich mehr für die Einheit als für den Bundesstaat.

Es war klar, daß die Regierung des Kirchenstaats von dieser Wendung der Dinge zuerst getroffen werden mußte. Zunächst ließen die Freunde der nationalen Sache nicht ab, in Rom und in Paris thätig zu sein. Man ließ den Grafen Pasolini im October d. J. nach Rom gehen, um den Papst über die Lage aufzuklären. Das Wohlwollen, welches Pius IX. diesem seinem alten Rathgeber bewahrt und Pasolini's Charakter und Art, ließen ihn als die geeignetste Person für dies Geschäft erscheinen. Die Briefe, welche er an Minghetti schrieb und die seither in dem von Pasolini's Sohn herausgegebenen „Memorie" abgedruckt sind, ließen über drei Dinge keinen Zweifel: sie bestätigten den guten Willen oder vielmehr den Wunsch des Papstes, „di far il bene"; sie bestätigten ebenso, daß es bei diesem Wunsche bleiben werde, indem die Curie jeder Reform unübersteigbare Hindernisse entgegensetze; und sie ließen endlich keine Ungewißheit darüber, daß Frankreichs wie Englands Haltung viel zu lau sei, als daß sie zu einem greifbaren Ergebniß führen könne. Nichts konnte entmuthigender wirken, als die bekannte Note des französischen Botschafters, Grafen Rayneval, welche die Zustände des Kirchenstaates ganz vortrefflich fand und jede Nothwendigkeit einer Reform leugnete. Das seltsame Actenstück, unter welches, wie Minghetti sagt, kein römischer Cardinal, selbst kein Antonelli den Muth gehabt hätte, seinen Namen zu setzen, ward zuerst durch die „Daily News" (1857, 19. März) bekannt gemacht; überall nachgedruckt, mußte es in ganz Europa die Frage hervorrufen, was denn Napoleon eigentlich mit Rom wolle und nicht wolle. Minghetti analysirte die Note in seiner Schrift: „Question romaine; observations sur la note de Mr. de Rayneval par un sujet du Pape". Er hatte bald Gelegenheit dem Papste selbst zu sagen, wie er die Lage der Legationen beurtheile. Der Kaiser Franz Joseph hatte 1857 die Lombardei besucht, und obgleich diese Reise von zweifelhaftem Erfolge war, wollte Pius IX. nun doch ein Gleiches versuchen. Die Curie war gegen eine Reise des Papstes in die Legationen, doch bestand Letzterer darauf, und so wurde nun Alles ins Werk gesetzt, um ihm dieselbe zu einem Triumphzuge zu gestalten. Jede Gefahr einer Demonstration zu Gunsten der Reform sollte vermieden werden. Die Gemeinderäthe erhielten daher Anweisung, sich um den Empfang des Papstes nicht zu kümmern: die Gonfalonieri würden, hieß es, die ganze Verantwortung und die Sorge für die aufzubringenden Kosten allein tragen. Petitionen anzunehmen und an den Papst zu befördern wurde den Gonfalonieri untersagt. Gleichwohl ging eine Collectivpetition der nationalen Partei an den Gonfaloniere Bologna's ab. Das Volk empfing seinen Souverän mit der ihm gebührenden Achtung, auch in Bologna. Aber die officiellen Feste konnten über die Trauer der Bevölkerung und die Kälte der Gesinnung nicht hinwegtäuschen. Der Papst empfing zuerst Antonio Montanari,

der ihn einst nach Gaëta begleitet hatte und dem er sehr wohl wollte; er war aber aus den Wolken gefallen, als dieser ihm erklärte, er stehe ganz auf dem Standpunkte der von den Besten der Stadt unterzeichneten Adresse, und der Papst möge diesen, nicht seinen Höflingen Glauben schenken. Am 20. Juli ertheilte Pius Minghetti eine Audienz, den er freundlich aufnahm, der ihm aber nach wenig Umschweifen geradeheraus sagte: er sei ein erklärter Feind seiner Regierung. Im Verlaufe des Gespräches meinte Pius, das Land stehe zu ihm, ein Bedürfniß nach „Versöhnung" gebe es nicht, die Anhänger des „Juste Milieu", wie er die liberalen Moderati nannte, seien wenig zahlreich. Gegen Piemont zeigte er sich äußerst erbittert; er schien zu glauben, selbst ein d'Azeglio wolle dem Lande die katholische Religion rauben. Pius bestritt dann, daß enorme Mißbräuche in der Administration beständen, sprach heftig gegen die Presse und erklärte, er habe an dem liberalen Versuche von 1848 genug, derselbe sei fehlgeschlagen, weil das Volk unersättlich sei und immer mehr verlange u. s. f. Aehnliche Aeußerungen hörte zwei Tage später der Marchese Bevilacqua aus seinem Munde.

Die Freunde der nationalen Sache hatten trotzdem aus diesen Unterredungen einige Hoffnung geschöpft; die Umgebung Sr. Heiligkeit war mit Besorgniß erfüllt, man möge zu den Ideen von 1847 zurückkehren. „Darin täuschten sie sich, aus Angst, wie wir uns täuschten in unserer Hoffnung. Pius IX. besaß ein Gefühl für Billigkeit und den Wunsch das Rechte zu thun; aber sein Geist beherrschte weder das Ziel noch die Mittel, um es zu erreichen. Die schmerzliche Erinnerung an 1848 und die Scheu vor ähnlichen schlimmen Erfahrungen lähmten bei ihm jeden Entschluß. Die Aeußerungen, welche scheinbar auf eine neue Wendung seiner Politik schließen ließen, waren nur matte Velleitäten, die weder von tieferer Einsicht noch von wissenschaftlicher Erkenntniß geregelt waren; momentan Schwankungen einer Wage, deren Gewicht nothwendigerweise immer wieder zu Gunsten der Curie den Ausschlag gab."

Das ist eine Beurtheilung Pius' IX., wie sie kaum richtiger gegeben werden kann. Mastai-Ferretti war hinsichtlich seiner geistigen Veranlagung eine mehr weibliche als männliche Natur. Neigungen und Erregungen des Gemüths entschieden bei ihm. Daher die vermeintlich liberale Initiative beim Antritt seiner Regierung; daher noch kurz vor deren Abschluß jenes letzte Auflodern nationaler Empfindung, welches sich bei dem Tode seines alten Gegners Victor Emmanuel zeigte. Pius konnte heftig und launisch sein, oft war er edelmüthig und großherzig. Mit jenem Instinct und jener Intuition, welche genialen Frauen eigen ist, sah er nicht selten in Dingen, von denen er nichts gelernt hatte, das Richtige, hatte er stets die Empfindung des Vornehmen und dessen, was dem Papst geziemt. Die Vorzüge seiner körperlichen Erscheinung kamen hinzu, um den Zauber seiner Persönlichkeit zu vollenden. Es fehlten ihm durchaus nicht alle Regententugenden, leider aber alle die, deren er in so schwierigen Verhältnissen, wie die seinigen waren, bedurft hätte. Er hatte von Geschichte, Recht, Verwaltung kaum mehr als vage Vorstellungen. Auf keinem Gebiete verfügte er über fachmännisches Wissen. Seine Politik von 1846 war die Eingebung einer Stimmung, nicht das Ergebniß einer auf Studien, Erfahrungen und Beobach-

tungen gegründeten Ueberzeugung. Das war sein Anfang: schlimmer waren seine letzten zehn oder zwanzig Jahre. Denn da lebte der Fürst und Staatsmann in ihm ausschließlich von den übernatürlichen Inspirationen, an die der depossedirte König glaubte und welchen er die Erwägungen menschlicher Weisheit opferte. Das war Pius als weltlicher Herrscher. Viel schwerer ist er zu beurtheilen in seiner kirchlichen Politik, für welche uns keineswegs Memoiren von hervorragenden Mitarbeitern, wie Rosmini, Minghetti, Pasolini, zur Verfügung stehen. Nach 1849 hat Pius IX. keinen bedeutenden und unabhängigen Geist mehr in seiner Nähe gehabt, der im Stande und gewillt gewesen wäre, die Ereignisse und Handlungen seines geistlichen Regimentes niederzuschreiben und sie an dem Lichte der Vergangenheit wie an den Bedürfnissen der Gegenwart zu messen. Die wenigen urtheilsfähigen Männer, die ihn am Werke gesehen und über ihn berichten konnten, sind nun meist dahingegangen oder sie können nicht daran denken, über diese Dinge Geschichte zu schreiben.

Minghetti hatte vor der Abreise des Papstes noch eine zweite Audienz bei demselben, welche den Eindruck der ersten nur bestätigte. „Von da ab," sagt er, „waren die Würfel gefallen; jede Hoffnung war aufgegeben. Der Papst war mir als jeder Neuerung, jeder Reform feindlich erschienen, entschlossen, seinen Weg im Gegensatz zur nationalen Idee zu wandeln. Die letzte Gelegenheit, sich mit ihren Unterthanen auszusöhnen, war der päpstlichen Regierung entfallen; Piemont war jetzt der einzige Erbe der Hoffnungen Italiens, . . . so schwer es mir ankam, ich entschloß mich unter dem Drucke der Nothwendigkeit, den Weg mit größerer Entschlossenheit zu betreten, welcher zur Abschaffung der weltlichen Macht der Päpste führte."

Auch Andere empfanden ähnlich. Die Kälte der Bolognesen gegen Pius war in den letzten Tagen seines Aufenthaltes geradezu auffallend. „Die Reise Pius' IX.," meinte Boncompagni in einem Briefe an Minghetti, „kann als das Begräbniß des ersten Pio Nono betrachtet werden: da liegt er begraben bis zum Tag des Gerichts."

Nach einem Aufenthalte an den oberitalienischen Seen und in Turin, Leri und Saluggia bei Cavour und Farini, brachte Minghetti den Winter 1857—58 daheim zu, mit philosophischen, historischen und namentlich nationalökonomischen Studien befaßt. Hinsichtlich der letztern bekennt Minghetti, daß seine Ansichten eine Via media darstellten zwischen dem, was man damals noch die orthodoxe (Manchester-)Schule nannte, und derjenigen Schule, welche den Socialismus vertritt, d. h. also zwischen jenen beiden Richtungen, von denen die erste jede Einmischung des Staates in die volkswirthschaftliche Entwicklung ablehnt, die zweite die individuelle Freiheit aufhebt und die Bildung des Nationalreichthums ausschließlich den staatlichen Gemeinwesen zuweist.

Das Orsini'sche Attentat vom 14. Januar 1858 brachte die Bewegung von Neuem in Fluß. Das Ereigniß schien zunächst allerdings die Beziehungen Piemonts zu Frankreich zu verschlechtern, indem der Kaiser ärgerlich dem König Victor Emmanuel zu verstehen gab, daß er die sardinische Politik zu sehr durch ihre Beziehungen zur revolutionären Partei compromittirt sehe. Der König gab darauf eine sehr stolze Antwort und verbat sich eine Behandlung, wie sie Napo-

leon dem piemontesischen Gesandten Della Rocca gegenüber beliebt hatte. Napoleon nahm den Brief gut auf, so daß Cavour sagen konnte: „il paraît que dans ce monde on gagne toujours à parler haut, quand on parle juste.“ Piemont votirte das vom Kaiser gewünschte Gesetz gegen die Verschwörung, bei welcher Gelegenheit Cavour Mazzini's Verhalten schonungslos angriff. Damit war Napoleon zufrieden, und es erfolgte bald darauf die Einladung Cavour's nach Plombières. Von dieser berühmten Zusammenkunft gab Cavour seinem Könige in jenem denkwürdigen, den hochgestimmten Zustand seiner Seele trefflich wiedergebenden Briefe Bericht, den er am 24. Juli von Baden aus schrieb und der nun in seiner Correspondenz veröffentlicht ist. Jetzt war die Entscheidung dahin gefallen, daß der Krieg unvermeidlich sei und daß er mit Hülfe Frankreichs geführt werde. Die italienische Revolution war in Sicht. Pasolini erfuhr zuerst, zu Anfang August, aus Cavour's Munde, wie die Dinge standen; am 8. August lud der Minister auch Minghetti ein, sich zu ihm nach Turin zu begeben; doch konnte dieser erst im November jene Reise unternehmen. Jetzt erfuhr auch er Alles, was in Plombières verabredet war, sowie die weiteren Verhandlungen über die Abtretung Savoyens und Nizzas und den endlichen, nicht leicht zu erzielenden Entschluß des Kaisers, daß auch die Legationen bis Ancona dem künftigen Königreich von Oberitalien zufallen sollten. Die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clothilde bildete den Abschluß der Verhandlung. Cavour war jetzt entschlossen, Garibaldi in Dienst zu nehmen und mit der Revolution so weit zusammenzugehen, als die Monarchie es immerhin zu gestatten schien. Er stellte nur noch die Bedingung, daß Oesterreich der angreifende Theil sei, und er selbst nahm es auf sich, diese Macht durch diplomatische Provocationen zu jenem Schritte zu reizen. Die Broschüre La Guéronnière's sollte in jenem Augenblick die Ansichten Napoleon's dem Publicum mundgerecht machen. Sie griff, inspirirt von Eugen Rendu, auf die Idee der Conföderation unter dem Präsidium des Papstes zurück, so, wie Rosmini und Rossi sie 1848 vertreten hatten. Aber Cavour's Absichten gingen auf etwas ganz Anderes hinaus. Für ihn war die Hegemonie Piemonts das erste, die Einheit Italiens das zweite, durch jene zu verwirklichende Ziel.

Minghetti unternahm inzwischen, wahrscheinlich um in einem so kritischen Moment dem Argwohn der päpstlichen Regierung auszuweichen, eine Reise nach Aegypten, welche er in den ersten Tagen des Januar 1859 antrat und die er dann abbrach, als Cavour ihm, unterm 18. Februar, mittheilte, daß die Stunde zum Handeln demnächst schlagen werde und man seiner Gegenwart benöthigt sei; er möge direct nach Turin kommen, ohne zuvor in Bologna dem heiligen Vater seinen Kopf als Pfand zu bieten. Gleichwohl ging Minghetti über Bologna zurück, wo er am 11. April eintraf und wo er seine Mutter nochmals umarmte, um dann sofort nach Turin zu eilen. Unterdessen hatte Oesterreich sein Ultimatum gestellt (19. April). Als Minghetti in Turin ankam, erklärte ihm Cavour, er müsse sofort nach London reisen, wo man Seitens des englischen Ministeriums Vermittelungsversuche beabsichtigte, denen entgegenzutreten war. Aber schon am selben Abend des 22. war die Mediation nach Telegrammen aus Paris und

Wien ins Wasser gefallen, und der Graf kam noch Nachts um 11 Uhr zu seinem Freunde, um ihm diese Neuigkeit zu bringen.

Minghetti hätte jetzt am liebsten wieder an dem Feldzug theilgenommen, und demgemäß besuchte er am Morgen nach seiner Ankunft den General La Marmora, um der Armee seine Dienste anzubieten. Indessen bedurfte Cavour seiner für die Politik; er bot ihm sofort das Generalsecretariat im Ministerium des Auswärtigen an. In diesen Tagen übergaben die österreichischen Specialgesandten Kellersperg und Santa Croce das Ultimatum ihres Kaisers. Sie brachten es gegen Abend zu Cavour, als dieser mit Minghetti und anderen Freunden speiste. Als sie fortgegangen waren, rieb sich der Graf höchst vergnügt die Hände und sagte zu seinen Gästen: „nous avons fait de l'histoire, et maintenant, allons diner." Am folgenden Tage wurde Minghetti als Piemontese naturalisirt und leistete dem König seinen Eid als Mitglied des Ministeriums.

Damit endigen seine Denkwürdigkeiten. „Was ich bis jetzt erzählt habe," sagt Minghetti am Schlusse, „ist nur der Prolog meines öffentlichen Lebens. Was mir ferner zu thun gewährt war, hatte größere Bedeutung für die Geschicke Italiens und legte mir schwerere Verantwortlichkeit auf." Die Hoffnung, welche er dann ausspricht, auch die Ereignisse dieser zweiten Hälfte seiner öffentlichen Thätigkeit schildern zu können, hat sich nicht verwirklicht.

Und damit sei auch dieser Bericht abgebrochen. Er enthält eine Darlegung der Ereignisse, an denen Minghetti bis 1859 Theil gehabt, keine Kritik des Erzählers, seiner Handlungen und seiner Motive. Daß die letzteren nur reine und edle gewesen, kann demjenigen nicht zweifelhaft sein, der diesen durchaus ideal angelegten, hochsinnigen und liebenswürdigen Staatsmann persönlich gekannt hat. Sein Blick war nach oben gerichtet, so wie uns Lenbach diesen schönen Kopf gemalt hat; und sein Geist hat in keiner Periode seiner irdischen Pilgerfahrt die Richtung nach oben verleugnet. Seine Politik konnte unmöglich nach dem Geschmacke derjenigen sein, welchen der staatliche oder kirchliche Absolutismus als Ideal vorschwebt. Sie mußte auch dem Tadel derjenigen unterliegen, welche eine constitutionelle Regierung wollten, aber zugleich an dem Legitimitätsprincip festhielten und die es darum, gleich Cantù, Minghetti nicht verzeihen konnten, daß er zur Loslösung der Legationen von der päpstlichen Gewalt und damit zur Zerstörung des Kirchenstaates das Seinige, und zwar ein sehr mächtiges Stück, beigetragen hat. Der Realpolitiker quält sich und Andere mit dergleichen religiösen und rechtlichen Bedenken nicht ab. Aber auch er wird heute schon auf die Frage stoßen, ob das Werk Bestand haben wird, welches Marco Minghetti mit Cavour und Victor Emmanuel begründet hat. Minghetti sah sich schon in den letzten zehn Jahren seines Lebens nebst seinen Freunden von der Betheiligung an der Regierung abgedrängt; bald wird es ein halbes Menschenalter, daß von denjenigen, welche das Italien von 1870 gemacht haben, Niemand mehr Sitz und Stimme in der Regierung des Landes hat; der letzte der Männer von 1870, welcher noch an den politischen Kämpfen einen regen Antheil genommen, Ruggiero Bonghi, ist bei den neuesten Parlamentswahlen nicht mehr gewählt worden. Die Nation ist also andere Wege gegangen,

als die Moderati von 1859 und 1870, Cavour eingeschlossen, sie zu führen gedachten. — — —

Italiens größter politischer Schriftsteller hat am Schluß seines „Principe“ dem Tage entgegengeseufzt, wo seinem Volke ein Erlöser komme. „Ich kann nicht aussprechen,“ fügt Machiavelli hinzu, „mit welcher Liebe dieser Erlöser in all jenen Provinzen, die so viel von fremder Invasion gelitten, aufgenommen werden wird; mit welchem Durst nach Rache, welch' unerschütterlichem Glauben, mit welchen Thränen man ihm entgegen gehen wird. Welche Thore sollten ihm verschlossen bleiben, welches Volk Italiens ihm Gehorsam weigern . . . Ist doch einem Jeden diese Fremdherrschaft ein Greuel“. Gioberti, welcher am Schlusse der dem „Rinnovamento“ beigegebenen documentarischen Nachweise sich auf diese Worte bezieht, meint, sie seien vielleicht der schönste und beredteste Passus der italienischen Prosa — „forse il tratto più bello e più eloquento della nostra prosa“; wohl; aber seinen eigenen Text hatte er mit den nicht minder bedeutsamen Worten geschlossen: „wenn Italien sich nicht entschließt, seine Sitten zu ändern, so wird seine Leiche nicht einmal die Ehren eines anständigen Begräbnisses haben, sein Tod wird unbeklagt von den Nationen Europa's bleiben; und der Hoffnung auf Erneuerung, dem Verlangen nach Erhebung wird eine unauslöschliche, hoffnungslose Schmach folgen.“

Seit der große Verbannte im Unmuth seiner ein besseres Vaterland suchenden Seele diese Worte niedergeschrieben, hat sich in seiner Heimath Vieles zum Bessern, Manches auch zum Schlechtern gewendet. Die kirchlichen Zustände haben sich nicht rosiger gestaltet, und die politische Entwicklung der letzten anderthalb Jahrzehnte läßt die Frage noch vollkommen offen, ob der Nation hinreichend innere Gesundheit innewohnt, um den revolutionären Ursprung ihrer Einheit zu überwinden und den Fortschritt des Radicalismus durch eine Versöhnung aller erhaltenden Elemente niederzuhalten. In diesem Sinne gibt es allerdings eine römische Frage, nicht nur für Italien, sondern für ganz Europa; aber der Mann, der sie zu lösen im Stande wäre, dürfte kaum noch geboren sein.

Die hawaiischen Inseln.

Von
Adolf Marcuse.

I.

Der Auftrag, ein wichtiges Problem der astronomisch-geodätischen Wissenschaft zu lösen, gab mir Gelegenheit, dreizehn Monate auf den hawaiischen Inseln, dem Paradiese des Stillen Oceans, zu verweilen. Abgesehen von einer kurzen Beschreibung der Reise dieser Expedition, welche sich zu einer Erdumfahrt gestaltete, soll der vorliegende Aufsatz insbesondere Schilderungen aus dem hawaiischen Inselreiche gewidmet sein[1]).

Die Hinreise erfolgte von Hamburg über New-York, Washington und San Francisco, wo ein mehrtägiger Aufenthalt willkommene Gelegenheit bot, eine Einladung von Professor Holden zum Besuche der berühmten Lick-Sternwarte anzunehmen. Die Fahrt geht zunächst mit der Bahn nach dem kleinen Städtchen San José im schönen Santa Clara-Thal. Von dort fährt man am frühen Morgen zu Wagen auf den 1400 Meter hohen Mount Hamilton und erreicht nach einer sechsstündigen, auf bequemer Fahrstraße zurückgelegten Reise die auf dem Gipfel des Berges gelegene Lick-Sternwarte. Die Fahrt über die schön angelegte Bergstraße gewährt entzückende und beständig wechselnde Ausblicke auf die fruchtbare Ebene, das endlose Meer und die gewaltigen Gebirgszüge der Sierra Nevada.

Die vorzüglich ausgerüstete Sternwarte, welche in großartiger Abgeschlossenheit auf einsamer Höhe gelegen ist, bietet außerordentlich viel für den Astronomen Sehenswürdiges. Ohne an dieser Stelle auf die einzelnen Einrichtungen einzugehen, soll nur des großen, bisher größten Fernrohres der Welt Erwähnung geschehen. Die mechanische Ausführung dieses gewaltigen Instruments und die gesammten Einrichtungen der Kuppel müssen als vorzügliche bezeichnet werden. Leider war der Zustand der Luft in der Nacht unseres Besuches kein besonders

[1]) Mit Benutzung eines am 3. December vorigen Jahres in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrages, wo auch die eigentliche Aufgabe der Expedition näher besprochen ist.

guter, so daß wir beim Besichtigen des Saturn, der Uranusmonde, enger Doppelsterne, sowie einiger Nebelflecke fast ausschließlich schwache Vergrößerungen anwenden mußten. Nur für kurze Zeit konnte die Vergrößerung 3000 benutzt werden. Die optischen Leistungen dieses Riesenfernrohrs von 36 Zoll Oeffnung sind sehr befriedigende; seiner fleißigen und zweckentsprechenden Benutzung verdankt die astronomische Wissenschaft viele und wichtige Entdeckungen.

Eigenthümlich berührt die am Granitpfeiler des Fernrohrs angebrachte Tafel mit der Inschrift: „Hier liegt James Lick, der Gründer der Sternwarte, begraben." In der That befindet sich der Sarg des amerikanischen Millionärs und Sonderlings, welcher das Geld zum Bau der Sternwarte großmüthig hergab, im Pfeiler eingelassen. Ursprünglich soll James Lick die Absicht gehabt haben, eine gewaltige, alle anderen überragende Pyramide in Aegypten bauen zu lassen und dieselbe zu seinem Grabdenkmal herzurichten. Dem Drängen einflußreicher Freunde und der Erwägung, daß ein solcher Bau im Kriegsfalle zerstört werden könnte, gab er nach und ließ das größte Fernrohr der Welt construiren, welches gleichzeitig sein Mausoleum bilden sollte.

Die Seefahrt zwischen San Francisco und den hawaiischen Inseln ist ziemlich monoton. Bei dem geringen Schiffsverkehr war es nicht zu verwundern, daß wir in den sieben Tagen nur ein einziges Schiff, und zwar ein Segelboot, sahen. Ab und zu erblickt man fliegende Fische, auch wohl einen Walfisch. Dabei macht der Stille Ocean, hier wie fast überall, seinem Namen durchaus keine Ehre; denn wir hatten in den ersten vier Tagen sehr schlechtes Wetter und hohen Seegang mit Wellen von fast fünf Metern Höhe. Erst kurz vor Eintritt in die Tropenzone wird das Wetter beständig und schön. Dann wehen laue Passatwinde, und Himmel wie Wasser wetteifern im tiefsten Blau.

In der Nacht des sechsten Tages wurde im Westen ein schönes Zodiacallicht, und gerade am südlichen Horizonte das südliche Kreuz zum ersten Male sichtbar. Ich begrüßte dasselbe als einen alten Bekannten, den ich seit fünf Jahren beim Verlassen des südamerikanischen Continents nicht mehr gesehen hatte. An Schönheit kann sich dieses so oft besungene Sternbild mit der nördlichen Constellation des Orion gewiß nicht messen.

Am Morgen des siebenten Tages wurde Land gesehen. Es war die nördliche Küste der Insel Molokai, auf welcher sich die von der hawaiischen Regierung eingerichtete Leprastation befindet. Hier werden die unglücklichen Opfer jener entsetzlichen und bisher unheilbaren Aussatzkrankheit isolirt und müssen unter treuer Pflege dahin sterben. Vor ungefähr vierzig Jahren wurden die ersten Fälle dieser aus China eingeschleppten Seuche auf den hawaiischen Inseln beobachtet, und gegenwärtig werden in jedem Jahre über hundert Kranke nach der Leprastation geschickt. Die Halbinsel Kalaupapa, auf welcher diese Ansiedelung sich befindet, ist vom Ocean her nur an einer Stelle zugänglich, und über die sie umgebenden, beinahe 900 Meter hohen Berge führt nur ein einziger enger Paß.

Die Krankheit soll sich in Folge der Schutzimpfung gegen die Pocken, welche im Jahre 1853 epidemisch auf den hawaiischen Inseln auftraten, ziemlich rasch unter den Eingeborenen verbreitet haben. Man ließ die Leprösen zunächst ohne Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln mit den übrigen Kanaken zusammen-

leben, bis das Uebel 1864 zu einer bedrohlichen Ausdehnung gewachsen war. Darauf entschloß sich im Januar 1865 die hawaiische Regierung, eine strenge Isolirung der Leprösen durchzuführen; es wurde die Lepraſtation auf Molokai mit einem Hospital und zahlreichen Wohnhäusern eingerichtet. Nunmehr begann eine förmliche Jagd nach Leprösen auf allen Inseln des hawaiischen Königreichs, da die von der Krankheit Befallenen sich in die Berge flüchteten, und erst nach vieler Mühe von den Agenten der Regierung ergriffen und nach Molokai überführt werden konnten.

So grausam eine solche Maßregel der Isolirung auch erscheint, so bleibt sie doch das einzige Mittel, um der immer drohender um sich greifenden Seuche Einhalt zu thun. In den ersten Jahren war die Lepraſtation auf Molokai in ziemlich verwahrlostem Zustande. Glücklicherweise fand sich im Jahre 1873 ein junger Geistlicher, der Pater Damien, welcher die Stelle eines Seelsorgers auf der Lepraſtation übernahm und sich seinem überaus traurigen Berufe mit wahrhaft edler Menschenliebe und in unerschrockenster Pflichterfüllung hingab. Wesentlich Pater Damien's Bemühungen ist es zu danken, daß der Station reichliche Mittel von Seiten der Regierung und aus privaten Stiftungen zuflossen, welche es ermöglichten, einen Arzt und mehrere barmherzige Schwestern zur Pflege der rettungslos verlorenen Kranken anzustellen. Nach elf Jahren rastloser und aufopferndster Thätigkeit wurde auch Pater Damien von der Lepra ergriffen und im Jahre 1889 starb er, ein Wohlthäter und zugleich Märtyrer der leidenden Menschheit.

Während wir noch solchen traurigen Betrachtungen nachhingen, tauchte vor uns bereits die nordöstliche Küste der Hauptinsel Oahu auf, an deren südlichem Gestade sich unser Bestimmungsort, Honolulu, befand. Diesseits des südöstlichen Vorgebirges Koko-Head trug die Landschaft einen vulcanisch öden und abgestorbenen Charakter; sobald jedoch das Schiff um jenes Vorgebirge und in Sicht der Südküste gelangte, änderte sich der Eindruck der Landschaft vollständig. Saftige Wiesen und dichte Gruppen von Cocospalmen erfreuten das Auge, und die Berge zeigten bis hoch hinauf die schönste Vegetation.

Wir fuhren in den durch steile Corallenriffe mit schäumender Brandung gebildeten Hafen, in den nur ein einziger Canal mit engem Fahrwasser einläuft. Auf der Werft von Honolulu bewegten sich zwischen weißen und halbweißen Menschen die braunen Kanaken; man erblickte hübsche, meist einstöckige Häuser, umgeben von Palmengärten, und im Hintergrunde die malerischen, hohen Berge; das Alles gab ein stimmungsvolles, echt tropisches Bild.

Die hawaiischen Inseln liegen in einer continuirlichen von Nordwest nach Südost laufenden Kette zwischen 18° 55′ und 22° 16′ nördlicher Breite, in Länge zwischen 10 Stunden 19 Minuten und 10 Stunden 42 Minuten westlich von Greenwich. Sie bestehen aus den acht bewohnten Eilanden Niihau, Kauai, Oahu, Molokai, Lanai, Maui, Kahoolawe und Hawaii, sowie aus drei ganz kleinen unbewohnten Inselchen. Inmitten des Stillen Oceans, noch innerhalb der nördlichen Tropenzone gelegen, bilden sie den Knotenpunkt für fast alle von der Westküste Nordamerikas nach Asien und Australien fahrenden Dampfer. Der auf der Insel Oahu gelegene Hafen der Hauptstadt Honolulu ist 2100 See-

meilen südwestlich von San Francisco und 3400 Seemeilen südöstlich von Yokohama entfernt. Der schon jetzt beträchtliche Schiffsverkehr wird noch bedeutend zunehmen, sobald der Nicaragua-Canal ausgeführt sein wird und die nach Asien bestimmten Schiffe ebenfalls von der Ostküste Amerikas und von Europa aus jenen neuen Weg nehmen werden.

Auch die locale Schiffahrt zwischen den einzelnen Inseln der hawaiischen Gruppe ist bereits bedeutend entwickelt. Neunzehn Dampfer und zahlreiche Segelschiffe vermitteln den Verkehr zwischen den Haupthäfen der Inseln Kauai, Oahu, Molokai, Maui und Hawaii. Zweckmäßig erbaute Leuchtthürme sichern die im Allgemeinen recht gefährliche Küstenschiffahrt.

Auf dem erloschenen Krater Diamond Head an der Südküste der Insel Oahu befindet sich in einer Höhe von etwa hundert Metern eine Signalstation, auf welcher die ankommenden Schiffe schon in weiter Entfernung von der Küste beobachtet werden. Nach Feststellung des Namens wird das betreffende Schiff dann telephonisch nach Honolulu gemeldet. Auf diese Weise erfährt man mindestens schon ein bis zwei Stunden vorher, wann ein fälliger Dampfer ankommen wird. Segelschiffe, welche in Honolulu einlaufen, werden von Schleppdampfern in den Hafen gezogen.

Die Bevölkerung der hawaiischen Inseln, welche hauptsächlich an den Küstenstreifen ansässig ist, zählt gegenwärtig 90100 Menschen, von denen etwa 40000 Kanaken und der Rest Amerikaner, Engländer, Deutsche, Portugiesen, Chinesen und Japaner sind. Die Inseln sind vulcanischer Bildung mit vielen erloschenen Kratern, nur auf der größten südöstlichsten Insel Hawaii kommen noch zwei thätige Vulcane vor, der eine, Mauna Loa, beinahe von der Höhe des Montblanc und fast beständig rauchend, der andere, Kilauea, etwa 1300 Meter hoch und einen gewaltigen, stets auf- und abschwankenden feurigen Lavasee enthaltend.

Aus dem Krater des Mauna Loa haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche verheerende Lavaströme ergossen, welche das Land häufig bis zum Meere hin durchsetzen. Die letzte dieser gewaltigen Eruptionen auf Hawaii fand im Januar 1887 statt und hielt fast eine Woche an. Einen bemerkenswerthen Contrast zu der von vulcanischen Kräften strotzenden Insel Hawaii bildet die nordwestlichste Insel derselben Gruppe, nämlich Kauai. Seit Jahrtausenden scheint daselbst jede vulcanische Thätigkeit erloschen zu sein, und die üppig bewachsene Insel verdient mit Recht den ihr von den Eingeborenen gegebenen Namen der „Garteninsel".

Der Flächenraum sämmtlicher hawaiischer Inseln zusammengenommen, beträgt ungefähr so viel wie der des Königreichs Sachsen. Auf diesem verhältnißmäßig kleinen Bodenraume herrscht jedoch eine große Mannigfaltigkeit der verschiedensten Klimate, je nachdem die Terrains auf der Windseite oder Leeseite liegen. Im Allgemeinen ist das Klima mild und warm, aber kühler als das von anderen in gleich geringer Breite liegenden Gegenden. Dies rührt nicht nur von den beständig und über eine sehr große Fläche des Oceans wehenden Passatwinden her, sondern ist auch durch die Thatsache veranlaßt, daß die Temperatur des Meerwassers in der Nähe jener Inseln um etwa 5° kühler als sonst unter denselben Breiten ist, in Folge einer von der Region der Behringstraße her umbiegenden Strömung.

Die fast das ganze Jahr aus nördlicher Richtung mit wechselnder Stärke wehenden Passatwinde tragen außerordentlich viel dazu bei, den Aufenthalt auf den Inseln für den Weißen angenehm und gesund zu gestalten. Sobald dieser großartige natürliche Fächer seine Thätigkeit einstellt und den warmen Winden aus südlicher Richtung, „Konas" genannt, Platz macht, leidet das Wohlbefinden in empfindlichem Maße. Dann tritt eine feuchte und erschlaffende Wärme auf, welche bei den meisten Menschen Kopfschmerzen und Mattigkeit hervorruft. Die höchste Temperatur, welche ich auf den Inseln wahrgenommen habe, betrug am Meeresniveau und im Schatten 32° C., die niedrigste 13° C.

Der Boden auf den hawaiischen Inseln ist im Allgemeinen arm, nur in den Thälern und überall, wo reichliche Niederschläge auftreten, nimmt die Vegetation einen üppigen und bezaubernd schönen Charakter an. Die einzigen Thiere, welche sich vor der Wiederentdeckung der Inseln durch Cook dort vorfanden, waren Hunde, Schweine, Mäuse und die in ganz Polynesien einheimischen Hühnerrassen. Das Meer war reich an Fischen, wovon gewaltige Teiche, welche von den alten Hawaiiern mit Steinbauten längs der Küste angelegt waren, noch jetzt Zeugniß ablegen. Von Vegetabilien fand sich hauptsächlich die Taropflanze (colocasia antiquorum), welche für alle Südseeinsulaner die Hauptnahrung liefert. Aus der mehlreichen Wurzel wird nach Röstung und durch Zusatz von Wasser ein Brei, „poi" genannt, hergestellt, der, von bläulich-weißer Färbung, leicht angesäuert genossen wird und in hervorragendem Maße sowohl nahrhaft als leicht verdaulich ist. Die Kanaken, welche bei den Mahlzeiten, sogar zum Fleischessen, nur ihre Finger benutzen, genießen den „poi" aus großen Holzgefäßen. Fische, Geflügel und Fleischspeisen werden in aromatische Blätter eingewickelt und in der Erde mit Hülfe von glühenden Steinen gekocht. Man muß gestehen, daß durch diese Art der Zubereitung die Speisen außerordentlich saftig und schmackhaft gerathen.

Als eine Erinnerung an die alte Zeit hat sich bei den Kanaken noch die Gewohnheit des hawaiischen Festmahls, „luau" genannt, erhalten. Bei jeder feierlichen Gelegenheit geben die Eingeborenen solche Gelage, zu denen auch Ausländer zugelassen werden. Auf einem schattigen Platze werden Matten ausgebreitet, auf welche man sich niedersetzt, und zwischen dieselben werden aromatische Blätter als Tischtuch auf den Erdboden gelegt. In hölzernen Gefäßen ist der „poi" enthalten, Fleischspeisen sind in Blätter eingewickelt, und als hauptsächliche Leckerbissen werden rohe Krabben und ebenfalls rohe Fische aufgetragen. Ein Seegras, „limu" genannt, dient als gewürzartige Speise. Als Getränk wird entweder Wasser oder von den weniger Genügsamen „awa" verwendet, jenes berauschende Getränk der Polynesier, welches aus der Wurzel der Awapflanze durch Fermentation hergestellt wird und eine stark narcotisirende Wirkung hat. Messer und Gabeln sind auch bei diesen Mahlzeiten nicht in Gebrauch, und wer von „Europas übertünchter Höflichkeit" angesteckt ist, thut am besten, bei solchen Schmäusen den Zuschauer, und nicht den Theilnehmer zu spielen.

Einheimisch auf den hawaiischen Inseln sind die süße Kartoffel, der Brotbaum, die Cocosnuß und die Banane, ferner viele fruchttragende Sträucher und das Zuckerrohr. Kostbare Nutzhölzer, insbesondere Sandelholz, kamen in der

alten Zeit reichlich vor. Mit der fortschreitenden Civilisation sind alle Arten nützlicher Thiere und Pflanzen auf den hawaiischen Inseln eingeführt worden, aber leider kamen mit ihnen auch manche Plagen, wie Moskitos und Scorpione, in jenes Paradies des Stillen Oceans.

Gegenwärtig bestehen die hauptsächlichsten Industriezweige in der Cultivirung von Zuckerrohr nebst der Fabrikation von Zucker, dann kommen der Reisbau, Kaffeeplantagen, die Cultivirung aller tropischen Früchte, insbesondere von Bananen, und schließlich Viehzucht.

Zur Cultivirung des Landes werden in neuerer Zeit hauptsächlich Chinesen verwendet, und auf den Zuckerplantagen arbeiten fast nur Japaner. Die Einwanderung aus Asien nach den hawaiischen Inseln ist daher sehr beträchtlich und nimmt stetig zu. Die Anzahl der Chinesen und Japaner auf den Inseln beträgt gegenwärtig schon über 18 000. Leider ist die eingeborene Bevölkerung im sicheren Aussterben begriffen; vor ungefähr hundertundzwanzig Jahren zählte sie noch 400 000 Seelen und gegenwärtig ist sie bis auf den zehnten Theil dieser Ziffer herunter gegangen.

Die Gründe für eine so ungewöhnlich hohe Sterblichkeit sind in früherer Zeit zunächst in den vielen blutigen Kriegen zu suchen, welche unter den Eingeborenen der hawaiischen Inseln wütheten und die erst in diesem Jahrhundert aufgehört haben. Hierzu kommt noch, abgesehen von leichtsinnigem Lebenswandel, die Indolenz der hawaiischen Frauen, welche sich vor den Lasten der Ernährung und Erziehung der Kinder scheuten. Man suchte daher die Geburten auf künstlichem Wege zu verhindern. Auch die Zauberer oder „Kahunas" der Eingeborenen, auf welche wir noch später zurückkommen werden, tragen bei ihrem großen Einfluß als „Medicinmänner" eine wesentliche Schuld an der hohen Sterblichkeit der Kanaken. Schließlich sind die mit der Civilisation auf Hawaii eingedrungenen zahlreichen ansteckenden Krankheiten noch zu erwähnen, von denen die bereits besprochene Leprasseuche ganz besonders verheerend wirkt.

Die Eingeborenen gehören zu der polynesischen Rasse, welche sich über alle Inselgruppen des östlichen Stillen Oceans von Neuseeland bis Hawaii und selbst bis zu den Osterinseln hin vertheilt. Ueberall finden wir bei den genannten Zweigen dieser Rasse gleichen Körperbau, ähnliche Sprache, dieselben Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen. Es scheint ziemlich sicher, daß Hawaii, die größte der samoanischen Inseln, das Hauptcentrum für die Ausbreitung der polynesischen Rasse gewesen ist.

Man muß annehmen, daß die hawaiischen Inseln schon seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bewohnt waren; es fanden sich nämlich menschliche Gerippe unter ganz alten Corallenschichten und Lavaströmen. Die erste Entdeckung der Inseln scheint durch spanische Seefahrer im Jahre 1527 stattgefunden zu haben. Zu jener Zeit segelte nämlich eine Flotte von drei Schiffen unter Befehl des Don Alvarado de Saavedra von Mexiko nach den Molukken. In Folge eines gewaltigen Südweststurmes wurden in einer Entfernung von etwa tausend Seemeilen vom Hafen zwei von den Schiffen verschlagen, und zwar naturgemäß nach der Richtung der Insel Hawaii. Alte hawaiische Ueberlieferungen berichten nun von der Strandung eines Schiffes an der Küste von Südkona,

aus welchem nur der Capitän und seine Schwester gerettet werden konnten. Diese fanden freundliche Aufnahme und heiratheten Eingeborene, deren Nachkommen zum Range von Häuptlingen erhoben wurden[1]).

Auch der spanische Seefahrer Juan Gaetano entdeckte im Jahre 1555 die hawaiischen Inseln, deren größte, Hawaii, von ihm „la mesa" genannt ward und von denen weitere vier von ihm aufgezeichnet wurden. Obwohl die Angaben in Breite ziemlich gut stimmen, so zeigen die alten Karten des spanischen Archives in Länge doch einen beträchtlichen Fehler von eintausend Seemeilen. Dieser Irrthum in der Längenschätzung von Hawaii darf nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit noch keine Chronometer existirten und daß die spanischen Seefahrer bei ihrer einfachen Längenberechnung die von Ost nach West laufenden Aequatorialströmungen noch nicht in Rechnung ziehen konnten.

Erst über zwei Jahrhunderte später, in Folge der Wiederentdeckung durch Cook im Jahre 1778, wurden die hawaiischen Inseln oder Sandwichinseln, wie sie von Cook zu Ehren des derzeitigen Chefs der Admiralität, des Earl of Sandwich, genannt sind, allgemein bekannt. Leider fand der berühmte Entdecker, als er zum zweiten Male im Februar 1779 auf Hawaii landete, seinen Tod durch die Hand der Eingeborenen, welche durch sein und seiner Leute unvorsichtiges Benehmen auf das Aeußerste gereizt worden waren. Ein einfaches, aber schönes Denkmal in der Bucht von Kealakekua auf Hawaii bezeichnet die Stelle, wo Cook erschlagen worden ist.

Zu jener Zeit herrschten auf Hawaii noch völlig ungeordnete Zustände. Nicht nur die Bewohner der verschiedenen Inseln führten miteinander Krieg, sondern auch auf ein und derselben Insel gab es verschiedene Häuptlinge, die sich befehdeten. Bereits zwanzig Jahre später waren die gesammten Inseln durch die starke Hand des ersten Königs Kamehameha zu einem Reiche verbunden, und schon unter seinem Nachfolger wurde der Götzendienst abgeschafft und den ersten amerikanischen Missionären der Eintritt gestattet. Bis zum Jahre 1874 regierten fünf Könige aus dem Geschlechte der Kamehamehas. Nach dem Aussterben dieser Linie ging die Herrschaft durch Volksbeschluß 1874 auf Kalakaua über, unter dessen Regierung das Land sich zu einer ungeahnten Höhe des Wohlstandes emporschwang. Seit Anfang 1891 regierte vollständig nach englischem Muster die Königin Liliuokalani (auf Deutsch „Lilie des Himmels") und ernannte ihre Minister, nachdem das Volk die Mitglieder des Ober- und Unterhauses gewählt hatte. Inzwischen ist im Januar d. J. eine Revolution in Honolulu ausgebrochen, durch welche die Königin Liliuokalani entthront worden ist und eine provisorische Regierung, wesentlich unter amerikanischem Einflusse, eingesetzt wurde. Wie sich in Folge davon die politischen Verhältnisse auf den hawaiischen Inseln weiterhin gestalten werden, läßt sich zur Zeit mit Sicherheit noch nicht bestimmen[2]).

---

[1]) Vergl. W. D. Alexander, History of the Hawaiian People, 1891. New-York.

[2]) Vergl. „Deutsche Rundschau", März 1893, „Ueber die politischen Zustände auf den hawaiischen Inseln".

So schnell hat die Civilisation und moderne Cultur Leben und Treiben auf den hawaiischen Inseln amalgamirt, daß die auf Oahu gelegene Hauptstadt Honolulu bereits einen vollständig europäischen Charakter trägt. Auf den anderen Inseln dagegen zeigt das Leben noch recht viele Spuren der alten Zeit.

Honolulu zählt etwas über 23 000 Einwohner, von denen 6000 Weiße und die übrigen Kanaken, Chinesen und Japaner sind. Die Hauptstraßen der Stadt sind breit und schön angelegt; sie werden mit elektrischem Bogenlicht beleuchtet und sind von Pferdebahnen durchzogen. Viele öffentliche Gebäude von stattlicher Architektur und zahlreiche geschmackvolle Privathäuser erfreuen das Auge.

Unter den ersteren zeichnen sich besonders der königliche Palast und das Regierungsgebäude aus. Der Palast wurde im Jahre 1883 vollendet und enthält etwa vierzig Zimmer, von denen einige mit großem Luxus ausgestattet sind. In dem großen Thronsaale und den anstoßenden Empfangszimmern befinden sich die Bildnisse von europäischen Herrschern, die das hawaiische Königshaus zum Geschenk erhalten hat. Von besonderem Interesse ist für den Ausländer die reiche Sammlung hawaiischer Federmäntel und Federhelme, welche sich im Besitze der königlichen Familie befindet. Sie sind aus kleinen, gelben Federn hergestellt, die auf Bastgeflecht oder Tuchgewebe dicht aufgenäht wurden. Ueber den großen Werth dieser nach althawaiischer Sitte nur für die Mitglieder der königlichen Familie bestimmten Ornamente kann man eine Vorstellung gewinnen, wenn man die Herkunft der seltenen gelben Federn kennt; sie werden von zwei Vogelarten gewonnen, dem Acrulocercus nobilis, der fast ganz schwarz ist und nur eine gelbe Feder unter jedem Flügel hat, und dem noch selteneren, ebenfalls zur Classe der Honigsauger gehörigen Drepanis pacifica, welcher nur zwei gelbe Federn am Schwanz hat und gegenwärtig fast ausgestorben ist.

Die Umgebung der Stadt Honolulu bietet in reichlichem Maße Gelegenheit, lohnende Ausflüge zu machen. Da ist zunächst südlich von der Stadt der etwa sechs Kilometer entfernte Seebadeort Waikiki (wai heißt auf polynesisch Wasser), wo man ein herrliches Bad in den lauen Fluthen des Stillen Oceans nehmen kann. Die durchschnittliche Temperatur des Seewassers beträgt etwa 24° Celsius, und zur Zeit der Fluth findet sich dort ein kräftiger Wellenschlag.

Nördlich von der Stadt liegen mehrere schöne Gebirgsthäler, von denen besonders das Nuuanu- und das Manoathal zu nennen sind; ferner hohe, leicht ersteigbare Berge, wie der 2013 Fuß hohe Tantalus, von dem man eine bezaubernde Aussicht auf die Gestade der Insel Oahu genießt.

Welcher Gegensatz zwischen dem lieblichen und dicht bewaldeten Manoathal und der wildromantischen Nuuanu-Bergschlucht, welche sich, von 3000 Fuß hohen Felsen umragt, bis zu einer Höhe von 1200 Fuß hinaufzieht und dann plötzlich an der „Pali" steil nach Norden abbricht! Diese Stelle, von der man eine herrliche Aussicht auf die Nordseite der Insel Oahu hat, wo üppige Zuckerrohrfelder und hellgrüne Reis- und Taropflanzungen, von Cocospalmen eingerahmt, sich fast bis an die Küste des tiefblauen Oceans erstrecken, ist auch in historischer Beziehung interessant. Hier fand vor ungefähr hundert Jahren der letzte Kampf des Häuptlings der Insel Oahu, Kalanikupule, gegen den König Kamehameha I.

statt. Die Krieger von Oahu kämpften mit großer Tapferkeit, wurden aber von dem Heere Kamehameha's besiegt und über die Pali in den Abgrund getrieben. Noch jetzt kann man am Fuße der Pali gebleichte Gebeine jener Krieger finden, welche im heldenmüthigen Kampfe für die Unabhängigkeit ihrer Insel fielen.

Wir können Honolulu nicht verlassen, ohne des interessanten und wichtigen ethnographischen Museums für die Völkerkunde Hawaiis und der übrigen Inseln im Stillen Ocean zu gedenken, welches unter Anderem die größte und werthvollste Sammlung hawaiischer Alterthümer enthält. Es wurde von dem in Honolulu seit vielen Jahren ansässigen amerikanischen Banquier Bishop in freigebigster Weise erbaut und eingerichtet, zum Andenken an seine früh verstorbene Gemahlin Bernice Pauahi Bishop, welche einer alten hawaiischen Königsfamilie entstammte. Unter Leitung des sachkundigen amerikanischen Gelehrten Mr. Brigham ist das Material nunmehr geordnet, und es steht zu hoffen, daß der mit zahlreichen photographischen Abbildungen versehene große Katalog, den Mr. Brigham bereits begonnen hat, bald veröffentlicht werden möge[1]). Es würde an dieser Stelle zu weit führen, einen Einblick in die Schätze des „Pauahi-Bishop" Museums geben zu wollen, die jeden Sammler ethnographisch wichtiger Gegenstände wahrhaft entzücken. Es sei nur erwähnt, daß in der Sammlung hawaiischer Waffen sich unter anderen auch der Dolch aus Stein befindet, mit dem Capitän Cook erstochen worden ist, ferner daß die dort vorhandene Sammlung hawaiischer „Calabasse" (Holzgefäße zum Aufbewahren von Nahrung u. s. w.) für die reichhaltigste der Welt gilt, und schließlich, daß die Collection althawaiischer Götzenbilder als geradezu vollkommen bezeichnet werden kann[2]).

Das Leben des hawaiischen Volkes ist reich an originellen Zügen. Sie sind echte Insulaner und lieben das Meer über Alles. Es gibt kaum gewandtere Schwimmer und unerschrockenere Taucher als die Kanaken, deren Ausdauer im Wasser sicherlich nicht übertroffen wird. Nur mit einem Messer bewaffnet tauchen sie unter und bekämpfen den in jenen Gewässern so gefährlichen Haifisch. Sobald eine hohe Brandung gegen die Küste anbraust, schwimmen sie mit einem eigens für diesen Zweck hergerichteten Brette hinaus ins Meer und kommen, auf den Kämmen der hohen Wellen reitend, mit der Brandung wieder an das Ufer zurück. Ihr scharfes und geübtes Auge erblickt einen Fischzug zwischen der Küste und dem Korallenriff, ehe ein Fremder denselben mit dem Feldstecher sehen kann. Sobald der Schwarm dem Ufer nahe genug gekommen ist, springen die Kanaken in das Meer, ein Theil, um ein großes Netz auszuspannen, und der andere, um durch lautes Geschrei und Aufschlagen die Fische in das Netz zu treiben. So machen sie oft schon nach wenigen Stunden eine reiche Beute, die sie redlich unter einander theilen, und wobei auch der Fremde, der neugierig ihrem Treiben zusieht, nicht vergessen wird.

Dichtung und Musik spielen eine große Rolle im Leben des hawaiischen Volkes. Ihre Gedichte, „mele" genannt, haben kein eigentliches Versmaß in

---

[1]) Ein vorläufiger Katalog ist in diesen Wochen erschienen.

[2]) Auch in dem Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet sich eine sehr reichhaltige Sammlung hawaiischer Alterthümer.

unserem Sinne, sondern bestehen aus kurzen Sätzen, welche in singendem Tone mit Accentuirung des letzten Wortes vorgetragen werden. Durch mündliche Ueberlieferung sind zahlreiche Sagen und Romanzen aus Jahrhunderte alter Vergangenheit bis in die Gegenwart aufbewahrt worden. Es muß als ein großes Verdienst des früheren amerikanischen Gesandten in Honolulu, Mr. Dagett, angesehen werden, daß er sie gesammelt und ins Englische übersetzt hat. Viele dieser Dichtungen, besonders solche, in denen Heldenthaten besungen werden, erinnern an unsere nordischen Sagen, andere, wie das Märchen der Prinzessin Manoa, welche zum Schutze vor ihrem Verfolger in einen Regenbogen verwandelt wird, finden in den Mythen des griechischen Alterthums ihren Anklang.

Die musikalischen Compositionen der Hawaiier sind fast sämmtlich schwermüthigen Charakters. Selbst in den Liebesliedern ist nichts von dem leichten Blute zu merken, welches sonst durch die Adern dieses heiteren und harmlosen Naturvolkes rollt. So lange der Vollmond am Himmel steht, flieht der Schlaf die Eingeborenen. Dann sitzen sie in Gruppen vor ihren Hütten und singen hawaiische Lieder, deren melodische Töne weithin durch die stille, laue Tropennacht klingen, kaum unterbrochen durch die Accorde des begleitenden Saiteninstrumentes.

Aber das Leben des hawaiischen Volkes weist auch viele dunkele Seiten auf. Eine der dunkelsten ist der Einfluß, den die Zauberer oder „Kahunas" noch jetzt dort ausüben. Diese Charlatans, welche von vielen Eingeborenen als Aerzte benutzt werden, sollen dem hawaiischen Aberglauben zu Folge die Fähigkeit haben, einen Menschen zu Tode beten zu können. Dazu ist es nur nöthig, daß der Kahuna irgend Etwas von der Person des ihm zuertheilten Opfers, also ein Stück Nagel, Haare u. s. w. in seinen Besitz bekommt. Diese Gegenstände werden unter Absagen von Zauberformeln heimlich vergraben, und der Kahuna begibt sich nunmehr in die Nähe seines Opfers, um dessen Bewegungen zu überwachen. Der moralische Einfluß dieser Ceremonie auf die abergläubige Seele der Eingeborenen ist so groß, daß die Unglücklichen jeden Lebensmuth verlieren und langsam dahin siechen. Häufig genug mag von den gewissenlosen Kahunas, besonders in früherer Zeit, wohl auch Gift zur schnelleren Erreichung ihres verwerflichen Zieles benutzt worden sein.

In engem Zusammenhange hiermit steht die Thatsache, daß in alter Zeit die hawaiischen Fürsten und Häuptlinge dafür Sorge trugen, daß sie nach dem Tode nicht beerdigt, sondern daß ihre Leichname heimlich von einem treuen Freunde in eine abgelegene Felsenhöhle gebracht wurden. Denn sobald ein Feind des Verstorbenen in Besitz von irgend einem Theile des Skelettes gelangte, konnte die Seele des Todten keine Ruhe finden. Die alten Hawaiier glaubten, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, von denen die eine erst nach dem Tode, die andere oft schon bei Lebzeiten, im Traume oder während der Ekstase, den Körper verließ und später wieder in denselben zurückkehrte. In der von einer hohen Felswand eingeschlossenen Bucht von Kealakekua sind zahlreiche Höhlen sichtbar, welche noch jetzt menschliche Gerippe enthalten. Man kann sich kaum vorstellen, wie die alten Hawaiier die Leichname ihrer Freunde in diese unzugänglichen Höhlen geschafft haben.

Die Hawaiier rechneten ihren Kalender wie alle polynesischen Stämme nach den Umläufen des Mondes. Die Monate hatten abwechselnd neunundzwanzig und dreißig Tage. Daß zwölf solche Monate um elf Tage gegen das wahre Jahr zu kurz kommen, hatten sie bereits herausgefunden und schalteten daher gelegentlich einen ganzen Monat ein. Das polynesische Jahr begann ungefähr am 20. November, zur Zeit, wo die Plejaden gerade bei Sonnenuntergang am östlichen Horizont standen. Die für das Kalenderwesen nothwendigen astronomischen Kenntnisse waren im Besitz einer besonderen Classe von Priestern, kilohoku, d. h. Sternseher genannt. Diese beobachteten die Erscheinungen am Himmel und hatten eine genaue Kenntniß der wichtigsten Constellationen, welche auch zu Richtungsbestimmungen bei der Schiffahrt benutzt wurden.

II.

Als das größte Wunder im Stillen Ocean gilt der Vulcan Kilauea auf der großen Insel Hawaii, den ich am Ende des Jahres 1891 zu besuchen Gelegenheit hatte.

Als wir die Werft von Honolulu bei schönstem Wetter verließen, predigten gerade drei braune Missionäre in polynesischer Sprache, um die auf unserem Schiffe befindlichen Eingeborenen zu besserem Lebenswandel zu bekehren. Man mußte die Kraft und rethorische Begabung dieser Kanaken bewundern.

Unser Schiff fuhr an der Südküste von Oahu vorbei, und allmälig erschienen rechts und links die Inseln Lanai und Molokai. Gegen Abend kamen wir in die Nähe der Insel Maui, wo der gewaltige, über 3000 Meter hohe erloschene Krater Haleakala, dessen Krateröffnung einen Umfang von fast dreißig englischen Meilen hat, in sternheller Nacht einen imposanten Anblick gewährte. Am nächsten Morgen waren wir schon in der Nähe der Insel Hawaii, auf welcher zuerst die drei mächtigen, zum Theil erloschenen Vulcane, Hualalai, Mauna Kea und Mauna Loa sich zeigten. Die beiden letzteren, von der Höhe des Montblanc, zeigten keine Spur von Schnee, und bei wolkenfreiem Himmel waren ihre höchsten Spitzen sichtbar. Die Fahrt ging an der westlichen und dann an der südlichen Küste von Hawaii entlang, wobei unser Schiff an mehreren Stellen zum Löschen oder Aufnehmen von Ladung anlegte. Als wir um das südlichste Cap Ka-Lae umbogen, um unserem an der Ostküste gelegenen Bestimmungsorte Punaluu zuzusteuern, wurde die See so unruhig, daß eine gewaltige Brandung gegen die Küste anbrauste. Wir zogen es daher vor, in der Nacht vom Lande abzudampfen.

In einer Entfernung von sechzig Seemeilen leuchteten gegen zwei Uhr Morgens die gewaltigen Feuer des 1300 Meter hohen Vulcans Kilauea auf und gewährten bei völlig dunkler Nacht einen schaurig schönen Anblick. Von Minute zu Minute wechselten Höhe und Form der Feuer- und Rauchsäulen; oft erleuchtete der Krater das gesammte umliegende Gebirge mit intensiv rothem Lichte, gleichsam einen Leuchtthurm darstellend, den die Kräfte der Natur zum Schutze der Schiffahrt erbaut haben.

Kurz nach Sonnenaufgang wurden wir in Punaluu gelandet, wobei unsere Boote, von den starken und geschickten Eingeborenen gerudert, wie Pfeile durch

die tosende, etwa vier Meter hohe Brandung schossen. Schon nach kurzer Rast verließen wir Punaluu in einem kleinen Eisenbahnwagen, der gewöhnlich zum Transport von Zuckerrohr diente und nothdürftig mit Sitzen ausgestattet war, um uns per Dampf nach der fünf englische Meilen entfernten Zuckerplantage Pahala bergan durch üppige Zuckerfelder und über öde Lavagebiete zu begeben. Dort stieg ich zu Pferde und ritt ungefähr sechsundzwanzig englische Meilen bis auf die Spitze des Kraters Kilauea, die ich in sechs Stunden erreichte. Zunächst geht der Weg durch liebliche Thäler und über bewaldete Hügel. Dann wird es immer öder, und schließlich reitet man Stunden lang inmitten gewaltiger Lavamassen, welche durch Ausbrüche des Mauna Loa entstanden sind; man unterscheidet deutlich zwei ganz verschiedene Arten von Lava, die eine mit glatten, matt polirten Oberflächen und die andere von rauher, schlackenartiger Form, welche sich in gewaltigen Massen aufgethürmt vorfindet. Weite Strecken der ersteren machen den Eindruck einer ruhigen Erstarrung; dagegen flößen große Lavafelder der zweiten Art Gefühle des Schreckens vor so gewaltigen und unbändigen Naturkräften ein.

Plötzlich taucht die Spitze des Kraters mit den Rauchwolken auf, und schon bald beginnt der überall zerklüftete Boden warm zu werden, aus dessen Spalten fortwährend gewaltige Massen von Schwefeldämpfen aufsteigen.

Seit fünf Jahren waren keine Aufnahmen der Dimensionen und Erhebungen des thätigen Vulcans erfolgt, und seitdem hatte sich die ganze Figuration so gewaltig verändert, daß die für das Jahr 1886 ausgestellte Karte fast wie von einem anderen Gebiete herrührend erschien. Von besonderem Interesse waren daher neueste Messungen über Hebungen oder Senkungen der kalten und feurigen Lavamassen, da sich aus ihnen ein Schluß über die geologische Zukunft des Vulcans ziehen ließ. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit einem besonders guten Höhenbarometer ausgerüstet.

Der Abstieg erfolgte mit zwei Führern von der nordöstlichen Seite des Kraterrandes aus, damit der aus Nord-Ost wehende Passatwind die Schwefeldämpfe vor uns her treiben konnte. Wir waren mit Laternen für den Rückweg, Wasserflaschen und großen Stöcken ausgerüstet; fünf Eingeborene schlossen sich uns an, die über fünfzig englische Meilen zu Pferde gekommen waren, um im Krater zu beten und der Göttin des Feuers, „Pele", Opfer zu bringen. Zunächst geht es einen 140 Meter tiefen Hügel hinab, der mit üppigster Vegetation bewachsen ist. Dann wird die kalte Lavadecke erreicht, welche sich in erstarrter Form über das ganze, drei englische Meilen breite Becken des Kraters Kilauea erstreckt. Ueber dieses Lavafeld geht der Weg in südwestlicher Richtung nach dem etwa zwei Meilen entfernten thätigen Lavasee „Halemaumau", d. h. Haus des ewigen Feuers. Tiefe Spalten, aus denen Schwefeldämpfe emporsteigen, unterbrechen die Lavadecke. Der Weg ist äußerst beschwerlich, über Geröll und glatte Steine hinweg. Nach dem thätigen Theile des Kraters zu steigt die Lavadecke etwa 65 Meter an. Nach einem fast einstündigen Marsche über diese durch frühere Eruptionen gebildete Decke, die fast jedes Jahr den Schauplatz neuer Ausbrüche bildet und deren Niveau sich in der Nähe des thätigen Lavasees um etwa 20 Meter in den letzten fünf Jahren gehoben hat, gelangt man an den

Rand des eigentlichen inneren Kraters, der eine schwach elliptische Form mit einer großen Achse von etwa 900 Metern zeigt. Hier befindet sich der eigentliche Feuersee, zu dessen Rand wir noch bei Tagesanbruch gelangten. Der Anblick, den die feurigen Lavamassen im Innern gewährten, spottete jeder Beschreibung. Etwa 85 Meter unter uns befand sich ein feurig-flüssiger See. Gleich Wellen auf dem Wasser bewegte sich die geschmolzene Lava nach dem Ufer zu. Dann plötzlich entstand eine gewaltige Strömung nach dem Centrum und aus zwei mächtigen Canälen, offenbar mit dem Erdinnern zusammenhängend, schoß die glühende Lava fontainenartig wohl 15 Meter hoch empor. Gleichzeitig spielten zahllose kleinere Feuerfontainen. Man hörte ein Geräusch wie bei der Brandung des Meeres. Die Farbe der glühenden Lava war intensiv roth, die der darüberliegenden Rauch- und Dampfwolken blau. Von Minute zu Minute änderte sich das Schauspiel.

Auf der uns zugewendeten Seite des Feuersees befand sich eine breite Schicht frisch erkalteter Lava, durch deren Spalten man das tief unten glühende Feuer erblickte, deren Betreten jedoch möglich sein mußte. Es war ein beschwerlicher und gefahrvoller Abstieg, und sofort nach Erreichung des Niveaus der glühenden Lava mußte umgekehrt werden, da die Schwefeldämpfe unerträglich wurden. Ich stellte die Tiefe dieser Fläche in dem Krater zu 85 Meter fest. Zum oberen Rande zurückgekehrt, fanden wir bereits das Dunkel der Nacht hereingebrochen. Noch unendlich viel großartiger war der Anblick des Feuersees jetzt als während des Tageslichtes. Die Farbe der glühenden Lava war aus Roth in Goldgelb übergegangen, die Feuerfontainen spritzten höher und die Oberfläche des Sees stieg und wurde unruhiger. Röthlich stand der Rauch über der Krateröffnung, und in gelblichem Lichte schimmerte durch ihn der Abendstern.

Wenige Schritte von uns entfernt standen die Eingeborenen, deren braune Farbe durch den Feuerschein des Kraters noch gehoben wurde. Plötzlich begann der Aelteste derselben zu beten und Opfergaben, aus heiligen Beeren und lebenden Hühnern bestehend, in den Krater zu werfen. Ein eintöniger Gesang begleitete diese Feier, welche in jener wunderbaren Umgebung selbst auf eine vom Aberglauben freie Seele den bewältigendsten Eindruck machte.

In der Nähe des thätigen Kilauea befindet sich ein erloschener Krater, der, wie es scheint, in früherer Zeit mit dem feurigen Lavasee in Verbindung gestanden hat, der kleine Kilauea oder Kilauea-Iki, wie ihn die Eingeborenen nennen. Seine hohen Ränder sind bereits mit üppiger Vegetation bewachsen, und zwischen immergrünen Sträuchern weiden sorglos wilde Ziegen. Die Oberfläche des Kraters ist jedoch noch mit glatter, schwarzer Lava bedeckt, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß aus derselben wieder einmal die unterirdischen Feuer hervorbrechen und das junge Leben am Rande des Abgrundes zerstören könnten.

Im Norden des Kilauea erblickt man die hohen Gipfel der beiden Riesen-Vulcane, des Mauna Loa und des Mauna Kea. Auf diesen über 4000 Meter hohen Kratern sind in den letzten Jahren interessante Messungsreihen über die Dichtigkeit derselben, mit Hülfe von Pendelapparaten, welche die Massenanziehungen in verschiedenen Höhen angeben, ausgeführt worden. Die Resultate dieser

Messungen haben ergeben, daß beide Vulcane viel schwerer sind, als man ihrer Structur nach vermuthet hatte, und daß beim Mauna Kea, dessen Canäle vollständig mit erkalteter Lava ausgefüllt erscheinen, der untere Theil dichter ist als der obere.

III.

Um die genauere Erforschung jener interessanten, durch gewaltige vulcanische Kräfte entstandenen Inselgruppe hat sich die hawaiische Landesvermessung große Verdienste erworben. Die hawaiische Vermessungsbehörde wurde im Jahre 1870 auf Vorschlag von Professor Alexander, ihrem jetzigen Leiter, von der dortigen Regierung eingerichtet, und bereits seit sechs Jahren besitzen wir, dank ihrer rastlosen Thätigkeit, vorzügliche Specialkarten für sämmtliche hawaiische Inseln. Die Triangulationen und geodätischen Anschlüsse sind von den Vermessungsbeamten selbst besorgt, dagegen rühren die astronomischen Breitenbestimmungen der Hauptpunkte theils von den Beobachtern der englischen Venus-Expedition aus dem Jahre 1874 her, welche mehrere Stationen auf den Inseln errichtet hatten, theils aus besonderen von Mr. Preston, Assistenten der amerikanischen Vermessungsbehörde, in den Jahren 1886 und 1889 angestellten Beobachtungsreihen. Das Material der Längenbestimmungen ist dagegen ziemlich schwach und eigentlich nur auf die englischen Beobachtungen zur Zeit des vorletzten Venusdurchganges basirt.

Sobald das zwischen Californien und Honolulu projectirte Kabel fertig gestellt ist, wird die Ausführung einer telegraphischen Längenbestimmung auf den hawaiischen Inseln von höchstem Interesse sein. Während meiner Anwesenheit in Honolulu wurden bereits von zwei amerikanischen Kriegsschiffen Tiefseelothungen zum Zwecke der Kabellegung angestellt, und nach dem Ausspruch maßgebender Persönlichkeiten soll das Unternehmen in etwa zwei Jahren vollendet sein.

Unter Aufsicht der Vermessungsbehörde werden ferner seit einigen Jahren regelmäßige meteorologische Beobachtungen auf zahlreichen Stationen der hawaiischen Inseln ausgeführt. Denselben muß bei der bevorzugten Lage der Inselgruppe eine besondere Bedeutung zugeschrieben werden. Ebenso finden in dem Hafen von Honolulu und in Hilo auf Hawaii regelmäßige Aufzeichnungen des Wasserstandes an neuen vom hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten gelieferten Mareographen statt. Die Bearbeitung dieser Pegelmessungen hat bereits zu wichtigen und interessanten Ergebnissen geführt, sowohl hinsichtlich der regelmäßigen Ebbe- und Flutherscheinungen als auch mit Bezug auf neuerdings entdeckte jährliche Schwankungen des mittleren Meeresniveaus im Stillen Ocean.

Unsere Expedition verließ Honolulu im Sommer vorigen Jahres, um bei den Klängen der hawaiischen Militärmusik, welche unter Leitung eines preußischen Capellmeisters steht, die Rückreise anzutreten. Von den schönen und gastfreien Gestaden der hawaiischen Inseln ging unser Curs südlich zwischen den zahlreichen Inseln des Stillen Oceans hindurch. Nach achttägiger Seefahrt kamen noch im Mondeslichte die hohen Berge der samoanischen Insel Upolo in Sicht. Wir landeten in dem Hafen von Apia, der durch das Auftreten verheerender Orkane berüchtigt ist. Am Ufer liegt noch immer als ein trauriges Wahrzeichen das

Wrack des im Jahre 1889 gestrandeten deutschen Kriegsschiffes „Adler". Unter Leitung des in Apia stationirten deutschen Arztes, der auch eine vollständig ausgerüstete meteorologische Station im Auftrage der Deutschen Seewarte unterhält, trat ich eine Wanderung in das Innere der Insel an. Ueberall die üppigste Vegetation und die herrlichsten, schattigsten Wälder. Cocosnüsse, Reis, Kaffee und vorzügliche Baumwolle werden dort cultivirt. Etwa neun Zehntel des gesammten Handels liegt in deutschen Händen; er ist jedoch, seit Samoa für neutral erklärt wurde, bedeutend zurückgegangen. Gegenwärtig befinden sich in Apia nicht weniger als vier Poststämter, nämlich ein deutsches, ein samoanisches, ein englisches und ein amerikanisches. Man kann sich beim Studium der einschlägigen Verhältnisse des Gefühles aufrichtigen Bedauerns nicht erwehren, daß diese fruchtbaren und klimatisch gesunden Inseln, welche durch deutsche Pioniere der Civilisation und dem Handel erschlossen worden sind, nicht auch zu Deutschland gehören.

Von Samoa begab sich die Expedition über Neu-Seeland nach Australien, dessen vorzüglich ausgerüstete Sternwarten und meteorologische Stationen in Sydney, Melbourne und auch Adelaide bereits weltbekannt sind. Von Albany am King George's Sound ging es nordwestlich durch den indischen Ocean nach Ceylon, wo unvergeßlich schöne Ausflüge in das Innere jener „Perle der Inseln" unternommen werden konnten.

Von Ceylon wurde die Fahrt über Aden durch das Rothe Meer und den Suez-Canal fortgesetzt, den wir gerade im heißesten Monat passirten. Trotz gewaltiger Hitze ist diese Fahrt dennoch hochinteressant; überall erkennt man das Werk eines Genius. Häufig ist der Canal nicht breiter als 25 Meter, so daß beim Durchfahren des 7000 Tonnen großen Dampfers das Wasser an den Ufern sichtbar steigt.

Die Heimreise durch das mittelländische Meer, vorbei an den ionischen Inseln und der Küste Griechenlands, ist eine Erholung nach den Strapazen im Rothen Meer und Suez-Canal. Mit besonderer Freude begrüßt man bei der Vorüberfahrt an der Insel Kreta den hohen Berg Ida, berühmt durch die Sagen des hellenischen Alterthums, und das beseligende Gefühl, nun bald auf heimathlichem Boden zu sein und neuen Problemen der Wissenschaft sich zuwenden zu können, wirkt wohlthuend auf das Gemüth nach so langer und beschwerlicher Seefahrt. Aber in unvergeßlicher Schönheit bleiben in der Erinnerung all' die Eindrücke, welche man auf den hawaiischen Inseln, jenem Paradiese des Stillen Oceans, empfangen hat. Möge es auch den Leser nicht gereuen, sich in Gedanken in ein Land versetzt zu haben, welches von der Natur auf das herrlichste begünstigt ist, das in der Geschichte geographischer Entdeckungen eine wichtige Rolle gespielt hat, und welches nunmehr auch in der Geschichte astronomisch-geodätischer Forschung eine nicht unwesentliche Stelle einnehmen dürfte.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

IV. Taormina und Aci Reale.

Denselben Weg, den wir kurze Zeit vorher, von Messina nach Syrakus zur See gemacht hatten, machten wir nun von Syrakus aufwärts zu Land, längs der Küste, an der noch hier und da die Namen verschwundener Griechenstädte haften. Durch eine der gesegnetesten Gegenden Siciliens kamen wir, durch ganze Wälder von Orangen und Feigen, überragt von den blauen Gebirgen; durch die Fruchtgärten der Ebene von Catania, dem Aetna näher, den wir von jetzt lange nicht mehr aus dem Gesicht verlieren sollten. Er, der Beherrscher dieser Landschaft, ist es, der ihr die höchste Fruchtbarkeit verleiht und sie zugleich beständig mit Zerstörung bedroht. Demeter und Persephone, die Ceres und Proserpina der Römer, sind die Göttinnen Siciliens, und in Pluton, dem Gotte der Unterwelt, welcher der Göttin der Gefilde die geliebte Tochter raubt, ist die rauchende Lavafluth personificirt, die hereinbricht auf den Segen der Felder und ihn verheert. Noch war das Haupt des Aetna, da wir an diesem Vormittag ihn zuerst wieder sahen, in Wolken gehüllt, und Nebel dampften von seinen Flanken; aber wenn auch sonnenlos, war die Luft doch mild, und Wohlgeruch erfüllte sie. Hier ist die Fruchtbarkeit noch viel größer als bei Syrakus, wo der steinige Felsboden und Untergrund der alten Griechenstadt nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt ist, in der nichtsdestoweniger, und zwar ungedüngt, der Weizen und die Gerste wachsen. Denn allen Dünger braucht man auch dort für die Gärten; und die Felder, die man deswegen nur ein Jahr um das andere bestellt, müssen sich mit der Asche des Gestrüpps begnügen, welches man am Ende des Ruhejahres auf ihnen verbrennt. Aber selbst dieses reicht hin; so geringer Nachhülfe bedarf die natürliche Triebkraft des Bodens, und so reichlich belohnt sie dieselbe. Was in Wahrheit sowohl in Italien wie hier an dem Marke des Landes zehrt, das ist die Mißwirthschaft der Latifundien, welche durch die Jahrtausende bis auf die Zeit der Römer zurückreicht, und zu deren Verbesserung seit-

dem nichts Wesentliches geschehen ist. So kommt es, daß, von anderen mitwirkenden Ursachen abgesehen, das Land der höchsten Schönheit der Natur und des günstigsten Klimas, der erhabensten Denkmäler der Kunst, der ältesten Cultur und der vornehmsten Adelsgeschlechter, zugleich das Land der äußersten Armuth, des entsetzlichsten Schmutzes, der zudringlichsten Bettelei, der widerwärtigsten Anblicke menschlichen Elends überhaupt ist. Nicht anders ist es im südlichen Italien, nicht anders in Sicilien, namentlich im Inneren der Insel.

Denn wie schon im Alterthum der Kranz blühender Colonien und Gemeinwesen hier der Griechen, dort der Carthager rings um die Küsten sich zog, so scheinen auch gegenwärtig noch Cultur und Wohlstand an diesen Stätten allein sich erhalten und fortgepflanzt zu haben. Auf diese Gelände hat Pomona das Horn des Ueberflusses ausgegossen. Hier in üppigster Fülle wächst und gedeiht, was Herz und Auge des Menschen erfreut — hier sind die Palmen, die Citronen- und Orangenhaine, hier die tausenderlei Blumen und die Früchte des Feldes. Hier bekleidet der Oelbaum jeden Abhang mit dem Silbergrün seines Laubes, hier reift die Feige, hier in der Gluth des Mittags kocht die Rebe den dunkelrothen, feurigen Wein, dessen Herbigkeit durch einen leichten Beigeschmack von Süße gemildert wird, und noch im fernsten Westen, auf den Trümmern der zerstörten Carthagerstadt Lilybaion, jenen goldigen Trank, den auch wir unter dem Namen von Marsala kennen und schätzen gelernt haben.

Im gebirgigen Innern dagegen, auf öden Hochflächen, dampfen und qualmen die Schwefelgruben, und ein Volk wohnt dort, als ob in ihm die frühesten, allmälig von den Küsten zurückgedrängten Besiedler Siciliens, die Sikeler oder Sikuler, sich erhalten hätten. Von den Ureinwohnern, den Sicanern, die sich autochthonen Ursprungs, und den Elymiern, die sich trojanischer Herkunft rühmten, wissen wir wenig. Aber die Sikeler (dies ist die griechische Form) nennt schon Homer. Die Griechen, die mehr als ein Jahrhundert nach ihm hierher kamen, hielten Sicilien für ein vollkommneres Dreieck als es in der That ist, und an jeder seiner Spitzen dachten sie sich ein Vorgebirge; daher ward aus dem „Thrinakia" der Odyssee, welches Homer aus den Erzählungen der phönikischen Schiffer nur unvollständig kannte, später „Trinakria", zur Bezeichnung der Insel „mit den drei Vorgebirgen" [1]): „Drei Zungen streckt es ins Meer aus," singt noch Ovid (Met. XIII, 723). In der Topographie des Homer ist der unbekannte Westen der Sitz der gigantischen Lästrygonen, während an der Ostküste die schrecklichen Kyklopen hausen und die Herden des Helios weiden. Hier ist Thrinakia „des Gottes gesegnetes Eiland" (Odyssee XII, 261); aber auch wo um „die Felsenhöhn der Gebirge, rings in gewölbeten Grotten", die Kyklopen wohnen, die „nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht", könnte man die Insel „zum blühenden Lande" sich bald schaffen; denn so groß ist ihre Fruchtbarkeit, daß

„Ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,
Weizen sowohl und Gerst', als edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions' Regen ernährt ihn."
(Odyssee IX, 108—111.)

[1]) Freeman, Sicily, Phoenician, Greek and Roman, p. 16.

Mit dieser Vorstellung einer überquellend reichen Natur mischt sich dann immer wieder die von der Wildheit oder Barbarei der Bewohner, die den Ackerbau noch nicht kennen. Ueber die Sikeler weiß Homer nur zu sagen, daß sie von den Seeräubern (den Phönikern) Sclaven zu hohen Preisen kauften: einer der Freier räth, Telemachos' Gäste, den noch in Bettlergestalt wandelnden Odysseus und den Fremden Theoklymenos, ins „vielgeruderte Meerschiff" einzuwerfen und an die Sikeler zu senden, „wo gut wohl einer bezahlt wird" (XX, 383); und

„. . . auch die alte Sikelerin, welche des Greises (Odysseus' Vater)
Pflegte mit sorgsamer Treu'" (XXIV, 211).

war wohl eine von dort geraubte Sclavin.

Die Sikuler, altitalischen Ursprungs, und wiewohl in ihrer neuen Heimath von Griechen und Carthagern bezwungen, unterjocht und in ihrer nationalen Existenz scheinbar ausgelöscht, haben schließlich doch den Sieg über beide davon getragen, indem sie der Insel ihren Namen und ihre Sprache gegeben. Seit der römischen Eroberung kehrten sie zu der Gemeinschaft mit dem Mutterlande zurück, und wenngleich immer wieder durch wechselnde Geschicke von ihm losgerissen, so lange Italien selber nur ein Spielball ausländischer Interessen und fremder Mächte war, ist der ideale Zusammenhang doch nie mehr unterbrochen worden. Italien hat es nie vergessen, daß auf dieser Insel, am Musenhof unseres eigenen Friedrich, zum ersten Mal italienischer Gesang erscholl, und Dante bezeugt, daß noch zu seiner Zeit Alles, „was unsere Vorfahren im vulgären Idiom hervorgebracht, Sicilianisch genannt wird" [1]). Wir Deutsche haben es erfahren, welch' ein starkes nationales Band die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Literatur und Dichtung sind; und darin fand auch dieses Volk die Kraft des Widerstandes und der Selbsterhaltung, bis in unseren Tagen Sicilien als Theil der „Una Italia" seine politische Bestimmung glorreich erfüllt hat. Nach- oder nebeneinander im Besitz aller Culturmächte des Alterthums und des Mittelalters, des Orients und des Occidents, der Schauplatz ihrer Jahrhunderte langen Kämpfe, Niederlagen oder Triumphe, bietet Sicilien auch dem heutigen Beschauer in den erhaltenen Denkmalen griechisch-römischer, christlich-byzantinischer und arabisch-maurischer Kunst das außerordentlich mannigfaltige Bild einer Entwicklung, die sich zuletzt unter dem Einfluß der Normannen, in der national-sicilischen Kunst glänzend und einheitlich zusammenfaßt. Ebenso hat die Bevölkerung selber von all' den fremden Elementen in sich aufgenommen, und dieser Beimischung verdankt der sicilische Typus nicht wenig von dem, was ihn anziehend macht. Aber dennoch kann man nicht sagen, daß er der Typus eines Mischvolkes sei; vielmehr hat der ursprüngliche Charakter sich in all' seiner Eigenthümlichkeit behauptet und ist als solcher noch immer erkennbar. Hier nun zeigt sich auch eine merkwürdige Verwandtschaft und ein ebenso merkwürdiger Gegensatz im Vergleich mit Malta, welches, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Johanniter dieses Eiland aus den Händen Karl's V. empfingen, fast nur einen Annex von Sicilien gebildet und Jahrtausende lang unter denselben Einflüssen gestanden hat: von den Phönikern angefangen bis zum deutschen Kaiserthum,

[1]) Wegele, Dante Alighieri's Leben und Werke, S. 43.

den Anjous und den Spaniern, sind die Beherrscher Siciliens auch immer die Beherrscher Malta's gewesen. Aber obwohl Malta nicht viel später als Sicilien dem Römerreich einverleibt ward, haben die Malteser ihr semitisches Idiom bis auf den heutigen Tag bewahrt, wogegen die Herrschaft der Araber, die nicht minder lang in Sicilien als in Malta gedauert, der sicilischen Kunstentwicklung wohl einen fortwirkenden Impuls gegeben, im sicilischen Dialect aber nicht viel mehr als ein paar Worte zurückgelassen hat. Malta, das am morgenländischen Volksthum kaum jemals mehr denn einen vorübergehenden politischen Halt gehabt und durch Annahme des Christenthums auch den religiösen Zusammenhang mit ihm verloren hat, bildet heute ein völkergeschichtliches Unicum oder Fragment, während die Sicilier, hervorgegangen aus der Stammesbrüderschaft der Lateiner, mit diesen zur italienischen Nation geworden sind. Aber das alte, harte Metall bewährt sich auch noch in dieser Legirung; und wie wir in den geographischen Bezeichnungen noch hier und dort eine Spur des Sikulischen mitten unter den theils modernen, theils aus der Griechenzeit stammenden finden — z. B. den Namen des bei Terranova, dem alten Gela, mündenden und wegen seiner Kälte sogenannten Gelas (jetzt ganz lateinisch Gelu) — so hat sich neben dem Italienischen der eigenthümlich gefärbte sicilische Dialect mit seinen vielen vor-italienischen, unmittelbar an das Lateinische anklingenden Archaismen nicht nur erhalten, sondern lebt sogar in der volksthümlichen Literatur Siciliens als Schriftsprache fort.

Eine Stadt sikulischer Gründung, wiewohl sie rings von Griechenstädten umgeben war, ist auch Taormina, mit dem alten Namen Tauromenion. Auf steiler Anhöhe, dem alten Tauros gelegen, blickt es auf die Stätte herab, wo sich, am Fuße jenes Hügels, nicht weit vom heutigen Giardini, der Eisenbahnstation für Diejenigen, die nach Taormina hinauf wollen, und auf einem Vorsprung in die See, dem heutigen Cap Schiso, die Griechen zuerst in Sicilien ansiedelten. Jonier waren es, Männer von Chalkis und der Insel Naxos, nach welcher sie die neue Stadt nannten — 735 v. Chr. Geburt, achtzehn Jahre nach der Gründung Roms, und ein Jahr vor der von Syrakus. In eine solche Zeitenferne blicken wir hier, mit dem ewigen Felsen zur einen und dem ewigen Meer zur anderen Seite, die Strecke dazwischen mit blühenden Citronenhainen erfüllt und durchkreuzt von den Schienen der „Rete Sicula", der sicilischen Eisenbahn, deren Endpunkt Syrakus und deren Verwaltungssitz Rom ist.

Dionys, der Tyrann der Dorierstadt Syrakus, hat die Jonierstadt Naxos zerstört (403 v. Chr. Geburt), ihre Bewohner in die Sclaverei verkauft, ihren Boden den umwohnenden Sikelern gegeben; diese jedoch fielen bald von ihrem Schirmherrn ab, verbündeten sich mit den Carthagern und gründeten auf der Höhe des Tauros eine neue Stadt, Tauromenion, Taormina.

Von Giardini führt eine ganz vorzügliche Chaussee hinauf nach dem Felsennest, das in seiner isolirten Höhe völlig unbezwingbar scheint und in der That jedem Angriff mit bewaffneter Hand widerstanden hat. Hier spielte sich der Schlußact jener schaurigen Rebellion ab, welche „das gelobte Land der Plantagenwirthschaft" (Mommsen) Jahre lang in Furcht und Schrecken hielt und die

[1]) Freeman, S. 49.

Römer zwang, um das eroberte Sicilien ein zweites Mal mit den eigenen Sclaven zu ringen. Ihr „König" hatte Tauromenion durch Verrath genommen, durch Verrath verlor er es wieder an den römischen Consul, und in Blut wurde der Aufstand der verzweifelnden Horden erstickt, welche weder der Hunger noch die Kriegskunst ihrer Herren und Meister hatte bezwingen können. Jetzt fährt man die Straße, die sich in starker Steigung um den Berg windet, im Trab hinan; denn wie die Römer excelliren auch die modernen Italiener im Wegebau. Landschaftsbilder von außerordentlicher Schönheit rollen sich, eines immer abwechselnd mit dem anderen, vor dem Blick auf, bis man, oben angelangt, in ein Panorama hinausschaut, das, von dem schneebedeckten Haupte des Aetna, sich unermeßlich ausdehnt bis zu dem sommerlichen Blau des Meeres, und eine Fernsicht umfaßt, in der, bei der klaren Luft, jeder schimmernde Punkt noch so weit erkannt wird und rings um den Beschauer alle Lieblichkeit des Südens ausgebreitet ist. In Wahrheit ein Fels, und doch welche Fülle der Vegetation, die, wo nur der dürftigste Fleck Erde sich bietet, das uralte Gestein in ewig grünende Jugend hüllt. Selbst von dem Höfchen tief unter der Terrasse, die wir in einer sonst nicht eben gesegneten Wirthschaft inne hatten, wuchsen Citronen herauf — ein ganzer Citronengarten lag vor unseren Füßen, darüber hinweg man auf ein Stückchen Meer und zur Linken, unter dem mächtig ragenden Felsen, auf das griechische Theater sah. Der Himmel war leicht verschleiert, der Sonnenschein gedämpft, und der Wind, Berg- und Seeluft zugleich, wiewohl weich, dennoch kräftig und kühl. Welch' ein Paradies könnte dies sein — oder ist es vielmehr — wenn man von den armseligen Menschen absieht, die darin wohnen — als ob Alles nur für die Fremden sei! Dieser bittere Tropfen mischt sich in Alles fast, was wir hier genießen und — soll ich ehrlich sein — eben darum nur mit getheiltem Empfinden. Die Seele kommt selten über den Zwiespalt hinaus, der durch den Vergleich einer äußerst freigebigen Natur und einer glorreichen Geschichte mit den gegenwärtigen Zuständen des Volkes in ihr aufgeregt wird. Es mag unter einer erlauchten und wohlgesinnten Regierung besser werden; aber viel fehlt noch, daß die Spuren getilgt wären, welche die Mißwirthschaft so langer Zeitläufte diesem schönen Land und bis auf die Physiognomien seiner Bevölkerung eingeprägt hat. Nicht ganz fehlt es an freundlicher anmuthenden Erinnerungen, wenn ich des kleinen, höchst bescheidenen, aber durchaus sauberen Cafés gedenke, dessen stattliche Wirthin uns an jedem Morgen das Frühstück bereitete, das wir in unserem eigenen „Hôtel" einzunehmen nicht über uns vermochten, weil — doch wir wollen von der „Naumachia" nichts weiter sagen, als daß sie mit der Casa Politi von Syrakus in der weiblichen Linie verwandt ist — das Einzige, was ihr zur Empfehlung gereicht und in der That manchen Fremden verleiten mag, den unbehaglichen Aufenthalt zu wählen. Aber wenn wir gegenüber saßen bei der schmucken Wirthin, die das Beste gab, was sie hatte, dampfenden Kaffee mit Milch, Brot, Butter, Eier von besonders reinlichem Geschmack — und nicht solche von Hühnern, die, wie wir es vor unseren Augen geschehen sahen, mit . . . Knoblauch gefüttert wurden — wenn sie das Alles auf der Tischplatte vor uns ordnete, während der Mann wohlwollend lächelnd daneben stand, sein rundliches Baby, weiß gekleidet, auf dem Arm und ein

Sonnenstrahl von außen in den schattigen Raum sich stahl: dann sagten wir uns im Anblick dieser hübschen Familienscene, daß Glück und Zufriedenheit überall gedeihen können und daß sie nur von dem Maße abhängen, das man an die gegebenen Verhältnisse legt. In unseren Begriff eines geregelten Daseins fügt sich freilich nicht, was wir an diesen Stätten so großer und immer noch wie gegenwärtig wirkender Erinnerungen sehen: es ist hoch darüber erhaben, es sinkt tief darunter hinab und versetzt uns selber zuletzt in einen Zustand, in welchem uns das Außerordentliche fast zum Alltäglichen wird. Normannische Paläste mit dem feinsten Zierrath an den hohen Fenstern und Portalen sind jetzt finstere Höhlen, in denen die Armuth haust, wie der Palazzo Cornaja; oder sie stehen leer und verödet, wie der des Duca di San Stefano. Lebendige Zeugnisse der classischen Zeit stoßen auch hier zusammen mit den Traditionen und Reminiscenzen des frühesten Christenthums: das altersgraue Kirchlein San Pancrazio, das, mitten in den Feldern heute, vor der Porta di Messina liegt, war ein kleiner Tempel, in dem zuerst Pancratius, ein Abgesandter des Apostels Petrus aus Antiochien, die neue Lehre predigte. Von diesem Thor bis zum anderen Ende der Stadt, der Porta di Catania, führt eine einzige, lange Straße, der Corso Umberto, und wohin man hier blicken mag, wird man zierlicher Pilaster, fein gemeißelter Thüreinfassungen, stolzer Wappen und lateinischer Inschriften gewahr — Reste des Mittelalters und der Renaissance, die ganze Bergstadt umgürtet von einer alten Saracenenmauer und hoch am Gefels, auf dem schönsten Punkte, das berühmte Theater mit der unbegrenzten Aussicht über die weite See und die sonnige, von der Brandung umsäumte Uferlandschaft mit dem Dörfchen und Castell Mola hoch oben, in schwindelnder Höhe, dies Alles beherrscht vom Silber des Aetna, der den wahrhaft pompösen Abschluß und Hintergrund dieses ebenso großartigen als lieblichen, mannigfaltigen und in seiner Art einzigen Bildes darstellt.

Wer es, an einem Mainachmittage, von den Stufen des Theaters herab einmal gesehen hat, aus dessen Seele wird es nicht mehr verschwinden, und wenn das Theater an Alter sich nicht vergleichen kann mit dem von Syrakus, welches schon ein paar hundert Jahre stand, als das von Taormina erst gebaut ward, so gibt es uns dafür, in seinen Grundzügen und hauptsächlichen Bestandtheilen um so besser erhalten, die vollständige Construction der antiken Schaubühne. Der Bau, dessen mächtige Trümmer wir heute vor uns sehen, war der eines römischen Theaters; aber er ruht auf den Fundamenten eines griechischen, das, wie man annimmt, ungefähr aus der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. Geburt datirt, wo Timoleon seinen von Carthagern und den eigenen Tyrannen hart bedrängten Stammesbrüdern noch einmal die Freiheit erringen half und ein Abglanz dieser glücklichen Zwischenzeit auch auf Tauromenion fiel, dessen damaliger Beherrscher, Andromachos, sich mit dem edlen Corinther verbündet hatte. Auf diesen Grundmauern erhebt sich das Theater, dessen Ueberreste deutlich die griechische Form zeigen, aber nach der Weise der Römer erweitert und im Einzelnen vielfach umgestaltet. Große Schatten schweben über dem nackten Oval des Theaters von Syrakus; hier aber könnte man sich einbilden, daß wirkliches Volksgetümmel die Räume nochmals erfüllen, daß auf

der Scene die Schauspieler wieder erscheinen und aus den hohen Thorwölbungen das Schaugepränge der Festzüge hervorkommen werde. Noch stehen, am Eingang und in fast unverletzter Schönheit, die korinthischen Säulen, die das steinerne Gebälk tragen; noch steigt man, mit jenem Römerschritt, den man vom Colosseum her kennt, die Regia hinan, die Haupttreppe, die zu der obersten Präcinction oder dem dritten Rang führte, der Galerie für das Volk; durch diese Thür traten die Senatoren, die Magistratsbeamten und Vestalinnen in die erste Präcinction ein, wo die curulischen Sessel standen und die Sitze mit kostbaren Draperien bedeckt waren; jene Thür öffnet sich auf die zweite Präcinction, die der Geschlechter, der Patricier, von deren Namen sich zweie noch eingegraben in den Bruchstücken ihrer Sitze finden. Von einer so vorzüglichen Akustik ist dieses Gebäude, daß man heute noch, in seinem dilapidirten Zustand, auf den obersten Reihen jedes Wort verstehen kann, das weit unten auf dem Podium gesprochen wird. Noch sieht man hier das Viereck der beiden Altäre, in deren verhüllten Nischen die Götterbilder des Apoll und Bacchus standen. Noch durchwandelt man die Seitengemächer, in denen die Schauspieler den Soccus anlegten und die Masken vorbanden; noch aber auch kann man in unterirdische Corridore blicken, aus welchen die wilden Bestien auf die Arena stürzten zum grauenhaften Kampfe mit den Gladiatoren. Denn der Römer mußte dies blutige Schauspiel haben, vor dem der milder geartete, feiner gesittete Grieche zurückgeschaudert wäre. Dieser bedeckte Gang, aus dessen dunklen Tiefen es noch immer eisig heraufweht, spricht mehr als alles Andere für die Wandlung, welche das Theater von Taormina durchgemacht, da dem feierlichen Reigen der tragischen, den heiteren Tänzen der komischen Muse das Ringen mit den Thieren der afrikanischen Syrthe folgte und statt des Evoë der Thyrsusschwinger und Bacchanten das Gebrüll der libyschen Löwen, der katzenartigen Leoparden und der Todesschrei des sterbenden Fechters hier gehört und beklatscht ward. Verstummt ist das Eine wie das Andere; doch derselbe Himmel wölbt sich noch strahlend über den öden Sitzreihen, und wenn man die höchsten erklommen hat, wo man über dem letzten Mauerrand ins offene Land hinaustritt, zwischen dem dort verstreuten Gestein wächst und grünt noch immer der Akanthusstrauch, dessen breit ausgezacktes, kelchartig gestaltetes, wie sehnsüchtig empor gehobenes Blatt der griechische Künstler einst im Capitäl der korinthischen Säule nachgebildet hat.

Ungefähr eine Stunde von Giardini, dreiviertel des Weges nach Catania, liegt in einer wundervollen Landschaft, am Abhange des Aetna, dicht über dem Meere, Aci Reale. Hier gedachten wir eine Weile zu rasten. Mich verlangte, das Leben in der Provinz kennen zu lernen, und dafür hatte man uns die Stadt gerühmt, welche, wiewohl auf classischem Grund gelegen und von classischen Erinnerungen umgeben, doch ganz modern ist. Aci Reale zählt an die vierzigtausend Einwohner, bildet den belebten Mittelpunkt einer besonders gesegneten Gegend und hat durch ein neuerdings sehr in Aufnahme gekommenes Mineralbad den Impuls zu weiterem Fortschritt empfangen. Alles hier macht den Eindruck der größeren Regsamkeit und der Intelligenz. Die Saison hatte noch nicht begonnen,

aber das große, für die Badegäste bestimmte Hôtel war schon in vollem Betrieb, und wir fanden darin ein vortreffliches Unterkommen. Eigenthum des Barons von Floristella, der sich überhaupt um diese neuen Anlagen, Bad und Park, höchst verdient gemacht, hat das Hôtel, wiewohl jüngsten Datums, dennoch viel von der Pracht und Geräumigkeit der altitalienischen Paläste, nach deren Muster es erbaut ist. Daß es außerdem in jedem anderen Betracht musterhaft geführt wird, verdankt man einem gleichfalls vornehmen Herrn, einem Cavaliere, der sein Director ist, und wie denn Alles im Stile war, so hieß auch unsere würdige Dienerin Donna Carmela. Uns hatte, wie schon angedeutet, nur die zufällig hingeworfene Bemerkung einer Reisebekanntschaft auf Aci Reale gebracht, das im Allgemeinen mehr von Italienern als von Fremden besucht wird. Aber Vieles, um nicht zu sagen das Meiste, hängt im Leben und auf Reisen vom Zufall ab, und das Geringfügigste kann den Eindruck beeinträchtigen, der unter anderen Umständen ein reinerer gewesen sein würde. Denn wir sind nicht ganz Herren unserer selbst: über das Kleinliche, das in uns ist, haben wir keine Gewalt. Aus diesem Grunde, wenn aus keinem anderen, ist ein Hôtel, das nicht allzu weit unter den Ansprüchen zurückbleibt, an die man gewöhnt ist, für den Reisenden eine von jenen Bedingungen des ungetrübten Genusses, die man sicher nicht überschätzen wird, aber auch nicht unterschätzen darf. Hier fanden wir, was wir gesucht, vor Allem Ruhe, die wir, nach einer Reihe sehr bewegter Tage, von Herzen ersehnt hatten. Die Fülle des Südens war um uns, und wir hatten endlich wieder, dem Fremdenstrom entronnen, der zumal in Taormina ganz unerträglich geworden, das Gefühl, uns selbst und allein anzugehören, wie etwa in Berlin, wenn es Sommer ist. Jetzt nahm ich meine Bücher wieder vor — von denjenigen, die ich lese, weil ich sie liebe, nicht weil ich sie lesen muß — und ordnete sie behaglich auf meinem Schreibtisch. Unter einem Seitenbalkon stand ein weiß blühender Orangen- und ein mit goldgelben Früchten beladener Citronenbaum, darunter, auf spärlichem Rasen, eine Ziege weidend, und über dieses Idyll hin sah ich, von meinem Buch aufblickend, den Aetna, seine Spitze zuweilen von Gewölk umhüllt, aber seine mächtigen Flanken in grandioser Linie sichtbar und immer mit Schnee bedeckt. Der große Balkon, an der Hauptfront mit hohen, grünen Läden gegen die Morgensonne geschlossen, ging auf das Meer, dessen Glanz selbst durch das grünliche Dunkel herauf schimmerte, und zwischen beiden, dem Hôtel und dem Meer, auf dem steilen Ufer über demselben, liegt der Park, der uns zu jeder Zeit offen stand. Lange Stunden haben wir hier verträumt, um die warme Mittagszeit, unter den schönsten Rosen sitzend, oder umherwandelnd zwischen den herb duftenden Buchsbaumhecken oder den Hügelpfaden folgend, die dicht von Eucalyptus und Coniferen beschattet sind. Und soll ich es gestehen, daß mitten in dieser, von allem Arom erfüllten Luft mir der Geruch des Schwefelwassers nicht einmal unangenehm war? Er entrückte mich weit weg von hier, in die Heimath, in das kleine Bad Nenndorf, das Paradies meiner Kindheit und Jugend, mit dessen Wundern in meiner Erinnerung der Schwefelgeruch untrennbar verbunden ist. Im Baumdunkel, das die Sonne selbst am Mittag nicht durchbrach, unter einem Tempelchen mit bunten Scheiben, lag der Brunnen, in diesem magischen Zwielicht doppelt geheimnißvoll für die

Knabenphantasie. Hier sprudeln die heißen Quellen unter der Lava des Aetna hervor, an einem Orte, der oberhalb Aci Reale's, bei San Filippo gelegen, Il Pozzo di Santa Venera heißt, nach der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Venera, derselben, der wir bereits einmal in einer der Latomien von Syrakus begegnet sind. Schon den Römern waren diese Thermen bekannt; Reste der Bäderanlagen, die sie hier errichtet, sind noch vorhanden, und Mosaiken, Statuen, Vasen, Münzen vielfach in der Nähe gefunden worden. Gegenwärtig wird das Wasser in Röhren nach dem schönen Badehaus geleitet, das, im heitersten Renaissancestil gehalten, von Rosen gleichsam bekränzt und umschlungen, die Perspective des Parkes mit seiner schimmernden Säulenhalle schließt und an dessen Stirnballen man die Worte liest: „Terme di Santa Venera". Marmorbilder leuchten aus dem tiefen Grün, von der Terrasse herab blickt man auf das jonische Meer, und darüber spannt sich dieser lichte sicilianische Himmel, der — wenn man den Berichten glauben darf — Nebel und Schnee nicht kennt, außer dem am Aetnagipfel, nur an dreißig Tagen im Jahre Regen herabsendet und sonst immer diesem glücklichen Erdenfleck in ungetrübter Helle scheint. Um die Wahrheit zu sagen, hatten wir einen oder zwei dieser dies nefasti während unseres Aufenthaltes in Aci Reale — Regengüsse von solcher Heftigkeit und Masse des niederstürzenden Wassers und so durchdringender Nässe, wie wir wiederum im Norden sie nicht kennen; aber plötzlich, wie dieses wolkenbruchartige Wetter gekommen, ist es nach kurzer Zeit wieder verschwunden, und in der nächsten Viertelstunde hat die Sonne seine letzte Spur verwischt. Eine reinere, balsamischere Luft kann man nicht athmen als diese, die, von den weiten und unbewohnten Flächen des Aetna herabwehend, mit der des Meeres sich mischt und immer erfüllt ist von dem Geruche des Grüns und der Blumen. Die Temperatur, mitten im Mai, hier an der Küste Siciliens, um die Mittagsstunde, bei Sonnenschein und völlig wolkenlosem Himmel, war doch so frisch und kühl, daß bei den Promenaden im Park mir der Ueberzieher keinen Augenblick zu viel wurde. Wahrlich ein ideales Klima für den Leidenden, um Genesung zu hoffen, für den Gesunden, um seiner Tage froh zu werden — ein Ort, um nach der Arbeit des Lebens auszuruhen und den Rest zu genießen im Anschauen dieser lieblichen und erhabenen Natur, im Umgang mit den erlauchten Geistern der Vergangenheit — wenn nur nicht immer wieder, auch hier, das Menschliche zum Vorschein käme mit Allem, was zumal in Sicilien an ihm haftet.

Unser ländlicher Ruhesitz lag etwa zehn Minuten weit vor der Stadt, zu welcher man auf einer trefflich gehaltenen und von früh bis spät sehr belebten Chaussee gelangte. Bettler lauerten, unter dem Opuntiengesträuch, auf beiden Seiten derselben, immer bereit, über uns her zu stürzen, sobald wir uns nur blicken ließen. Man gewöhnt sich zuletzt auch daran, ohne dergleichen allzu tragisch zu nehmen. Betteln ist hier ein Geschäft wie jedes andere; zuweilen auch nur eine Nebenbeschäftigung und für die Kinder sogar ein Spiel. Aci Reale selbst macht den Eindruck einer ungewöhnlich sauberen und wohlhabenden Land- oder Provinzialstadt; sie liegt eingebettet in Frucht-, namentlich Citronengärten, ist ganz mit breiten Lavaquadern gepflastert, hat schöne, geräumige Straßen mit fast ausnahmslos stattlichen Häusern darin, offene Plätze mit den Regierungsgebäuden

und den Kirchen, und überall, selbst in den engeren Seitengäßchen, weht eine köstliche Luft, gewürzt von den Massen rings gelagerten Grüns, von der See, vom Gebirge. Man sollte meinen, ein blühenderes Gemeinwesen sei nirgends zu finden; und in der That scheint es hier den besser Situirten an nichts zu fehlen, wie denn Aci Reale für seine Schulen und einen gewissen höheren Bildungsgrad wohl bekannt ist. Auch literarischer Ruhm ist der Stadt eigen, und Büsten und Inschriften bezeugen, wie sehr sie ihn zu schätzen weiß. Aber das intellectuell so hoch entwickelte Leben dieses wunderbar reich begabten Volkes verbirgt doch nur und heilt nicht die socialen Schäden, an denen es leidet. Den künstlerischen und dichterischen Impulsen, die man noch in den untersten Schichten mit Staunen bemerkt, fehlt das Gegengewicht der vernünftigen Erziehung, die nur der Staat zu geben vermag. Die gegenwärtige nationale Regierung hat sicher den besten Willen und vielleicht auch schon manchen Fortschritt zu verzeichnen, wenn nicht unmittelbar auf dem Gebiete der Schule, so doch durch das Heerwesen und in Folge der allgemeinen Dienstpflicht. Aber was wir immer noch sehen, ist doch in der Hauptsache das traurige Vermächtniß der Jahrhunderte, während welcher von einer Fremdherrschaft dieses unglückliche Volk materiell ausgesogen, politisch geknechtet, moralisch erniedrigt wurde. Seine guten und seine bösen Instincte wucherten wie die wilden Blumen und die Giftpflanzen, und die Schätze seiner Einbildungskraft waren die einzigen, die der Despot ihm nicht raubte. Die bemittelten Classen, mit der übrigen Welt im beständigen Contact, haben auch an ihrer Bildung Theil nehmen können: aus ihren Reihen sind die Patrioten, die Helden, die Märtyrer und endlichen Befreier Siciliens hervorgegangen, ebenso wie mehrere der bedeutendsten Staatsmänner des heutigen Italiens. Das Leben dieser Stände hat sich, auch in Sicilien, wohl immer in denselben hergebrachten Formen bewegt. Aber eben darum ist der Abstand so schroff, der sie vom niederen Volk — ich will nicht sagen trennt, denn im Gegentheil sucht man es auf jede Weise zu heben, wohl aber äußerlich unterscheidet. Wir können hier allerdings nur mit unseren Begriffen, als denen von Fremden rechnen. Aber selbst das, was uns vor Allem am sicilianischen und wohl auch an dem unter ähnlichen Bedingungen stehenden süditalienischen Volksleben fesselt: sein bunter, phantastischer Schmuck und Aufputz — diese letzten und immer noch bewundernswerthen Aeußerungen einer glücklichen Natur und eines unzerstörbaren Sinnes für Schönheit — kann uns nicht darüber täuschen, daß sich lange darunter die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung verborgen hat, und immer noch ein unsagbarer Grad von Armuth und Verwahrlosung verbirgt. Wir vermögen es nicht in Abrede zu stellen, daß die Masse der Bevölkerung, derjenige Theil derselben, den man beständiger vor Augen hat, auch hier, in dieser gesegneten Gegend und anmuthigen Stadt, buchstäblich in Lumpen gehüllt und kaum Einer ist, Mann oder Weib, jung oder alt, der nicht die Spur irgend eines Gebrestes im Gesicht, an Stirn, Nase, Mund oder Kinn trüge. Der Sicilianer, freundlicher an sich geartet als der Süditaliener, ist uns auch von vornherein sympathischer als jener, wenn er gleich in seiner äußeren Erscheinung gar nichts vor ihm voraus hat. Von irgend welcher Schönheit dieser Menschen, wenigstens in den unteren Classen, zu reden, überlassen wir

den Localpatrioten und den Novellisten. In Wahrheit gehört selbst ein hübsches Kind zu den Seltenheiten. Am ehesten noch begegnet man einem jungen Burschen, den man mit einigem Wohlgefallen betrachten mag, wogegen die Mädchen, für meinen Geschmack, gleichen Reizes entbehren, die Frauen frühzeitig altern und die Greisinnen zuweilen ein hexenhaftes Aussehen haben. Sie besitzen auch weder in ihren Bewegungen die Feinheit noch in ihrem Verkehr unter einander den Humor der Nord- und Mittelitaliener; mehr als einmal hab' ich solche Weiber wie die Furien, mit Flüchen und Schimpfreden über einander herstürzen, sich balgen und die langen Haare zerraufen sehen, ein Anblick, der den rasch umher sich Versammelnden eher Spaß zu machen als widerlich zu sein schien. Das Pathos in gewissem Sinn und die Leidenschaft beherrschen sie ganz und gar. Heftig sind ihre Gesten beim Gespräch, noch heftiger und durchdringender ihre Stimmen als wir sie schon in Italien hinlänglich gewohnt sind. Wenn man einen ausrufenden Straßenverkäufer hinter sich und einen zweiten vor sich hat, so glaubt man zuerst taub davon werden zu müssen. Aber sie meinen es nicht so böse, diese Leute, die vielmehr nur auf ihren Handel bedacht sind und ihn in den primitivsten Formen betreiben. Der Verkäufer mit Pfundstück und Wage, mit Elle und Schere karrt seinen Kram, Waaren und Zeuge von Haus zu Haus, Ziegenfelle werden umher getragen — „das zottige Fell der großen gemästeten Ziege", wie Homer es in der Odyssee schildert — Fische feilgeboten, an einem Bindfaden aufgereiht, und Würste, wie eine Kette rings um den Hals des Mannes geschlungen, wobei Jeder schreit, nicht nur als ob er den Anderen überbieten wolle (was thatsächlich kaum möglich wäre), sondern allenfalls so wie bei uns, wenn es brennt. Man denke sich diesen Lärm, welcher anhebt, wenn es Tag wird, und mit dem Abend noch nicht aufhört. Denn in der Nacht beginnt der Gesang, auch dieser so stark, vehement und aus Leibeskräften, daß man meint, er werde nicht die Lebenden allein aus ihrem Schlummer wecken. Selbst die Karren und Wagen dröhnen härter auf diesem steinernen Boden, und das Merkwürdigste von Allem ist, wenn die Esel sich vernehmen lassen. Der Esel macht im Süden eine ganz andere Figur; er ist größer, ansehnlicher, er macht sich nützlicher in der Haus- und Landwirthschaft und ist darum auch bei Weitem geachteter als in unseren Himmelsstrichen. Aber auch sein Organ hat sich in gleichem Maße vervollkommnet, und wenn er nun ausholt, so sind es Töne des Jammers und der Klage, wie man sie noch nie gehört, so furchtbar und erschütternd, als ob der Welt ganzes Weh auf seinen Schultern laste, und dann mit einem so hoffnungslosen Gewimmer plötzlich und mitten in einer Cadenz abbrechend, als ob er es aufgebe — als ob es selbst für einen Esel zu viel sei.

Die Fenster in den oberen Stockwerken der Häuser, die von den wohlhabenderen Classen bewohnt werden, sind fast immer geschlossen; aber in den unteren Räumen, die zu Läden und Werkstätten dienen, wird Alles bei stets weit offenen Thüren getrieben und verhandelt. Denn die Läden und Werkstätten haben hier, wie so ziemlich in allen anderen kleineren italienischen Ortschaften, überhaupt keine Fenster, sondern empfangen Licht und Luft einzig durch die stets offene Thür von der Straße her. Auf der Straße denn auch hocken die Schneider und die Schuster, zu Vieren und zu Fünfen lustig darauf los nähend und hämmernd;

der Schreiner hobelt und sägt, der Weber spult und hechelt, der Klempner und der Korbflechter verrichten ihr Tagewerk halb oder ganz auf der Straße; das Feuer der Schmiede leuchtet in die Straße hinein, und die Funken vom Ambos sprühen umher; im Anblick der Straße wird rasirt und frisirt, und auf der Straße sitzen alle Müßiggänger der Stadt vor ihren, übrigens ziemlich dürftigen Kaffeehäusern. Sogar die Nächte werden hier vielfach im Freien zugebracht, wenn die wärmere Jahreszeit gekommen ist. „Es fehlt uns Alles, nur die gute Luft haben wir," sagte mir mein Barbier, der aus Aci Reale gebürtig, von aufgeweckter Sinnesart und sogar in den alten Autoren belesen ist. Denn er hat die lateinische Schule seiner Vaterstadt bis zu den oberen Classen durchgemacht und überraschte mich eines Morgens, als er den Properz vor mir aufgeschlagen sah, mit einem classischen Citat, das sich auf des Polyphem unerwiderte Liebe zu der schönen Galatea bezog.

Wenn dieser kritische Kopf vielleicht damit andeuten wollte, daß er allenfalls auch den mythologischen Ruhm seiner Heimath gelten lasse, so besitzt in der That Aci Reale doch noch Manches außerdem, was den Aufenthalt in der Stadt angenehm macht, und nichts vor Allem gereicht ihr mehr zum Schmuck, als ihr Belvedere, der „giardino pubblico", der durch den Umfang und die Großartigkeit seiner Anlagen wahrhaft überraschen muß. Wenige selbst von den größeren Städten Deutschlands könnten sich in dieser Hinsicht auch nur mit den mittleren oder kleinen italienischen messen, und vorzüglich ist Sicilien das Land der auserwählt schönen Gärten, Schöpfungen einer Gartenkunst, die mit dieser verschwenderisch reichen und jedem Sinne schmeichelnden Natur selber zu wetteifern scheint. Einen anderen Genuß freilich erwarte man nicht in ihnen: vergebens würde der deutsche Besucher sich nach einer jener Erfrischungsstätten umsehen, die, nach seiner Gewohnheit, nicht fehlen dürfen, wo man sich im Freien vergnügen soll. Der Italiener vermißt sie nicht: er ist von einer feineren, bedürfnißloseren Art und hat den Enthusiasmus des Kindes, das sich an den Dingen freut, ohne jeden Nebengedanken. Einen anderen, sinnigeren Schmuck dagegen wird man vielfach in diesen Gärten der sicilianischen Städte finden: wie wir es schon erwähnt bei dem flüchtigen Besuch der Villa Bellini zu Catania, so sind auch hier, im Belvedere von Aci Reale, die Büsten der Männer aufgestellt, die sich in irgend einem Sinne um die Heimath verdient gemacht oder den Glanz ihres Namens erhöht haben — Künstler, Dichter, Gelehrte, Geistliche, Beamte, Politiker. Wohl wahr, daß der Ruhm der Meisten von ihnen über den engeren Bezirk nicht hinausgedrungen ist; aber gibt es etwas Rührenderes, als diesen Localpatriotismus, der das unterdrückte Vaterlandsgefühl so lange ersetzen mußte, der es aber auch mit einer verborgenen, glühenden Liebe genährt hat bis zu dem Tag der Befreiung, an welchem es siegreich, und jeden Widerstand vor sich niederwerfend, in seiner ganzen Stärke hervorbrach? Darum mag auch der Fremde mit Theilnahme diese Marmorbilder betrachten in den immergrünen Hallen, wo der lebendige Lorbeer ihre Stirnen berührt und manch ein Alter, stolz, solche Mitbürger noch gekannt zu haben, die heranwachsenden Geschlechter froh sich unter ihren Schatten tummeln sieht. Das Einzige, was dieses genügsame Völkchen dann vielleicht noch verlangt, ist etwas Musik, und die wird dem Publicum

denn auch im Belvedere von Aci Reale wöchentlich mehrmals geboten. An solchen Tagen pflegt eine vollständige Völkerwanderung stattzufinden nach dem sonst so stillen Park, der am äußersten Ende der Stadt gelegen ist. Ihrer ganzen Länge nach durchschreitet man die breite luftige Hauptstraße, die sich an zwei Stellen in ziemlicher Entfernung von einander zu freien Plätzen erweitert und am Ende wiederum ein ländliches Aussehen annimmt, mit einer Allee von Platanen und einem alten Kirchlein auf mäßiger Anhöhe. Hier, unter dem Dache der Heiligen, fanden wir vor einem jener plötzlichen Gewitterregen und Wolkenbrüche Schutz, der uns mitten auf dem Weg überfiel. Während die Wassermassen über den altersgrauen, niederen Bau herniederprasselten, hörten wir dem eintönigen Gesange der Kinder zu, welche beim Sonntags-Nachmittagsgottesdienst dem vorbetenden Priester respondirten; und in dem gänzlich schmucklosen Raume ward es allmälig so dunkel, daß die röthlich schwehlenden Wachskerzen fast das einzige Licht darin verbreiteten. Aber nicht eine halbe Stunde später, und das Gewölk riß auseinander, strahlend brach die Sonne durch, und über dem Meere, von einem Ende desselben bis zum andern, wölbte sich ein dreifacher Regenbogen von solch intensiver Pracht der Farben, daß ich etwas Aehnliches gesehen zu haben mich nicht erinnere. Die Temperatur blieb kühl — kühler als sie selbst bei uns im Mai zu sein pflegt; aber zuversichtlich gleich allen Anderen traten wir durch die zierliche Pforte mit vergoldeten Eisenstäben in das Belvedere, dessen Pfade schon getrocknet waren, als an den Gebüschen und Bäumen noch die tausend Regentropfen im Glanze der mit den Wolken kämpfenden Sonne sprühten.

Schöner freilich ist der Park, wenn auf die sicilianische Landschaft auch ein sicilianischer Himmel herabschaut, makellos in seiner unvergleichlichen Bläue, gebadet in Licht und Wärme. Dann, von einer vergitterten Anhöhe, wie von einem Balcon, hoch über dem Meere, blickt man weit hinaus, nach dem calabrischen Gestade gegenüber, in purpurnem Duft, und den sicilischen Bergen, die mit reicher Uferlandschaft den Horizont zur Linken schließen. Der Park ist angelegt auf prähistorischem Lavaboden, dessen mannigfache Hügel und Schluchten jetzt der üppigste Baum- und Pflanzenwuchs bedeckt. Palmen und Rosen und blühendes Gesträuch jeder Art und alle Herrlichkeiten der südlichen Vegetation vereinigen sich hier, sanft auf- und absteigende Pfade führen hindurch, und schattige Bosquets laden zum Verweilen ein. Wenn gegen sechs Uhr Nachmittags die Regimentsmusik zu spielen beginnt, dann versammelt sich ein ziemlich zahlreiches Publicum, in welchem übrigens merkwürdiger Weise die Damen gänzlich zu fehlen scheinen. Die Herren aus der Stadt dagegen geben sich um diese Stunde hier ein Rendezvous: die weite Rotunde rings um den Musikpavillon ist ganz von Herren besetzt, während die Männer und Frauen der mittleren oder niederen Classen außen umher stehen oder luftwandeln. In Gruppen von fünfen oder sechsen kommen die Geistlichen in schwarzen Gewändern und breiten Hüten; unter einem Jasmingebüsch, in voller Sonne, das abendlich erglänzende Meer vor sich, sitzen baarhäuptig zwei weißgekleidete Dominikaner, und eines nach dem andern marschieren ganze Bataillone von Schülern herein, immer paarweis nebeneinander, alle höchst sauber, in militärischem Habit, wie bei uns die kleinen Cadetten, und jede Schar von einem Priester geführt, wie von einem Officier. Man fragt sich, wenn

man in diesen sicilischen Städten, ebenso wie in denen des südlichen Italiens, die auffallende Menge von Schwarzröcken sieht, womit sie sich beschäftigen. Thatsächlich widmet ein großer Theil derselben sich der Jugenderziehung, allerdings meist nur der besseren Stände, wogegen der Volksunterricht in neuerer Zeit eher zurückgegangen als vorgeschritten ist. Denn die Volksschule will die Regierung aus politischen Gründen der Geistlichkeit nicht anvertrauen, und um eine genügende Zahl staatlich approbirter Lehrer zur Verfügung zu stellen, fehlen ihr die Mittel. Dem Fremden würde nicht wohl anstehen, über Dinge dieser Art sein Urtheil abzugeben; er muß sich darauf beschränken, zu referiren, was er sieht und hört. Jede gute Familie hier hält sich ihren Hausgeistlichen, und nicht wenige gibt es, die deren drei bis vier unterhalten. Als ich einmal die Rede darauf brachte, sagte mein Barbier — und man wird mir verzeihen, daß ich seine Worte genau so wiedergebe, wie er sie sprach: „Ein Priester im Haus ist wie ein Schwein im Haus, das man zu Allem gebrauchen kann und von dem man nichts fortwirft." Er meinte damit durchaus nichts Arges, sondern wollte nur sagen, daß ein solcher Geistlicher der Erzieher der Kinder und der Berather der Erwachsenen in allen Angelegenheiten, weltlichen und religiösen, daß man sich auf ihn verlassen und ihm vertrauen könne, daß er zugleich der gute Freund und treue Diener seiner Herrschaft, mit einem Worte: daß er ihr Factotum sei. — Tadele man darum meinen bescheidenen Freund nicht. Ein ganz anderer Mann als er, einer, der, als er noch lebte, sich des höchsten Ansehens bei seinen Mitbürgern erfreute, und nun, nach seinem Tode eine der Glorien Aci Reale's ist, hat vor fast sechzig Jahren schon von dem Clerus seiner Vaterstadt gesagt: „Er ist unterrichtet, in guten Verhältnissen, höchst religiös, streng, sogar exemplarisch — aber zu zahlreich." Und er fügt hinzu, daß auf die zwanzigtausend Einwohner, die damals Aci Reale zählte, zweitausend Cleriker kamen.

Diese Zeilen sind einem Büchlein entnommen, das mir sehr lieb und sehr nützlich geworden ist: den „Notizie storiche della città d'Aci Reale" von Lionardo Vigo (Palermo, 1836). Keine der Büsten im Belvederepark hat mich dermaßen angezogen, wie die seine. Jedesmal, wenn ich den schönen Garten betrat, bin ich, gleich rechts vom Eingang, unter dem schirmartig herabwallenden Gezweig einer mächtigen Hängeweide stehen geblieben vor diesem leicht gesenkten Haupt mit der nachdenklichen, breiten Stirne, diesem behäbigen Antlitz, in dem sich so viel Seelengüte, so viel Wohlwollen und so viel Zufriedenheit ausdrücken. Auch ist dies Denkmal, welches die Stadt, neben so manchem andern, dem verdientesten ihrer Söhne gewidmet, in Aci Reale nicht sein einziges: ein zweites, aus Bronce, vom Vaterland ihm errichtet, erhebt sich auf dem Platze, der nach ihm „Piazza Lionardo Vigo" heißt, und eine Marmortafel bezeichnet das Haus, in dem er sein gesegnetes hohes Alter von achtzig Jahren (er starb 1879) erreicht hat. Es ist ein echtes Patricierhaus, in freier Lage vor der Stadt, an der Straße, die nach Sta. Venera führt, mit dem Ausblick auf die weite Landschaft des Aetna, dieses „schwarzen, schweigenden, gefahrdrohenden Berges, den er mehr geliebt hat, als sich selbst", und schöner besungen, als irgend ein anderer der heimischen Poeten. Von ursprünglich genuesischer Herkunft, aus einem alten und edlen Geschlecht, welches große Vasallenthümer in

Ligurien und der Romagna besaß, ist der Marchese Lionardo Vigo hier, in Aci Reale, 1799 geboren worden und einer seiner jüngeren Vettern ist gegenwärtig noch römischer Senator. Ein Jahrhundert schon und länger sind die Vigo's seßhaft in dieser Stadt, deren Geschichtschreiber und Alterthumsforscher Lionardo war, bevor er der Dichter ganz Siciliens ward: „storico, poeta, filologo" wird er in der Inschrift jener Gedenktafel genannt, und auf all' diesen Gebieten war er einzig thätig, den Erdenfleck, dessen Mittelpunkt der Aetna bildet, zu verherrlichen. Aber wie von dem höchsten Punkte dieses Vulcans er einen Blick wirft auf die rings um ihn ausgebreitete Heimathinsel, so haben seine „Lirica", hat ihn sein nationales Epos „Il Ruggiero", das den normannischen Eroberer, den „großen Grafen" besingt, in Sicilien populär gemacht. So charakteristisch spiegelt sich die sicilianische Welt in seinen Gesängen, daß man aus ihnen, nicht lange nach seinem Tod, eine Blüthenlese: „Sicilien in den Liedern Lionardo Vigo's" (La Sicilia nei canti di Lionardo Vigo, di Michele Cali, 1881) zusammengestellt hat. Sein krönendes Lebenswerk aber, das ihm auch in den akademischen Kreisen des Auslandes die höchsten Ehren eingetragen hat, sind die beiden grundlegenden Sammlungen sicilianischer Volkslieder, der „Canti popolari siciliani raccolti ed illustrati" (Catania, 1857) und, in neuer sehr vermehrter Ausgabe, der „Raccolta amplissima di canti popolari siciliani" (das. 1874)[1]).

Daß an, oder nicht weit, von der Stelle, wo heute Aci Reale liegt, eine verschwundene Griechenstadt Xiphonia zu suchen sei, wie Vigo nachzuweisen sich bemüht, möchten wir nicht annehmen. Der neueste Historiograph Siciliens, Edward A. Freeman, leider jüngst (1892) gestorben, bevor er sein großes Werk vollendet, macht es mehr als wahrscheinlich, daß hier eine Verwechslung mit dem Vorgebirge Xiphonia, heut Capo di Sta. Croce vorliegt, woselbst, unfern Syrakus, die Stadt Megara von den Doriern gegründet ward[2]). Auch Naxos, in so geringer Entfernung von Aci Reale, ist untergegangen; aber Mauerreste sind doch noch in den Feldern bei Giardini zu sehen. Alles dagegen, was sich von Alterthümern in der unmittelbaren Umgegend von Aci Reale gefunden hat, ist nur auf die Römerzeit zurückzuführen. Der Namen Acium, als Bezeichnung einer Stadt, begegnet sicher beglaubigt, zuerst in dem Itinerarium des Kaisers Antonius Pius, der im Jahr 150 n. Chr. Geb. eine Reise durch Sicilien machte: Per Tauromenium Naxo m. p. XV, Acio m. p. XIX, Catina (das gegenwärtige Catania) m. p. IX.[3]) Diese Wegangaben treffen heut noch zu. Der früheren Zeit ist Acis nur als Flußname bekannt gewesen; auch Silius Italicus, wo er (de bello punico, XIV) von den mit den Römern verbündeten Gebieten Siciliens spricht, führt den Acis an, „der durch die Aetnäischen Lande zum Meere strebt, und mit sanfter Woge die holde Nereide badet." In der That scheint die Acissage, so wie wir sie jetzt kennen, erst von den römischen Dichtern aus-

[1]) La mente di Lionardo Vigo von Domenico Ciàmpoli (Aci Reale 1889). Das Beste dieser Gedenkrede sind die im Anhang hinzugefügten biographischen Notizen von einem Enkel Lionardo Vigo's. — Kürzer, aber inhaltreicher ist ein kleiner Aufsatz: „Un poeta dell' Etna" von Ottavio Grassi Badalà in der Zeitschrift „L'albo dell giovinezza" (Bergamo, 30. Gennaio 1893).

[2]) Freeman, Sicily p. 33, 47, 48.

[3]) Vigo, p. 11.

gebildet oder überliefert worden zu sein. In Theokrit's Idyll „Der Kyklop" tritt dieser, „unseres Landes alter Genoß, Polyphemos" nur als unglücklich Liebender auf, „der für Galateia glühete"; und auch Properz noch läßt es dabei bewenden, daß die Tochter des Nereus bei Polyphem's Gesang die „triefenden Rosse" zum Aetna lenkt (Elegiae, IV, 1, v. 45). Erst im Ovid, der übrigens die Liebesklage des Kyklopen (Metamorph., XIII, 786 ff.) fast wörtlich aus Theokrit übersetzt, wird der ganze Hergang erzählt: wie Polyphem mit einem Steinwurf den begünstigteren Nebenbuhler Acis tödtet und dieser darauf, in einen Fluß verwandelt, mit der geliebten Nymphe sich für immer verbindet —

„— Auch so noch war, gewandelt zum Strome,
Acis, und ständig verblieb bei dem Fluß der vormalige Name."
(Ib. 895.)

Und also bis zum heutigen Tage: noch immer geht das Flüßchen Aci, mit seinen beiden Armen, le acque Grandi und la Reitana, bei dem Capo di Molino ins Meer: Wasserläufe, welche kühl und klar, in reichlicher Fülle, vom Aetna herabkommen. Ihre Mündung, ungefähr eine Stunde von Aci Reale, bezeichnet die Stelle, wo mit der Sage vom jüngeren die vom älteren Polyphem sich gleichsam berührt: die kyklopischen Felsen, vom Volke faraglioni genannt, wie ähnliche Felsbildungen bei Capri heißen, und den Hafen des Odysseus —

„Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Wasser,
Quellend aus Felsengeklüft; und umher sind grünende Pappeln."
(Od. IX, 140.)

Der Tag war kühl und sonnig, der Aetna mit großen silbernen Wolken bedeckt, als wir dahinausfuhren. Die Landstraße, wiewohl reizlos an sich, höchst staubig und schnurgerade, verleugnet dennoch nicht den südlichen Charakter: Citronenhaine, das ganze Jahr blühend und Früchte tragend, sind auf beiden Seiten, abwechselnd mit Weingeländen, die bis hinunter ans Meer reichen. Es ist die Straße, die nach Catania führt, und hier, etwa halbwegs, erblickt man bald, in einer Meeresbucht, nicht weit vom Strande, die Kyklopenfelsen aus der See ragen. Es sind vulkanische Gebilde, sieben an der Zahl, von hohem Alter und mächtigen, kühnen Formen, Inselchen und Riffe, in geringen Abständen von einander umhergestreut. Die größte derselben ist die Isola di Trezza oder Lachea (Lakía). Man rudert in wenigen Minuten von dem Dörfchen Acitrezza hinüber: ein ungeheurer Felsblock, an dem man nicht mühelos emporklimmt, mit Höhlen und phantastischen Bögen und gewaltigen Basaltsäulen, von Krystallgruppen durchschossen, mit einer spärlichen Erdschicht bedeckt, in welcher oben der Akanthus blüht, und unten, in traulicher Nachbarschaft, neben einem Kartoffeläckerchen ein paar Weinstöcke stehen. Dieses Inselchen ist das Eigenthum eines Cavaliers, des ehemaligen Präfecten von Rom — desselben (wie klein doch die Welt, auch in Sicilien ist!), mit welchem wir, kurz zuvor, auf der Hinreise, von Neapel nach Messina gefahren — und jetzt an die Schiffersleute verpachtet, die uns herübergebracht. Die reichere Ernte für sie mag der Fremdenbesuch sein; sie haben den Schlüssel zur Insel bei sich, die festungsartig gesperrt ist und ohne sie nicht betreten werden kann. Ein kleines Bretterhaus ist unten, in welchem zur Sommerszeit, wenn die Badesaison begonnen hat, Erfrischungen gereicht werden. Oben hat man den Fernblick auf die beiden Küsten von Sicilien und

Calabrien und das dazwischen fluthende, breite Meer. Ein Dampfer zog vorüber, der nach Triest ging; den Prospect nach rechts schloß das vorspringende Fels- und Burggemäuer von Aci Castello.

Diese kyklopischen Felsen nun sind es, mit denen einst der racheschnaubende Kyklop das Schiff des Odysseus zu zerschmettern trachtete. Nicht der unholde, liebeschmachtende Jüngling der Acissage, der, wie schon Seume bemerkt, etwas Komisches hat, sondern der ausgewachsene Riese, der Menschenfresser, ist dieser furchtbare Polyphem, der von Odysseus geblendet, beraubt und verhöhnt, Felsstück auf Felsstück nach ihm schleudert, ohne zu treffen — denn er kann ja nicht mehr sehen:

„Hoch auf schwoll das Gewässer vom niederstürzenden Felsblock,
Vorwärts wogend das Schiff, und strudelt' es nahe zum Ufer."
(Odyssee IX, 541.)

Es ist merkwürdig, daß in dem Bilde, welches Homer sich von Sicilien macht, derjenige Zug fehlt, der in der That sein beherrschender ist, nämlich der Aetna. Aber deutlich abgegrenzt in der localen Ueberlieferung ist „das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler", und gleich seinen Genossen auch der Polyphem der „Odyssee" hier noch ein Hirt: „ein Scheusal, groß zum Entsetzen", „ein Mann von Riesengestalt, der die Herde einsam pflegte zu weiden" (IX, 187). Euripides, der in seinem „Kyklop" der homerischen Erzählung sonst ziemlich treu folgt, bringt sie doch schon, der genaueren Kenntniß seiner Zeit gemäß, in Zusammenhang mit dem Aetna:

„Da blies ein Wind aus Osten auf mein Schiff herein,
Und warf an diesen Felsen uns des Aetna, wo
Einsam des Fluthengottes Söhn', einäugige
Kyklopen, hausen, gierig nach der Menschen Blut."
(Donner's Uebersetzung, V. 19 ff.)

Hier auch erscheint „der wilde Kyklop" bereits als „des Aetna's Sohn", als „böser Nachbar" des Hephästos, der des Aetna's Herrscher ist. Damit war der Uebergang bezeichnet zu der späteren Gestalt des Mythus, in welcher die Kyklopen die Schmiedegesellen des Hephästos sind: ihr rundes Auge (κύκλωψ), nach dem sie hießen, verwandelt sich nun in einen Feuerball, von Schildesgröße, mitten auf der Stirn, und ihre Werkstatt, in der sie die Donnerkeile des Zeus schmieden, ist der Aetna. Denn in seiner ganzen furchtbaren Schönheit hatte man den feuerspeienden Berg inzwischen kennen gelernt. Aeschylos malt ihn uns, im „Gefesselten Prometheus", schon aus eigener Anschauung:

„auf der wolkigen
Bergkuppe sitzt und hämmert sein gluthsprühend Erz
Hephaistos; dorther werden Feuerströme einst
Herniederbrechen, rings zerfleischen mit wildem Zahn
Die saatengrünen, fel'gen Au'n Sicilia's."
(Droysen, V. 363 ff.)

Diesen Ausbruch von 475 v. Chr. Geb., einen der berühmtesten in der langen Schreckensgeschichte des Aetna, welchen Aeschylos seinen Prometheus voraussagen läßt, schildert dann Pindar im ersten pythischen Siegesgesang:

„Tief aus ihren Schlünden brechen
Leuchtende Bäche hervor unnahbaren Feuers: am Tag

Wirft die Brandung rauchend den Glühstrom hoch empor,
Beim Nachtdunkel trägt im Purpurschein
Felsblöcke die wirbelnde Flamme weit hinaus in des Meers Abgründe mit Donnergekrach."
(Schnitzer's Uebersetzung, V. 22 ff.)

Dieser Hymnus hat die Widmung: „Hieron, dem Aitnäer"; es ist Hieron I., der, vier Jahre nach jener Eruption, der Stadt Katane, nach Austreibung der alten jonischen Einwohnerschaft und Ansiedlung einer neuen dorischen, den Namen Aitna gab. Zur Feier dieser Neugründung dichtete Aeschylos die Trilogie der „Aitnaierinnen", von der uns indessen nur spärliche Fragmente geblieben sind (vergl. Droysen, Aeschylos, S. 492); und bald nach Hieron's Tode nahm auch Katane wieder den alten Namen an, den es, in der modernen Form von Catania, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Aber es ist eine völlig neue Stadt auf altem Grunde: der Ausbruch des Aetna von 1169, schrecklicher als der, den Pindar und Aeschylos gesehen, obendrein verbunden mit einem Erdbeben, zerstörte sie fast ganz, und der Ausbruch von 1669, der schrecklichste von allen, bedeckte sie mit einer Lava-, Sand- und Steinschicht von fünf bis sechs Fuß Dicke auf einer Ausdehnung von fünfzehn Meilen im Umkreis.

Vor einem ähnlichen Schicksal ist in neuerer Zeit Aci Reale verschont geblieben; aber auch ihm ist der Ausbruch von 1169 verhängnißvoll geworden. Jedem, der diese Stadt besucht, wird es auffallen, daß fast alle benachbarten Dörfer und Orte, so viel ihrer hier am Fuße des Aetna liegen, einen Namen haben, der mit „Aci" beginnt: Aci Castello, Aci Catena, Aci Sta. Lucia, Aci St. Antonio, Aci Bonaccorsi, Aci San Filippo und Patane. Wenn man die Leute fragt, so sagen sie, daß sie so heißen zum Andenken an eine große Stadt, die einst hier gestanden habe und in einem Ausbruch des Aetna untergegangen sei. Dieser hier allgemein verbreitete Glauben wird von Lionardo Vigo bestätigt (Notizie storiche, p. 88); „ich folge hierin," sagt er, „mehr der Ueberlieferung und den alten acitanischen Karten, als dem Zeugniß der Historiker, welche, und wie mit Absicht, über diese Eigenthümlichkeit unseres Municipiums schweigen: aber die Tradition ist übereinstimmend, beständig und vernunftgemäß." Nach seiner Erzählung ging die Stadt am 4. Februar 1169 in dem Erdbeben und Feuerregen zu Grunde, welche die ganze Aetnaregion erschütterten und verwüsteten. Während aber in Catania fünfzehntausend Menschen umkamen, konnten die Bewohner von Aci noch aus den Trümmern ihrer alten Sitze fliehen; nach ihren verschiedenen Familien zogen sie fort, jedem Haupte des Volkes folgten einige Hunderte zu deren großen Landgütern, auf welchen sie sich alsdann niederließen. Aus diesem öffentlichen Unglücke, schließt Vigo seinen Bericht, entsprang jene Anzahl von Dörfern, Flecken und Gemeinden, welche sich Aci nennen und den südlichen Abhang des Aetna so lebendig und so heiter machen.

An einem herrlichen Maimorgen unternahmen wir eine Rundfahrt zu diesen aetnäischen Gefilden. Tage lang, bei bedecktem Himmel, hatten wir nichts von diesem Monarchen der Landschaft gesehen, der in der Phantasie der umwohnenden Bevölkerung und ihrem täglichen Gespräche die wichtigste Rolle spielt. Sie sagen nicht Aetna, wie wir, sondern „Etena", oder nennen ihn Mongibello. Beständig, auch wenn er ganz im Nebel verschwunden ist, blicken sie nach ihm hin, und es ist ein Fest für sie, wenn er in seiner ganzen Glorie wieder heraustritt, den

Silbermantel frisch gefallenen Schnees um seine beiden Schultern, die Spitze selten nur mit einem leichten Wölkchen Dampfes gekrönt. Die Rauchsäule des Vesuvs bei Tag und seine Feuersäule bei Nacht fehlen ihm; aber von welcher Majestät ist dieser kolossale Bau, von welch großartigem Adel der Form, und wie leuchtet dann das tiefere Blau des Himmels gegen das ruhige Weiß, das er „an eisigem Busen nährt" (Pindar). An solchem Tage, wenn die Luft voll Sonnenschein ist und köstlicher Kühle, muß man den Aetna, muß man aber auch die Leute hier sehen, wie glücklich und froh, nein, wie stolz sie sind auf ihren „Etena".

Hügelan, immer zwischen dem Hochgebirg und der See, steigt der Weg durch die Gartenlandschaft, in der die Rosen blühen und neben dem ergrünenden Wein, dem Gold und Silber der Citronen und Orangen, vor Allem um diese Frühlingszeit der Mispelbaum seine gelben, angenehm säuerlichen Früchte mit den dicken, schwarzen Kernen trägt. Unser Kutscher war ein munterer Bursche, mit einem rothen flatternden Tüchlein um den Hals, und von so mittheilsamer Natur, daß er, während sein kleines Pferd lief, was es laufen wollte, uns immer etwas zu sagen, zu zeigen und zu erklären hatte. Er freute sich des Segens um ihn her, wenn auch nicht allzuviel davon auf seinen Antheil kommen mochte. Doch er war zufrieden. „Limonen haben wir das ganze Jahr," sagte er, als ob man von Citronen leben könnte. Und doch ist es fast so! sie schälen und essen sie, wie bei uns die Aepfel. „Und was kosten sie?" fragen wir. „Ah, niente," gibt er zur Antwort; „fünf, sechs für einen Soldo." Desgleichen stand er mit den Heiligen auf dem besten Fuß, und wenn es an ihm gelegen hätte, wären wir sogleich nach Tre Castagni gefahren, wo morgen das Fest der drei Patrone dieses Städtchens, Sant Alfio, San Gellino und Sant Alberto gefeiert werden sollte. „Ganz Catania strömt herbei; denn diese Heiligen," rief er aus, „thun belli miracoli." — „Kann man etwas von diesen Wundern sehen?" — „Si, si," sagte der Kutscher, der immer mehr in Ekstase gerieth, „Stumme fangen an zu sprechen, und Kranke werden geheilt."

Indessen waren wir in Aci San Filippo, demjenigen dieser Dörfer angelangt, welches, in schon beträchtlicher Höhe gelegen, gleichsam den Mittelpunkt aller sieben Aci's bildet. Amphitheatralisch, in weitem Umkreis gelagert, auf dem stufenartig ansteigenden Gelände des Berges, aus dessen Fruchterde zahlreiche und ungeheure Lavablöcke scharfkantig hervorragen, liegen diese lachenden Ortschaften hier um den Beschauer ausgebreitet, von Aci Reale mit seiner schimmernden Häuserreihe, zur Linken am Meere, bis zu dem grauen Gemäuer von Aci Castello, den kyklopischen Felsen gegenüber, zur Rechten, in einer Entfernung von ungefähr einer halben deutschen Meile. Erst 1642, als Philipp IV. die Stadt für eine Summe verpfändete, welche diese dem König schuldete, erhielt, auf den Wunsch der Bürgerschaft, unser Aci den Beinamen des „Königlichen", um anzudeuten, daß sie zum Domanium regale gehöre[1]). Doch nomen et omen. Denn wiewohl durch diesen Namen an ein feudales Verhältniß erinnernd, das heute längst verschwunden, ist Aci Reale jetzt in der That die Hauptstadt aller anderen Aci's geworden. Aber sie war es nicht immer. Bis über die Mitte

[1]) Vigo, p. 120.

des 16. Jahrhunderts hinaus hatte sie noch nicht einmal eine Kirche, sondern nur eine kleine Kapelle, da, wo heut auf dem Marktplatze der Dom sich prächtig erhebt: die Sacramente wurden nur in der Kirche von Aci San Filippo administrirt[1]).

Vor dieser Kirche standen wir jetzt. Auf einer Erhöhung über dem Dorf, das sich, zu Füßen derselben, mit seinen von Wein und Orangengärten umgebenen Häusern gar malerisch gruppirt, während der Aetna von fern auf sie herabschaut, macht diese Kirche noch immer einen ehrwürdigen Eindruck. Eine mächtige Kuppel überwölbt sie, und obwohl die Front renovirt zu sein scheint, deuten die Seitenmauern auf ein höheres Alter, wie man denn in einem der Pfeiler die Jahreszahl 1558 eingehauen sieht. Ueber dem in Barockstil gehaltenen Portal aber steht noch die Steintafel mit der Inschrift:

D. O. M.
Totius Acis
Mater et
Caput.

Dieses „ganze Acis" umfaßte damals alle sieben Ortschaften, die lange für einen gemeinsamen Complex galten, und noch 1670 auf einer Gedenktafel, die ich in Scaletta, nicht weit von Aci Reale, dicht über dem Meer, an eine Mauer geheftet sah, als die sehr große Stadt Aci, „Aci urbs amplissima", bezeichnet wird.

Lange noch, indem wir bei glühender Mittagshitze den steilen Weg hinan weiterfuhren, sahen wir unter uns, zwischen blühenden Orangebäumen und tief im Grün gebettet, die Mutterkirche von San Filippo mit dem schillernden Meere dahinter, und erreichten in Sant Antonio das höchste dieser Dörfer, das eine schöne Piazza mit drei großen Kirchen ringsum hat, einzelne Häuser mit reizvollen Portalen zeigt und durch Thorbögen hier und dort manchen herrlichen Durchblick gewährt.

Alles war Licht, Glanz, Duft und Heiterkeit an diesem sonnigen Tage, und auch Pferdchen und Maulthiere, so viel ihrer uns begegneten, trabten einher, noch bunter geputzt als sonst, mit rothem Federbusch auf dem Kopf und allerlei blitzendem Metallgehänge um den Hals. Welch' eine Welt von Poesie rollt und rasselt an uns vorüber in diesen Karren auf zwei Rädern, dem gewöhnlichen Frachtfuhrwerk der sicilianischen Landbewohner! Schon am ersten Tage in Syrakus waren die Malereien mir aufgefallen, mit denen, in mehr oder weniger reicher Farben- und Figurenpracht, die beiden Längsseitenwände der „carri" bedeckt sind: Schlachtscenen voll wilden Tumults, Ritter in blanker Rüstung, mit Sturmhauben und wallender Helmzier, das Kreuz auf dem Schild und mit gezückten Schwertern loshauend auf die Turbanträger und Söhne des Propheten; Reiter auf schweren Streithengsten und Reiter auf Kameelen oder Giraffen; Fußvolk im Lanzenkampf wider einander anstürmend, Mohren und Weiße, Christen und Heiden, schnauzbärtige Kerle, phantastisch gekleidet in rothe Wämmser und blaue Pluderhosen, dazwischen händeringende Jungfrauen in grünen Gewändern mit langen Schleppen, das Mieder mit Edelgestein besetzt, und Nonnen in wehenden Schleiern, auf Tod und Leben sich wehrend wider die Ungläubigen, die sie entführen wollen — und

[1]) Vigo, p. 107.

das Alles beladen mit Backsteinen, Mehlsäcken, Haferstroh, geführt von einem Bauernburschen mit runder Mütze, von welcher nach hinten zwei lange Bänder herabhängen, und gezogen von einem mageren Maulthier oder spindeldürren Rößlein!

Kein Contrast konnte stärker, keiner ergreifender sein. Aber erst hier, in Aci Reale, da diese Karrenmalereien in ähnlicher Weise sich beständig wiederholten, und später, je mehr ich, in das Innere der Insel gelangend, davon sah, ward mir klar, was sie vorstellen sollten, bis ich zuletzt ganz heimisch unter ihnen ward. Denn wer würde glauben, daß unter diesem seltsamen Aufzug in der Einsamkeit der sicilianischen Landstraße sich der ganze romantische Sagenkreis verbirgt, aus den Gedichten des Mittelalters und Uhland's Balladen und Romanzen uns theuer? Und doch ist es so. Diese Ritter sind die Paladine Kaiser Karl's: dies ist Roland und dies Rinald, dies Milon von Anglant, dies Ganelon von Mainz und Naims von Bayern. Diese Fräulein sind Angelika, Bradamante und Marfisa. Dieses Roß ist Frontin und dieses Brigliador —

„der schöne, muth'ge Renner,
Dem nur Bayard verglichen wird."

Dieses Schwert heißt Durindana, dieses Fusberta, dieses Balisarda — und jedes von ihnen

„mit ungeheurem Streiche
Macht Roß und Mann auf einen Hieb zur Leiche."

Der Leser wird dieser Verse sich aus dem Ariost erinnern; sein Roland war nicht der mehr, der im Kampfe gegen die Saracenen bei Roncevalles den Heldentod starb und den wir aus der Chronik des Erzbischofs Turpin kennen. In der That, wenn Ariost sich auf diesen bezieht, so geschieht es immer nur in jener ironischen Weise, die durch einen Scherz — wie Cervantes durch treuherzigen Ernst — das Unglaubliche beglaubigt; z. B. „Turpin hat sie gezählt", wenn der Erschlagenen gar zu viele sind, oder „Turpin vergaß die Namen mitzutheilen", oder „berichtet nicht, wo sie geblieben". Ariost's Orlando vielmehr ist einzig der Verliebte, den die Leidenschaft für Angelika zum Rasenden macht, und sein Dichter singt „die Frauen, die Ritter, die Waffen, die Rüstungen, die Liebeshändel, die kühnen Unternehmungen, die zu der Zeit geschahen, wo die Mauren von Afrika herkamen übers Meer." Es ist die Romantik des Nordens, aber unter einen wärmeren Himmel verpflanzt: das Rolandslied, das im Gefolge der Herzoge der Normannen ging; das Wilhelm, den Eroberer von England, auf das Schlachtfeld von Hastings, und die Söhne Tancred's, die Eroberer von Sicilien, zur Einnahme von Palermo begleitete:

„Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch' Panier, manch' Herze schwoll."
(Uhland.)

Der Charakter dieser Gesänge, der „chansons de geste", wie die Jongleurs im elften Jahrhundert sie sangen, war ein strengreligiöser und feudaler: sie behandelten den Kampf der Christen gegen die Mohammedaner, und von dem, was man in einem späteren Sinne Ritterlichkeit nannte, war noch nichts darin. Sie hatten „i cavalier, l'arme, gli armori, l'audaci imprese", aber ihnen fehlten „le donne, le cortesie" [1]). Das, was die romantische Poesie für uns „menschlich,

[1]) Demogeot, Hist. de la Litt. française, 1862, p. 90.

anmuthig, künstlerisch" macht, kam unter der „Tendenz des Jahrhunderts, sich an die Antike anzuschließen" (Ranke), erst durch die Dichter der Renaissance hinein; durch Pulci, durch Bojardo, durch Arioſt, und in der Gestalt, die sie ihm gegeben, lebt das Rolandslied, ausgestorben in seiner Heimath, hier im fernen Süden, im Herzen und im Munde des niederen Volkes fort. Söhne desselben, die „Cantastorie", Geschichtenerzähler, Rhapsoden des Marktes und der Straße, lesen es am hellen Tag und unter freiem Himmel aufmerksam lauschenden Versammlungen vor; die Puppenspieler führen es in ihren kleinen Theatern auf; die Karrenmaler stellen es mit grellen Farben in diesen Schildereien dar. Die Cantastorie sind die eigentlichen Schriftgelehrten unter den geringen Leuten: sie können lesen und lesen in der That aus dem Arioſt oder anderen Büchern vor; denn es gibt in Sicilien eine ganze gedruckte Literatur dieser Rittergeschichten. Die Karrenmaler dagegen sind zumeist Analphabeten und üben ihre Kunst aus dem Gedächtniß, aus dem, was sie von den Vorlesern oder bei den Puppenspielern gehört haben. In Catania z. B. gibt es eine Fabrik, in welcher einige dieser Künstler mit nichts Anderem beschäftigt sind, als Karren zu bemalen, die sich dann in die verschiedenen Gegenden der Provinz zerstreuen[1]).

Indessen sind es, wenn vorzugsweise, doch bei Weitem nicht die Paladine Karl's d. Gr. allein, deren Thaten und Abenteuer die Stoffe zu solchen Malereien liefern: wie sich andere Sagen- und Legendenkreise in zahlreichen Anklängen mit den Gesängen des Arioſt mischen und vielfach in der „Puppenoper" dargestellt werden, so finden sich König Artus mit der Tafelrunde, der Zauberer Merlin, Scenen aus dem trojanischen Kriege, Bilder aus der biblischen und der Geschichte der Heiligen auch auf den Karrenwänden, zuweilen mit Reimen darunter und fast immer von Arabesken umschlungen, die sich mannigfach bis auf die Speichen der Räder und die Deichsel fortsetzen, in denen das buntgeschirrte Pferdchen oder Maulthier läuft. Wundersame Phantasie dieser Kinder des Südens, die ihrer Armuth so viel abringen, um in einem solchen Luxus von Farben schwelgen zu können; die noch in ihrer Niedrigkeit vertrauten Umgangs pflegen mit den Helden der Vorzeit, den Rittern der Romantik und, stolz bis in ihre Verirrungen, selbst diese mit einem poetischen Schimmer umgeben. Verzeichnen die „Canti popolari" des Vigo doch eine Rubrik von Banditenliedern! Muß man ein Volk nicht lieb gewinnen, das trotz seiner Vergangenheit voll von Unglück und Knechtschaft, neben allen Schäden, die daraus hervorgegangen, doch so viele Schätze des Gemüthes und Geistes durch die Jahrhunderte sich bewahrt hat; und darf man daraus nicht die Hoffnung schöpfen, daß es unter einer weiseren und menschlicheren Regierung endlich wieder auch in der Wirklichkeit eines Glückes theilhaftig wird, das es jetzt nur in seinen Träumen, seinen Liedern, seinen Puppenspielen und seinen Karrenbildern genießt?

[1]) Man vergl. hierüber die sehr anziehende Schrift: „Gli ultimi echi della leggenda cavalleresca in Sicilia" del Prof. Achille Mazzoleni. Aci Reale, Tip. V. Micale, 1892. — Der gelehrte Verfasser, dem ich für vielfach mir erwiesene Freundlichkeit und Förderung an dieser Stelle Gelegenheit nehme zu danken, ist in Bergamo geboren und lebt als Professor in Aci Reale.

Der Stammtisch.

Von

Eugen Zabel.

Viele tausend Menschen gehen täglich Unter den Linden in Berlin ihren Geschäften nach oder suchen Zerstreuung und Unterhaltung. Aber nur die Wenigsten ahnen, daß es auch in der Millionenstadt noch stille Winkel gibt, in denen man ungestört träumen, die Sorgen vergessen und den draußen tobenden Lärm überhören kann. Eine solche ruhige Insel in dem beständig aufgewühlten und brausenden Ocean des Berliner Lebens zu finden ist nicht leicht, und wer sie suchen wollte, würde sie wahrscheinlich verfehlen. Man muß Glück haben, um sie zu entdecken und dem Zufall vertrauen, der den Spaziergänger inmitten der harten Arbeit der Weltstadt, so zu sagen mit der Nase, auf ein Stückchen Poesie stößt, an dem er so lange achtlos vorbeigegangen ist.

An der Nordseite der Linden steht ein Haus, dessen ganze Bauart darauf schließen läßt, daß es aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammt. Es zeigt noch wenig von unseren modernen Einrichtungen und der großstädtischen Eleganz, die in dieser vornehmen Straße sonst überall zu finden ist. Das Haus verräth einen Geschmack, der sich über eine gewisse verständige Nüchternheit nicht erhebt. Alles ist gediegen, ordentlich, aber eigentlich recht langweilig ausgeführt. Im Vorderhause haben ein paar bekannte Geschäftsleute Läden, in denen sie schon seit Jahrzehnten ihre Kunden empfangen, obwohl die Räumlichkeiten über die Maßen beschränkt sind. Ein ehrsamer Schuster, dessen Sohlen wegen ihrer Haltbarkeit weit und breit berühmt sind, und ein tüchtiger Buchhändler, der fortwährend über den Niedergang der deutschen Literatur klagt, haben sich hier ein stattliches Vermögen erworben und suchen es nach Kräften zu vermehren. Sie haben oft daran gedacht, auszuziehen und bequemere, hellere Räume zu miethen, aber im letzten Augenblick haben sie sich immer anders besonnen. Sie fürchteten vermuthlich, daß auch das Glück mit ihnen ausziehen würde, ohne ihnen in das neue Heim zu folgen. So drücken sie sich weiter in den mit allerlei Sachen vollgepfropften Löchern herum, schimpfen über die theuern Zeiten, thun aber im Uebrigen ruhig ihre Pflicht und sehen einem sorglosen Alter entgegen.

Ueber der Einfahrt des Hauses stehen die Worte: „Weinhandlung von H. J. Schöller", die mit dicker, aber vom Regen schon halb abgewaschener Schrift an die Wand gemalt sind. Wenn man die schwere Thür öffnete, die zum Hof führt, spürte man den Geruch von Weinfässern, die im Keller aufgespeichert waren, und lenkte gern seinen Schritt zu der kleinen Comptoirstube am Ende des Hofes, wo der Besitzer der Weinhandlung hinter seinem Pulte saß und eifrig schrieb, während sein junger Mann ihm gegenüber die eingelaufenen Bestellungen erledigte, die Rechnungen prüfte und ab und zu ein Wort mit seinem Principal wechselte. Schöller war ein überaus fleißiger und geschickter Mann, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig, dabei immer heiter und unverdrossen. Seine Zuverlässigkeit und seine feine Zunge hatten ihn zu einer Art Vertrauensperson für die vornehmen Restaurants Unter den Linden gemacht, deren Inhaber ihn gern zu größeren Lieferungen heranzogen, weil sie wußten, daß sie gut und billig bedient wurden.

Schöller hatte in der That einen ausgesuchten Geschmack. Wenn er eine neue Marke aus Bordeaux bezogen hatte, pflegte er sich Abends ganz allein in seinem Comptoir einzuschließen und wie ein glücklich Liebender mit seiner Flasche Zwiesprach zu halten. Das war kein gedankenloses Zechen im ausgelassenen Freundeskreise, in Räumen, die von Tabaksqualm erfüllt sind und wo muntere Scherze von Mund zu Mund fliegen. Das Alles hätte der weinkundige Mann in dieser Stunde nur als eine unliebsame Störung empfunden. Nichts durfte sich in solchen Momenten zwischen ihn und das köstliche Naß drängen, dem er seine Geheimnisse ablauschen, hinter dessen Werth er kommen wollte.

Wie er den Wein schüttelte, damit die Blume sich recht entwickle, wie er das Glas gegen das Licht hielt, dann bedächtig die Lippen an den Rand setzte, einen vorsichtigen Schluck nahm und mit der Zunge leise schnalzte, verrieth eine ungewöhnliche Kennerschaft in diesen Dingen. War er mit dem Resultat seiner Prüfung zufrieden, so ging er trällernd und ein Liedchen pfeifend aus dem Hause, um sich bei einem Glase Bier als Nachttrunk in einem benachbarten Local unter das Publicum zu mischen. Wenn seine Freunde ihn in so guter, harmloser, selbstbewußter Stimmung ankommen sahen, flüsterte Einer dem Anderen wohl die Worte zu: „Er hat wieder Etwas entdeckt! Wir müssen doch einmal sehen, was es ist, und prüfen, wie es schmeckt."

Trotz seines großen und ausgezeichneten Weinlagers konnte sich Schöller niemals dazu entschließen, eine Weinstube für Jedermann zu eröffnen. Der Gedanke, unter die Restaurateure zu gehen, sich mit einem großen Dienstpersonal abzugeben und vor jedem reichen Narren, der eine große Zeche macht, eine tiefe Verbeugung auszuführen, war ihm entsetzlich. In seinem Wesen lag eine gewisse Vornehmheit und Selbständigkeit. Sein Ehrgeiz war, Das zu haben, was er eine feine Kundschaft nannte. Ein gewöhnlicher Emporkömmling wurde von ihm lange nicht so gut bedient wie ein Künstler oder Gelehrter, von dessen Leistungen er in der Zeitung gelesen hatte.

Mit einem Theil seiner Kunden suchte er einen persönlichen Verkehr zu unterhalten. Das machte sich nämlich auf folgende Weise. In seinem Comptoir befand sich außer dem Schreibpulte und den Holzkisten, in denen er seine Briefe

und Rechnungen nach den verschiedenen Jahrgängen gesammelt hatte, eine Nische, in der gerade so viel Platz war, daß ein Tisch und vier oder fünf Stühle darin aufgestellt werden konnten. Es war ein schwerer, alter Eichentisch, der mit peinlicher Sorgfalt sauber gehalten wurde und in den der Name manchen fröhlichen Zechers eingeschnitten war. Ueber dem Tisch spendete eine Gasflamme ein mäßiges, aber für die Bedürfnisse der Trinker ausreichendes Licht. An den verräucherten Wänden sah man Bilder von Schöller's Freunden und mehrere Porträts des eisernen Kanzlers, an dem er mit schwärmerischer Bewunderung hing. Unmittelbar neben diesem Raum befand sich das Flaschenlager der gangbaren Sorten, die man schnell bei der Hand haben und nicht erst aus dem Keller holen wollte. Durch die geöffnete Thür sah man die langen Reihen von Flaschen mit den verlockenden Etiketten, auf deren Richtigkeit man hätte schwören mögen.

Ganz von selbst bildete sich in diesem kleinen, aber gemüthlichen Raum eine Stammgesellschaft, die des Vormittags von zwölf Uhr ab auf ein oder auch mehr Stündchen zum Frühschoppen zusammenkam und sich die guten Tropfen aus Schöller's Lager wohlschmecken ließ. Der treffliche Mann hatte bald einen, bald den anderen von seinen Kunden, wenn diese bei ihm persönlich ihre Bestellung machten, genöthigt, doch einen Augenblick Platz zu nehmen und ihnen dann einen feinen Trunk zur Probe vorgesetzt. Daraus hatten sich im Laufe der Jahre freundschaftliche Beziehungen gebildet, die durch die Güte des Weines und das angenehme Wesen des Wirthes immer mehr an Festigkeit gewannen. Ein paar Assessoren, zwei bis drei Bühnenkünstler und ein Premierlieutenant, der soeben in den Generalstab berufen war, hielten diese Vormittagsgesellschaft hauptsächlich zusammen. Man erfreute sich der Weine, die man wo anders kaum für das Doppelte bekommen hätte, und lachte im Stillen die Thoren aus, die sich bis zur Höhe der Kennerschaft nicht aufzuschwingen vermochten.

Der Verkehr der Gäste unter einander war ein so freier und ungezwungener, daß der dicke Assessor Kremnin, wenn seine Flasche leer war, einfach selbst in den Lagerraum ging, aus dem Schrank eine Flasche herauszog und sie selbst entkorkte. Uebrigens wurden hier nur Getränke, niemals Speisen verabfolgt. Schöller wohnte ziemlich weit vor dem Potsdamer Thore. Wer in sein Comptoir hungrig kam, mußte sich ein Stück kalten Bratens oder einen Schnitt Chesterkäse aus einem der benachbarten Delicateßwaarengeschäfte selbst mitbringen. Es erregte jedesmal allgemeinen Jubel, wenn dergleichen Mundvorräthe mit Zuhülfenahme des Taschenmessers auf einem Stück Schreibpapier verzehrt wurden. Dann herrschte die richtige Picknickstimmung wie bei einem Ausflug in den Grunewald.

Das Gute an der Gesellschaft war, daß sie streng abgeschlossen war, daß es keinem Fremden einfallen durfte, sich ihr anzuschließen. Ab und zu kam es wohl vor, daß Dieser oder Jener von der traulichen Frühschoppengesellschaft Unter den Linden gehört hatte, das Versteck ausfindig machte und sich an dem Tische niederlassen wollte. Es wurde ihm dann aber mit höflichen Worten klar gemacht, daß dies durchaus keine Weinstube in dem gewöhnlichen Sinne sei, und der Fremde sah sich in Folge dessen genöthigt, von seinem Sitze wieder aufzustehen, Hut und

Rock zu ergreifen und mit einigen höflichen Worten der Entschuldigung verlegen den Rückzug anzutreten. Hin und wieder ereignete es sich dagegen, daß eine Collegin von den Schauspielern, die hier verkehrten, sich in das Comptoir verirrte und als Bundesschwester fröhliche Aufnahme fand. Das gab dann immer einen besonders munteren Vormittag, der dadurch gefeiert wurde, daß man auf das dunkelrothe Rebenblut Frankreichs eine Flasche Champagner setzte und mit dem schäumenden und prickelnden Getränk das Wohl der Tischherrin ausbrachte.

An einem schönen Herbsttage saß die gewöhnliche Stammgesellschaft in ihrem Winkel wieder beisammen. Der Assessor Kremnin hatte eine schwere und lang dauernde Sitzung im Criminalgericht in Moabit hinter sich. Er trank seinen Wein in langen Zügen, der ihm offenbar auch sehr wohl bekam, wie Figura bezeugte. Der Schauspieler Bellermann hatte bei der gestrigen Erstaufführung eines französischen Sensationsstückes einen schönen Erfolg gehabt. Er blätterte mit Vergnügen in den Zeitungen, die sein Lob verkündigten, und hielt sich für verpflichtet, seinen Triumph mit einer besonderen Libation zu ehren. Der Premierlieutenant von Bergenroth half ihm dabei nach Kräften, und diese Kräfte waren nicht gering. Einige gute, aber sehr starke Havannas hatten die Luft mit dichten Rauchwolken erfüllt, durch welche das Licht der über dem Tische brennenden Gasflamme sich nur mit großer Mühe durchbohren konnte.

Bald klangen die Gläser hell zusammen, bald wurde eine drastische Anekdote aus der Scandalchronik Berlins erzählt. Lautes Lachen wurde vernommen, und ab und zu stieß der dicke Assessor mit der Faust in kurzen, schnellen Schlägen auf den Tisch, was immer als Beweis dafür galt, daß er sich ganz besonders wohl und behaglich fühlte. Der Briefträger, der über den Hof ging, um seine Postsachen auszutragen, der Dienstmann, der ein Zettelchen abzugeben hatte und die übrigen dienstbaren Geister des Hauses, die sich an dem Müllkasten oder der Pumpe Etwas zu schaffen machten, hörten den Lärm, blieben stehen und sagten zu einander: „Heute geht's bei Schöller wieder einmal lustig zu."

Am allerlustigsten war aber gewiß Schöller selbst. Er ließ heute Geschäft Geschäft sein und gab seinem jungen Manne dadurch wiederholte Beweise seines Vertrauens, daß er ihn einmal über das andere Schafskopf nannte. Wenn Schöller sich zu solchen Lobeserhebungen verstieg, konnte man hundert gegen eins wetten, daß er mit sich und der Welt sehr zufrieden war. Er strahlte auch wirklich vor Seligkeit! Seine kleinen Augen versuchte er noch mehr zusammenzukneifen und eine ganz spitzbübisch vergnügte Miene zu machen. Er rieb sich fortwährend die Hände und lief wie ein Wiesel hin und her. Der Assessor fragte ihn verwundert, was er denn eigentlich habe. Bellermann sprach den schnöden Verdacht aus, daß Schöller sich wohl auf seine alten Tage verliebt haben könne, aber das wies dieser mit Entrüstung zurück, indem er meinte, er sei ein verhärteter Junggeselle und für alle Zeit sicher vor den verderblichen Pfeilen Amors. Dabei lächelte er noch übermüthiger in sich hinein, holte eine herrliche Flasche Bordeaux aus dem Weinschrank, schenkte ein, bat, mit ihm anzustoßen und murmelte immer die Worte vor sich hin: „Ihr werdet schon sehen, werdet schon sehen!"

Endlich glaubte Bergenroth mit dem Blick des geborenen Strategen eine Spur gefunden zu haben, die zu weiteren Entdeckungen führen konnte. Auf dem Tisch stand ein frischer Rosenstrauß, der in eine Flasche gesteckt war. Das hatte Etwas zu bedeuten! So Etwas kam nicht alle Tage vor.

„Schöller, heraus mit der Sprache! Zieren Sie sich nicht länger!" rief Kremnin mit seiner kräftigen Stimme. „Wenn Sie nicht verliebt sind, so muß Sie doch sonst Etwas so fidel gemacht haben! Sind Sie etwa Commissionsrath geworden oder hat sich das Wasser unserer guten Spree plötzlich in lauter Mouton-Rothschild verwandelt?"

„Nein, ich sag es noch nicht," entgegnete Schöller, „ich sag es noch nicht!" und rieb sich dabei wieder vergnügt die Hände.

„Unsinn!" rief der Schauspieler Bellermann. „Entweder reden Sie, oder wir trinken nie wieder einen Tropfen bei Ihnen. Oder noch besser! In dem neuen Stück, das bei uns ausgetheilt ist, habe ich eine sehr interessante und dankbare Rolle bekommen, einen Weinhändler, der von dem Dichter ungefähr so charakterisirt worden ist, wie Sie in Wirklichkeit sind. Wenn Sie nicht gleich Ordre pariren" — Bellermann warf dabei einen Blick auf den Premierlieutenant — „und nicht thun, was wir wollen, so copire ich Sie bei der ersten Aufführung unseres Stückes und mache Sie vor ganz Berlin lächerlich. Oder zweifeln Sie daran, daß ich das kann?"

Bellermann sprang von seinem Stuhl auf und gab sogleich eine ergötzliche Probe seiner Begabung. Er verzog das Gesicht, kniff die Augen und copirte Schöller auch in der Sprache so täuschend, daß Alle in lautes Lachen ausbrachen.

„Bravo! Bravo!" riefen Kremnin und Bergenroth. „Das sei seine Strafe für die Geheimthuerei."

„Ach, Thorheit," seufzte Schöller. „Aber wenn Ihr mich zwingt, muß ich es Euch wohl sagen, Ihr — —." Er wollte sein Lieblingswort wieder an den Mann bringen, besann sich aber noch im letzten Augenblick, daß dies nicht die rechte Gelegenheit sei, und fuhr dann fort: „Also paßt auf und freut Euch mit mir. Heute sind es zwanzig Jahre her, daß ich die Ehre und das Vergnügen habe, den Berlinern meinen reinen, ganz unverfälschten Wein bieten zu dürfen, kein gepantschtes Zeug, wie leider Gottes viele meiner Collegen in den Handel gebracht haben, sondern echtes Rebenblut, das Niemand sonst als die liebe Sonne in kunstgerechte Behandlung genommen hat."

„Hurrah!" riefen die Uebrigen, „Schöller soll leben!"

„Laßt mich erst ruhig ausreden," erwiderte dieser. „Ich sage Euch, vor zwanzig Jahren war mir nicht so vergnügt zu Muthe wie heute. Ich machte mir sogar ernstliche Vorwürfe, mit dem kleinen Capital, das mir zur Verfügung stand, ein Geschäft in dem vornehmsten Stadttheil Berlins, hier Unter den Linden, eröffnet zu haben. Als der Anstreicher in seinem beklexten Kittel bei mir eintrat, draußen die Leiter ansetzte, in die Höhe kletterte und über die Einfahrt des Hauses meine Firma „H. J. Schöller" hinpinselte, wurde mir ganz ängstlich zu Muthe. Wirst Du es aushalten können? fragte ich mich. Nun, ich habe es ausgehalten und mir auch so weit einen Groschen zurückgelegt, daß ich,

wenn Noth am Mann ist, einem armen Teufel helfen kann. Ihr wißt ja, Weib und Kind habe ich nicht, will ich auch, offen gestanden, nicht haben, weil ich Angst habe vor all' den Sorgen, die mit dem Familienleben verknüpft sind. Ein fideler Kerl bin ich und will ich auch bleiben bis an mein Lebensende."

Nun begann der Jubel aber erst recht. Alle sprangen auf, stießen mit den Gläsern an und riefen: „Es lebe Schöller! Hoch! Hoch! und nochmals Hoch!" Diese Huldigung wurde dem Jubilar in einer Tonart dargebracht, daß die Wände des alten Gebäudes dröhnten und zwei alte Weiblein auf dem nach dem Hofe führenden Balkon erschienen, um über die seltsame Wirthschaft da unten verdrießlich den Kopf zu schütteln.

Schöller ließ sich das Alles von seiner Stammgesellschaft mit bescheidenem Selbstgefühl gefallen. Er war sich seines Werthes wohl bewußt und durfte sich sagen, daß er von dem, was er verdiente, den besten Gebrauch machte. Davon wußten die Armen und Kranken in allen Stadttheilen Berlins zu erzählen. Er gab reichlich und gern in Erinnerung an das biblische Wort: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Er hatte die Gewohnheit, sich mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten, sie nach ihren Verhältnissen zu befragen und mit Rath und That überall einzuspringen. Daß er mit seinen Baarmitteln nicht knauserte, wo es galt Thränen zu trocknen, sprach für seinen guten Charakter. Aber damit begnügte sich Schöller nicht. Er mußte sich auch davon überzeugen, daß seine Wohlthaten gute Folgen hatten. Oft kletterte er in die Kellerwohnungen hinab und in die Mansardenwohnungen hinauf, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, daß der Noth wirklich ein Ende gemacht worden sei. Er hatte auf diese Weise ganze Familien von dem Untergange gerettet, manchen anscheinend verlorenen Menschen, der seinem Verderben entgegentaumelte, wieder auf den richtigen Weg gebracht.

„Von wem stammt aber eigentlich dieser schöne Rosenstrauß?" fragte Bergenroth.

„Das ist es ja eben, was mich heute so vergnügt macht," entgegnete Schöller. „Ich selbst habe an gar nichts gedacht und mein junger Mann auch nicht." In diesem Augenblick versuchte er auf den Buchhalter, der an seinem Pulte saß und sich gerade jetzt tief über seine Bücher neigte, einen strafenden Blick zu schleudern, was ihm aber bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit nur höchst unvollkommen gelang. „Der einzige Mensch, der sich erinnert hat, was heute vor zwanzig Jahren los war, ist mein alter Schnapke gewesen. Ich war wie gewöhnlich heute früh in mein Comptoir getreten, als mir Schnapke feierlich entgegenkam, mir gratulirte und diesen Strauß überreichte. War das nicht nett von dem guten Kerl?"

Schnapke war, so lange Schöller etablirt war, das unentbehrliche Factotum für den Keller, über den er die Oberaufsicht hatte. Den ganzen Tag trieb er sich zwischen den Weinfässern umher, paßte auf, daß Alles an seinem Platze stand und daß nichts veruntreut wurde. Er war die ehrlichste Haut von der Welt und hätte sich für seinen Herrn jeden Augenblick aufgeopfert, wenn es nöthig gewesen wäre. Dabei konnte er grob wie Bohnenstroh sein. Bei dem Dienstpersonal des Hauses war er gründlich verhaßt, weil er mit Niemandem

ein Wort sprach, aber fürchterlich unangenehm wurde, sobald ihm Jemand vor seine Kellerthür einen Eimer oder einen Besen hingestellt hatte.

Sein größter Kummer war, daß man ihn wegen seines Aussehens für einen Trunkenbold halten mußte, was er in Wirklichkeit gar nicht war. Er machte sich zwar kein Gewissen daraus, den schweren Bottich, der beim Abfüllen des Weins unter dem Faße stand, an die Lippen zu setzen und die darin angesammelten Weinreste mit einigen langen, tiefen Zügen auszutrinken. Thatsache war auch, daß er den Inhalt einer Flasche, die beim Anstoßen zerbrach, nicht schonte, sondern sich an deren Inhalt gütlich that. Aber das Alles geschah mit Maß und Bescheidenheit und war nach Küferbrauch außerdem sein gutes Recht. Die Natur schien ihm jedoch in seinem beschwerlichen Beruf diese kleinen und unschuldigen Freuden nicht zu gönnen, sondern brachte ihn in schnöden und ungerechten Verdacht. Sie hatte ihm eine kupferne Gesichtsfarbe und eine dicke rothe Nase verliehen, aus deren Beschaffenheit die Uebelwollenden alle möglichen gehässigen Schlüsse ziehen konnten. War nun auch Schnapke kein Heiliger, so mußte doch der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt werden, daß er wie jeder durstige Mensch ab und zu seine Kehle anfeuchtete, daß ihn aber niemals Jemand betrunken gesehen hatte. Ueber seine Anhänglichkeit und Pflichttreue gab es außerdem nur eine Meinung. Kein Wunder, daß sein Lob gerade jetzt am Stammtische in allen Tonarten erklang.

Schließlich brachte ein Rundgesang die Frühschoppenstimmung auf den Höhepunkt. Derselbe war wegen seiner Originalität weit und breit berühmt. Kremnin galt allgemein, aber ohne Berechtigung, als der Erfinder desselben und ließ es sich auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen, ihn zu commandiren. Der Text war dem muntern Studentenliede entnommen: „Was ich des Tags verdient mit meiner Leier, das geht des Abends wieder in den Wind." Der Witz bestand darin, daß von den Anwesenden Jeder der Reihe nach diese Worte sang, während die Uebrigen dazu das Wort: „Wind" im Tacte beständig zu wiederholen hatten. Der Assessor sah streng darauf, daß Jeder, der an die Reihe kam, auch richtig einsetzte, daß sich Niemand von der Begleitung ausschloß und daß Alle mit Liebe und Lust bei der Sache waren. Die Stimmen klangen auch ganz prächtig zusammen, nur Bergenroth hinkte einmal im Tact nach und mußte dafür einen strengen Blick des Assessors aushalten. Das fortwährend wiederkehrende: „Wind! Wind! Wind!" machte sich so natürlich, daß der Schauspieler Bellermann sich den Rockkragen aufschlug und den Hals einzog, weil er, wie er später scherzhaft erwähnte, in diesem Augenblick das Gefühl einer heftig blasenden Zugluft gehabt habe, so natürlich sei der Vortrag der Sänger gewesen.

In diesem Augenblick drangen vom Hofe her verworrene Stimmen in das Comptoirzimmer hinein. Schnapke's dröhnendes Organ war nicht zu verkennen. Er hatte wieder ein Mal einen Streit auszufechten, dieses Mal mit zwei Leuten, die offenbar nicht zum Hause gehörten. Es waren ein Mann in mittleren Jahren, der ärmlich, aber ordentlich gekleidet war, und eine Frau, die etwa Ende der Zwanzig sein mochte und trotz ihres schmalen, bleichen Gesichtes Spuren früherer Schönheit noch deutlich erkennen ließ. Der Mann trug um die Schulter an einem schmutzig grauen Bande eine Guitarre. Beide waren von Schnapke hart

angefahren worden, der mit beiden Armen durch die Luft fuhr und ihnen Etwas klar zu machen versuchte, was sie nicht zu begreifen schienen. Er gebrauchte dabei allerlei heftige Worte und schrie sie an: „Verwünschtes Volk! Könnt Ihr denn nicht lesen? Hier steht es geschrieben: Betteln, Hausiren und Singen ist auf diesem Hofe streng verboten. Ihr bildet Euch wohl ein, daß man Euch zu Liebe eine Ausnahme machen werde! Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn man solche Tagediebe in die Häuser hineinlassen wollte. Raus!" Der Frau standen die Thränen in den Augen, sie wollte gehen. Der Mann dagegen versuchte Schnapke milder zu stimmen, indem er ihm ein Zehnpfennigstück in die Hand drückte. Aber darüber wurde Schnapke erst recht aufgebracht. Er schimpfte so laut, daß Schöller, der an dem Stammtische grade einer neuen Flasche den Hals gebrochen hatte, von seinem Stuhl in die Höhe fuhr, ans Fenster lief und ärgerlich in den Hof hinausrief: „Schnapke! Donnerwetter, was ist denn los?" Schnapke betheuerte, daß die Beiden ein Paar „ganz faule" Leute seien, die sich auf den Höfen herumtrieben und den Leuten mit ihrem Singsang lästig fielen.

Schöller kehrte zu seinem Stammtisch zurück und erklärte seinen Freunden die Ursache des Lärmens. Diese nahmen die Sache bei Weitem nicht so tragisch wie der gute Schnapke. Sie Alle meinten, daß bei einem Trunke von so auserlesener Güte ein kräftiges Lied nichts schaden könne, und da sie sich mit ihren eigenen musikalischen Leistungen bereits ausgegeben hätten, sei es nicht das Schlimmste, wenn das Paar da draußen noch eins singen wolle. Sollten die Leistungen nicht befriedigen, so brauchte man die Leute ja nur mit einigen Nickelstücken zu honoriren und sie dann weiter zu schicken, was sie gewiß nicht übelnehmen würden.

Der Vorschlag wurde angenommen und zu Schnapke's nicht geringem Aerger und Verdruß durfte der Mann seine Guitarre von der Schulter nehmen und sich in Positur setzen. Auch die Frau, die bereits in Todesangst vor Schnapke bis an das Hofthor zurückgewichen war, kehrte wieder um, flüsterte dem Mann ein Paar Worte zu, die dieser kopfschüttelnd erwiderte und räusperte sich einige Male. Schnapke wußte sich vor Aerger, weil er seinen Willen nicht durchsetzen konnte, gar nicht zu lassen. Er brummte Worte wie: „Dummheiten! Unsinn!" vor sich hin, schwenkte rechts ab, und sein breiter Rücken verschwand in dem Kellerhals. In seinem Reiche, zwischen Flaschen und Fässern hoffte er zu vergessen, daß sein Herr und dessen Freunde für sein löbliches Thun und Trachten diesmal so wenig Verständniß gezeigt hatten.

„Sie können zu Tisch gehen", sagte Schöller zu seinem Buchhalter. Eine Minute später hatte dieser seinen Platz an dem Pulte verlassen.

Den lustigen Trinkern da drinnen dauerten aber die Vorbereitungen, welche die Sänger trafen, zu lange. Bellermann erhob sich von seinem Stuhle und rief zum Fenster hinaus: „Vorwärts! Los!" Alsbald ertönte auch ein zweistimmiges Lied, das durch die Art seines Vortrags die Frühschoppengesellschaft ganz seltsam berührte. Es war eine von den lieblichen Weisen, die im Süden unseres Vaterlands zu Hause sind und die, als getreues Abbild der im Volke wohnenden Herzlichkeit und Gemüthstiefe, schon mit den ersten Tönen unser Gefühl gefangen nehmen. Es weinte in ihnen der Schmerz, es jubelte darin die

Freude so rührend und aufrichtig, daß an dem Stammtisch jedes Gespräch sofort verstummte. Alle waren ganz Ohr. Bellermann hatte die Füße weit unter den Tisch gestreckt und blickte wie verzückt an die Decke. Kremnin athmete tief und sah unverwandt auf sein Glas hin. Bergenroth drehte ununterbrochen seinen Schnurrbart, und lächelte ein wenig, als wollte er damit sagen, daß er auch von solchen Dingen und nicht bloß von Taktik etwas verstehe. Der gute Schöller kämpfte mit einer Rührung, die sich in komischer Weise auf seinem Gesichte ausdrückte. Er machte seine kleinen Augen noch kleiner, zuckte mit den Mundwinkeln und bewegte sich auf seinem Stuhle immer hin und her, um seine Rührung zu verbergen. Aber das Gefühl in ihm war stärker als seine Willenskraft. Eine dicke Thräne rann ihm über die Backe, und, obwohl er sie schnell wieder wegwischte, bemerkten die Uebrigen doch deutlich, wie sehr ihm der Gesang zu Herzen gegangen war. Sie machten nun ihrerseits aus den Empfindungen, die sie erfüllten, kein Hehl und gaben ihrer Anerkennung der seltsamen und überraschenden Kunstleistung den lebhaftesten Ausdruck.

Man glaubte beim Anhören dieser Weisen wirklich nicht in Berlin Unter den Linden, sondern in einer bayrischen Schenke zu sein, wo Holzfäller und Jäger fröhliche Einkehr halten, der Maßkrug auf dem sauber gewaschenen Eichentisch steht und das Dirndl mit breitem gutmüthigem Lachen und leuchtenden Augen von Einem zum Andern geht. In dem Liede war vom Fingerhackeln, von lustigen Tänzen, von verliebtem Gekose, von stillen, verschwiegenen Plätzen im Walde die Rede. Und dann schlug die Stimmung des volksthümlichen Gesanges plötzlich um. Aus dem glücklich Liebenden, der sein Mädchen stolz in seinen Armen hielt, wurde ein von wilder Eifersucht gequälter Bursch, der ihr mit brennenden Augen auf Schritt und Tritt nachschlich, der auf seinen Nebenbuhler einen tödtlichen Haß geworfen hatte und ihn eines Abends auf dem Waldwege, wo beide mit einander in einen heftigen Streit geriethen, mit seinem Messer erstach. Das Alles malte das zweistimmig componirte Lied in lebhaften Farben aus, und die Sänger verstanden es, ihm einen gefühlvollen, zu Herzen gehenden Ausdruck zu geben.

Die Stimme der Frau hatte einen höchst sympathischen Klang. Es war ein heller, dünner, aber sehr ausdrucksvoller, silbertonartiger Sopran, der aus einer tief empfindenden Seele herauszuklingen schien. Der Ton zeigte ein eigenthümliches Tremolo, das unsere Musikkritiker sicherlich für eine störende Zugabe, für einen Mangel der Stimme gehalten haben würden. Aber die Hörer schienen in diesem Punkte ganz anderer Meinung zu sein. Für sie war das feine Zittern und Beben dieser Frauenstimme ein Beweis dafür, daß nicht nur die Kehle, sondern auch das Herz sang. Der Vortrag des Mannes, der als Begleitung diente, hielt sich in angemessenen Grenzen, ohne besonders die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sein Bariton war nicht von allerfrischester Beschaffenheit, aber doch so, daß man ihn mit in den Kauf nehmen konnte.

Schöller war der weichen Stimmung, die ihn gepackt hatte, endlich Herr geworden. Er rief ein Mal über das andere: „Bravo!“ und da die Uebrigen ihn darin unterstützten, fragte er, ob er die Sänger nicht bitten solle, ins Comptoir zu kommen und ihre Vorträge hier fortzusetzen. Der Antrag wurde mit Begeisterung angenommen, und eine Minute später standen die Beiden, nachdem sie die

Thür leise geöffnet und ebenso leise wieder geschlossen hatten, vor dem Stammtische. Der Mann machte bei dem ungewohnten Anblick, der ihm zu Theil wurde, einen verlegenen Bückling, und die Frau versuchte einen Knix so geschickt auszuführen, wie sie es nur immer vermochte. Jetzt erst konnte die Gesellschaft am Stammtisch das seltsame Paar näher betrachten. Es waren Gesichter, die Jedermann auf den ersten Blick um Mitleid baten, so viel schmerzhafte Züge hatte ein Leben voll Entbehrung und Unterdrückung dort hineingegraben. Der Mann trug eine Brille mit bläulichen Gläsern, durch welche ein Paar gutmüthige Augen ins Leere starrten. Das Antlitz der Frau zeigte einen entschiedenen Anflug von Intelligenz.

„Nun aber was Lustiges, wenn ich bitten darf," rief der dicke Kremnin. „Soll denn Heinrich Heine wirklich immer recht behalten mit seiner Behauptung, daß die Deutschen, wenn sie recht lustig sind, immer traurige Lieder anstimmen? War es übrigens wirklich Heine, der so etwas gesagt hat? Ich weiß es wirklich nicht so genau. Das aber weiß ich, daß es nun genug mit der Sentimentalität ist. Also, vorwärts, Kinder! Stimmt etwas recht Nettes, wie gesagt, etwas Lustiges an!"

Dieser Aufforderung wurde sofort Folge geleistet. Die Sänger ließen nunmehr eine Anzahl Schnaderhüpfel mit drolligen Refrains hören, mit welchen sie die Anwesenden bald wieder in die heiterste Stimmung versetzten. Die Frau legte sich dabei so recht ins Zeug. Sie ließ eine lange Reihe von Trillern und Coloraturen hören und war bereits am Schluß des vierten Verses, als die Stimme bei einem hohen Ton, der lange ausgehalten werden mußte, plötzlich versagte. Sie schlug nicht etwa um, aber der Ton blieb in der Kehle stecken und konnte trotz allen Räusperns nicht herausgebracht werden. Ueber dieses klägliche Resultat ihrer Anstrengungen wurde die Aermste ganz roth. Sie sah sich verlegen um und wußte nicht, was sie im Augenblick beginnen sollte. Aber Schöller kam ihr schnell zu Hülfe und machte der peinlichen Situation ein Ende.

„Herrschaften!" rief er. „Ihr müßt Euch die Kehle erst etwas geschmeidig machen. Dann wird's schon besser gehen." Damit löste er aus einem Schoppen den Korken, nahm zwei Gläser zur Hand und goß den Sängern ein. Es war eine wahre Lust mit anzusehen, wie sie bescheiden und doch mit heißem Verlangen das Glas leerten. Ihre Wangen rötheten sich in diesem Augenblick, ihre Augen strahlten, und als sie die leeren Gläser wieder auf den Tisch setzten, umspielte ihre Lippen ein dankbares Lächeln, das selbst diese armseligen Existenzen mit einem Schimmer von Schönheit umgab. „Nun setzt Euch und ruht Euch etwas aus," fuhr Schöller fort. „Bis zum nächsten Liede können wir noch warten. Auch auf Euch soll das Sprichwort Anwendung finden: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Denn es kommt mir so vor, als ob Ihr so etwas brauchen könntet."

„Eine merkwürdige Stimme," sagte Bellermann zu Kremnin. „Mir will so scheinen, daß die arme Person ein besseres Schicksal verdient hätte, als auf den Höfen herumzulungern und um milde Gaben zu betteln."

„Wo mögen die Beiden nur herkommen?" fragte Bergenroth. „Trotzdem sie in ihren Liedern den bayrischen Dialekt ganz gut wiedergegeben haben, möchte

ich doch drauf wetten, daß es Norddeutsche, vielleicht sogar richtige Berliner Kinder sind."

„Wie kommen Sie nur darauf? Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein," sagte Kremnin. „Aber wir können sie ja fragen."

Die Frau hatte das Gespräch wohl vernommen, aber sie wagte es nicht, etwas darauf zu entgegnen. Sie hüstelte nur und hielt sich verlegen die Hand vor den Mund. Dann nestelte sie an ihrer Schürze herum und sah auf ihren Begleiter, der auf seiner verstimmten Guitarre gerade wieder ein Paar Accorde angeschlagen hatte.

„Berliner Kinder?" rief Schöller. „Ist das die Möglichkeit? Aber zum Donnerwetter! Warum habt Ihr es nicht weiter gebracht? Berliner Blut pflegt sich doch sonst nicht so leicht herunterkriegen zu lassen. Das ist doch ein saures Brot, das Ihr Euch verdient!"

„Ach, ja, lieber Herr. Darin haben Sie wohl recht," erwiderte schüchtern die Frau. Sie hüstelte wieder. Sie hatte offenbar nicht den Muth weiter zu sprechen.

Ihr Begleiter sah sie mit einem merkwürdigen Blick an, als ermuntre er sie, mit der Wahrheit nicht zurückzuhalten und ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen.

„Du brauchst Dich gar nicht zu schämen, Auguste!" sagte er endlich. „Unglück ist keine Schande. Können wir beide denn etwas dafür, daß uns die Menschen überall quälen und verfolgen? Es ist ja auch wirklich nicht auszuhalten. Sehen Sie" — er wendete sich dabei zum Stammtisch, wo die Unterhaltung schon längst verstummt war und Alles nur den Beiden zuhörte — „der liebe Gott hatte ihr Alles gegeben, Jugend und Schönheit und Talent. Und trotzdem!"

„Was redest Du da Alles zusammen! Halte den Mund, Fritz!" sagte die Sängerin. „Was langweilst Du die Herrschaften mit dem vielen Geschwätz! Wahr ist es ja, daß es hätte anders kommen können und viel, viel besser! Vor fünfzehn Jahren, als mich der Herr von Hülsen im Opernhause Probe singen ließ, da glaubte ich, mir gehöre die ganze Welt, und als der gute Herr mich für eine schwierige Passage aus dem „Barbier von Sevilla" lobte, mir die Backen streichelte und sagte: Mein Kind, lerne noch ein Jahr lang fleißig, nimm Dich vor Verführungen in Acht und bleibe brav, dann wirst Du eine schöne Carrière machen! — da hätte ich mit keiner Prinzessin tauschen mögen. Und nun —" Ihre Stimme verschleierte sich, die Thränen traten ihr in die Augen, und sie zog ein Taschentuch von zweifelhafter Beschaffenheit hervor, um sie zu trocknen.

„Was? Vor dem verstorbenen Generalintendanten haben Sie gesungen? Ist das die Wahrheit?" fragte Bellermann.

„Jawohl, das ist richtig," bemerkte Fritz. „Lügen thut Auguste nicht. Da können Sie Alle in dem Bureau in der Französischen Straße fragen, ob sich das so verhält. Ich habe sie zwar selbst nicht gehört, aber Alle meinten — —"

„Laß nur," beschwichtigte Auguste ihren Begleiter, „das interessirt die Herren doch gar nicht. Vorher wollten Sie ja wissen, woher wir sind. Nun, meinen Fritz werden Sie ja wohl an seinem Zungenschlag als richtigen Berliner erkannt

haben, und was mich betrifft, so bin ich auch nicht weit davon geboren, bei Teltow, von wo meine Mutter mich als ganz kleines Kind hierherbrachte. Ach, Herr Schöller, wenn Sie wüßten, was das für eine ordentliche und brave Frau war, und wie die sich schämen würde, wenn sie wüßte, wie ich mir die Groschen zusammenbetteln muß! Denn nicht Alle sind so gut wie Sie und diese Herren da. Wie oft haben sie mich schon, wenn ich ganz bescheiden meine Lieder zu singen anfangen wollte, aus der Thür gestoßen und mir hinterdrein noch allerlei nachgerufen, das ich, weiß Gott! nicht verdiene. Ich kann schon von Glück sagen, wenn ich mit Fritz auf die Höfe überhaupt hineingelassen werde."

„Aha!" rief Schöller, „Schnapke! Der hat Euch wohl das Leben vorher sauer gemacht!"

„Nein, der ist noch lange nicht der Schlimmste. Schnapke schimpft bloß. Aber die Anderen, die wollen, daß wir ihnen von dem Wenigen, was wir einnehmen, womöglich noch die Hälfte abgeben. Sonst lassen sie uns überhaupt gar nicht hinein. Solch' ein Volk ist das! Man sollte es nicht glauben. Und das thut weh, denn glauben Sie, ich bin ordentlich erzogen worden, und wenn das Unglück nicht gekommen wäre —."

„Auch das ist die reine Wahrheit. Wie Auguste Alles zusammenhält! Die weiß aus dem Nickel eine Mark zu machen und das immer auf die ehrlichste Weise."

„Ja, wenn wir nur Etwas zusammenzuhalten hätten," fuhr Auguste fort, „aber es vergeht manchmal ein Tag, ohne daß wir einen Groschen verdienen."

„Was waren Sie denn früher?" wendete sich Bergenroth fragend an den Mann. „Wo haben Sie denn das Singen gelernt."

„Bei ihr," entgegnete dieser, auf seine Begleiterin hindeutend, „sie kann Alles singen, auch die fremden Dialekte beherrscht sie, wie die Herren eben gehört haben. Ich bin so zu sagen ihr Schüler. Ich war lange Jahre Tapezierer und habe mein schönes Brot gehabt. Aber eines Tages, ich weiß selbst nicht, wie es eigentlich kam, da fing es an mir vor den Augen so komisch zu flimmern. Ich rieb daran, aber da wurde es nur um so schlimmer. Ich ging zum Arzt. Der verschrieb mir wohl was; aber ich fand nicht, daß es dadurch besser wurde. Im Gegentheil! Wenn ich auf die Stoffe, die ich vor mir hatte, genau hinsah, fingen mir immer die Augen an zu brennen, und die Stiche, die ich zu machen hatte, konnte ich schließlich gar nicht mehr sehen. Der Arzt meinte, wenn ich das noch ein Vierteljahr so weiter treiben würde, könnte ich ganz blind werden. Da war ich froh, eine andere Beschäftigung zu finden."

„Ihr seid Mann und Frau?" fragte Schöller. Die Beiden schlugen verlegen die Augen nieder und wagten es nicht, die Frage zu beantworten. „Ach, so!" fuhr Schöller fort, „Ihr lebt nur so zusammen."

Man merkte es ihm an, daß diese Entdeckung die Sympathie, die er für die Leute zu empfinden begann, bedeutend abkühlte; denn wenn er auch ein lustiger Kerl war, hielt er doch darauf, daß von den Einrichtungen, die unsere bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten, keine leichtfertig verletzt werde. Er hatte in dieser Beziehung durchaus strenge Grundsätze.

In diesem Augenblick ging, wie man so zu sagen pflegt, ein Engel durchs Zimmer. Bergenroth sah den Assessor bedeutungsvoll an, und Bellermann zupfte Schöller am Aermel, damit er die armen Leute durch sein Fragen nicht weiter in Verlegenheit bringe.

Man sah, wie die Frau mit einem Entschlusse rang, wie sie reden wollte und doch nicht die Kraft dazu hatte. Sie erfaßte das Glas, nahm einen Schluck daraus und athmete tief auf.

„Aber, Herr Schöller, wie sollte ich mir denn anders helfen? Wenn Sie wüßten, wie es mir ergangen ist, wie ich ins Unglück hineingetrieben wurde! Damals, als mich der Herr von Hülsen prüfen ließ, war ich brav und ordentlich. Ich studirte fleißig, vom Morgen bis zum Abend. Aber endlich reichten die Mittel nicht mehr aus. Meine Eltern waren schon längst todt, ich mußte sehen, mich allein durch das Leben zu schlagen. Ich bekam Unterstützungen, bald mehr, bald weniger. Es waren gute Menschen darunter, die sich mit dem Bewußtsein, etwas Gutes gethan zu haben, begnügten, aber auch schlechte, gewissenlose Menschen, die meine Jugend und Unerfahrenheit mißbrauchen wollten. Gott sei's gedankt! ich widerstand damals allen Versuchungen und blieb brav. Aber manchmal wollte mir doch der Muth sinken, denn ich wußte nicht mehr aus noch ein. Ich dachte schon daran, die ganze Kunst an den Nagel zu hängen und mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren, durch Nähen und Sticken. Hätte ich das nur gethan, dann wäre Alles anders gekommen."

Sie zog ihr Taschentuch hervor und fuhr sich damit über das Gesicht. Ihr Begleiter suchte sie zu trösten, indem er ihr die Worte zuflüsterte: „Na, das laß man gut sein. Bei mir sollst Du es nicht schlecht haben. So lange ich einen Bissen Brod habe, so lange wirst Du nicht zu hungern brauchen."

Sie nickte ihm wehmüthig zu, dann fuhr sie fort. „Da lernte ich eines Abends im zweiten Rang des Opernhauses, wo ich freien Eintritt hatte, und die Aufführungen fleißig mit ansah, einen Mann in den besten Jahren kennen, der mir im ersten Augenblick wegen seiner feinen Manieren ganz gut gefiel. Er war, wie ich später erfuhr, Häuseragent, machte Tauschgeschäfte gegen hohe Provisionen und wußte überall Bescheid. Er behauptete, alle Künstler zu kennen und schon manchen gefördert zu haben. Ich faßte Zutrauen zu ihm, ließ mich in vielen Dingen berathen. Endlich sprach er so warm und herzlich zu mir, erzählte mir so viel von der Stellung der Hausfrau und wie sehr er mich liebe, daß ich mich beschwatzen ließ und ihn wirklich heirathete. Anfänglich verlebten wir auch glückliche Zeiten. Er war fleißig, hatte gute Aufträge und verdiente in Folge dessen auch viel. Abends ging er nur mit mir aus, entweder ins Theater, wenn ein gutes Stück gegeben wurde, oder in die Philharmonie, zu den populären Concerten. Aber plötzlich veränderte er sich, so daß er gar nicht wiederzuerkennen war. Zuerst klagte er, daß die Geschäfte sehr zurückgingen, dann fing er an, des Abends allein auszugehen. Eines Tages kam er mit lallender Zunge und blödem Blick nach Hause. Er erkannte mich kaum, schrie wie ein Besessener, schimpfte mich aus und schlug wüthend um sich, obwohl ihm Niemand etwas zu Leide gethan hatte. Von diesem Tage an ging es mit unserem Glück bergab. Je mehr ich ihn bat, sein lüderliches Leben aufzugeben, desto

heftiger wurde sein Toben. Schließlich kannte er in seiner unglücklichen Leidenschaft überhaupt kein Maß und Ziel mehr. Er kam oft die Nächte nicht mehr nach Hause und behandelte mich wie die gemeinste Person. Aber nicht nur mit Worten allein beleidigte er mich, nein, auch thätlich, und was ich bei dieser Behandlung Alles zu ertragen gehabt habe — ich kann es Ihnen nicht beschreiben. So verging ein volles Jahr. Mein Mann kümmerte sich nicht mehr um mich. Er trieb sich des Abends in den Wirthshäusern oder mit schlechter Gesellschaft herum. Viele Wochen lang schon war er nicht zu mir nach Hause gekommen. Einmal begegnete ich ihm auf der Straße, ich redete ihn an, ermahnte ihn, doch wieder zu mir zurückzukehren, er aber lachte mich aus und stieß mich von sich. Von diesem Augenblick an habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ist er gestorben? Hat er sich das Leben genommen oder ist er verunglückt? Ich weiß es nicht. Aber ich mußte doch leben. Da lernte ich ihn kennen" — sie wies auf Fritz, der diese Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und sich dabei immer den Bart gestrichen hatte — „und seitdem haben wir dies Leben begonnen, das wahrhaftig nicht schön ist, das uns doch aber immer vor dem Aergsten schützt".

„Bist Du nicht zufrieden?" fuhr ihr Gefährte ihr in die Rede. „Haben wir nicht unser Auskommen? Und sagte uns nicht neulich Jemand, daß er uns fürs Reichshallentheater engagiren wollte?"

„Ach, daraus wird ja nichts," entgegnete sie mit weinerlicher Stimme, „und denkst Du, daß ich Lust habe, mein ganzes Leben auf den Höfen zuzubringen und von der Gnade grober Portiers abzuhängen, ob die mich hineinlassen wollen oder nicht?"

„Nun, wenn Du eine so feine Dame bist, daß Dich so etwas gleich beleidigt, dann ist Dir nicht zu helfen," bemerkte Fritz; aber man konnte es ihm vom Gesichte ablesen, daß es ihm schon leid that, als er diese Worte kaum ausgesprochen hatte.

„Sie hat ganz Recht," rief Schöller, „das ist auch wirklich kein Leben. Das muß anders werden, wenn Ihr ernstliches Verlangen nach einer ruhigen und ordentlichen Thätigkeit tragt."

„Wenn Sie das erreichen könnten," flüsterte das arme Weib, und ein paar dicke Thränen liefen ihr über die Wangen. Sie sah in diesem Augenblick so gebrochen und verstört aus, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Ich habe ja auch anfänglich nicht gewußt, daß es so kommen würde. Aber das packt Einen, man weiß selbst nicht wie. Noch immer denke ich an den schrecklichen Nachmittag, als mir der letzte Bissen ausgegangen war. Kein Feuer auf dem Herde, kein Stückchen Brot auf dem Tisch. Wissen Sie wohl, was das heißt? An diesem Tage hat dieser Mann, mein Fritz, sich meiner angenommen. Ich warf einen Mantel um, forderte Fritz auf mich zu begleiten und ging in das erste beste Wirthshaus, wo ich den Leuten beim Wein oder Bier etwas vorsang. Seitdem ist das aus mir geworden, was Sie jetzt vor sich sehen. Ich kann schon von Glück sagen, wenn man uns nicht wie Hunde von den Thüren jagt. Wir sind wie gehetztes Wild. Auch vor der Polizei sind wir nicht sicher, da ich keinen Gewerbeschein aufzuweisen habe."

„Weshalb seid Ihr aber noch nicht darum eingekommen?" fragte Schöller.

„Das habe ich wohl gethan," versetzte die Frau, „aber ich habe keinen bekommen. Der Polizeilieutenant meinte, ich müßte mich an meinen Mann wenden, ihn auffordern, daß er für mich sorgt. Aber, wie ist das wohl möglich, da ich keine Ahnung habe, wo er sich aufhält, ob er überhaupt noch am Leben ist?"

„Wenn wir nur erst drüben sind, wird es uns schon besser gehen," meinte der Mann. „Da soll man leicht Geld verdienen können."

„Wovon ist die Rede?" fragte Schöller verdrießlich, „ich verstehe nicht."

„Fritz meint, wir sollten nach Amerika fahren. Er hat schon mit einem Mann gesprochen, der uns umsonst mitnehmen will, mich als Hülfsarbeiterin in der Küche und ihn für andere Arbeiten, die in sein Fach schlagen. Aber, ich glaube, aus dem Allen wird nichts werden. Wer steht uns dafür, daß es uns drüben nicht noch schlechter geht als hier? Ich habe schon allen Muth verloren; am besten wenn das Alles ein Ende hätte. Ich habe doch keine Freude mehr am Leben". Sie sank auf den nächsten Stuhl, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Auch ihrem Begleiter standen die Thränen in den Augen, die er mit der Rückseite der rechten Hand abwischte.

An dem Stammtisch war von der übermüthigen Laune, die vorher Alle beherrscht hatte, schon lange nichts mehr zu spüren. Jeder Einzelne beschäftigte sich mit dem Schicksal der beiden Unglücklichen und dachte darüber nach, wie ihnen wohl geholfen werden könne. Eine Weile sprach Niemand ein Wort. Endlich sprang Bellermann von seinem Stuhl auf und rief: „Herrschaften, hier muß etwas geschehen. Das kann nicht so weiter gehen. Wir sind heute lustig und guter Dinge gewesen, wie es braven Menschen wohl ansteht. Aber nun wollen wir auch einmal ein ernstes Wort miteinander reden. Der Wein erfreut des Menschen Herz. Aber er wäre nur halb so viel werth, als er in Wahrheit ist, wenn er nicht gleichzeitig alle besseren Triebe in uns weckte, wenn er uns nicht das Gefühl des Mitleids, der Hülfsbereitschaft, der Nächstenliebe wie einen belebenden Strom durch die Adern triebe. Kinder, gibt es etwas Schöneres, etwas Erhebenderes, als guten Menschen, die in Bedrängniß gerathen sind, zu nützen, sie aus dem Schlamm, in dem sie zu versinken drohen, wieder herauszureißen? Das weiß vielleicht Niemand besser als ich, denn Ihr glaubt nicht, wie viel Noth und Elend es grade unter uns Komödianten gibt, trotz aller glänzenden Außenseite, die von den Meisten zum Glück allein wahrgenommen wird. So wollen wir heute diesen Leuten zeigen, daß noch gute Menschen auf der Welt sind und daß sie keine Ursache haben, zu verzweifeln."

„Schön!" riefen Kremnin und Bergenroth. Nur Schöller sah ärgerlich auf den Boden und gab keine Antwort. Er ließ es darauf ankommen, daß man ihn fragte, was ihn denn so plötzlich verstummen lasse, wo es doch grade Zeit zum Reden sei. Da richtete sich Schöller mit einer komischen Gebärde des Unmuths auf, sah jeden Einzelnen von dem Stammtisch an und sagte endlich mit erhobener Stimme: „Ihr — — mit Erlaubniß zu sagen! — glaubt Ihr denn, daß ich mich von Bellermann so blamiren lassen werde? Habt Ihr von H. J. Schöller schon jemals etwas Ruppiges gehört? Und ruppig, über die

Maßen wäre es, wenn ich mir heute die Gelegenheit, etwas Gutes zu stiften, von einem Andern vor der Nase wegnehmen lassen wollte. Mein lieber Bellermann, Sie haben auf Ihren Künstlerscheitel bereits Ehren genug gehäuft; wir wissen, daß Sie das beste Herz von der Welt haben. Ueberlassen Sie es einmal mir, für diese beiden armen Leute zu sorgen. Was, Teufel! Der liebe Gott sollte meiner Hände Arbeit segnen, und ich sollte kein Herz für unverschuldetes Unglück haben? Das wäre ja noch schöner! Nein, nein, das nehme ich allein auf meine Kappe. Und Ihr sollt sehen, es wird den Beiden von heute ab nicht mehr schlecht gehen, wenn sie wirklich ein anderes Leben beginnen wollen. Heute sind es zwanzig Jahre, daß ich an dieser Stelle wirthschafte. Kann ich diesen Tag auf eine anständigere Weise feiern, als indem ich etwas Gutes thue? Also nichts da, diese Beiden sind meinem Schutze anvertraut. Ich werde mich darnach erkundigen, ob sich wirklich Alles so verhält, wie sie sagen, und wenn das der Fall ist, sollt Ihr etwas erleben, das Euch Allen Freude machen wird."

„Schöller, Ihr seid ein Goldkerl," rief Kremnin, „aber was nicht geht, das geht nicht. Mitgefangen, mitgehangen! Wir wollen Alle durch die Bank mitthun! Glauben Sie etwa, Sie haben ein besseres Herz als wir? Oho! Denken vielleicht, daß so ein Jurist außer der Strafprozeßordnung nichts weiter kennt? Aber da haben Sie sich gründlich getäuscht." Er ergriff einen in der Nähe stehenden Teller und legte mehrere Goldstücke hinein. „So, das ist mein Beitrag, und da sehe ich ja auch schon zu meiner Freude, wie Freund Bellermann in die Tasche greift und unser verehrter Herr von Bergenroth diesem löblichen Beispiele folgt. Wie das klingt und klappert! Nun, wir werden ein nettes Sümmchen zusammenbekommen, wenn der Hausvater Schöller sein Versprechen wahr macht und zeigt, daß es auf der Gotteswelt keinen anständigeren und vornehmer denkenden Menschen gibt als den Berliner. Da sollen sie nur draußen im Reich über uns schimpfen, uns kalt, witzelnd und gemüthlos nennen. Wir wissen doch, daß wir Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben. Das walte Gott!"

„Zweifelt Ihr daran, daß ich thue, was ich gesagt habe? Aber das erkläre ich Euch" — hier wendete sich Schöller gegen die beiden Leute, die vor lauter Rührung keines Wortes mächtig waren und immer nur stumm auf die zum Frühschoppen versammelten Zecher hinsahen —, „mit Eurem Zusammenleben, wie Ihr es jetzt treibt, bin ich nicht einverstanden. So etwas bringt keinen Segen! Entweder, oder! Wenn Ihr Euch gut miteinander vertragt und glaubt, Euren Lebenswagen zweispännig an allen Prellsteinen und Abgründen vorbei sicher lenken zu können — dann Gott befohlen! Ich wünsche und hoffe alles Gute, obwohl ich als alter Junggeselle nichts davon verstehe. Aber so dürft Ihr nicht länger zusammen leben. Sie sagen, Ihr Mann habe Sie verlassen und Sie selbst verabscheuen ihn. Nun gut, dann wird das Gericht Ihnen schon die Freiheit wieder zurückgeben, nach der Sie sich sehnen, und Sie in den Stand setzen, den Mann zu heirathen, der Ihnen eine Stütze ist. Das ist die erste Bedingung, die ich stelle, wenn ich für Euch etwas thun soll. Die andere besteht darin, daß Ihr Eure jetzige Beschäftigung aufgebt und etwas unternehmt, wo-

bei Ihr ein menschenwürdiges Dasein führt. Für alles Weitere werde ich schon sorgen."

Die beiden armen Teufel wußten sich vor lauter Freude über das unverhoffte Glück nicht zu fassen. Sie wollten Schöller die Hände küssen, aber das wies dieser entschieden zurück. Das sei Alles Unsinn, meinte er, solche Ehren gebührten keinem Menschen, und wer sie sich gefallen lasse, werde für seine Ueberhebung eines Tages gestraft werden.

In diesem Augenblick wurde das dicke rothe Gesicht Schnapke's am Fenster des Comptoirs sichtbar. Schnapke wußte gar nicht mehr, was denn eigentlich heute vorging. So seltsam hatten sich sein Herr und dessen Gäste noch niemals benommen. Es schien ihm ein über die Maßen thörichter Einfall zu sein, daß man die beiden Straßensänger in das Zimmer hereingenöthigt hatte. Noch unbegreiflicher wollte es ihm aber erscheinen, daß man sich mit Leuten, die er immer nur als „Pack" zu behandeln gewöhnt war, in ein langes Gespräch eingelassen. Von seinem Keller hatte er einige unzusammenhängende Sätze aus der Erzählung der Frau vernommen und sich allerlei Verdrießliches dabei gedacht. Endlich trieb ihn die Neugierde, seine Arbeit im Keller einige Augenblicke ruhen zu lassen und sich den wunderlichen Auftritt in der Nähe zu betrachten. Er mußte doch nach dem Rechten sehen! Er stellte sich also ans Fenster, wagte sich dabei etwas zu weit vor und wurde von den Stammgästen bemerkt.

„Schnapke!" rief in diesem Augenblick Schöller, „kommen Sie herein." Schnapke folgte diesem Ruf nur widerwillig und mit einem giftigen Blick auf das Sängerpaar, das plötzlich auf eine für ihn unbegreifliche Weise so zu Ehren gekommen war. „Schnapke!" fuhr Schöller fort, „Sie sind ein furchtbarer Grobian, aber ein ausgezeichneter Kerl. Daß Sie sich heute als der Einzige meines Geschäftsjubiläums erinnert haben, das vergesse ich Ihnen nicht, und wenn Sie mir versprechen, daß Sie sich bei mir nicht bedanken werden, was ich, wie Sie wissen, durchaus nicht leiden kann, will ich Ihnen ebenfalls eine Freude machen. Ich will Ihnen von heute ab Ihr Gehalt verdoppeln, aber nur unter der Bedingung, daß Sie diese ehrlichen Leute, wenn sie sich wieder bei mir sehen lassen, nicht noch einmal so derb anfahren, wie Sie es heute gethan haben. So, nun gehen Sie wieder an die Arbeit und gratuliren Sie mir, wenn ich dreißig Jahre an diesem Platze aushalten sollte, ebenso treu und herzlich, wie Sie es heute gethan haben. So, und nun marsch 'raus! Der Burgunder muß noch heute vollständig abgefüllt sein." Damit drehte er Schnapke, der so lange mit einem unbeschreiblich dummen Gesicht zugehört hatte, ohne ein Wort herausbringen zu können, bei den Schultern herum, gab ihm einen leichten Schlag auf den Rücken und ließ ihn wieder abtreten. Die kleine Scene war von so köstlichem Humor erfüllt, daß sie alle Sentimentalität verscheuchte. Kremnin hielt sich wieder sein Bäuchlein, Bellermann lachte aus vollem Halse und Bergenroth schmunzelte ebenfalls ganz vergnügt. Sogar die beiden Sänger konnten sich nicht enthalten, ein Paar sehr vergnügte Gesichter zu zeigen, wozu sie allerdings nach dem Erlebten auch alle Ursache hatten.

Mittlerweile hatte Schöller das gesammelte Geld an sich genommen. Er gab der Frau ein Zehnmarkstück und erlaubte ihr, sich davon einen guten Tag zu machen, indem er sagte, daß sie das Uebrige später erhalten sollten. „Aus dem dummen Plane, nach Amerika auszuwandern, wird natürlich nichts. Ihr sollt hier Euer Glück versuchen. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich! Das ist ein vortreffliches Sprüchwort. Ich glaube, ich habe mir schon etwas ausgedacht, womit Euch geholfen werden kann. Morgen Nachmittag tretet Ihr wieder hier an. Dann bin ich allein im Comptoir, und Ihr sollt hören, was ich mit Euch vorhabe. Und damit Gott befohlen!"

Es schien, als ob die beiden also Angeredeten neue Menschen geworden wären, weil sie ein Strahl der Herzensgüte und Nächstenliebe, an die sie schon lange nicht mehr glaubten, getroffen und ihnen das verkümmerte Gemüth erwärmt hatte.

Inzwischen war es bereits halb drei Uhr geworden. Das war für die Theilnehmer dieses Frühschoppens eine ungewohnte Stunde, und allgemein wünschte man die Sitzung für heute zu schließen, damit sie morgen mit frischer Kraft, aber, so hoffte man, weniger geräuschvoll und übermüthig als heute wieder aufgenommen werden könne. Aber von einem so frühen Aufbruch wollte Schöller durchaus nichts wissen. Er bestand vielmehr darauf, daß zur Feier des Tages noch ein letzter Trunk genehmigt werde, und da er in solchen Dingen sehr empfindlich war und eine Ablehnung seiner Bitte leicht als eine Kränkung aufgefaßt hätte, mußte die Tafelrunde ihm wohl oder übel seinen Willen thun und nochmals auf seine Gesundheit trinken. Schöller sprang herum wie ein Häschen, tanzte und sang. Er sagte, er fühle sich so wohl, als ob er das große Loos gewonnen hätte. Schließlich wollte er seine Freunde gar nicht mehr aus dem Comptoir herauslassen, und brauchte allerlei Listen, um sie jedesmal, wenn sie Rock und Hut ergreifen wollten, noch einige Minuten zurückzuhalten. Aber allmälig gelang es denn doch dem Einen, nachher dem Andern, sich stillschweigend aus dem Zimmer zu entfernen.

Als der Buchhalter, der zu Tisch gegangen war, wieder ins Comptoir zurückkehrte, fand er seinen Chef allein vor seinem Glase sitzend und leise mit sich redend. So etwas war in diesen Räumen noch niemals vorgekommen. War es das edle Rebenblut, das ihm zu Kopf gestiegen oder der Gedanke an die gute That, die er ausführen wollte, was ihn so träumerisch erscheinen ließ?

Schöller sah seinen jungen Mann nicht, er hatte auch ganz vergessen, daß er in seinem Comptoir war. Seine vom Wein beflügelte Phantasie trug ihn weit in die Vergangenheit zurück. Er sah sich als Knaben, unerfahren und leichtsinnig, auf das Berliner Pflaster geworfen. Er erinnerte sich, wie er über Hindernisse und trübe Erfahrungen aller Art hinwegsetzen mußte, um zu einer gesicherten Lebensstellung zu gelangen. Ihm war es gelungen, sich den Weg zu bahnen, aber wie Viele neben ihm waren gestrauchelt! Wie viele brave, reich veranlagte Menschen hatte er untergehen sehen, so daß von ihnen weiter nichts zurückblieb als die Erinnerung an nutzlos vergeudete Kraft. Der Eine war in ödem Wirthshausleben zu Grunde gegangen, der Andere hatte sich dem Spiel ergeben und darüber den besten Theil seiner selbst verloren. Dieser war einer wahn-

sinnigen Speculation zum Opfer gefallen, Jener von einer unbegreiflichen Leidenschaft für eine Unwürdige um die schönsten Jahre seines Lebens betrogen worden. Ja, er wußte es aus eigener Erfahrung, wie viel, wie entsetzlich viel das Berliner Leben verschlingt. Ihm wollte es in diesem Augenblick scheinen, als ob es nur vom Zufall abhinge, wenn hier ein tüchtiger Mensch, dort eine verlorene Existenz aus diesem Boden herauswächst. Noch eben erst so ausgelassen und heiter, fühlte er, daß es ihm auf einmal weich und wehmüthig, wie er es lange nicht empfunden hatte, ums Herz wurde. Eine unbeschreibliche Ahnung von der Macht und Bedeutung des Guten kam über ihn. Er dachte an die Worte, die Bellermann vorher gesprochen hatte. Es gibt nichts Erhebenderes, sagte er sich, als wenn man den Unterdrückten helfen, sie wieder aufrichten, ihnen den Glauben an das Leben zurückgeben kann. Er dankte es diesem einsamen Plätzchen, dem Verkehr mit gebildeten, guten Menschen, daß diese Ueberzeugung in ihm von Jahr zu Jahr immer lebendiger geworden war. An diesem alten wackligen Eichentisch, in dieser vom Tabaksqualm geschwärzten Ecke hatte er Freunde gewonnen, von denen er wußte, daß sie ihm treu ergeben seien, daß sie seine Vorzüge zu schätzen wußten. Und er selbst schuldete ihnen eine Fülle von Anregung und Belehrung. Mußte er nicht dankbar sein für die vielen frohen Stunden, die er hier verlebt hatte? Er segnete den Frühschoppen und die kleine Tafelrunde und überließ sich dem Spiel seiner Gedanken, bis ihn sein Buchhalter darauf aufmerksam machte, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche, der schon dreimal nach ihm gefragt habe.

„Nun, Sie Schafs—", brummte Schöller, indem er aus seinen Träumereien auffuhr, „warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" Er wußte nicht, daß er während der letzten halben Stunde für Alles, was um ihn vorging, weder Auge noch Ohr gehabt hatte.

Schöller fertigte den Besuch so schnell als es nur gehen wollte ab. Dann ging er zwei Stunden im Thiergarten spazieren, freute sich über die Eichhörnchen, die so geschickt von Baum zu Baum, von Ast zu Ast sprangen, und als er seine Wanderung beendigt hatte, fühlte er sich ganz frisch und munter. Von seinen romantischen Empfindungen hatte er sich wieder vollkommen erholt. Er dachte jetzt nur noch an das arme Sängerpaar, für das er zu sorgen hatte.

Was er versprochen, hat er auch redlich gehalten. Fortan brauchten die Beiden sich nicht mehr in den Gasthäusern und auf den Höfen herumzutreiben. Mit Schöller's Unterstützung war es ihnen möglich geworden, in einer der Nebenstraßen der Linden ein kleines, aber sauberes Kellerlocal zu miethen und darin einen bescheidenen Handel mit Vorkost- und allerlei Gemüsewaaren zu begründen. Auf eine gerichtliche Aufforderung hatte sich der verschollene Mann schließlich in Amerika wirklich gemeldet, aber kurzweg erklärt, daß er nicht daran denke, nach Europa zu seiner Frau zurückzukehren. Kurz darauf starb er an den Folgen seines traurigen Lebenswandels. Das Gericht hatte aber schon früher die Scheidung ausgesprochen, und so waren beide, wie Schöller immer gewünscht hatte, rechtmäßig Mann und Frau geworden.

Ein Jahr später hatten sich die Leutchen aus dem Keller schon in den darüber im Parterre befindlichen Laden emporgearbeitet, ein Materialwaarengeschäft

begründet und sich eine sichere Kundschaft erworben. Die Frau greift überall tüchtig zu, und die Arbeit wird ihr nicht immer leicht. Trotzdem sieht sie viel frischer und gesunder aus als jemals zuvor. Ein pausbäckiger Junge hängt an ihrer Schürze und ruft ihr, wenn sie sich nur drei Schritte von ihm entfernt, mit gellender Stimme: „Mama!“ nach. Helle Vaterfreude leuchtet vom Gesichte des Mannes. Sie sind beide glücklich und zufrieden. Nur an ihre frühere Thätigkeit als Sänger wollen sie nicht gern erinnert werden.

Der Tag, der ihnen so viel Glück beschert hat, ist von ihnen, wie man sich denken kann, nicht vergessen worden. Jedes Jahr, wenn er wiederkehrt, treten sie beide in sauberen Kleidern bei Schöller an und bringen ihm und dem Stammtisch irgend eine Aufmerksamkeit, am liebsten einen Leckerbissen aus ihrem großen Lager von Delicatessen, immer ganz feine und ausgesuchte Sachen, die dann mit großem Appetit und Behagen gemeinsam verzehrt werden. Der Frühschoppen besteht noch, nur ist aus dem alten Stamm der Assessor ausgeschieden, weil er als Amtsrichter in eine kleine rheinische Stadt versetzt wurde. Für diesen Verlust hat sich aber Schöller durch mehrere neue Gäste, die täglich bei ihm oft ganz ausführliche Weinproben abhalten, zu entschädigen gewußt. Noch immer hat er sein gemüthlich derbes Wesen beibehalten. Er ist schon am Ende der Fünfzig angelangt, hofft aber mit Bestimmtheit, sein dreißigjähriges Geschäftsjubiläum in voller geistiger Frische und Gesundheit zu erleben, was ihm Jeder von seinen Gästen gewiß aus vollem Herzen gönnt.

Zur neuesten Heine-Literatur.

Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode. Mit vier Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1892. — Ernst Elster, Heine's Liebe zu Therese in B. Seuffert's Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Weimar, H. Böhlau. 1891. — Karl Hessel, Heine's Buch Le Grand. Ebenda. 1892.

In seinem Testamente vom 13. November 1851 spricht Heine den Wunsch aus, daß alle Papiere und Briefe, die er hinterließe, seinem Neffen Ludwig v. Embden zur Verfügung gestellt würden. Herr v. Embden hat der Wittwe auch schon bei Ordnung des Nachlasses zur Seite gestanden und vermittelt, daß der bedeutendste Theil an den Sohn und Nachfolger Campe's überging und 1869 von Strodtmann in einem Supplementbande zu der Gesammtausgabe von Heine's Werken veröffentlicht wurde. Neuere Biographen des Dichters, wie Karpeles und Proelß, haben ihm den Dank für werthvolle Mittheilungen ausgesprochen. Jetzt bringt das über diesen Zeilen genannte Buch 122 bisher ungedruckte Briefe Heine's an seine Mutter und seine Schwester, seinen Schwager und seinen Onkel Henry, unzweifelhaft eine wesentliche Bereicherung der zuerst von Strodtmann, zuletzt von Karpeles mit so großem Fleiße zusammengestellten Briefsammlungen. Ueber das Vorhandensein dieser Briefe hatte bereits vor zwölf Jahren die älteste Schwester des Herausgebers, Fürstin della Rocca, sich geäußert, mit dem Bemerken, sie würden nicht veröffentlicht werden, weil sie nichts Interessantes für das Publicum enthielten[1]). Ein Glück, daß Herr v. Embden diese Ansicht nicht getheilt und die Voraussage nicht in Erfüllung gebracht hat.

Von Heine's Verhältniß zu Mutter und Schwester geben schon seine Gedichte eine Ahnung. Wer erinnert sich nicht an die beiden jugendlichen Sonette und an das tief empfundene Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht", das nach zwölfjähriger Trennung so rührend die Sehnsucht des Dichters ausspricht, bis er dann bei der Winterreise 1843 „die alte Frau, die am Dammthor wohnte, und das Lottchen in der Nähe" aufsuchen konnte. Auch aus ihren Jugendbriefen, die Strodtmann in der „Deutschen Rundschau" 1877 veröffentlichte, war Heine's Mutter Peira, später Betty v. Geldern, uns bekannt. Sie erscheint darin als eine kluge, kräftig geartete Natur, vorwiegend auf das Praktische gerichtet, aber nicht so sehr, daß das Ideale darüber vergessen wäre. Ueber den Verlust „eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus war und schon ein Verdienst besaß, das sich täglich auf wenigstens sechs Kronthaler belief", sucht sie sich zunächst durch Nähen, Stricken und häusliche Geschäfte, dann, als diese nicht ausreichen, durch deutsche, französische und englische Lectüre zu trösten. „Aber alle meine Lieblingsdichter," heißt es weiter, „finde ich jetzt, obschon in ihrer Landessprache, wenn sie komisch sind, fade, und wenn sie traurig,

[1]) Erinnerungen an Heinrich Heine. Von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1881. S. 10.

vollends unausstehlich; auch meine Flöte, die sonst die wahre, harmonische Freundin meiner Freuden und Schmerzen war, versagt mir jetzt ihre Theilnahme." Man begreift, wie eine Frau von solcher Geistesrichtung den Sohn zuerst in eine einträgliche Laufbahn zu bringen suchte, aber als dies am Kaufmannstische sich unausführbar erwies, auch an seiner literarischen Entwicklung, seinem schriftstellerischen Ruhme lebhaften Antheil nahm. Als er die Universität bezog, hat sie, um einige Lücken der Ausstattung auszufüllen, ihre Juwelen nicht geschont. Der Sohn hatte wahrlich Ursache, solche Gefühle zu erwidern: neben seiner poetischen Begabung war der Besitz einer solchen Mutter und der immer liebevollen Schwester wohl das Beste, was die Natur ihm mitgegeben hatte.

Von den Briefen, welche an die Eine und Andere gerichtet wurden, bilden die vorliegenden gewiß nur einen kleinen Theil. Briefe an die Mutter erhielten sich erst in späteren Jahren, der erste an die Schwester ist aus der Bonner Universitätszeit vom 22. März 1820 datirt; er schließt mit der Frage: „Bist Du auch werth, daß ich Dich so lieb habe?" Nachdem Charlotte im Januar 1823 sich mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden verlobt und am 22. Juni verheirathet hatte, trat Heine auch mit dem künftigen Schwager in Briefwechsel, und blieb, wie die zahlreichen Zeugnisse aus den Jahren 1823—1825 beweisen, mit dem jungen Ehepaar in lebhaftem schriftlichen und persönlichen Verkehr. Als älterer Bruder nimmt er an allen häuslichen Angelegenheiten Theil; beiden Gatten gibt er den Rath, Schwächen und „Caprizchen" gegenseitig zu ertragen; er warnt die Schwester vor fetten und gewürzten Speisen; selbst auf die Wahl der Mägde erstreckt sich seine Sorgfalt. Daneben ergießt sich freilich ein Strom zärtlicher Worte, die man eher aus dem Munde eines Liebhabers als eines Bruders erwarten möchte. „An Dich denke ich sehr oft, Du liebes, durchsichtiges Kind," heißt es am 7. November 1823. „Wie oft sehne ich mich danach, Deine kleinen Alabasterpfötchen zu küssen!" Er nennt sie seine „süße Kristallpuppe"; alle Vorzüge ihres Geistes, Herzens und Körpers stehen im schönsten Verhältniß; „Lottchen ist Musik, ganz Ebenmaß und Harmonie" (S. 9). Es schmerzt ihn, von Lüneburg, dem damaligen Wohnsitz der Eltern, nach Göttingen abreisen zu müssen, ohne das süße Wesen wieder gesehen und geküßt zu haben (26. December 1823). Zum Ersatz küßt er wenigstens ihre Briefe, „die ganz das Gepräge ihrer netten Seele tragen". Auch zu Moritz Embden weiß er sich gut zu stellen, wenn auch ihre Lebensauffassung wenig übereinstimmte, oder, wie Heine sich ausdrückt, im Kopfe des Schwagers die Schrauben zu fest, in seinem eigenen zu locker geschraubt waren. „Es ist mir lieb," heißt es schon bei der ersten Gratulation am 2. Februar 1823, „daß der künftige Mann meiner Schwester kein Revolutionär ist. Auch finde ich es sehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam ist, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünscht, und für seine und Europas Ruhe besorgt ist. Bei mir sind andere Verhältnisse obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bißchen seltsam gestimmt, wenn ich zufällig in den Zeitungen lese, daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind. Obschon ich aber in England ein Radicaler und in Italien ein Carbonari bin, so gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutschland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser Letzteren einige tausend jüdische Hälse, und just die besten, abgeschnitten werden."

Für Heine's Charakter und Lebensansichten enthalten diese frühen Briefe manchen bedeutenden Zug. Von seinen literarischen Arbeiten, überhaupt von seinen äußeren Erlebnissen, ist verhältnißmäßig wenig die Rede. Doch schickt er am 3. Mai 1823 die Tragödien, und am 9. Januar 1824 widerspricht er der Meinung Charlottens, daß er an einem neuen Trauerspiel arbeite. „Das Stück," fährt er fort, „existirt bis jetzt bloß in meinem Kopfe, wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank, um etwas zu schreiben, und meine wenigen gesunden Stunden sind meinen Studien gewidmet. Es ist jetzt überhaupt

noch immer die Zeit der Saat bei mir, ich hoffe aber auf eine gute Ernte. — Ich suche die verschiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen und werde mich in Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Theil von mir, ich glaube, Du kennst mich hinlänglich, um dieses zu begreifen. Deinen Rath, recht Viele in meinem Trauerspiel sterben zu lassen, habe ich mir bemerkt. Ach Gott! ich wollte, ich könnte alle meine Feinde darin sterben lassen." Bald darauf, am 31. Januar 1824, meldet er seine Uebersiedlung nach Göttingen. Auf der Lüneburger Heide, „die ein Drittel der Ewigkeit ist", „machte er aus Langeweile Verse, auch Verse an die Schwester"; wahrscheinlich entstand damals die anmuthige Schilderung der Kinderzeit: „Mein Kind, wir waren Kinder". Die juristischen Studien, die der Muse einen „Maulkorb" anlegen, die Reise nach Berlin im Frühjahr 1824, die Doctorprüfung in Göttingen, die feierliche Promotion und, was ihr vorherging, die Taufe am 28. Juni 1825, finden in den Briefen dieser Jahre kurze Erwähnung. Nur einmal, am 8. Mai 1824, schildert er ausführlich ein artiges Erlebniß in Harzgerode, und diese Scene aus einer wirklichen Harzreise könnte in der anderen poetisch ausgeführten ohne Veränderung einen Platz finden. Auch hier würde ich das Citat mir nicht entgehen lassen, wenn es nicht bereits so mancher Berichterstattung über die Briefe zur Zierde gereichte.

Im November 1825 begegnet uns Heine wieder in Hamburg; schon dadurch erklärt sich die Beendigung des Briefwechsels mit dem Embden'schen Ehepaar. Es beginnt die Zeit, welche für den Dichter die tiefe Abneigung gegen die Kaufmannsstadt begründete. Seine Hoffnungen auf eine sichere Lebensstellung verwirklichten sich nicht; seine Herzensneigungen fanden keine Erwiderung. Durch die Taufe fühlte er sich äußerlich nicht gefördert, innerlich mit sich selbst im Zwiespalt. Er stürzte sich in den Taumel des Hamburger Lebens, gerieth in Unannehmlichkeiten mit seinem Onkel und auch zu seinem Schwager in einen Gegensatz. Briefe an Freunde enthalten mehrmals bittere Worte gegen Moritz Embden; sogar über Charlotte schreibt er am 24. Februar 1826 an Moser: „Ich habe dieser Tage meine Schwester verloren." Nur zu gut hat er selber dafür gesorgt, daß Niemand zweifeln kann, wer bei diesem Zerwürfniß die Schuld trug. Die Geburt seines Neffen Ludwig v. Embden mußte Heine im Herbst 1826 in Norderney aus der Hamburger Zeitung erfahren. Ein Brief aus Lüneburg vom October desselben Jahres schlägt dann der Schwester gegenüber wieder einen freundlichen Ton an. Merkwürdig die frommen Gesinnungen, von denen dieser Brief erfüllt ist: „Möge Gott das liebe Kind in seine besondere Obhut nehmen. Mein Herz ergießt sich täglich in den frömmsten Wünschen für Dich und Deine Kinder. Sei Du nur gut und Du wirst glücklich sein, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden."

Erst in einem Briefe vom 13. Mai 1842 findet sich der Schwager wieder erwähnt: gewiß nur deshalb, weil aus der Zwischenzeit von Heine's Familienbriefen wenig übrig geblieben ist. Zwei Mal — 1833 und 1842 — wurde das Haus der Mutter mit Allem, was der Sohn an Manuscripten dort hinterlegt oder dahin gerichtet hatte, durch Brand zerstört. Aus den dreißiger Jahren bringt die neue Sammlung nur zwei Briefe an die Schwester vom 28. Juli und aus dem August 1830 und einen einzigen, den ältesten erhaltenen Brief an die Mutter vom 25. October 1833 aus Paris. Der alternden Frau war die lange Trennung von dem Sohne so schwer geworden, daß sie Neigung zeigte, ihn in Paris aufzusuchen. Damit war Heine nicht einverstanden, verspricht aber, im nächsten Sommer nach Hamburg zu kommen, ein Plan, der bekanntlich erst zehn Jahre später zur Ausführung gelangte. Erhalten hat sich noch der Brief vom 13. September 1841, in welchem Heine der Schwester „officiell" — sie scheint also früher darum gewußt zu haben — seine Vermählung anzeigt: „Den 31. August heirathete ich Mathilde Crescentia Mirat, mit der ich mich schon länger als 6 Jahre täglich zanke. — Sie ist jedoch vom edelsten und reinsten Herzen, gut wie ein Engel, und ihre Aufführung war während den vielen Jahren unseres Zusammenlebens so untadelhaft, daß sie von allen Freunden

und Bekannten als ein Muster der Sittsamkeit gerühmt wurde." Auch einem Briefe an die Mutter, nicht lange vor der furchtbaren Katastrophe am 8. März 1842 geschrieben, gibt die Charakteristik Mathildens den Hauptinhalt: „Meine Frau führt sich Gottlob sehr gut auf. Sie ist ein kreuzbraves, ehrliches, gutes Geschöpf, ohne Falsch und Böswilligkeit. Leider ist ihr Temperament sehr ungestüm, ihre Launen nicht gleich, und sie irritirt mich manchmal mehr, als mir heilsam ist. — Ich bin ihr noch immer mit tiefster Seele zugethan, sie ist noch immer mein innigstes Lebensbedürfniß, — aber das wird doch einmal aufhören, wie alle menschlichen Empfindungen mit der Zeit aufhören, und diesem Zeitpunkt sehe ich mit Grauen entgegen. Ich werde alsdann nur die Launenlast empfinden, ohne die erleichternde Sympathie. Zu andern Stunden quält mich die Angst vor der Hülflosigkeit und Rathlosigkeit meiner Frau im Fall ich stürbe; denn sie ist unerfahren und rathlos wie ein dreijähriges Kind!" „Hypochondrische Grillen" nennt Heine diese Sorgen; aber wie leicht hätten sie Wahrheit werden können, hätte nicht die uneigennützige Liebe des Dichters alle Gefahren überwunden.

Erst seit dem großen Brande tritt eine regelmäßige Folge der Briefe ein. Die nächsten sind ganz unter dem Eindruck des furchtbaren Ereignisses geschrieben. Noch ein Jahr später, am 23. Mai 1843 heißt es: „Ich kann den Brandschrecken nimmermehr vergessen. Ich vergesse auch nicht, wie groß meine liebe Schwester sich bei dieser Gelegenheit zeigte!" Meistens kommt in den Briefen dieser Zeit noch eine heitere Stimmung zum Ausdruck: herzliche Theilnahme für Familienereignisse, Befriedigung in der eigenen Häuslichkeit, Freude an der Arbeit, dazwischen freilich als Unheil verkündendes Vorzeichen schon Klagen über Augenleiden und Lähmung der Gesichtsmuskeln. Der Wunsch, seine Frau in die Familie einzuführen, war durch die zweite Reise nach Hamburg im Herbst 1844 nur unvollkommen erfüllt. Wenige Wochen nach der Rückkehr erhielt er in Paris am 28. December 1844 die Nachricht, daß Salomon Heine gestorben sei. Seit dem Tode seines Vaters, schreibt er am 29. December, habe ihn nichts so tief bewegt. Noch ärger als der Todesfall, traf aber der Schlag, daß der Onkel in seinem Testament den Dichter so gut wie übergangen hatte. Was den sonderbaren, jedoch für Heine stets wohlgesinnten Mann und den Vetter Karl Heine im letzten Grunde bestimmte, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt. Böswillige und verleumderische Zungen, vielleicht auch unvorsichtige Reden des Dichters mögen an dem Zwiespalt ihr gutes Theil haben. Für den Verlauf des Streites und die Art, wie Heine davon betroffen wurde, bleiben die Verhandlungen mit Campe und die Briefe an Detmold, die ich in der „Deutschen Rundschau" 1885 veröffentlichte, noch immer die unentbehrliche Quelle. Herr v. Embden theilt aus den Jahren 1845 und 1846 nicht mehr als vier wenig bedeutende Briefe mit, in denen nur eine zurückgehaltene, durch Gedankenstriche bezeichnete Stelle die wichtige Angelegenheit berührt haben könnte. Wahrscheinlich wurde, was Heine darüber schrieb, schon von der Mutter oder Schwester vernichtet; denn daß er den beiden nächststehenden Personen nichts sollte mitgetheilt haben, ist schwerlich anzunehmen. Um so weniger, als der Briefwechsel gerade in dieser Zeit besonders lebhaft wird. Aus dem Jahre 1847 erhalten wir zwölf Briefe, denen sich noch zwei — schon von Maximilian Heine veröffentlicht[1]) — vom 28. August und 5. October anreihen ließen. Immer von Neuem lesen wir auch jetzt und in der Folge die Versicherung, daß Mathilde sich gut aufführe, mehr oder weniger zanke, durch ihre Gutmüthigkeit viele Herzen gewinne, durch Verschwendungssucht ihren Mann oft in Verlegenheit setze und nicht mehr als ein Kind für sich zu sorgen wisse. „Führte sie sich nicht gut auf," schreibt er am 30. März 1848, „so würde ich ihr jetzt die Freiheit geben, wie alle Könige ihren Völkern; sie würde dann schon sehen, was bei der Freiheit herauskommt."

Mit unverkennbarem Mißvergnügen betrachtet Heine „das Weltrevolutionsgepolter", das ihn auch in den eigenen Interessen schädigte, ohne daß jedoch sein scharfer

[1]) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin 1868. S. 177 und 179.

Blick für die Ursachen und Folgen sich getrübt hätte. So sagt er schon 1849 den Staatsstreich Napoleon's, und am 18. August 1853 für das nächste Jahr den Krieg mit Rußland voraus. Unvermeidlich schleicht sich in diese aus dem Krankenzimmer geschriebenen Briefe eine Art von Monotonie. Wollte man die geistreichen und witzigen Aeußerungen über Personen und Zustände zusammenstellen, so würde der Ertrag kein geringer sein, aber der Grundton bleibt ein anfangs verhaltener, dann mehr und mehr hervorbrechender, hoffnungsloser Schmerzenslaut. Heine hat den Jammer seines Krankenlagers im „Lazarus" und in nachgelassenen Gedichten, man wagt nicht zu sagen, poetisch verklärt, aber in ergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht; in diesen Briefen muß man ihn noch einmal mit durchleben. Aber so traurig diese Schilderungen wirken, sie wecken doch um so stärker das Gefühl, daß nur eine ganz außerordentliche Geisteskraft in solcher Lage Ruhe und Umsicht, Theilnahme für alle großen Bewegungen der Zeit und sogar die Fähigkeit zu poetischen Schöpfungen sich ungeschwächt bewahren konnte. „Mein Geist war nie aufgeweckter, thätiger und rüstiger wie jetzt," schreibt Heine am 25. Juli 1850. Wenn Hillebrand in einem oft angeführten Briefe mittheilt, daß der Dichter sich vornehmlich umfangreiche wissenschaftliche Werke vorlesen ließ, so sehen wir den kranken, dem Verkehre mehr und mehr entfremdeten Mann jetzt die Beihülfe der Schwester vielfach in Anspruch nehmen, um aus Hamburgischen Leihbibliotheken die Erzeugnisse der neueren deutschen Literatur sich nach Paris zu verschaffen.

Und wie warm, wie jugendfrisch schlägt sein Herz für Alles, was seine Lieben angeht! Wieder wird die Schwester wie vordem in zärtlichen Schmeichelworten gepriesen, und der Mutter gegenüber wetteifern Liebe und Verehrung eines „gehorsamen Sohns", der sich auch wohl herausnehmen darf, die hochbetagte Frau in zutraulichem Scherz als „alte Gluck, alte Schachtel, alte süße Katze" anzureden. „Leb' wohl, liebe Mutter," heißt es in dem Briefe vom 21. Januar 1850, „der liebe Gott erhalte Dich, bewahre Dich vor Schmerzen und Augenübel; schone Deine liebe Gesundheit, und wenn Dir die Dinge auch manchmal nicht zu Wunsche gehen, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden sind, wie Du es bist, und wie Du es wahrlich zu sein verdienst, Du meine liebe, brave, rechtschaffene und treue Mutter. Was sind die Anderen in Vergleich mit Dir! — Man soll den Boden küssen, den Dein Fuß betreten hat."

Mit rührender Sorgfalt sucht Heine fort und fort das Uebermaß seines Elends vor ihr zu verheimlichen. So schildert er am 27. Mai 1848 seinen neuen reizenden Sommeraufenthalt in Passy. Er schreibt im Freien unter einer grünen Laube, wo die Sonnenlichter ihm aufs Papier spielen, auf einem Tisch, an welchem er eben mit seiner Frau sehr gut gefrühstückt und sich der häuslichen Ruhe, auch der schönen Spargel und Erdbeeren sehr gefreut hatte. Aber vierzehn Tage später muß er auf den Wunsch seiner Frau die „allzu große Täuschung, die der Mutter wegen nöthig war," der Schwester gegenüber aufheben. Er gesteht ihr, seit vierzehn Tagen sei er so gelähmt, daß er wie ein Kind getragen werden müsse. „Meine Beine sind wie Baumwolle, meine Augen entsetzlich schlecht." Und doch macht selbst dieser Brief noch den Versuch, seinem Zustand eine tröstliche Seite abzugewinnen, ein Bestreben, das auch die noch folgenden acht qualvollen Jahre nicht ganz unterdrücken können.

Nach zehnjähriger Trennung hatte Heine noch einmal die Freude, im Frühling 1854 seine älteste Nichte und im November 1855 die geliebte Schwester wiederzusehen. Sie schied Anfangs December mit der Hoffnung, im Frühling zurückzukehren; aber schon zwei Monate später, am 17. Februar 1856, war der Dichter nicht mehr unter den Lebenden. Noch drei Jahre mußte die Mutter seinen Verlust betrauern.

Dem Herausgeber schulden wir Dank, daß er die sämmtlichen, in seinem Besitz befindlichen 122 Briefe — die Fürstin della Rocca redete von 120 — veröffentlicht hat. Daß er an etwa zwölf Stellen einzelne Sätze ausließ, darf man, wo es sich um Familienangelegenheiten handelt, nicht verübeln. Einzelne Briefe mögen auch in der späteren Zeit verloren gegangen sein; so erwähnt Heine am 26. September 1850

(S. 205) ein junges Mädchen, von dem er geschrieben habe, ohne daß der Brief, auf welchen er sich bezieht, sich finden läßt. Von den Schriftstücken des Anhangs waren einzelne, wie das Testament vom 13. November 1851 und der Briefwechsel Mathilden's mit dem Herausgeber des „Figaro", schon bekannt. Wollte man sich nicht auf Ungedrucktes beschränken, so hätten besser die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen" gebotenen Familienbriefe — womöglich mit Benutzung der Originale[1]) — die vorliegende Sammlung vervollständigt. Wünschenswerth und in einer neuen kritischen Ausgabe unerläßlich wäre eine genaue Bezeichnung, ob Heine selbst oder ein Secretär die Feder geführt habe, z. B. am 6. Mai 1850. Wer hat die zahlreichen stilistischen Nachlässigkeiten und sogar die eigentlichen Sprachfehler in diesen Briefen verschuldet? Der Herausgeber sicher nur ausnahmsweise, öfter vielleicht der Dichter selbst. Denn wenn Heine über seinen Onkel spottet, der bei Tisch einen Diener für den Accusativ, einen andern für den Dativ zur Seite habe, so wäre für Schriftstücke seiner eigenen Hand eine ähnliche Bedienung nicht ganz überflüssig gewesen. Das fehlerhafte Deutsch des Elternhauses hat auch auf die Briefe des Sohnes, nicht allein in der Jugendzeit, sondern sein ganzes Leben hindurch eingewirkt. Selbst die Entwürfe seiner Schriften sind von solchen Fehlern nicht frei. Man kann es oft genug auf jenen großen Folioblättern beobachten, auf denen Heine nicht bloß in den letzten Jahren seines Lebens — die mir eben vorliegenden stammen aus dem Jahre 1841 — seine Gedanken mit dem Bleistift zu verzeichnen pflegte.

Neben Maximilian Heine und der Fürstin della Rocca ist Herr v. Embden unter Heine's Verwandten der Dritte, welcher Mittheilungen über den Dichter veröffentlicht. Nachrichten aus der Familie sind selten ohne Werth; denn die nächsten Angehörigen wissen Manches, was kein Anderer wissen kann. Aber gewöhnlich sind sie auch geneigt, das, was ihnen von Kindheit auf erzählt wurde, ohne genaue Prüfung als unumstößliche Wahrheit anzunehmen. So haben sich selbst in das Buch des Bruders Maximilian, das meistens unterschätzt wird, zahlreiche Irrthümer eingeschlichen. Noch weit mehr Irriges muß man in den Schriften der Fürstin della Rocca und in den Bemerkungen ausscheiden, welche Herr v. Embden den Briefen beigegeben hat. Die leichte Mühe, dergleichen zu berichtigen, kann und muß ich mir hier ersparen. Bücher wie das vorliegende darf man überhaupt nicht mit dem scharfen Auge eines Kritikers durchmustern; man nimmt sie auf wie die willkommenen Mittheilungen eines Augenzeugen, bei denen man auch einen Irrthum einstweilen unterlaufen läßt und sich gern enthält, den Erzähler durch Widerspruch zu verstimmen. Werthvoll ist insbesondere die Schilderung des Besuches, den Charlotte in Begleitung ihres Bruders Gustav im November 1855 dem Dichter abstattete (S. 282 f.); die Erzählung der Fürstin della Rocca wird dadurch mit interessanten Zügen bereichert. Dasselbe gilt von dem Besuche Heine's in Hamburg im Jahre 1844, bei welchem die Anwesenheit Mathilden's mancherlei halb komische, halb verdrießliche Zwischenfälle hervorrief.

Auf einen Punkt möchte ich etwas näher eingehen. Nachdem man zuerst über Liebe und Leiden des jungen Heine noch während seines Lebens und nach seinem Tode in Romanen, Dramen und literarischen Abhandlungen ein Uebermaß verworrener Erzählungen und Phantasieen zu Tage gefördert hatte, gab zuerst ein 1865 veröffentlichter Brief an Varnhagen von Ense vom 19. October 1827[2]) einen sichern Anhaltspunkt. Strodtmann konnte ihm in seiner grundlegenden Biographie den Beweis entnehmen, daß Amalie Heine, die älteste Tochter Salomon Heine's, die leidenschaftliche Neigung des Dichters auf sich gezogen, aber verschmäht habe, und daß darin die Quelle zahlreicher, von Liebe, Sehnsucht, Groll, Verzweiflung erfüllter Gedichte zu suchen sei[3]).

[1]) Jetzt im Besitz eines ebenso glücklichen als kenntnißreichen Sammlers, Herrn Karl Meinert in Dessau.

[2]) Aus dem Nachlaß Varnhagen's v. E. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine. Leipzig 1865. S. 175.

[3]) Adolf Strodtmann, Heine's Leben. Erste Auflage. Bd. I, S. 36, 143. Berlin 1867. Amalien's Name wird erst im zweiten Bande 1869, S. 101, 584 genannt.

Dagegen erhob aber der Bruder Maximilian in dem angeführten Buche (S. 18 u. 224) Widerspruch und wollte die in den Gedichten der Jugendzeit hervorgetretenen Empfindungen lediglich als Dichtung betrachtet wissen. Man hätte glauben sollen, dieser Widerspruch würde verschwinden, als in der „Deutschen Rundschau" 1875 die ersten aus Heine's Jugendzeit stammenden Briefe an seinen treuesten Freund Christian Sethe aus dem Jahre 1816 erschienen. Gewähren sie doch in sein Inneres einen Blick, der die ganze Gluth und Leidenschaftlichkeit seiner Liebe offenbart. Aber Maximilian Heine hat seine Meinung nicht verändert; später sprach die Fürstin della Rocca dieselbe Ansicht aus (S. 31), welche jetzt auch von Herrn v. Embden (S. 131) bestätigt und neuen Forschungen gegenüber noch erweitert wird. Bei diesen Forschungen sei es erlaubt, einige Augenblicke zu verweilen.

Schon aus dem „Buch der Lieder" ging unzweideutig hervor, daß Heine, nachdem er Jahre lang in schmerzlichen Erinnerungen seiner ersten Liebe nachgehangen hatte, durch eine neue, nicht so leidenschaftliche, aber vielleicht noch innigere Neigung gefesselt wurde. Strodtmann hatte die Frage, wer Gegenstand dieser zweiten, abermals „glücklosen" Liebe gewesen sei, unbeantwortet gelassen; es ist das Verdienst Ernst Elster's, dem wir auch die beste kritische Ausgabe der Heine'schen Werke verdanken, zuerst in Salomon Heine's zweiter Tochter Therese — geboren am 17. December 1807 — die neue Geliebte erkannt zu haben. Während die „Jungen Leiden", das „Lyrische Intermezzo", die früheren Gedichte in dem Cyclus „Die Heimkehr", sowie in der „Nordsee" sich noch auf Amalie Heine beziehen, tritt später — etwa seit dem Jahre 1823 — sowohl in der „Heimkehr", als in der „Nordsee" die neue Herzenskönigin an die Stelle ihrer „Vorgängerin im Reich". Elster hat seinen Ansichten zuerst in einer Ausgabe des Buches der Lieder[1]) Worte geliehen, ferner in Heine's Biographie, vor dem ersten — in der Lieferungsausgabe vor dem siebenten — Bande der Werke (S. 40, 45, 80), endlich in einem vortrefflichen Aufsatz: Zu Heine's Biographie, in Seuffert's Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1891, S. 471. Hier zeigt er auch, daß das bis dahin in vielen Theilen ganz unverstandene Buch „Le Grand", so weit es von Herzensangelegenheiten des Verfassers redet, vornehmlich auf diese zweite Liebe des Dichters sich bezieht. Das Buch erscheint ihm wesentlich als eine Huldigungsschrift für die noch unvergessene, ja, wie Heine glaubte, noch nicht verlorene Geliebte. Wenn darin eine große Zahl von gelehrten Citaten hervortritt und sichtlich das Vergnügen bemerken läßt, mit dem der Verfasser sie zusammenhäuft, wenn ferner Heine die lächerlichen Personen aus dem Hamburger Leben, die er in seinen Schriften aufführen kann, als gewinnbringende Capitalien abschätzt, so soll darin eine Andeutung für den reichen Onkel liegen, daß die Schriftstellerei kein so aussichts- und erträgnißloses Gewerbe sei als Salomon Heine sich vorstellte. Von dieser Grundansicht ausgehend, lag es nahe, in der „Madame", an welche der Autor des Buches seine Erzählung richtet, die Mutter Theresen's und in der „Evelina", welche das Buch als „Zeichen der Freundschaft und Liebe" empfangen soll, die Geliebte selbst zu erkennen. Elster hat seine Auffassung in dem oben genannten Aufsatze scharfsinnig und in der Hauptsache, der Liebe des Dichters zu Theresen, unwiderleglich begründet.

Nur bezüglich der Mutter mußte es bei genauerem Einblick in das Buch Le Grand bedenklich erscheinen, daß Heine in solchem Tone zu einer verehrten älteren Dame reden, ja sich ihr als Schwiegersohn empfehlen sollte. Von Elster selbst wurde denn auch diese Ansicht nur als Vermuthung in der bescheiden maßvollen Weise ausgesprochen, welche seinem Aufsatze einen so vorzüglichen Werth verleiht. Vor Kurzem hat nun ein feinsinniger Heine-Forscher, Karl Hessel, gleichfalls in der Seuffert'schen Zeitschrift 1892, S. 546, jenen Bedenken Ausdruck gegeben in dem Aufsatze „Ueber Heine's Buch Le Grand". Durchaus theilt er die Ansicht, daß die in dem Buche erzählte Liebesgeschichte auf Amalie und Therese Heine sich beziehe. Aber die Er-

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Heilbronn 1887. S. XXVIII.

zählung, meint er, sei nicht an Theresen's Mutter, sondern an Heine's hochgepriesene, viel besungene und geliebte Freundin Friederike Robert, die Schwägerin der Rahel, gerichtet; sie sei auch die oft mißdeutete, noch immer räthselhafte Evelina, welche in der Widmung genannt wird. Daß zahlreiche Stellen des Buches „Le Grand", besonders die Anspielungen auf Indien und den Orient, sich auf Heine's Erlebnisse in Berlin, auf den Umgang mit Friederike und den Verkehr in Robert's Hause beziehen, kann nach den Briefen, die Heine an sie und ihren Gemahl richtete, keinem Zweifel unterliegen. Aeußerungen und Ansichten des merkwürdigen Briefes vom 12. October 1825 kehren in dem Buche beinahe wörtlich wieder. Ja, man darf sagen: von allen Heine nahestehenden Personen ist es in der That nur Friederike Robert, welcher er in solcher Weise seine Herzenserlebnisse hätte erzählen können: eine Frau, die er zugleich bewunderte und liebte, ohne doch zu ihr in einem eigentlichen Liebesverhältnisse zu stehen, das ja die Schilderung einer anderen leidenschaftlichen Liebe ausgeschlossen hätte. Erkennt man aber in der Dame, welche dem Erzähler zuhören soll, Friederike Robert, so muß ihr auch die Widmung gelten: „Evelina, empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers." Bekanntlich wird auch in dem dritten, in Prosa geschriebenen Theile der „Nordsee" der Name Evelina dreimal in bedeutsamer Weise ausgerufen. Nichts steht im Wege, auch bei diesen Stellen an Friederike Robert zu denken. Gerade in dem Gemüthszustande, in welchem Heine sich damals befand, konnte ihm in Augenblicken einer gehobenen Stimmung, wenn er die Erinnerungen an eine unglückliche Leidenschaft zurücktreten ließ, kein anderes Frauenbild so anregend und begeisternd vor der Seele schweben. Daß er die Widmung unter einem räthselhaften Namen versteckte, dafür fehlt es nicht an Gründen. Ohne Bedenken durfte Heine der bejahrten Frau v. Varnhagen die „Heimkehr", seiner Schwester den „Neuen Frühling" widmen; aber zu einer noch jugendlichen, verheiratheten Frau öffentlich in solchem Tone, wie in dem Buche „Le Grand" zu reden, ging nicht an, am wenigsten für einen Dichter, der in solchen Dingen stets das feinste Zartgefühl walten ließ. Immer kann man es als einen Vortheil betrachten, daß Heine sein Buch einer verehrten Dame widmete, und daß diese ihm dabei den Dienst leistete, welchen die Gräfin Guiccioli Lord Byron, als er den Don Juan schrieb, vergebens zu leisten suchte. Wenn wir Heine's poetische Schriften einbegreifen, so theilt Friederike dieses Verdienst mit Rahel und Charlotte Embden; auch diese Beiden nöthigten den Dichter, aus den ihnen gewidmeten Sammlungen die niedrigen Ausgeburten seines Genius zu entfernen, welche Wahrheit und Dichtung seines Lebens in so unerfreulicher Weise entstellen.

Zweifelhaft bleibt es, ob die Scenen des Buches, welche Heine im 10. und 16. Capitel an den Rhein, insbesondere nach Godesberg verlegt, wirklich dorthin gehören, oder ob sie gleichfalls auf Friederike Robert sich beziehen, so daß dann Heine, um den Leser absichtlich auf eine falsche Bahn zu führen, Begebenheiten aus Berlin an den Rhein verlegt hätte. Hessel nimmt (S. 568) dies an; auch lassen sich gute Gründe dafür aufzählen. Nur ist von der anderen Seite zu sagen, daß der Dichter gerade in solchen Angaben aus seinem Leben meistens sehr genau ist. So erwähnt er, um nur ein Beispiel hervorzuheben, in dem dem Buche „Le Grand" unmittelbar vorhergehenden dritten Theil der „Nordsee", daß er im Winter 1819 in Bonn vier Vorlesungen über „Deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit" gehört habe. Man könnte an einen Scherz denken; aber wenn man die vier von Heine angegebenen Vorlesungen mit dem Bonner Abgangszeugniß vergleicht, findet man eine vollkommene Uebereinstimmung. Ja, wenn er in dem Buche „Le Grand" den hinter ihm stehenden Mops als „Ami" anredet, so belehrt uns der Brief an Charlotte Embden vom 15. September 1823, daß der Mops in seinem elterlichen Hause in Lüneburg wirklich diesen Namen führte. Und so beruht auch der Anfang des zehnten Capitels, in welchem Heine erzählt, wie er an einem klaren, fröstelnden Herbsttag als Bonner Student seine Vaterstadt wieder besucht und dort von seiner Familie Niemanden mehr als einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden habe, gewiß auf wirklichen Erleb-

nissen. Hessel meint statt dessen (S. 668), da Heine's Eltern im Herbst 1822 aus Düsseldorf weggezogen seien, so könne die von Heine angenommene Zeit keine andere als der Herbst 1823 gewesen sein, in welchem er eine Reise an den Rhein von Berlin aus, wenn nicht angetreten, doch wenigstens geplant habe. Aber die öfters wiederholte Angabe, daß die Familie Heine erst 1822 Düsseldorf verlassen habe, wird gerade durch die von Herrn Embden neu veröffentlichten Briefe widerlegt. Denn der erste Brief Heine's an Charlotte vom 22. März 1820 redet in einer, wie mir scheint, ganz unzweideutigen Weise von dem bereits erfolgten Wegzug von Düsseldorf. Darin liegt wohl die wichtigste neue Thatsache, welche dieser Briefsammlung sich entnehmen läßt.

Die von Heine in dem Buch „Le Grand" geschilderte Reise nach Düsseldorf fällt also in den September 1820, was mit den von ihm erzählten Umständen übereinstimmt[1]). Ueber die Freundin, die er in Godesberg wiederzusehen wünschte, läßt sich freilich, wenn man von Friederike absieht, ebensowenig eine Vermuthung aufstellen, wie über die schöne Frau in dem Gedicht Nr. 40 der „Heimkehr", in deren Augen er die Herrlichkeiten des Rheines widerglänzen sah. Befremden kann noch, daß Heine an Ludwig und Friederike Robert, also an die Frau, an welche er die Erzählung des ihr gewidmeten Buches richtete, bei der Veröffentlichung gar nicht geschrieben, vielleicht nicht einmal ein Exemplar geschickt hat. Und wenn dies aus der Art des Buches, aus dem Charakter Heine's und dem nicht ganz ungetrübten Verhältniß zu Ludwig Robert sich erklären läßt, so sollte man wenigstens erwarten, daß Varnhagen und Rahel, denen doch die Beziehungen auf Friederike schwerlich verborgen sein konnten, dem Dichter etwas darüber geschrieben hätten. Davon findet sich in Allem, was bis jetzt bekannt geworden ist, keine Spur. Aber trotz dieser Bedenken darf man, wie ich glaube, der Ueberzeugung beipflichten, daß die Widmung an Friederike Robert gerichtet sei. In Verbindung mit dem Gedanken, daß Amalie und Therese die Heldinnen der Liebesgeschichte sind, reicht diese Annahme zum Verständniß des Buches in den wesentlichen Theilen aus.

Was hat Heine mit dem so eigenthümlich gestalteten Dichtwerk beabsichtigt? Nach Elster ist es eine Huldigung für Therese, geschrieben in der Hoffnung, ihre Hand doch noch einmal erhalten zu können. Nach Hessel hat Heine gerade umgekehrt in diesem Buche von der Vergangenheit, den trüben Erinnerungen einer verschmähten Liebe, dem beengenden Druck socialer und politischer Verhältnisse sich losgesagt, und zu dem Entschluß eines neuen Lebens, dem neue große „Ideen" seinen Inhalt geben würden, sich durchgerungen. Aber sollten die beiden Absichten sich wirklich so schroff, wie Hessel annimmt, gegenüberstehen? In dem Gemüthe des Dichters standen sie, so weit sich aus seinen Briefen urtheilen läßt, weniger *gegen* einander als *neben* einander. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er bei der Schilderung seiner Liebesleiden gewünscht hat, durch dieselbe auf Therese und die Hamburger Verwandten Eindruck zu machen, und daß ihm zugleich der Gedanke gekommen ist, bei der burlesken Schilderung

[1]) Die Annahme, Heine's Familie sei erst 1822 von Düsseldorf weggezogen, scheint darauf zu beruhen, daß Strodtmann (I[1], 292) erzählt, Salomon Heine sei im Frühjahr 1822 zum Erstaunen der Einwohner in einem vierspännigen Wagen in Lüneburg erschienen, um dort eine Wohnung für seinen Bruder zu miethen, wie denn auch Heine am 10. Juni 1823 aus Lüneburg an Fouqué schreibt, seine Eltern wohnten noch nicht lange in dieser Stadt. Da aber die Familie nach der Abreise aus Düsseldorf sich zunächst in Oldesloe in Holstein niederließ, so steht die Nachricht über den Onkel Salomon mit der im Text ausgesprochenen Ansicht nicht im Widerspruch. — Zu bemerken ist jedoch, daß Heine selbst erzählt, er habe bei jenem Besuch in Düsseldorf „ein kleines preußisches Höfchen, Hofschneider, Hofschuster, Hofwanzenvertilgerinnen und Hofschnapsläden" gefunden. Diese Schilderung könnte sich auf die Hofhaltung des Prinzen Friedrich von Preußen beziehen, der als Commandeur der 14. Militärdivision in Düsseldorf residirte, jedoch nach Angabe der „Kölnischen Zeitung" vom 18., 23. und 25. Januar 1821 erst im Januar 1821 dorthin übersiedelte. Ob die Verleihung der Hoftitel schon in Voraussicht seiner Ankunft erfolgte, oder in anderen Vorgängen, vielleicht in dem vorübergehenden Aufenthalt des Prinzen August in der Rheinprovinz im Herbst 1820, ihren Grund hatte, kann ich hier nicht entscheiden.

eines pedantischen Gelehrtenkrams seinem Onkel zu Gemüth zu führen, „der dumme Junge habe etwas Ordentliches gelernt" und könne, wenn er wolle, in der Schriftstellerei auch einen Erwerb finden. Durch nichts wird aber ausgeschlossen, daß mit diesem Ideengange sich der andere verband, in dem Buche die Ziele anzudeuten, auf welche seine schriftstellerische, insbesondere seine politische Thätigkeit sich richten sollte. Daß der Dichter die Verkörperung seiner Ideen in Napoleon zu finden glaubte, entsprach einmal seinen persönlichen Empfindungen, dann auch den Grundsätzen, denen er sein Leben hindurch treu geblieben ist. Denn er hat sich stets als einen Gegner der Republik erklärt und die Verbesserung der menschlichen Verhältnisse durch die Kraft eines einzelnen höher begabten, mächtigen Willens erwartet. So ist das Buch in der That, wie er es mehrmals zum Voraus in seinen Briefen bezeichnet, ein Stück Biographie, ein Selbstbekenntniß, und der ursprünglichste Entstehungsgrund liegt gewiß weit mehr als in allen Nebenabsichten in dem dichterischen Drange, Empfindungen und Erlebnisse poetisch zu gestalten und darzustellen.

Sowohl Herrn Elster wie Herrn Hessel sind wir zu großem Danke verpflichtet. Beide haben wesentlich zum Verständniß eines Werkes beigetragen, das freilich zu witzig ist, um, wie Heine wollte, als eigentlich humoristisch gelten zu können, das aber unzweifelhaft unter Heine's Schriften und in der deutschen Literatur eine eigenartige, bedeutende Stellung beanspruchen kann. Der Herausgeber der jetzt veröffentlichten Familienbriefe wird freilich in dieses Lob nur zum geringen Theile einstimmen, weil er, wie schon angedeutet, die leidenschaftliche Neigung Heine's zu Amalie und zu Therese Heine in das Gebiet der Fabel verweist. Es kann befremden, daß gerade die nächsten und unzweifelhaft dem Dichter am treuesten ergebenen Mitglieder seiner Familie sich so einmüthig und entschieden in einem Sinne aussprechen, der durch die eigenen Schriften und die Briefe Heine's so bestimmt widerlegt wird. Denn sicher kann es sich dabei der Oeffentlichkeit gegenüber nicht darum handeln, den Dichter gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen. Im Gegentheil, der Tadel, der nicht mit Unrecht gegen ihn erhoben wird: daß er seine Neigung und Dichtung auf Personen gewendet habe, die ihrer unwerth waren, könnte dadurch gemildert werden, daß seine edleren Gefühle da, wo er leidenschaftlich wünschte, keine Erwiderung fanden. Aber was dem Publicum gegenüber unnöthig war, konnte vielleicht an einem anderen Orte nützlich, ja nöthig erscheinen, und in dieser Ansicht bestärkt mich eine Aeußerung, die ich vielleicht schon früher hätte mittheilen sollen, zunächst weil sie von einem Manne ausgeht, der sicher das Recht hat, in dieser Angelegenheit gehört zu werden, ferner, weil sie, wenn auch in der Hauptsache irrig, doch die Entstehung des Irrthums erklärlich macht. Bald nachdem meine Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heine's" erschienen war, erhielt ich von Herrn Max von Heine die folgende Zuschrift aus Berlin vom 9. April 1878:

„Ihr Buch über meinen Bruder Heinrich Heine, das mit so vieler Liebe und Wärme geschrieben ist, hat mich recht erfreut. Kleine Irrthümer, als zu unbedeutend, übergehe ich. Ich glaubte, durch meine „Erinnerungen" an meinen Bruder Alles so Märchenhafte, was in seinen Biographien (z. B. Strodtmann, Laube, Meißner ꝛc. ꝛc.) verbreitet worden ist, berichtigt zu haben. Nur Eins, und das auch bei Ihnen, Herr Professor, scheint mir Dogma geworden zu sein; nämlich die Liebe des Dichters zu Amalie Heine, einer unserer schönen Cousinen. Hartnäckig bleiben die Biographen bei der Idee stehen, daß diese schöne Cousine das Ideal und die begeisternde Muse des jungen Dichters gewesen sei. Dies ist ein vollständiger Irrthum. Schon sehr schöne lyrische Gedichte habe ich von dem Dichter gehört, noch ehe er diese Cousine kennen gelernt hatte. Daß diese junge Cousine sowohl unverheirathet als verheirathet gleichzeitig mit mehreren anderen schönen Mädchen Hamburgs poetische Huldigungen empfangen hat, lag ganz in dem Gemüthsleben meines Bruders. Die erwähnte Cousine hieß Amalie, war die Tochter unseres Oheims Salomon Heine, später verheirathet an einen Lieutenant Friedländer. Die Tochter des gar nicht poetischen Ehepaares wurde an den Professor Dr. Leo in Berlin verheirathet, aus welcher Ehe ein

einziges Kind, eine Tochter von jetzt ungefähr achtzehn Jahren, entsprossen ist. Die Frage ist nun: Wie kam es, daß sowohl von den zärtlichen Verwandten jener Zeit als heutigen Tages und von vielen anderen Unberufenen so geflissentlich öffentlich und privatim die Phrase hartnäckig verbreitet wurde, daß diese Cousine das angebetete Ideal des Dichters gewesen sei? Auch Sie, Herr Professor, sind der Ansicht, daß die Vermählung der Geliebten den Dichter so trübe gestimmt habe, und eine dauernde Erinnerung an die verlorene Geliebte geblieben sei. Da Sie so wohlwollend über meinen Bruder geschrieben haben, so verdienen Sie, daß ich Ihnen vorläufig den Schlüssel zu diesem Mythos gebe. Die feindliche Stimmung der zärtlichen Verwandten und sonstigen geistlosen Schmarotzer des reichen Heine'schen Hauses in Hamburg hatten nur die eine egoistische Idee, den jungen gefährlichen Titanen bei seinem Onkel anzuschwärzen. Der Onkel, schon so unzufrieden mit der poetischen Richtung seines Neffen, nicht weniger zürnend durch [über] den finanziellen Alp[=druck], den der Dichter beständig auf ihn ausübte, mußte noch in seiner Erbitterung gegen ihn verleumderisch potenzirt werden. Dazu diente die wissentlich verbreitete Meinung, daß der Dichter die Hand seiner Tochter heimlich gewinnen wollte und selbst späterhin die verheirathete Frau mit prosaischen und poetischen Liebesschwüren überschüttet habe. Das Manöver gelang. Die damaligen Zeitungen sowie der Familienklatsch haben für diese Ansicht so gut gewirkt, daß noch heutigen Tages der Reflex dieser Intrigue vorhanden ist, obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist. — Jetzt, Herr Professor, wissen Sie, was von diesem Märchen zu halten ist. — Beiläufig die Bemerkung daß ich mich mit achtungsvoller Theilnahme sowohl Christian Sethe's als seines ehrwürdigen Vaters in Düsseldorf immer noch gern erinnere."

Ich brauche nicht zu bemerken, daß die in dieser Mittheilung hervortretende Ansicht über das Verhältniß Heine's zu seiner Cousine Amalie mir ebenso wenig zutreffend erscheint wie die ähnlichen, nur nicht so eingehenden Angaben in den „Erinnerungen" von Maximilian Heine. Sehr bemerkenswerth scheint mir aber das, was der Brief über die Versuche enthält, den Onkel Salomon gegen den Dichter aufzureizen. Daß Versuche dieser Art in dieser Weise gemacht worden seien, ist an sich nicht unwahrscheinlich, ja nach der bestimmten Aussage eines Mannes, der darüber sehr gut unterrichtet sein mußte, nicht zu bezweifeln. Heine selbst hatte dazu in den Liedern des Intermezzo, das noch überdies dem Onkel Salomon gewidmet war, Gelegenheit gegeben. Was ist natürlicher, als daß seine Mutter und diejenigen Angehörigen, welche ihm wahrhaft wohl wollten, gegen so gehässige Anschuldigungen auftraten, und zwar mit vollem Recht, insofern sie versicherten, daß Heine mit der verheiratheten Cousine in gar keiner Verbindung gestanden und in keiner Weise sich ihr aufgedrängt habe. Offenbar behaupteten sie auch noch weiter, daß das Liebesverhältniß überhaupt nur als eine poetische Fiction zu betrachten sei und der Wirklichkeit niemals angehört habe. Das war ein Irrthum, aber warum könnte er nicht in gutem Glauben gehegt worden sein? Man muß sich erinnern, daß in den Jahren 1816—1818, als Heine's Leidenschaft für Amalie ihren Höhepunkt erreichte, seine Familie sich nicht in Hamburg, sondern in Düsseldorf befand. Dem Charakter des Dichters würde es wenig entsprechen, nähme man an, daß er in die Herzensergießungen, die er unter dem tiefsten Geheimniß seinem vertrauten Freunde Sethe zugehen ließ, auch seiner Familie den Einblick vergönnt habe. Seit dem Abschied von Hamburg (1819) hat Heine die Cousine acht Jahre lang gar nicht wieder gesehen und dann wahrscheinlich ebenso wenig als früher den Schleier gelüftet. Es ist also begreiflich genug, daß die Ansichten, welche in dem Familienkreise zu Heine's Vertheidigung verfochten waren, fortdauerten und später, so oft eine entgegengesetzte Ansicht auftrat, wiederholt wurden.

In dem Buche „Le Grand" hat Heine in übermüthiger Laune von dem „Trinkgeld" gesprochen, das „die grün verschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben würden, wenn es ihnen die Stube zeige, in welcher er das Licht der Welt erblickte." Diese Vorhersage hat sich nicht erfüllt: sein Geburtshaus ist von

der Erde verschwunden, und wenn ein Fremder in Düsseldorf nach Heine's Denkmal fragte, so müßte man auf die ferne Insel hinweisen, auf welcher voreinst der Dulder Odysseus nach mancherlei Drangsalen gastliche Aufnahme fand. Aber in die Kammer des Herzens, in welcher so viel anmuthige, liebes- und leidvolle Gedanken ihren Ursprung nahmen, in die geheimnißvolle Werkstatt poetischen Schaffens einzudringen, hat man seit geraumer Zeit ein unwiderstehliches Verlangen gefühlt und endlich auch den Weg gefunden. Ob Heine den Biographen, die ans Licht zogen, was er selbst verhüllte, danken würde — wer kann es sagen? Aber keinenfalls hätte er Grund, sich zu beschweren, daß die genauen Nachforschungen in diesem Falle einen Flecken auf seinen Charakter geworfen, daß sie sein Denken und Empfinden als unwahr oder unwürdig bloßgestellt hätten. Man hat im Gegentheil sich überzeugen müssen, daß ein Dichter, dem man so oft erlogene Liebespein und bloßes Tändeln mit der Leidenschaft zum Vorwurf machte, in den entscheidenden Verhältnissen seines Lebens, da, wo er ernsthaft redet, aus tiefstem Innern schöpft, und selbst da, wo er zu scherzen sich den Anschein gibt, oft nur die schmerzlichsten Regungen seines Gemüthes verbirgt. Auf dieser gesteigerten Schätzung eines Mannes, dem Viele Vieles verdanken, beruht auch der erfreuliche Eindruck, den die jetzt veröffentlichte Briefsammlung hinterläßt. Das Verhältniß zu Mutter und Schwester war in Heine's Leben von allen das reinste, schönste, glücklichste, und gerade deshalb geeignet, den Grundzug seines Charakters zu offenbaren. Ich glaube, die Briefe geben den Beweis, daß Heinrich Heine, der oft mit Recht, oft mit Unrecht so bitter Getadelte, im innersten Kern seines Wesens nicht allein ein großer Dichter, sondern auch ein guter Mensch gewesen ist.

Hermann Hüffer.

Zur Wirthschaftspolitik Friedrich's des Großen.

Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften hat sich vor Kurzem entschlossen, die Mittel zur Herausgabe eines wahrhaft monumentalen Werkes zu bewilligen, eines Werkes, welches würdig der Publication der Correspondenzen des Großen Kurfürsten und Friedrich's II. an die Seite tritt. Veranlaßt von Professor Schmoller, dem bekannten Volkswirthe der Berliner Universität, läßt sie nämlich die Aktenstücke, welche auf die preußische Wirthschaftsgeschichte im achtzehnten Jahrhundert Bezug haben, mit ausführlichen Erläuterungen veröffentlichen. Das auf viele Bände berechnete Werk soll die gesammte Organisation der Staatsverwaltung in dem genannten Zeitraum nebst der Geschichte der Behörden, ferner das Militärwesen, die Münzangelegenheiten, die Zoll- und Accisevertwaltung, endlich die Handels- und Gewerbepolitik erschöpfend an der Hand der Urkunden darstellen. Je epochemachender die Thätigkeit der preußischen Könige im vorigen Jahrhundert nicht nur für ihren Staat, sondern für ganz Europa gewesen ist, je tiefere Wirkungen die energische Politik Preußens auf die ganze gesellschaftliche und staatliche Entwicklung ausgeübt hat, um so mehr war ein Unternehmen, wie das jetzt beschlossene, eine Art Ehrenpflicht der Regierung. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das größere gebildete Publicum hat daran ein Interesse und wird die Bemühungen Professor Schmoller's und den Entschluß der Akademie dankbar begrüßen.

Als erste Theile des großen Werkes sind die Darstellung der Centralverwaltung, die Geschichte der Seidenindustrie und diejenige des Getreidehandels ins Auge gefaßt worden. Fertig gestellt ist bisher nur das an zweiter Stelle genannte Werk[1]), welches im vorigen Jahre in drei starken Bänden der Oeffentlichkeit übergeben worden ist.

Die Seidenindustrie spielt heute im Deutschen Reiche eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle. Aber noch ist es in Aller Erinnerung, daß im vorigen Jahrhundert die preußische Regierung den Versuch gemacht hat, die Zucht der Seidenraupe in der Mark einzubürgern und die Seidenspinnerei und -Weberei zu verbreiten. Die langen Alleen von Maulbeerbäumen in so manchen märkischen Städten und Dörfern rufen jeder Zeit die Thatsache ins Gedächtniß zurück. Man hat im Allgemeinen bis heute diese Versuche der preußischen Könige als Spielereien und Ausflüsse einer falschen Bevormundungspolitik aufgefaßt und ihr Scheitern als wohlverdient bezeichnet. Bei der Lectüre der jetzt vorliegenden Aktenstücke und der begleitenden Abhandlung O. Hintze's erhält man indessen ein anderes Bild der Sachlage. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, erscheint freilich die merkantilistische Politik Friedrich's des Großen und seines Vaters oft verfehlt und mehr schädlich als nützlich. Ganz verschieden aber stellt sie sich dar, wenn sie vom Standpunkte jener Zeiten aus beurtheilt wird. Da erweist sie sich, wie Professor Schmoller überzeugend nachgewiesen hat, nicht als der Ausfluß einer falschen Doctrin und der absolutistischen Regierungsmethode, sondern als ein Glied und Mittel in der Entstehung großer wirthschaftlicher und politischer Gemeinwesen, welches entscheidend zur Bildung der modernen Staaten beigetragen hat.

[1]) Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im achtzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wissenschaften. Die einzelnen Gebiete. I. Die preußische Seidenindustrie im achtzehnten Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. Drei Bände. Berlin, Paul Parey. 1892.

Zuerst erkannt und rücksichtslos durchgeführt haben diese Politik die westeuropäischen Staaten. Sie haben daher auch Deutschland, welches noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der erste Staat Europa's war, so rasch und gewaltig überflügelt. Erst im siebzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Staaten, welche bis dahin in den überlieferten mittelalterlichen Lebensformen stecken geblieben waren, nachzukommen und das Verlorene gut zu machen. Aber sie stießen auf den energischen Widerstand der mächtigen Nachbarn, welche keinen neuen Wettbewerb im Welthandel aufkommen lassen wollten. Die energischen Anstrengungen des Großen Kurfürsten scheiterten an dieser Lage zum großen Theile. Doch seine Nachfolger setzten sein Werk unerschüttert fort und errangen langsam Preußen eine bessere Stellung. Die Mittel, die sie dazu anwendeten, und der Weg, den sie gingen, war naturgemäß derselbe, welchen die Staaten gewandelt, die Deutschland so weit in der Entwicklung hinter sich gelassen hatten. Alle diese Staaten: Spanien, Italien, Frankreich und England hatten die Einführung und Förderung der Seidenindustrie als eines der wichtigsten Mittel zur Hebung des Wohlstandes und Handels betrachtet und dafür kein Opfer gespart. Die Seidenraupenzucht war selbst in Italien und Frankreich erst künstlich eingeführt worden und eine Folge der Beförderung der Seidenweberei gewesen. Auch in Holland, am Rhein und in Süddeutschland war die Seidenindustrie eingedrungen und hatte reichen Gewinn gebracht.

Es wäre daher schon an sich nicht wunderbar gewesen, wenn auch beim großen Kurfürsten in seiner Sorge für das Wohl seiner Lande der Wunsch nach Einführung dieser Industrie erwachte, welche sich überall so gut bewährte. Aber es kam noch ein näherer Anlaß dazu. Unter den französischen Refugiés, denen er eine neue Heimath gewährte, befanden sich viele Seidenweber und Kaufleute. Sie kannten das Geschäft von Grund aus, aber leider kamen sie alle mit leeren Händen, da sie bei den Verfolgungen in Frankreich ihren Besitz eingebüßt hatten. Der Kurfürst benützte trotzdem die Gelegenheit. Er gab den Franzosen Vorschüsse und Privilegien mit großer Liberalität und erreichte, daß bald in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a. O., Magdeburg, Halle Seidenfabriken begründet wurden. Berlin stand dabei in erster Reihe. Ein gewisser Jean Biot war der erste, der 1687 hier Seidenwaaren herstellte. Die Arbeiter zog er aus Holland heran. Seinem Beispiel folgten Andere. Die Regierung förderte sie ununterbrochen in kräftigster Weise, aber die neuen Fabriken geriethen schon nach wenigen Jahren in Schwierigkeiten. Das vorhandene Capital reichte nicht aus, denn der Rohstoff und die Arbeit verschlangen viel Geld, der Absatz aber war langsam und schwankend. Die Manufacturwaarenhändler bereiteten überdies den Seidenwebern alle möglichen Verlegenheiten, da sie Schädigung ihres Geschäftes befürchteten. Die Regierung gestattete daher den Seidenfabriken, abweichend von dem sonstigen Brauche, ihre Waaren selbst en detail zu vertreiben, belastete den Eingang fremder Seidenstoffe mit hohen Abgaben und zwang der Bevölkerung die einheimische Waare geradezu auf. Aber es half Alles nichts. Die neue Industrie gedieh nicht, und 1700 gab es in Berlin nur noch zwölf eigentliche Seidenarbeiter. Dennoch blieb das Interesse für den Gewerbszweig rege. Man pflanzte eifrig Maulbeerbäume und zog Seidenraupen. Im Jahre 1707 erhielt die neubegründete Societät der Wissenschaften zu Berlin das Privileg der Maulbeerbaumpflanzung und -Nutzung an öffentlichen Orten. Leibniz hegte dafür warme Theilnahme und wirkte mit Wort und That an der Ausbreitung der Seidenzucht.

Friedrich Wilhelm I., ein so nüchterner ernster Geschäftsmann er war, setzte in diesem Punkte durchaus die Tradition seiner Vorfahren fort. Er wirkte sehr energisch für Maulbeerbaumanpflanzungen und suchte selbst Plätze in der Umgegend Berlins dazu aus. In Berlin und Potsdam befanden sich 1732 schon zweitausend in Nutzung befindliche Bäume, deren Raupen einhundertfünfzehn Pfund Seide lieferten. Eine Menge Geschäftsleute verarbeitete den Rohstoff. Man legte damals den Hauptnachdruck mehr auf halbseidene, als reinseidene Stoffe, Strumpfwirkerei, Stickerei und dergleichen. Schon 1713 waren etwa achthundert Arbeiter in der Berliner Seidenindustrie thätig. In den nächsten Jahren nahm sie einen noch weit größeren Aufschwung und erfreute

sich insbesondere 1728—35 in ganz Brandenburg und Magdeburg einer gewissen Blüthe. Es trug dazu zweifellos die sehr energische Schutzzollpolitik des Königs und die fortwährende Heranziehung geschätzter und leistungsfähiger Unternehmer vom Auslande bei. Immerhin war die Industrie auch damals noch nicht kräftig genug, um irgend eine ungünstige Conjunctur ohne Schaden zu bestehen. Die 1735 eintretende längere Handelsstockung brachte sie sogleich wieder in die schlimmste Lage. — In Crefeld dagegen, wo die Seidenweberei von holländischen Privatleuten ohne jede obrigkeitliche Unterstützung eingeführt worden war, und gewandte Unternehmer sichere Märkte zu gewinnen gewußt hatten, blühte sie um dieselbe Zeit immer kräftiger auf und überflügelte schon die holländischen Lehrmeister.

Als Friedrich II. den Thron bestieg, sah es mit der Seidenindustrie in seinem Reiche wieder recht traurig aus. Aber trotz aller entmuthigenden Erfahrungen seiner Vorgänger ging auch er daran, dieses Gewerbe in Preußen groß zu ziehen. Schon unterm 27. Juni 1740 legte er diese Sorge dem Chef des neuen Manufacturdepartements, Minister von Marschall, ans Herz. Gleichzeitig gab er Auftrag, fremde geeignete Seidenfabrikanten zur Uebersiedelung nach Preußen zu bewegen. 1741 und 42 wurde die Ausbreitung der Seidenraupenzucht systematisch in die Hand genommen. Man gab Samen für Maulbeerbäume und Raupeneier unentgeltlich ab, zahlte Prämien, verpflichtete die Domänenpächter zu Anpflanzungen und verbot jede Beschädigung der Bäume bei hoher Strafe. In gleicher Weise wurden 1744 alle geistlichen Stifter und Waisenhäuser herangezogen und der Plan einer Verstaatlichung des Rohseidenhandels ins Auge gefaßt. Noch lebhafter entfaltete sich die Thätigkeit der preußischen Regierung auf diesem Gebiete nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges. Ein Fonds von 100 000 Thalern, eine für damalige Zeit sehr erhebliche Summe, wurde zur Unterstützung des Seidengewerbes ausgesetzt und eine besondere Commission mit der Verwendung betraut. Neue Unternehmer wurden gewonnen, tüchtige Arbeiter herangezogen, die Fabrication durch Erlaß eines genauen Reglements und amtliche Schau an Gleichmäßigkeit und Güte gewöhnt. Bis 1756 hatten diese Bemühungen den Erfolg, daß in Berlin etwa 900—1000, in Potsdam 1—200 Seiden- und Sammetstühle im Gange waren und gegen viertausend Personen hier in der Industrie beschäftigt wurden. Ebenso günstig standen die Dinge in den anderen großen Städten. Die bedeutendsten Firmen waren: David Hirsch in Potsdam, Johann Ernst Gotzkowsky, Girard & Michelet, Fr. W. Schütze, Moses Ries und Bernhard Isaak. Der Seidenbau wurde besonders durch die märkischen Geistlichen und Lehrer befördert, und 1756 gab es gegen 500 000 Maulbeerbäume im Lande, deren fünfter Theil schon der Raupenzucht diente. 1754 wurden 2637 Pfund Rohseide producirt. Dem Staat hat dieses Resultat im Ganzen etwa 10 000 Thaler gekostet. Der größte Theil des nöthigen Rohstoffes kam aber aus Italien.

Das vorliegende Werk schildert aufs Eingehendste die Mittel, welche der große König angewendet hat, um die Seidenindustrie soweit empor zu bringen. Sie entsprechen dem, was im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in dieser Beziehung üblich war und in den volkswirthschaftlichen Lehrbüchern empfohlen wurde. Heut würden viele der Maßnahmen unmöglich oder wirkungslos sein, da die Zeiten und Umstände sich gänzlich geändert haben. Doch könnte nichts verfehlter sein, als die Politik Friedrich's II. mit dem Maßstab unserer Zeit zu messen, wie es so häufig geschieht. Gerade die Publication der Akademie beweist ebenso, wie es schon die actenmäßigen Mittheilungen Zimmermann's über die Bemühungen des großen Königs zu Gunsten der schlesischen Leinenindustrie klargelegt haben, daß der König für seine Zeit und sein Land durchaus das Richtige getroffen hat, und daß seine Schritte auch ganz dem damaligen volkswirthschaftlichen Bewußtsein entsprachen. Ueber ihre gleichzeitigen Nachtheile und die Grenzen ihrer Wirkung hat sich auch der Monarch keinen Illusionen hingegeben, aber er hatte keine Wahl.

Während des siebenjährigen Krieges blieb die Seidenindustrie sich fast ganz selbst überlassen. Wenn sie dennoch während der schweren Jahre fast keinen Rückgang erlitt und trotz des großen Schleichhandels und des Verlustes wichtiger Absatzmärkte sich in

ihrer Stellung behauptete, so ist das jedenfalls ein Triumph für die Fridericianische Handelspolitik gewesen. Freilich kamen zuletzt die Folgen der schlechten Zeit nach, da auch nach dem Frieden der Absatz sich nicht hob. Anfang 1764 brach Gotzkowsky, der sich in allzu große Speculationen eingelassen hatte, zusammen. Andere folgten in den nächsten Jahren. Aber die betreffenden Geschäfte wurden von anderen Unternehmern fortgeführt, und es entstanden noch neue. 1766 gingen sogar 1450 Seidenstühle. Dann folgte freilich noch eine schwere Krise, aber schon in den siebziger Jahren begann ein glänzender Aufschwung. 1776 waren in der Mark 1838 Stühle im Gange, 1780 schon 2733, 1785: 2935. Im ganzen Staate stellten sich die Zahlen 1780 auf 4211, 1785 auf 4211. Diese Blüthe dauerte nach des Königs Tode fort. 1790 gingen in Preußen schon 4641 Stühle, 1796 sogar 6061! Die Jahresproduction belief sich in den achtziger Jahren auf zwei, Anfangs der neunziger bis über vier Millionen Thaler. Davon ward nun ein nicht unbedeutender Theil ins Ausland exportirt, doch der Hauptverbrauch fand in dem gegen die fremden Waaren abgesperrten Inlande statt. Zu den alten Firmen sind in jener Zeit eine Menge neuer, wie Blanc & Beyrich, Baudouin, Bartsch & Co., Klintz & Staberoh, Laspeyres & Mathies, Gardemin & Friedländer, Fonrobert ꝛc. getreten.

Friedrich Wilhelm II. hat, trotz seiner entgegengesetzten Anschauungen, nach kurzem Schwanken der Seidenindustrie gegenüber die hergebrachte Politik festgehalten. Auch er hat sich viele Mühe gegeben, sie zu fördern, wenn er auch nicht wie Friedrich der Große zwei Millionen Thaler auf diesen Zweck verwendete. Aber mächtiger als sein Wille waren die Weltereignisse der Zeit. Wie der schlesischen Leinenindustrie sind die mit der französischen Revolution zusammenhängenden Stürme auch dem Seidengewerbe verhängnißvoll geworden. Die Franzosen erzwangen, als sie Berlin in die Hand bekamen, Aufhebung der alten Einfuhrverbote und Annahme eines mäßigen allgemeinen Tarifs. Als Friedrich Wilhelm III. wieder Herr im Lande wurde, war es ein für alle mal mit der Fridericianischen Politik vorbei. Das neue, aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte, erheblich vergrößerte Staatswesen machte die Fortsetzung des alten Bevormundungs- und Zwangssystems unmöglich. Man mußte aus vielen Rücksichten ein einfaches, praktisches System einführen und war nicht mehr in der Lage, eine einzelne Industrie auf Kosten der Gesammtheit besonders zu begünstigen. Die Bevölkerung stand auf einer derartigen Bildungsstufe, daß sie selbst ihren Vortheil erkennen und demgemäß handeln mußte. Die Folge dieser Erwägungen war die große Stein-Hardenbergische Reform und der Umschwung der Handelspolitik, der 1818 zum ersten Male zum Ausdruck kam. Freilich ist es fraglich, ob man dabei nicht etwas überstürzt vorgegangen ist, und ob es nicht möglich gewesen wäre, auf die eigenartigen Bedürfnisse einzelner wichtiger Gewerbszweige mehr Rücksicht zu nehmen, als geschehen ist. Vielleicht wäre es doch dann zu erreichen gewesen, daß die Seidenfabrikation nicht so gänzlich aus der Mark verschwunden wäre. Sie konnte bei den vielen Schwierigkeiten, mit denen sie noch zu kämpfen hatte und bei ihrer Jugend den plötzlichen Wegfall aller Schutzmaßregeln, das volle laissez-aller, noch nicht vertragen. Anders wäre es gewesen, wenn sie, wie in Krefeld, große feste Abnehmer besessen hätte. Aber das war leider nicht der Fall, ein Haus nach dem andern ging langsam ein; 1840—1860 vegetirten zwar noch 3000—4000 Seidenstühle in der Mark, aber je mehr die fremde Concurrenz wuchs, je höher der Lohn stieg, je mehr Krefeld Anstrengungen machte, um so weniger zahlte sich diese Industrie. Heut zu Tage ist sie in Brandenburg nicht mehr vorhanden. So traurig das an sich vielleicht scheinen kann, so ist doch dieser Ausfall durch hunderte von anderen blühenden Gewerbszweigen gedeckt, von denen man im achtzehnten Jahrhundert noch keine Ahnung hatte. Indirect sind auch sie durch die Bemühungen des großen Königs für die Seidenweberei gefördert worden. Ohne die energische Hebung der Industrie in dem armen Lande würde es schwerlich schon zu der Blüthe gediehen sein, deren es sich heut erfreut.

A. Z.

Ludwig Bamberger.

Die Stichworte der Silberleute. Besprochen von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

In dem Augenblicke, da der Herr Verfasser den Platz im Reichstage verläßt, von dem aus er so oft gegen die vulgären Irrlehren der Doppelwährungsleute eingetreten ist, setzt er den Kampf in literarischer Form fort, und wir hoffen ihm noch oft zu begegnen, wenn er in der Frage, die er vorzugsweise als Kenner beherrscht, elegant und einflußreich das Wort führt. Es ist freilich ein Kampf, zu welchem viel Geduld gehört. Denn immer wieder tauchen die alten Irrthümer auf, und immer wieder bleiben sie unwiderlegbar für Diejenigen, welche nicht durch wissenschaftliche Argumente, sondern durch Instincte und Interessen bestimmt werden. Der letzteren aber gibt es immer noch oder gerade heutzutage in deutschen Landen eine große Zahl.

Es ist keineswegs zum ersten Male, daß Bamberger die Feder in dieser Sache ergriffen hat. Aber so eingehend, so sorgfältig, ja so gemeinverständlich und recht auf den weitesten Leserkreis berechnet, hat er bisher darüber nicht geschrieben. Jeden einzelnen Schlupfwinkel sucht er auf, unermüdet wiederholt er dieselben Wahrheiten, um auch dem bescheidensten Verständniß einzuleuchten, sofern nur überhaupt der gute Wille zum Verständniß vorhanden ist.

Für fachmännische Kreise könnte diese eingehende Darlegung des Gegenstandes auch die endgültige sein. Denn es ist in der That nicht viel Neues mehr zu sagen, und der Verlauf der Brüsseler internationalen Währungsconferenz scheint der Silberpartei den letzten Rest einer ernsthaften Aussicht genommen zu haben.

Anhangsweise sind der Schrift des Verfassers die Ausführungen des Franzosen A. de Foville aus dem Économiste français (Nr. 15 und 19 dieses Jahrganges) in Uebersetzung beigegeben. Ihr Werth besteht vornehmlich in dem statistischen Material, von welchem Bamberger seine Schrift so gut wie gänzlich frei gehalten hat.

Seit dem Erscheinen des vorliegenden Buches ist ein wichtiges währungspolitisches Ereigniß hinzugekommen, welches eine fernere starke Waffe aus dem Gebiete der Thatsachen für die Ausführungen Bamberger's hinzuträgt. Das Hauptsilberland der Welt, Indien, ist durch den Beschluß des indischen Rathes vom 26. Juni nun ebenfalls der Silberwährung untreu geworden und leitet die Uebergangsmaßregeln für die Annahme der Goldwährung ein.

Indessen die „Deutsche Rundschau" hat einen ganz besonderen Anlaß, dieser neuesten Schrift heute zu erwähnen. Bamberger feiert am 22. Juli seinen siebzigsten Geburtstag — einen Tag, der in jedem Leben, gewiß aber in dem Leben einer hervorragenden Persönlichkeit, ein Ereigniß ist, um welches sich festliche Stimmung und festliche Glückwünsche von nah und fern vereinigen. Diese Zeitschrift hat gehäuften Anlaß dazu, sich den Glückwünschenden anzuschließen; denn seit ihren Anfängen dankt sie dem Jubilar ansehnliche Beiträge, welche sich auf dem Gebiete bewegen, auf dem seine anerkannten größten Verdienste um die Gesetzgebung des Deutschen Reiches liegen und

dem auch die neueste Schrift zugehört. War es doch in den ersten Heften der „Deutschen Rundschau" (Jahrgang 1875, Band II, S. 111 ff. und S. 413 ff.), daß seine beiden Aufsätze „Zur Embryologie des Bankgesetzes" und „Zur Geburt des Bankgesetzes" erschienen. Und nicht viel später (Jahrgang 1876, Band IX, S. 275 ff.) kam dann „Die Entthronung eines Weltherrschers" (des Silbers), dem (1877, Band XIII, S. 129) „Das Gold der Zukunft" folgte.

In jenen, nun bald zwei Jahrzehnte zurückreichenden Arbeiten, hat Bamberger die Ansichten vertreten, welche heute längst in Fleisch und Blut der Wirklichkeit übergegangen sind durch die deutsche Goldwährung und die deutsche Reichsbank. Die neueste Schrift gegen die ‚Silberleute" ergänzt, wie manche seiner anderen inzwischen erschienenen, die damaligen Auseinandersetzungen nur durch die Erfahrungen der Zwischenzeit, welche sie bestätigen, und durch die Widerlegung der unermüdlichen Gegnerschaft, welche andersartige Erfahrungen gemacht zu haben glaubt oder die Thatsachen anders deutet.

Gerade in diesem Augenblicke, wo die neueste und größte Erschütterung des Silbermarktes als Folge der englisch-ostindischen Währungsreform eingetreten ist (in London wich der Silberpreis in den wenigen Tagen vom 27. Juni bis 30. Juni von $37^1/_2$ bis $30^1/_2$ Pence für die Unze), haben wir den deutlichsten Anlaß, uns des gesicherten Besitzes unserer Reichsgoldwährung zu freuen und den Männern dankbar zu sein, welche sie uns gegeben haben. Nicht daß man ihrem Rathschlage gefolgt ist, sondern daß man ihm nicht genug gefolgt ist, hat man heute zu bedauern. Der Rest unserer alten Silberthaler ist uns geblieben im Widerspruche zu dem, was sie gerathen haben. Daß wir jenen Rest um die Mitte der siebziger Jahre nicht verkauft haben wie das Uebrige, bedeutet heute einen Verlust für das Reich von vollauf hundert Millionen Mark.

Doppelt aber wird unser Dankgefühl angeregt, wenn wir erleben müssen, daß durch die öffentliche Meinung von Gesellschaftsschichten, deren Urtheilsfähigkeit ebenso gering ist wie ihre sittliche Capacität, statt der Anerkennung Vorwürfe und Schmähungen geäußert werden. Die Nachwelt wird das letzte Wort darüber behalten.

Fünfundzwanzig Jahre lang — auch dies ein Jubiläum — von 1868 an bis zu diesen Tagen, wo Bamberger mit so manchen verdienten Veteranen anderer Parteien aus dem öffentlichen Leben geschieden ist, hat er seinen heimathlichen Wahlkreis zuerst im Zollparlament, und dann im Reichstage vertreten, hoch geschätzt von Allen, die ihn näher kannten — ein vortrefflicher Mensch, ein Mann von reinem Charakter und edlem Herzen, von umfassender Bildung, von urbanen Umgangsformen, von musterhaftem Stil als Schriftsteller und als Redner.

Unser politisches Leben, unser Parteiwesen ist noch zu jung, um die angemessene Haltung in der Beurtheilung des politischen Gegners errungen zu haben. Die Jugendlichkeit der Kämpfe in Parlament und Presse versteht es noch nicht, daß die andersartige Meinung über öffentliche Angelegenheiten vereinbar sei mit der gleichen Voraussetzung über den guten Glauben und die Rechtschaffenheit der politischen Bestrebungen. Mächtige autoritative Einflüsse, welche den Beruf haben sollten, diesem Unwesen entgegenzuwirken, haben dasselbe vielmehr befördert. Das Aergste der Früchte, die aus dieser Saat gewachsen sind, haben wir in diesen Tagen erlebt. Aber eben damit ist vielleicht der Gipfelpunkt erreicht, und es kommen einmal andere Zeiten — Zeiten männlichen Urtheils und männlichen Kampfes. Dann wird auch die Zeit gekommen sein, um ohne die Fesseln der Partei Verdienste zu feiern, die in der That niemals eine Parteiangelegenheit gewesen sind. Wir dürfen uns dessen um so mehr trösten, weil schon in der Gegenwart durch alle Parteien hindurch die Eine Partei der anständigen Leute dieses anerkennt und dieses denkt. Mit ihnen wissen wir uns eins, indem wir unsere Glückwünsche darbringen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Am 4. Juli hat der Kaiser den deutschen Reichstag mit einer Thronrede eröffnet, in der in knappen Zügen die Gesichtspunkte zusammengefaßt wurden, aus denen die Annahme der Militärvorlage geboten erschien. Obgleich die Beziehungen Deutschlands zu den auswärtigen Staaten nach wie vor als durchaus freundlich und frei von jeder Trübung bezeichnet werden konnten, durfte doch mit Fug betont werden, daß das Verhältniß der organisirten militärischen Kraft Deutschlands zu derjenigen seiner Nachbarn sich noch ungünstiger gestaltet habe als im verflossenen Jahre. Mit Nachdruck wies Kaiser Wilhelm II. darauf hin, daß er, um den ihm gemäß der Verfassung obliegenden Pflichten genügen zu können, es für unumgänglich erachte, „daß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die Herstellung einer ausreichenden und wirksamen Vertheidigung der vaterländischen Erde hingewirkt wird."

Sehr lehrreich waren in dieser Hinsicht die Betrachtungen, die von der französischen Presse vor und nach dem Wahlkampfe in Deutschland im Hinblick auf die Zusammensetzung des Reichstages angestellt wurden. Obgleich vor dem 15. Juni jenseits der Vogesen die Losung ausgegeben worden war, Gleichgültigkeit und Unbefangenheit zur Schau zu tragen, konnte doch die weit überwiegende Mehrzahl der französischen Blätter der Versuchung nicht widerstehen, einen Mißerfolg der deutschen Regierung zu prophezeien. Während die französischen Kammern jede auf die Erhöhung der Streitkräfte zu Wasser und zu Lande abzielende Vorlage ohne Widerspruch genehmigen, unterließen jene nicht, alle vermeintlichen Argumente zusammenzutragen, die gegen den Gesetzentwurf über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres angeführt werden könnten. Als ob ihnen das wirthschaftliche Gedeihen Deutschlands ganz besonders am Herzen läge, glaubten sie auf die dem Volkswohlstande drohenden Gefahren aufmerksam machen zu müssen, falls der deutsche Reichstag sein mot d'ordre nicht aus Paris beziehen sollte. In solchem Sinne wurden an erster Stelle die Wähler in Elsaß-Lothringen bearbeitet, so daß es als eine der erfreulichsten Erscheinungen des jüngsten Wahlkampfes bezeichnet werden darf, daß gerade in den Reichslanden die Erwartungen der französischen Chauvinisten arg getäuscht worden sind.

Nicht eine Einbuße, sondern eine zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigende Verstärkung haben die für die gegenwärtigen Verhältnisse gewonnenen Elemente in Elsaß-Lothringen erfahren, mag immerhin in der Stadt Straßburg der socialdemokratische Parteiführer Bebel als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sein. Dieselben Pariser Organe, die vor den deutschen Reichstagswahlen die kühnsten Erwartungen gehegt hatten, wurden, nachdem die Entscheidung gefallen war, ziemlich kleinlaut; nur hier und da wurde auf die Eventualität hingewiesen, daß die Berechnung zu Gunsten der Annahme der Militärvorlage sich doch als falsch erweisen könnte. Wenn jemals die wirkliche Absicht falscher Rathgeber deutlich zur Erscheinung

gelangt ist, war es bei dieser französischen Preßcampagne für die Erhaltung des wirthschaftlichen Wohlstandes in Deutschland der Fall.

In der Thronrede wurde die unverzügliche Einbringung des neuen Gesetzentwurfes über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres auch mit dem im nächsten Frühjahre bevorstehenden Ablaufe des Septennats begründet, da die Vorlage so rasch erledigt werden müßte, daß die in diesem Jahre stattfindende Rekruteneinstellung bereits auf der neuen Grundlage erfolgen kann. Würde doch, wie hervorgehoben wurde, eine Versäumniß des Termins dieser Einstellung sich auf mehr als zwei Jahrzehnte zum Nachtheile der Wehrkraft fühlbar machen. Hier darf wiederum mit Frankreich exemplificirt werden, woselbst das auf eine wesentliche Stärkung des französischen Heeres abzielende neue Cadresgesetz von den parlamentarischen Körperschaften ohne jede Debatte angenommen wurde. Bezweckt dieses Gesetz vor Allem, bereits in Friedenszeiten den Rahmen für die Reservetruppentheile aller Waffengattungen in wirksamer Weise herzustellen, so daß im Falle der Mobilmachung die Linienregimenter keine Einbuße an Officieren und Unterofficieren erleiden, so wurde die Dringlichkeit dieser eingreifenden Reform mit dem Hinweise begründet, daß die Zeit dränge, und daß es die schwerste Verantwortung übernehmen hieße, falls die vorhandenen Formationen noch ein Jahr ohne Cadres gelassen würden.

Klingt aber in solchen französischen Betrachtungen stets der chauvinistische Ton an, so durfte in der deutschen Thronrede ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Deutschland nur dann ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens bleiben könnte, wenn es sich in der erforderlichen Weise stark und wehrhaft macht. Da aber in unseren Tagen nicht selten Mißmuth laut wird, und über mancher trüben Tageserscheinung der Segen der großen Errungenschaften vergessen zu werden scheint, denen das deutsche Volk seine Einheit verdankt, so war es sicherlich jedem Patrioten aus dem Herzen gesprochen, wenn es in der Thronrede heißt: „Unter schweren Opfern ist es gelungen, die deutschen Stämme durch ein festes Band zu einigen. Die Nation ehrt Diejenigen, welche für dieses Werk Gut und Blut eingesetzt und das Vaterland einem politischen und wirthschaftlichen Aufschwung zugeführt haben, welcher, wie er den Zeitgenossen zum Stolz und zur Freude gereicht, den nachkommenden Geschlechtern, wenn sie im Geiste der Väter weiter bauen, des Reiches Größe und Glück verbürgt."

Hinsichtlich der Deckung des aus der Militärvorlage sich ergebenden Mehrbedarfes sollen bis zum Ablaufe des gegenwärtigen Etatsjahres die Matrikularbeiträge erhöht werden, während beim Beginne der Wintersession dem Reichstage Gesetzentwürfe unterbreitet werden sollen, durch welche die erforderlichen Mittel bereit gestellt werden. Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Mittel nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit und unter thunlichster Schonung der Steuerkraft geschaffen werden müßten, so darf der Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß insbesondere der mittlere Bürgerstand, dessen Steuerkraft andernfalls in der That übermäßig angespannt werden könnte, Berücksichtigung findet. Mögen immerhin die volkswirthschaftlichen Ansichten noch nicht geklärt sein, in welcher Weise Luxussteuern ausgiebig gestaltet werden können, so würde doch die Einführung solcher am besten den Gedanken verwirklichen, der in der Thronrede ausgesprochen worden ist. Gerade weil in Preußen soeben eine grundlegende Umgestaltung der staatlichen und communalen Besteuerung durchgeführt worden ist, durch die unter Anderem die Einkommensteuer durch eine stärkere Heranziehung des Besitzeinkommens ergänzt worden ist, muß es sich empfehlen, in den Steuervorlagen, die dem deutschen Reichstage zugehen werden, der Leistungsfähigkeit des mittleren Bürgerstandes und seiner Steuerkraft Rechnung zu tragen.

Der Verlauf der am 7. Juli beendeten ersten Berathung der Militärvorlage zeigte bereits, daß eine Stimmenmehrheit für dieselbe vorhanden war. Der deutsche Reichskanzler wies nach, wie sich das Verhältniß der militärischen Kräfte Frankreichs und Rußlands zu Ungunsten Deutschlands verändert hat. Graf Caprivi versuchte auch den Einwand zu widerlegen, daß die Reichsregierung zwar die zweijährige Dienstzeit gewähre, sie aber nicht festlegen wolle. Wenn die Regierung sich von Anfang an

auf den Standpunkt gestellt hat, daß sie eine Verfassungsänderung in dieser Hinsicht abweisen müßte, so mögen dafür ausreichende Motive vorhanden sein, wie denn unter Anderem auch nach dem neuen Gesetzentwurfe die Dienstzeit eine so vielgestaltige bleibt, daß diese Verschiedenheiten in der Verfassung nicht leicht zum Ausdrucke gebracht werden können. Daß das Centrum, die Socialdemokraten, die freisinnige und die süddeutsche Volkspartei an ihrem ablehnenden Standpunkte festhielten, konnte nicht überraschen. Dagegen erklärte der Führer der polnischen Fraction, Propst von Jazdzewski, im Namen seiner Partei, daß diese für die Vorlage der verbündeten Regierungen stimmen würde. Mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurden die Erklärungen des Abgeordneten Rickert, der mit Recht ausführte, daß das Ziel des Gesetzentwurfes: die Wehrhaftigkeit Deutschlands, allen Parteien gemeinsam sei, daß die Frage des Liberalismus mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen habe, und daß er aus der liberalen Partei ausscheiden würde, falls sie es ihm unmöglich machte, für die Vertheidigung des Vaterlandes einzutreten, wie es sein Gewissen ihm vorschreibe. Der Führer der deutschfreisinnigen Vereinigung betonte denn auch den lebhaften Wunsch, zu einer Verständigung mit der Reichsregierung zu gelangen, indem er der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß dies im Interesse Deutschlands und des Friedens geschehen werde. Am 15. Juli hat dann der deutsche Reichstag die Militärvorlage mit 201 gegen 185 Stimmen endgültig genehmigt. Möge dieser Beschluß sich in der That als ein für die Erhaltung des Friedens segensreicher erweisen!

Mehrfach wurde bei den Verhandlungen des deutschen Reichstages auf die jüngsten Vorgänge in Frankreich hingewiesen, indem einige Redner in den Pariser Ruhestörungen ein Symptom der Schwäche der Republik, Andere wiederum eine drohende Gefahr erblickten, die von den Widersachern der Militärvorlage beherzigt werden müßte. Mögen nun immerhin die französischen Zustände in jüngster Zeit an Festigkeit Einbuße erlitten haben, so wäre es doch mißlich, irgend welche Prophezeiungen vor dem Ausfalle der bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer machen zu wollen. Vor Allem müssen neben den für die bestehenden Einrichtungen ungünstigen auch günstige Factoren in die Rechnung eingestellt werden, und die beinahe regelmäßig für die Republikaner ausfallenden Ersatzwahlen für Deputirtenkammer und Senat legen vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß durch den Panamascandal die französische Landbevölkerung keineswegs in das monarchistische Feldlager gescheucht worden ist. Ganz im Gegentheil hat sich gerade inmitten der Conservativen und Klerikalen ein Umschwung zu Gunsten der Republik vollzogen, indem einerseits die „ralliés“ der constitutionellen Rechte bereit sind, ihre grundsätzliche Opposition aufzugeben, andererseits ein nicht unbeträchtlicher Theil des französischen Clerus und dessen Gefolgschaft seine Geneigtheit erklärt hat, dem vom Papste Leo XIII. zu wiederholten Malen ausgegebenen Losungsworte zu gehorchen. Ein Theil der Conservativen, die Royalisten, steht allerdings noch abseits; er erscheint jedoch nach wie vor zur Unthätigkeit verdammt, obgleich der Graf von Paris von Zeit zu Zeit in einem neuen Pronunciamiento mit denselben alten Schlagworten seine Getreuen zum Widerstande auffordert.

So müssen als die hauptsächlichen Gegner der in Frankreich bestehenden Einrichtungen die Boulangisten und die socialistischen Parteigänger der Commune bezeichnet werden. Sowohl die Einen als auch die Anderen sind nun in letzter Zeit in Action getreten, und hierauf müssen an erster Stelle die jüngsten Ruhestörungen in der französischen Hauptstadt zurückgeführt werden. Wäre es doch nur eine oberflächliche Betrachtung der thatsächlichen Vorgänge, wollte man annehmen, daß ohne die Studentendemonstrationen im Quartier Latin Alles ruhig geblieben wäre oder bleiben würde. Vielmehr braucht nur daran erinnert zu werden, in welcher Weise der Panamascandal von den Boulangisten inscenirt wurde. Mehr als hundert Parlamentarier sollten sich in der unwürdigsten Weise haben bestechen lassen, während die von der Deputirtenkammer eingeleitete Enquête sowohl als auch die gerichtliche Untersuchung ergab, daß allerdings die schlimmste Mißwirthschaft bei dem Panama-Unternehmen stattgefunden hatte, daß aber die von Seiten der Boulangisten erhobenen Anschuldigungen gegen die

beiden parlamentarischen Körperschaften stark übertrieben waren. Nur der ehemalige Minister der öffentlichen Arbeiten, Baïhaut, konnte der Bestechlichkeit überführt werden, während Freycinet, Rouvier, Floquet und andere hervorragende Persönlichkeiten zwar nicht correct vorgegangen waren, persönlich jedoch keinerlei Eigennutz sich hatten zu Schulden kommen lassen. Der frühere Finanzminister Rouvier ist denn auch unlängst wieder zum Mitgliede der einflußreichen Budgetcommission gewählt worden, und es lag lediglich an ihm, wenn er nicht auch mit der maßgebenden Stellung als Vorsitzender dieses Ausschusses betraut wurde. Der von den Boulangisten geplante Coup war also verfehlt, wodurch sie sich nicht entmuthigen ließen, um nunmehr eine vernichtende Niederlage zu erleiden, falls in Frankreich noch das alte Wort Geltung hat, wonach die Lächerlichkeit tödtet.

War während des Panamascandals insbesondere der radicale Parteiführer Clémenceau zur Zielschiebe unabläßiger Angriffe gemacht worden, so ließ sich nicht in Abrede stellen, daß es in der That gelungen war, ihn im Parlamente zu discreditiren. Allein die Boulangisten trugen dann selbst dazu bei, diesen Politiker gewissermaßen zu rehabilitiren, indem sie, gestützt auf die gefälschten Actenstücke des Mulatten Norton, gegen Clémenceau die abgeschmacktesten Anschuldigungen erhoben, insbesondere behaupteten, dieser wäre ein Agent Englands. Die „Acten" selbst waren in so widersinniger Weise fabricirt, daß die ganze Naivetät der Millevoyes und Paul Déroulèdes dazu gehörte, diese Belege auch nur einen Augenblick ernsthaft zu nehmen. Es hätte gar nicht einmal der ausdrücklichen Erklärung der englischen Regierung bedurft, daß es sich um eine grobe Mystification handelte. Da der Fälscher das ganze Bereich der hohen Politik in seine Phantastereien einbezogen hatte, riefen die gefälschten Acten nicht bloß in Frankreich und England, sondern auch anderwärts eine ungemessene Heiterkeit hervor, die für das politische Verständniß der Boulangisten nicht gerade schmeichelhaft sein konnte. Sogleich mußte sich in Frankreich allgemein die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Land rettungslos verloren wäre, falls Leute von der staatsmännischen Begabung derjenigen, die solche Actenstücke für echt hielten, jemals maßgebenden Einfluß erlangten. Jedenfalls durfte zugleich mit den Anhängern der bestehenden republikanischen Einrichtungen auch Clémenceau mit dem Strafgerichte zufrieden sein, das in der Deputirtenkammer über die Boulangisten gehalten wurde, die, nachdem sie dem allgemeinen Spott anheimgefallen sind, so bald nicht werden wagen können, unter ihrer eigenen Firma wieder auf dem Plane zu erscheinen.

Deßhalb wird man auch bei der Annahme nicht fehlgehen, daß es vor Allem die Boulangisten gewesen sind, die den Ruhestörungen in der französischen Hauptstadt sympathisch gegenüberstanden. Den Studenten des Quartier latin selbst, die in unreifer und unüberlegter Weise sich mit einem Kameraden identificiren zu müssen glaubten, der wegen eines leichtfertigen Jugendstreiches zu einer geringfügigen Geldbuße verurtheilt worden war, wurde sehr bald im Hinblick auf die Gesellschaft bange, die sich zu ihnen am linken Seine-Ufer gesellte, um Zeitungskioske umzustürzen und zu verbrennen, sowie aus den Omnibuswagen Barrikaden zu improvisiren oder andere revolutionäre Kurzweil zu treiben. Daß die Polizei derb genug zufaßte, konnte mit Rücksicht auf die zweifelhaften Elemente, die sich plötzlich zur Wahrung der akademischen Freiheiten berufen fühlten, nicht überraschen. Sicherlich leuchtete aber ohne Weiteres ein, daß die Boulangisten ihre Freude an solchem Treiben hätten, wie denn auch von Seiten der Studenten sehr bald constatirt wurde, daß agents provocateurs sich im Quartier befänden, nur daß diese sicherlich nicht von der Polizeipräfectur ausgesendet waren. Der frühere Polizeipräfect Andrieux, der seither in das boulangistische Feldlager übergegangen ist, würde über diese agents provocateurs vielleicht Auskunft geben können.

Allerdings hätte sich die Aufregung am linken Seine-Ufer kaum so rasch gelegt, wenn nicht durch die Schließung der Arbeitsbörse das Interesse aller tumultuarischen Elemente der französischen Hauptstadt abgelenkt worden wäre. Daß die Regierung trotz des keineswegs bedrohlichen Charakters der Studentenunruhen eine umfang-

reiche Truppenmenge nach Paris zog, hatte eben seinen Grund in dem geplanten Vorgehen gegen die Arbeitersyndikate in der Bourse du Travail, die sich hartnäckig weigerten, den gesetzlichen Vorschriften zu gehorchen. Bereits in der Sitzung vom 5. Juli bezeichnete der frühere Minister Yves Guyot als die Absicht der Regierung, die gewerbsmäßigen Ruhestörer fortzufegen, und als der Boulangist Marius Martin fragte, ob dies zu dem Zwecke geschehen sollte, die Arbeitsbörse zu schließen, erwiderte Herr Guyot, daß er dies sicher hoffte. Die Ausführung eines solchen Beschlusses hat dann nicht lange auf sich warten lassen. Die Boulangisten wiegten sich bereits in der Hoffnung, daß auf das von ihnen inscenirte Satyrspiel, abweichend von dem antiken Theater, die Tragödie eines ernsthaften Aufstandes folgen könnte. Sie übersahen nur, daß die Regierung mit Entschiedenheit den revolutionären Anwandlungen der Arbeitersyndicate und des Gemeinderathes ein jähes Ende bereiten würde. Unzweifelhaft war das Recht und die Pflicht des Ministeriums, gegen die Bourse du Travail einzuschreiten, die, ursprünglich dazu bestimmt, der Arbeitsvermittlung zu dienen, von den socialistischen Arbeitersyndicaten und dem Executivausschusse immer mehr in ein revolutionäres Centrum umgewandelt worden war. Bereits im Jahre 1884 beschlossen Deputirtenkammer und Senat ein Gesetz, durch das die Syndikate verpflichtet wurden, ihre Satzungen unter Bezeichnung ihrer geschäftsführenden Mitglieder der Behörde einzureichen; auch sollten die Verbände von Fachvereinen die Namen ihrer Geschäftsleiter und die angehörigen Vereine anzeigen. Statt dessen organisirte die Arbeitsbörse ganz im Gegensatze zu ihrer wirklichen Bestimmung die socialistische Propaganda; sie wollte nur solchen Arbeitern Beschäftigung nachweisen, die sich einem Gewerkvereine angeschlossen hatten, während diejenigen Arbeiter, die sich dem Zwange nicht fügen wollten, von den Wohlthaten der von Staat und Gemeinde mit großen Unkosten in das Leben gerufenen Einrichtung ausgeschlossen blieben. Ist doch sogar von der Arbeitsbörse, die ihren Namen wie lucus a non lucendo zu führen schien, im Jahre 1887 dasselbe Losungswort des allgemeinen Strike ausgegangen, das jetzt die Antwort auf die Schließung der Arbeitsbörse sein soll.

Nicht minder hatte die Pariser Arbeitsbörse bei den Ausständen von Decazeville und Carmaux mitgewirkt, so daß die Regierung alle Ursache hatte, wachsam zu sein, wenn anders sie nicht eines Tages von einer Art Commune überrascht werden wollte. Heißt es doch in dem letzten Jahresberichte ausdrücklich: „Die Bourgeoisie sieht mit Erstaunen und Schrecken, daß die Arbeiter sich ebenso gut zu organisiren wissen, wie sie. Wenn die Arbeiter sich erst der politischen Gewalt bemächtigen, so werden sie zeigen, daß sie auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, sie werden die Gesellschaft auf besseren Grundsätzen wiederaufrichten, gerade wie sie es sein werden, welche die Revolution organisiren." An Deutlichkeit ließ dieses Programm nichts zu wünschen übrig; der Conseilpräsident und Minister des Innern, Dupuy, mußte daher den Zeitpunkt für gekommen erachten, in dem die Arbeitersyndikate in die Schranken der Gesetzlichkeit zu verweisen wären. Der Arbeitsbörse wurde noch eine einmonatliche Frist zur Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes von 1884 gegeben; die Antwort war jedoch eine unbedingt ablehnende; die Regierung hat daher lediglich ihre Pflicht erfüllt, als sie der revolutionären Propaganda durch die Schließung der Arbeitsbörse begegnen zu müssen glaubte.

Ruhestörungen, nach der Art derjenigen im Quartier latin, waren die unmittelbare Folge der getroffenen Maßregel; zugleich erklärten die socialistischen Führer, daß sie den allgemeinen Strike nicht bloß in Paris, sondern auch in den Départements organisiren würden. Den Versuch der ultraradicalen Mitglieder des Gemeinderathes und der mit ihnen fraternisirenden socialistischen Deputirten, sich im Hôtel de Ville zu etabliren, wurde von der Regierung um so energischer zurückgewiesen, als die Geschichte der französischen Revolutionen deutlich genug zeigt, welche Gefahren gerade mit der Ueberlassung des Stadthauses zu solchen Zwecken verknüpft sind. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß alle diese Vorgänge in der französischen Deputirtenkammer zur Erörterung gelangten. Ein ultraradicaler Abgeordneter verlangte sogar, daß das Mini-

sterium Dupuy in Anklagezustand versetzt würde. Die Mehrheit des Municipalrathes von Paris hätte jedenfalls einem solchen Antrage zugestimmt, in der Deputirtenkammer überwog jedoch der gesunde Menschenverstand; die Mehrheit beschloß mit 341 gegen 44 Stimmen die Vorfrage, so daß der Antrag überhaupt nicht erst zur Berathung gelangte. Zugleich wurde mit beträchtlicher Majorität am 8. Juli eine Tagesordnung angenommen, durch welche die Erklärungen der Regierung gebilligt werden. Mit den republicanischen Parteigruppen stimmten auch die „Ralliirten" der constitutionellen Rechten für das Ministerium, während den Ultraradicalen sich ein Theil der minder extrem gesinnten Pariser Deputirten angeschlossen hatte, der es im Hinblick auf die nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen mit der hauptstädtischen Bevölkerung nicht verderben möchte, die trotz aller Ruhestörungen am linken und rechten Seineufer sicherlich auch diesmal wieder zumeist Vertreter der äußersten Linken in das Palais Bourbon entsenden wird.

Wie das französische Ministerium ist auch das italienische in jüngster Zeit scharf angegriffen worden. Der Conseilpräsident Giolitti erweist sich aber immer mehr als ein seiner schwierigen Aufgabe durchaus gewachsener Staatsmann. So ist es ihm nach heißen parlamentarischen Debatten gelungen, den viel umstrittenen Gesetzentwurf über die Emissionsbanken in der Deputirtenkammer zur Annahme zu bringen, so daß nur noch die Genehmigung des Senates aussteht, die allem Anscheine nach erfolgen wird. Durch das neue Gesetz soll vor Allem den Uebelständen ein Ende bereitet werden, die sich bei einigen der sechs bisher mit dem Rechte der Notenausgabe versehenen Banken herausgestellt hatten, Vier von diesen: die Nationalbank, die beiden toscanischen Banken und die Banca Romana sollen zu einer neuen Bank, der Bank von Italien, verschmolzen werden, neben der dann noch die Bank von Neapel und die Bank von Sicilien fortbestehen. In Zukunft wird die Staatscontrole zuverlässiger stattfinden können, wie denn überhaupt die Regierung insbesondere durch die bei der Banca Romana festgestellten Unterschleife veranlaßt worden ist, die Reform der Emissionsbanken mit Nachdruck zu betreiben. Wiederum wollte die Opposition die Gelegenheit benutzen, das Ministerium zu stürzen; allein Giolitti erwies sich als ein so zielbewußter Finanzmann, als ein so schlagfertiger, mit allen Einzelheiten der in Betracht kommenden Verhältnisse wohlvertrauter Politiker, daß die zu einem neuen Ansturme gegen die Regierung verbündeten Radicalen und Conservativen eine Position nach der anderen aufgeben mußten. Hatte sich nun aber früher bei wichtigen Vorlagen gerade gezeigt, daß in der Specialdebatte die einzelnen Artikel angenommen, dann aber das ganze Gesetz in geheimer Abstimmung verworfen wurde, so mochte die Opposition auch diesmal darauf rechnen, daß ein Theil der Abgeordneten, die offen für das Ministerium votirten, insgeheim sich ihr anschließen würde. Um so überraschender war das Ergebniß, als die Vorlage über die Emissionsbanken mit der bedeutenden Mehrheit von 222 gegen 135 Stimmen zur Annahme gelangte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß auch der regionalismo, der Gegensatz zwischen Norden und Süden, sich geltend zu machen schien, weil ein Theil der Abgeordneten der südlichen Provinzen für die Bank von Neapel weitergehende Befugnisse verlangte. Giolitti hielt jedoch mit der den Piemontesen eigenthümlichen Zähigkeit an den ursprünglichen Bestimmungen fest, ließ sich auch durch die von einigen heißblütigen Abgeordneten hervorgerufenen stürmischen Scenen in seiner Entschlossenheit nicht beirren. Jedenfalls hat der für ihn erfolgreiche Ausgang der parlamentarischen Debatten gezeigt, daß sowohl Crispi als auch dessen Gegner, der Führer der Rechten, Rudini, sich täuschte, als sie annahmen, daß Giolitti's Regierung nur eine kurze Episode der inneren Politik Italiens darstellen würde.

Literarische Rundschau.

Goldschmiedearbeiten in den Ostseeprovinzen.

Goldschmiedearbeiten in Livland, Esthland und Kurland. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. 26 Tafeln Fol. Lichtdruck. Text von Anton Buchholtz. Lübeck, Joh. Nöhring. 1892.

In den deutsch-russischen Ostseeprovinzen richtet sich in neuester Zeit der Blick mehr als je bisher auf die Vergangenheit, auf die Periode rein deutscher Cultur. Sei dies ein Bestreben, sich stark zu machen in harter Bedrängniß, oder sei es gar ein wehmüthiger Abschied, jedenfalls werden literarische und künstlerische Gaben aus jenen alten Marken deutscher Bildung durch ganz Deutschland auf die lebhafteste Theilnahme rechnen dürfen.

Die Gesellschaft für Geschichts- und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen giebt jetzt zugleich drei Werke heraus, eines über die Profanarchitektur der Städte, ein zweites über Plastik und Malerei, und eines, das uns vorliegende, über die Goldschmiedearbeiten. Auf 26 Tafeln in sehr guten, von Nöhring in Lübeck ausgeführten Aufnahmen und Lichtdruck werden uns nicht weniger als 81 Gegenstände vorgeführt, die von der Grenze des Mittelalters bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts reichen.

Ganz von politischen Nebengedanken abgesehen, hat diese Veröffentlichung einen ernstlichen kunsthistorischen Werth. Der Herausgeber Anton Buchholtz hat in eingehender Arbeit die Archive von Riga und Reval benutzt und einen höchst lehrreichen Beitrag zur Geschichte deutscher Goldschmiedekunst und deutschen Gewerbe- und Städtelebens gegeben, welches sich dort ohne irgend welche slavischen Zusätze abspielt, wie nur irgend sonst in Deutschland. Eine culturhistorische Ausstellung in Riga 1883 hatte Vorarbeiten geliefert. Die Studien aus den Archiven werden vor Allem dadurch interessant, daß sie uns keine leeren Namen geben, da sich trotz aller Verheerungen in Riga und auch in Reval von altem Silberzeug im Besitz der Corporationen mehr erhalten hat als irgend wo in Deutschland, einzig den Lüneburger Schatz ausgenommen, und so sehen wir am lebendigen Beispiel, wie solche Silberschätze entstanden, anwuchsen und wieder schwanden.

Das Meiste der erhaltenen Arbeiten ist in Riga oder Reval selbst gefertigt. Die Goldschmiede-Innung von Riga hat bereits im Jahre 1360 ihre Zunftverfassung, ihren „Schragen", der sich dem von Lübeck anschließt. Da die ältesten uns sonst überlieferten Goldschmiederegeln die von Straßburg 1362, Ulm 1364, Wien 1366 sind, so ist uns das Dokument von Riga als das früheste dieser Art besonders wichtig. Wir lernen die für das Meisterwerden geforderten vier Stücke kennen, wir haben aus der Blüthezeit des Gewerkes von 1542 ein genaues Verzeichniß der Meister- und

Beschauzeichen, wir sehen den strengen Bann der geschlossenen Zunft, der nur zwölf Meister zuläßt.

An den Bestellungen auf Silberzeug betheiligen sich alle Corporationen, zunächst die Stadt, dann die große Gilde, ferner die Compagnie der Schwarzen Häupter, eine höchst mächtige Verbindung, in welcher sich die Spitzen aller sonstigen Zünfte und Corporationen neben dem Stadtadel zusammenfanden.

Die bestellten Stücke sind keineswegs alle für bleibenden Besitz bestimmt, die Stadt hat fortwährend Geschenke zu machen, während der zwölf Jahre 1594—1608 erwähnen die Rechnungsbücher allein 32 derartige Stücke, welche wie eine Art von Abgabe den Statthaltern, durchreisenden Fürsten und Feldherren geschenkt werden; der Oberst der Stadtbesetzung ladet die Stadt zum Gevatter ein und erwartet und erhält sein Silbergeschenk, das entweder beim Goldschmied bestellt oder dem Vorrath entnommen wird. Dann aber kommt die Zeit der gewaltsamen Eingriffe, die Feldzüge der Russen unter Iwan IV. im sechzehnten Jahrhundert, die schwedischen und polnischen Einfälle der Folgezeit. Merkwürdig genug, daß noch so Vieles aus dem Elend der Zeiten gerettet ist.

Die Hauptmasse ist das Silber der Compagnie der Schwarzen Häupter, mit einer Reihe von ganz hervorragenden Stücken. An der Spitze steht die 70 Centimeter hohe Figur eines heiligen Georg vom Jahre 1507, von Lübecker Arbeit, sehr verwandt den gleichen Figuren im Schatze der Georgsbrüder in Elbing und der ebenfalls aus Elbing stammenden im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Die großen Willkommen enthalten ausführliche Inschriften über die Art der Stiftung; wir sehen, wie einzelne Gruppen der Corporation, die „Bänke", besondere Becher stiften. Diese Bänke haben wir uns ähnlich zu denken wie die Verschläge im Schifferhaus zu Lübeck. Jede Genossenschaft hat ihre eigene Bank, wir würden sagen ihren eigenen Tisch. Die Inschrift des einen Bechers von 1616 beginnt:

Der Rigasch [rigaische] willkommen wardt mein Nham
Da ich zu den Swartzen Heuptern tham
Der Rigassen Benke zur Ehr und Zhier
Las ich mich schauwen und tragen herfühʳ u. s. w.

Ein zweiter Becher, der Lübische Willkommen von 1651, enthält in seinen langen Inschriften ein ganzes Stück Stadtgeschichte. Hiernach haben Lübecker Kaufleute, welche „die jährliche hispanische und dröge Rechnung zu halten" in Riga gewesen sind, den Becher den „Lübischen Bänken" im neuen Hause zu Riga „zu ihren Ehren und aus Respect der Stadt Lübeck aus guter Affection und freiem Willen zur freundlichen Gedechtniß" machen lassen. Dieser Becher ist ausdrücklich dazu bestimmt, um von Seiten der Lübischen Bänke zum Darreichen des Willkommentrunkes benutzt zu werden, und soll nicht weiter gebraucht werden.

Von Augsburger Arbeit ist eine in Silber getriebene Statuette des Königs Gustav Adolf zu Pferde fast einen halben Meter hoch. Wiederholungen des seiner Zeit sehr beliebten Werkes finden sich jetzt noch in Stockholm, Wien, Moskau. Das Rigaische Exemplar ist ein Geschenk des Generalgouverneurs Grafen Horn 1652 bei Aufnahme seines Sohnes in die Compagnie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er selber dieses Stück Augsburger Arbeit selbst einmal geschenkt bekommen — oder sonst wie bekommen.

Ein Gegenstück von nahezu gleicher Höhe ist ein heiliger Mauritius auf einem Seepferde reitend.

Dann haben wir einen Willkommen von der Bank der Goldschmiede vom Jahre 1654, bei welchem die vollkommen erhaltenen Rechnungen über alle Einzelheiten der Ausführung wichtig sind, ferner Münzhumpen, Prunkschüsseln; sodann Deckel von Humpen, auf denen die gleichzeitigen historischen Ereignisse in möglichster Treue dargestellt sind: Karl XII. entsetzt Narva 1700, Schlachten von 1704 und 1705.

Neben diesen vierzehn Stücken der Schwarzen Häupter haben wir dann noch einzelne Zunftbecher der Böttcher, der Glaser von 1553, sodann Kelche und Altargeräthe der Kirchen, die bis 1470 zurückgehen.

In Reval ist der Bestand weniger reich, aber enthält doch manches Besondere; so einen silbernen Papagei, den Siegespreis der Schützenfeste, bei denen ein hölzerner Papagei von einer Stange heruntergeschossen werden mußte, entsprechend den Adlerschießen anderer Städte, das betreffende Fest hieß die Papageischaft. Ferner zwei Commandostäbe, „Regiment" genannt, für die Stadtobersten, beide aus den Strafgeldern der Soldaten hergestellt.

Sodann zwei inschriftlich bezeugte „Schos-Kannen", die von den Schoßherren benutzt wurden, wenn die Bürger auf das Rathhaus kamen, um ihre Abgaben — Schossen — zu entrichten; dies war die symbolische Form der Quittung zu einer Zeit, in welcher jede geschäftliche Auszahlung von einiger Bedeutung durch einen Trunk besiegelt werden mußte, eine Sitte, von der sich der „Weinkauf" bis auf unsere Tage erhalten hat. Bei den Schwarzhäuptern von Reval befindet sich auch eine Kanne von elf englischen Kaufleuten gestiftet; ferner ein Riesenpokal von 62 Centimeter Höhe, eine Stiftung des schwedischen Feldmarschalls Wrangel, der 1670 festlich als Bruder der Schwarzen Häupter aufgenommen wurde; auch Graf Torstenson stiftete 1656 einen Pokal, dessen Zeichen auf die Herkunft aus Hamburg hinweist, und den er wohl ebenso wenig „bestellt" haben wird, als der Gouverneur Bengt Horn einen 1659 gestifteten Becher von Nürnberger Arbeit. Wir sind hier mitten in den rollenden Wogen des dreißigjährigen Krieges.

Ein eigenthümlicher Abschluß dieser Geschenkreihe ist ein Nürnberger Pokal aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, den Kaiser Nicolaus von Rußland zur Erinnerung an seinen Besuch 1827 an die Schwarzhäupter zu Reval gestiftet hat. Das Stück ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Kreml entnommen.

Sehr merkwürdig sind auch zwei goldene Brochen, die sich bei den Gerichtsacten von Reval aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten haben, als corpus delicti eines Raubes, um dessentwillen ein Schiffer hingerichtet wurde, zwei ungewöhnlich schöne Stücke mit einer Figur und einem St. Marcus-Löwen, spätgothische, wahrscheinlich Venetianer Arbeit. Diese Herkunft würden die orientalischen Anklänge einzelner Ornamente erklären.

Auch aus Privatbesitz enthält das Werk eine Reihe bemerkenswerther Stücke, aus dem Majorate Popen allein vierzehn.

Das vortreffliche Werk wird für die Geschichte der deutschen Alterthumskunde von bleibendem Werthe sein.

Julius Lessing.

Aus der Neuen Welt.

Altes und Neues aus der Neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. Von Paul Lindau. Zwei Bände. Berlin, Carl Duncker. 1893.

Die Weltausstellung in Chicago hat eine beträchtliche Fülle literarischer Erscheinungen zu Tage gefördert, von denen jedoch das Buch Paul Lindau's sich vortheilhaft abhebt. Nicht in kurzer Frist entstanden, ist es auch nicht für kurze Frist bestimmt: es ist ein ungemein interessanter, uud, mehr als das, höchst ernsthafter Beitrag zur genaueren Kenntniß des modernen amerikanischen Lebens und eines großen Theils der Vereinigten Staaten und Mexiko's, und es wird noch seine Geltung haben, wenn jene Gelegenheitsschriften bereits längst verweht und vergessen sind. Paul Lindau zeigt sich in diesem Buche von einer neuen Seite: wir kennen ihn als einen amusanten und gewandten Reiseführer durch seine Skizzensammlung: „Aus dem Orient"; aber er selbst nennt auf dem Titel jene Schilderungen „flüchtige Aufzeichnungen" und läßt in ihnen seinem Humor und seiner spöttischen Laune mit sichtlicher Vorliebe freien Lauf. Ganz

anders in dem vorliegenden Werke; die Ironie — und sie wäre häufig wohl an ihrem Platze gewesen! — ist fast ganz aus demselben verbannt, dafür beschäftigt sich der Verfasser, gewissenhaft und gut vorbereitet, mit den einzelnen Gegenständen, seien sie landschaftlicher, ethnographischer oder gesellschaftlicher Art, und zeigt vor Allem auf das Deutlichste, wie viel ihm an einer durchaus objectiven Beobachtung und Darstellung liegt. Das ist um so mehr anzuerkennen, als Lindau jene Reise unter den günstigsten Bedingungen ausgeführt hat, und ihm viele Unannehmlichkeiten, unter denen andere Reisende zu leiden haben, erspart blieben; aber er läßt sich hierdurch keineswegs zu Schönfärbereien verleiten; mit lobenswerther Unparteilichkeit studirt er überall Land und Leute und sucht seine eigenen Eindrücke durch mündliche Erkundigungen an Ort und Stelle von zuverlässiger Seite zu berichtigen oder zu verstärken. Zweierlei kommt sodann dem Buche noch zu statten: Lindau vollführte seine Reise nicht im Fluge, wie es die Mehrzahl der Touristen thut, sondern stellte seine Beobachtungen mit größter Muße an, so daß er sich an einzelnen Stellen Wochen lang aufhielt und engere Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten gewann, und zweitens hatte er ziemlich dieselbe Fahrt schon einmal gelegentlich der Eröffnung der Pacificbahn vor acht Jahren gemacht; er wurde demzufolge nicht so leicht in Ueberraschung und Verwunderung gesetzt und konnte interessante Vergleiche zwischen damals und heute anziehen.

Denn jene noch nicht vor einem Decennium stattgefundene Eröffnung der Pacificbahn bedeutet für das rasch lebende und noch rascher umgestaltende Amerika ein Damals! Das erfahren wir hauptsächlich in den Capiteln über San Francisco und über die neu erstandenen Städte im fernsten Westen der Vereinigten Staaten; Ortschaften, die im September 1883 kaum dem Namen nach existirten, sind unterdessen zu kräftigen, immer rüstiger emporstrebenden Städten mit 30 bis 40 000 Einwohnern geworden, mit elektrischer Beleuchtung, mit den großartigsten Hôtels und besten Bildungsinstituten, mit Kabelbahn und Villenvierteln, mit luxuriös eingerichteten Clubs und herrlichen Parkanlagen. Und in unmittelbarer Nähe dieser Städte, die auf vorgeschobenstem Posten liegen, die undurchdringliche Wildniß des Urwaldes und die furchtbare Einsamkeit unbezwinglicher Felsriesen. Dieses „unbezwinglich" aber nur für den heutigen Tag zu verstehen, denn der morgige bringt vielleicht schon eine Lösung des Unglaublichen und Undenkbaren! Das zeigt uns jede einzelne der Städte dieses Werdelandes, welches uns, wie Lindau hervorhebt, auf das Deutlichste das eigenartige Wesen des Nordamerikaners vor Augen führt: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Muth, der vor nichts zurückschreckt, der eherne Ernst der Arbeit, der willige Verzicht auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönert, das wunderbare Selbstvertrauen und das ebenso starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Neben der Anerkennung des Guten finden wir auch manchen scharfen Tadel, manche kritische Abwägung zwischen der neuen und der alten Welt, manches offene Wort über die Unannehmlichkeiten amerikanischer Lebensweise und Einrichtungen. Aber wir haben stets die Empfindung, daß dieses Urtheil gerecht ist und daß es erst nach reiflicher Ueberlegung gefällt wurde, und das macht uns das Buch Lindau's nicht in letzter Linie sympathisch. Der Inhalt ist zu mannigfaltig und reich, um ihn hier nur andeuten zu können; — der Leser greife selbst zum Werk, das ihn bis zum Schluß fesseln und ihm, falls er die Reise über das Weltmeer antritt, ein ebenso zuverlässiger wie unterhaltender Begleiter sein, ihn vor mancher Enttäuschung bewahren und seine Aufmerksamkeit auf das wirklich Große und Bemerkenswerthe lenken wird.

P. L—g.

ρ. **Schiller und Goethe's sämmtliche Werke.** Neue billige Große Oktavausgabe. In eleganten Liebhaberbänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Der erste Band dieser neuen Classiker-Ausgabe, die Gedichte Schiller's enthaltend, bestätigt vollkommen, was die Verlagshandlung verheißt: einen reinen Text, mit Goedeke's bekannt trefflicher Einleitung, sonst aber durch Anmerkungen nicht beschwert; einen großen, klaren und schönen Druck auf festem, weißem Papier; einen soliden, höchst geschmackvollen Einband, und dies Alles zusammen für einen überaus wohlfeilen Preis, so daß, wenn der Verwöhnte nicht Anstand nehmen darf, diese Bände seiner Bibliothek einzureihen, auch dem weniger bemittelten Bücherfreunde hier die beiden Dichter in bisher unübertroffener Ausstattung geboten werden. Es ist ein Unternehmen, würdig der Verlagshandlung, deren Namen mit denen unserer Klassiker auf das Engste verknüpft ist, und die das Vorrecht, das sie lange besessen hat, fortan in der freien Concurrenz ehrenvoll zu behaupten sucht. Die Werke Schiller's sind auf sechzehn, die Werke Goethe's auf sechsunddreißig Bände berechnet, die, regelmäßig und in kurzen Zwischenräumen erscheinend, sich zu bequemer Anschaffung empfehlen.

ρ. **Meyers Klassiker-Ausgaben.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von dieser ausgezeichneten Sammlung liegen einige weitere Bände vor, die man in jeder Beziehung, ebenso wie die früheren, musterhaft nennen darf: mit historischen oder biographischen Einleitungen, mit textkritischen und erläuternden Anmerkungen, mit sorgfältigen Registern — mit dem ganzen Apparat der modernen philologischen Wissenschaft, welche der ehemals fast allein herrschenden ästhetischen Betrachtungsweise der deutschen Literatur jetzt ebenbürtig und ergänzend an die Seite getreten ist. Unter diesem Gesichtspunkte mag wohl noch keine der existirenden Ausgaben der Edda diese berühmten Ueberlieferungen der altnordischen Götter- und Heldensagen einem großen Publicum näher gebracht haben, als die hier erscheinende von Hugo Gering. In einer neuen, sehr gelungenen Uebersetzung giebt er uns die Lieder der älteren Edda (vom 9.—12. Jahrhundert), fügt in einem Anhang die mythischen und heroischen Erzählungen der sog. jüngeren oder prosaischen Edda (13. Jahrhundert) hinzu, zeigt in der Einleitung höchst anschaulich, unter welchen Umständen die Aufzeichnung in Island geschah, welchen Werth sie als mythologische Quelle und als dichterisches Werk hat, und begleitet alsdann den Text mit Anmerkungen, in welchen nichts, was zum besseren Verständniß des heutigen Lesers dienen kann, unerwähnt geblieben. Es ist eine Freude, dies uralte Buch (Edda heißt: Urgroßmutter) in dieser hübschen Fassung zu besitzen, die, trotzdem sie den Ton und die Farbe der entfernten Jahrhunderte wiedergiebt, uns doch im fremdartigen Ausdruck den verwandten Geist erkennen läßt. Denn auch an Humor, wenigstens an Witz und ganz gewiß an Weisheit fehlt es der „Edda" nicht: man lese nur die köstlichen „Sprüche Har's", d. h. des Erhabenen, nämlich Odin's, S. 87—109! — Würdig dieser Ausgabe schließen sich die der beiden großen Romantiker an: „Uhland's Werke", herausgegeben von Ludwig Fränkel (2 Bde.), und „Tieck's Werke", herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee (3 Bde.). Heine, der in seinem bekannten Gedicht „Uhland-Tieck" auf „Romantik" reimt, wußte dennoch mit seinem klaren und scharfen Auge wohl den Unterschied zu machen, der sich im Ganzen auch in der öffentlichen Meinung bestätigt findet. Uhland's Lieder werden unaufhörlich von der Jugend und vom Volke gelesen und gesungen, seine Balladen und Romanzen sind das Entzücken Aller: Tieck's Novellen sind nur den Wenigen noch bekannt und seine Dramen, außer von der Literaturgeschichte, vergessen. Um so mehr wissen wir es dem Herausgeber Dank, daß er mit der ganzen Hingebung und der ganzen Resignation, die zu einer solchen Arbeit gehört, in dieser Auswahl aus Tieck's Werken das bietet, „was die Eigenart seiner Person am reinsten aufweist und für den heutigen Leser am genießbarsten erscheint"; nämlich: im ersten Band eine sparsame Auswahl aus den Gedichten, und von den dramatischen Dichtungen namentlich „Der gestiefelte Kater" und „Leben und Tod der heiligen Genoveva"; im zweiten: Märchen und Gesellschaftsnovellen; im dritten: nach „des Lebens Ueberfluß", die beiden großartigen historischen Novellen: „Dichterleben" (Shakespeare und Marlow) und „Der Aufruhr in den Cevennen". Wenn es darauf ankam, das Andenken Tieck's einem größeren Kreise von Lesern zu erneuern und diesen ein annähernd getreues Bild seiner dichterischen Thätigkeit zu bieten, so ist dies in der hier angezeigten Ausgabe glücklich erreicht. — Zu der Ausgabe von „Uhland's Werken" bemerken wir, daß wir im ersten Bande eine vollständige Nachlese zu den „Gedichten" erhalten, von welchen laut ausdrücklichem Verbot des Dichters Alles ausgeschlossen bleiben mußte, was er bei seinen Lebzeiten nicht selbst aufgenommen hatte; sodann, daß der zweite Band, nach den Dramen und dramatischen Fragmenten, Einzelnes, geschickt Ausgewähltes, aus den politischen Reden und Aufsätzen, den wissenschaftlichen Aufsätzen und den Briefen bringt: unter den letzteren die Correspondenz mit Alexander von Humboldt wegen des von Uhland ausgeschlagenen Ordens pour le mérite. Von erheblichem Interesse schließlich sind die dem ersten Bande beigegebenen Mittheilungen von Dr. Max Friedländer über die Componisten und Compositionen Uhland'scher Gedichte.

ζ. **Touristennovellen.** Von J. V. Widmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Der Dichter, dessen Werk hier angezeigt wird, ist ein Landsmann Gottfried Keller's und C. F. Meyer's und verdient neben ihnen genannt zu werden, obwohl er in Norddeutschland weniger bekannt ist. Zwei längere Novellen, die unter dem Titel: „Gemüthliche Geschichten" vor einigen Jahren im Verlag der Gebrüder Paetel erschienen sind, bewiesen ein angenehmes Erzählertalent. Es waren harmlose Erinnerungen aus einer Schweizer Kleinstadt, die aber

jeder Leser mit Behagen liest, da sie viel Humor und Beobachtungsgabe zeigen. Andere Dichtungen Widmann's würden sich nur mit Gottfried Keller's „Sieben Legenden" vergleichen lassen. Es prägt sich in ihnen ein so feiner, satyrischer Geist aus, daß man ihrer nicht so leicht vergißt. Es gilt das vor Allem von den zwei kleinen Kabinetstücken: „Die zurückgezogene Bulle" und „die Tugenden im Bade".

Auch das oben genannte Bändchen Novellen enthält einige solcher Perlen. Den „Teufelssalat", die erbauliche Geschichte von dem hübschen frommen Mädchen in Como, in welche der Satan in der Gestalt von Salat fährt, den sie, trotz der Abmahnungen des Beichtvaters, über Alles liebt, und das „Wunder des heiligen Lißt" werden kaum ein Auge leer lassen von Thränen, nicht der Rührung, sondern des Lachens. Aber auch die andern Gaben der „Touristennovellen" sind äußerst anmuthig. Wie die Vorrede sagt, spiegeln sie im Wesentlichen Reiseeindrücke wider, welche der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten empfangen hat. In der That ist es Widmann dabei gelungen, Jedem, der die geschilderten Oertlichkeiten kennt, das Bild derselben bis in seine Details zurückzurufen. Aber er begnügt sich damit nicht, sondern flößt diesem Bilde auch das amüsanteste Leben ein. Am besten geglückt ist ihm seine Absicht in zwei Erzählungen, welche in Oberitalien spielen. Die Abenteuer des Doktors Seyboldt aus Stuttgart auf seiner Ferienreise nach Varese bei Mailand und dann durch die Alpen stellen sich den besten der Töpfer'schen „Genfer Novellen" zur Seite. Die „verkehrte Zeit von Mantua" ist mehr ergreifend und tragisch, aber ebenfalls außerordentlich fesselnd. Die Erlebnisse eines jungen Engländers, der, von einer Besteigung des Eiger kommend, in einem Gasthaus bei Interlaken mit einem pedantischen deutschen Professor wegen einer leichtfertigen Französin in einen komischen Conflict geräth, dürften vielleicht weniger allgemeinen Beifall finden. Dagegen werden die zwei kleinen Skizzen, welche die Sammlung abschließen, „Stillleben" und „Herrn Quendel's Goethe'sche Harzreise in den Odenwald" sicherlich jeden Leser befriedigen. Man legt das Bändchen mit dem Bedauern aus der Hand, daß es nicht umfangreicher ist, und kann nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß Herr Widmann recht bald die Welt mit weiteren ebenso gelungenen Dichtungen erfreuen möge.

o. **Heimathszauber und andere Novellen.** Von Ernst Wechsler. (Mit dem Bildniß des Verfassers.) Leipzig, Wilh. Friedrich. 1893.

Humor und Phantasie sind die hervorstechenden Züge auch dieser Sammlung von Novellen und sie treten am reinsten, am ebenmäßigsten in derjenigen auf, welche dem zierlichen Bande den Namen gibt. Ein Mann, den wir uns im Anfang der Dreißig denken, besucht, von einer eigenthümlichen Sehnsucht ergriffen, nach vielen Jahren der Abwesenheit die Heimath wieder, in der er natürlich Alles verändert findet. Eine nur begegnet ihm, die jung und schön geblieben ist, wie sie damals war: die stumm Angebetete seiner Knabenzeit. Ist es nöthig, dem Leser zu verrathen, daß es in Wahrheit nicht diese selbst, sondern ihre jüngere Schwester, und daß dem Gereiften, im Leben Geprüften nunmehr das Glück zu Theil wird, welches dem Schüler, der vor dem Maturitätsexamen stand, versagt geblieben? Diese Geschichte, so höchst einfach an sich, athmet dennoch den ganzen Zauber, der mit der Erinnerung an Jugend und Heimath verknüpft und der dennoch so weit von Sentimentalität entfernt ist, daß mit der Rührung vielmehr eine schelmische Neckerei beständig kämpft und ein frisches, fröhliches Erfassen der Gegenwart immer den Schluß bildet. Hiermit ist überhaupt Ernst Wechsler's Lebensanschauung, wie sie sich in diesen Novellen spiegelt, bezeichnet: nicht alle, wiewohl es keiner an Reiz gebricht, stehen auf gleicher Höhe: durch alle jedoch geht jene Daseinsfreude, die wir in den Schöpfungen der Jüngeren so sehr vermissen, und wo diese die Welt nicht eintönig, nicht grau genug malen können, spielt es um die seine wie mit goldig bunten Lichtern. Es sind nicht eben große Begebenheiten, die der Dichter uns erzählt, noch Ausnahmscharaktere, mit denen er sich befaßt: Menschen und Dinge gehören durchaus der Alltäglichkeit an, aber einer, die durch die Liebe, mit der er sie behandelt, auch uns lieb wird. Kaufmannslehrlinge, Studenten, Buchhalter, Gymnasiallehrer, ein Fabrikant, wenn es hochkommt, und ein Sanitätsrath sind seine bevorzugten Helden; eine besondere Bravour zeigt er in der Schilderung von Backfischchen, und nichts geht ihm über einen regelrechten Ball, auf dem es meistentheils zu einer Verlobung kommt — auch dies ein beschämendes Bild für unsere modernen jungen Herren, die weder für das Eine noch für das Andere zu gebrauchen sind. Die beseligenden Geister, die mit dem wonnigen Dufte der Sommernacht um eine Ananasbowle schweben, kennt unser Autor gleichfalls und weiß sie nicht minder launig darzustellen, als all' die andern kleinen Gnomen und Elfen, die mit den Verliebten ihr Spiel treiben, um sie gewöhnlich auf einigen Irrwegen an das erwünschte Ziel zu führen. Daß sich ein rechter Irrwisch, wie das bedenkliche Fräulein von Brugg, unter dieser Schaar befindet, wollen wir dem Dichter nicht allzu hoch anrechnen; es ist auch eine Variation auf das Thema der süßen Jugendeselei, doch eine, die freilich ein wenig betonirt. In allem Uebrigen ist es ein Vergnügen, dem Autor zu folgen, der uns in angenehmer Weise plausibel macht, daß es in diesem irdischen Jammerthal immer noch alte Herren gibt, die munter zu zechen verstehen, immer noch junge Männer und junge Fräulein, die mit einander tanzen und sich schließlich heirathen*).

*) Der Verfasser dieser liebenswürdigen und heiteren Novellen weilt nicht mehr unter den Lebenden: am 10. Juli, nach eben vollendetem zweiunddreißigsten Jahre, ist Ernst Wechsler zu Berlin gestorben, das ihm, dem geborenen Oesterreicher, eine zweite Heimath geworden, und wo er sich, dichterisch und journalistisch thätig, bereits einen ansehnlichen Wirkungskreis geschaffen hatte. Auch zu den jüngeren Mitarbeitern dieser Zeitschrift hat der Verstorbene gehört. Die Redaction.

x. **Dreißig Jahre Künstlerleben.** Von Heinr. Ehrlich. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Wenn Jemand, der während der größeren Hälfte seines Lebens mitten im stärksten Strom des Musiktreibens gestanden hat, seine Erinnerungen herausgiebt, so verdient er sicherlich, gehört zu werden. Manches in dem Buch wird berechtigtes Kopfschütteln erregen, denn dem allzu Persönlichen und allzu Kleinlichen sollten in einer Publication, die für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmt ist, wohl engere Grenzen gesteckt sein, als es hier geschieht. Anderes wieder liest man mit Interesse, denn man stößt auf viele treffende und gesunde Urtheile über allgemein bekannte Persönlichkeiten und künstlerische Ereignisse. Das Ganze hinterläßt den Eindruck einer schmerzlichen Resignation über die Differenz zwischen dem Erstrebten und dem Erreichten — eine Stimmung, welche so natürlich ist beim Rückblick auf ein Lebenswerk, und weit entfernt, unsere Meinung über den Verfasser zu verringern, seinen Ernst und seine Wahrheitsliebe vielmehr in ein günstiges Licht stellt. Wie mannigfach auseinander auch seine Ziele zu liegen, seine Zwecke zu gehen schienen: ein starkes Band verknüpfte sie dennoch, die Musik; in ihr sammelte sich die von Zersplitterung bedrohte reiche Begabung Ehrlich's zu voller Kraft und Einheit, in ihr fand er seinen Beruf, dem er, als ausübender Künstler, als Lehrer und als musikalischer Schriftsteller, dreißig Jahre lang so treu und mit solchen Ehren gedient hat, daß seine Stellung im Berliner Musikleben dieser Zeit gesichert und Alles, was in seinen Erinnerungen sich darauf bezieht, von unbestreitbarem Werth ist.

x. **Erinnerungen aus funfzig Jahren.** Von Anton Rubinstein. Aus dem Russischen von Eduard Kretschmann. Leipzig, Bartholf Senff. 1893.

Diese Erinnerungen erschienen gelegentlich Rubinstein's funfzigjährigen Künstlerjubiläums in der historischen Revue „Russkaja Starina." Der Künstler hat sie nicht aus eigener Initiative veröffentlicht, sondern sie wurden ihm von dem Publicisten buchstäblich abgefragt; daher mag es kommen, daß sie nicht den intimen Duft ausströmen, der persönlichen Aufzeichnungen genialer Menschen sonst anzuhaften pflegt. Wie im Fluge berühren wir die Spitzen von Rubinstein's öffentlicher Wirksamkeit, seine ersten Reisen als Wunderkind, seine Studien in Berlin, die Misère im Anfang seiner Künstlerlaufbahn, die Gründung der russischen Musikgesellschaft, an der er besonders thätigen Antheil nahm. Das ist gewiß Alles von großem Interesse, aber es würde noch mehr fesseln, wenn einmal eine Ruhepause in der Flucht der äußeren Ereignisse einträte, wenn Rubinstein einmal ganz Eigenes und Innerliches gäbe. Doch müssen wir schließlich für jeden, auch für den kleinsten Beitrag zu der Biographie eines großen Künstlers dankbar sein.

x. **Franz Liszt's Briefe.** Herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Diese Briefsammlung wird nicht nur allen Liszтverehrern willkommen sein, sie muß auch Jeden interessiren, der sich überhaupt mit der Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigt. Liszt's Briefwechsel mit Wagner ist reicher an künstlerischen Anregungen; dafür hat die zweite Sammlung einen weiteren Horizont: wer nur irgend sich musikalisch hervorgethan hat, ist in der langen Reihe der Briefempfänger vertreten, und neben Musikern sind Verleger, aristokratische Freunde, Schriftsteller und Liszt's Bruder Eduard, an dem er mit Liebe hing, die Briefempfänger. Die Mehrzahl der Briefe ist französisch geschrieben, der kleinere Theil deutsch. Für einen Ausländer beherrscht Liszt beide Sprachen bewunderungswürdig. Das Französische darf glänzend genannt werden, das Deutsche mindestens gut; selten, daß eine ungeschickte Wendung mit unterläuft. Die ersten Briefe aus den Jahren 1828 und 1830, überschwängliche Ergüsse respektvoller Dankbarkeit, sind an seinen Lehrer Carl Czerny gerichtet, der letzte vom 3. Juli 1886, vielleicht der letzte, den er überhaupt geschrieben, an Sophie Menter. In der ganzen Folge rollt sich ein lebendiges Bild des Menschen und Künstlers auf. Jede Wandlung, die seine Anschauungen im Laufe der Zeit erlitten haben, spiegelt sich treu aus diesen persönlichen Dokumenten wider. Wahrhaft rührend ist die Ausdauer, mit der er an seinen Compositionen bessert; am compositorischen Schaffen hing sein ganzes Herz, während er merkwürdigerweise auf sein Klavierspiel wenig gab, es sogar einmal eine Thierquälerei nannte. Die Nachwelt wird vielleicht anders urtheilen, aber darin werden sich alle Meinungen treffen, daß Liszt eine offene, edle Natur war, der man nur sympathisch gegenüberstehen kann.

ζ. **Asien.** Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Wer die in rascher Folge erscheinenden, prächtig ausgestatteten Werke des obigen Verlages durchsieht, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß für populär gehaltene Werke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften ein großes Bedürfniß im weiteren gebildeten Publicum vorhanden sein muß. Das hier vorliegende Werk ist wohl geeignet, einem solchen Bedürfniß zu entsprechen. Wie der im vorigen Jahre von dem gleichen Verfasser herausgegebene Band über Afrika bietet es eine knapp zusammengefaßte Schilderung der Geschichte und Natur aller Theile Asiens. Die neueren Forschungen haben dabei genügende Heranziehung erfahren, und zahlreiche Karten und Bilder führen die beschriebenen Oertlichkeiten so deutlich als möglich vors Auge. Der Fachgelehrte findet freilich in dem Werke kaum etwas Neues. Aber für ihn ist es auch nicht berechnet. Um so werthvoller wird die Fülle des hier Gebotenen für die Leser sein, welche sich mit geographischen Fragen nur unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung beschäftigen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altena. — Im Sanfara. Neue Lieder und Dichtungen von Carl Ernst Altena. (Dr. Ernst Rzesacz.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1893.

Ammon. — Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien dargestellt von Otto Ammon. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Arent. — Irrflammen. Stimmungs-Nervosismen, lyrische Sensationen und Tagebuchblätter von Wilhelm Arent. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt. M. Poeßl. 1893.

Arneth. — Aus meinem Leben. Von Alfred Ritter von Arneth. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Barth. — Crispi. Von Dr. Hans Barth. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. 1893.

Beniczky-Bajza. — Der Liebe Lust und Leid. Novellen in zwei Bänden von Helene von Beniczky-Bajza. Autorisirte Uebersetzung von Oscar von Krücken. Berlin, J. Gnadenfeld & Co.

Bierbaum. — Fritz von Uhde. Von Otto Julius Bierbaum. München, Verlag der Münchener Kunst- und Verlags Anstalt, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Biese. — Der Sieg über die Cholera. Die Entdeckung der wahren Ursache, Verhinderung und Heilung der Cholera, nebst einer Anweisung, aus unseren Nahrungsmitteln Bacillen herzustellen. Von Alfred Conrad Biese. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1893.

Biltz. — Dramatische Humoresken. Von Carl Biltz. Berlin, Imberg & Lefson. 1893.

Brochet. — Ein moderner Don Juan. Roman von Josef J. Brochet. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Cantoni. — L'Altalena delle antipatie. Novella sui generis. Del Alberto Cantoni. Firenze, G. Barbera. 1893.

Clifford. — Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief). Von William Kingdon Clifford. Autorisirte Uebersetzung von Lily von Gizycki. Mit einem Vorwort von Georg von Gizycki. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1893.

Clifford. — Mrs. Keith's Crime. A record. By Mrs. W. K. Clifford. Fifth edition. London, T. Fisher Union. 1893.

Cowdrey. — Millionär und Vagabund. Socialer Roman von Robert H. Cowdrey. Autorisirte Ausgabe, übersetzt von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Der Maximaltarif des Diocletian. Herausgegeben von Th. Mommsen. Erläutert von H. Blümner. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Theil: Der Erste Schlesische Krieg 1740 bis 1742. Zweiter Band: Von Mollwitz bis zum Beginn des Mährischen Feldzuges. Dritter Band: Der Feldzug in Mähren und der Feldzug in Böhmen und Oberschlesien. Zusammen in einem Band. Mit 20 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Die Lehmanns lassen sich nicht lumpen. Launige Erzählung der Erlebnisse einer Berliner Bürger-Familie in der Zeit von 1870—83, theils in Feldpost-, theils in gewöhnlichen Stephans-Briefen von H. v. B. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Dorer. — Edmund Dorer's Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Adolf Friedrich Graf von Schack. 3 Bände. Dresden, L. Ehlermann. 1893.

Fauchille. — La diplomatie française et la ligue des neutres de 1780 (1776—1783) par Paul Fauchille. Paris, A. Durand et Pedone-Lauriel. 1893.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Dritte, durchaus revidirte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1892.

Federn. — Gedichte von Karl Federn. Stuttgart, Paul Neff.

Frankfurter. — Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Von Dr. S. Frankfurter. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Fräulein Paulinchen Huhn's Briefe an ihre Freundin Fräulein Laura Riedlich. Leipzig, Otto Lenz. 1893.

Fürst. — Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien von Hermann Fürst. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Gebell-Ennsburg. — Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy von Gebell-Ennsburg. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Geffcken. — Stimmen der Griechen am Grabe. Von J. Geffcken. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893.

Groller. — Lori Bergmann. Neue Novellen von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Gutmann. — Aus dem Reiche der Gesänge. Gedichte von Moritz von Gutmann. Wien, Carl Konegen. 1893.

Hegeler. — Mutter Bertha. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Heyse. — Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. 27. Band: Jungfer Justine. Schauspiel in vier Acten. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

Hildebrand. — Das Problem der Form in der bildenden Kunst von Adolf Hildebrand. Strassburg, J. H. Ed Heitz (Heitz & Mündel.) 1893.

Histoire générale du IVe. siècle à nos jours. Ouvrage publié sous la direction de M. M. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. I. vol.: Les Origines. 395—1095. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Hoensbroech. — Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. Von Georg Paul von Hoensbroech. Sechste Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Hoffmann. Amerikanische Bilder. Eindrücke eines Deutschen in Nord-Amerika. Von Johannes Hoffmann. Berlin, Carl Siegismund. 1893.

Holitscher. — Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Howitz. — Warum leiden unsere Frauen? Von Professor Dr. Howitz. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1893.

Hume. — Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Von D. Hume. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig, P. Friesenhahn. 1893.

Jacobson. — Reisebriefe aus Italien und der Schweiz von Julius Jacobson. Nach seinem Tode herausgegeben. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch. 1893.

Jhouney. — Le Livre du Jugement. Hymne III. La Redemption. Par R. Jhouney. Paris, Comptoir d'Edition. 1892.

Jordan. — Morgenglühen. Oden und Lieder eines Antimodernen, von Carl Friedrich Jordan. Berlin, Rehtwisch & Seeler. 1893.

Kaufmann. — Die öffentlichen Ausgaben der größeren europäischen Länder nach ihrer Zweckbestimmung. Von Richard von Kaufmann. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Kempf. — Geschichte des Deutschen Reiches während des grossen Interregnums 1245—1272. Von Pr. J. Kempf. Auf Grund einer von der philosoph. Facultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg gekrönten Preisschrift umgearbeitet und ergänzt. Würzburg, A. Stuber's Verlagsbuchhandlung. 1893.

Khuenberg. — „Plein Air". Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. Hamburg, Konrad Kloß. 1893.

Kilian. — Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Herausgegeben von Eugen Kilian. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Kirchner. — Die Deutsche Nationallitteratur des Neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 1. u. 2. Lfg. Heidelberg, Georg Weiß' Verlag. 1893.

Kirchner. — Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig, Kirchner & Schmidt. 1893.

Köbner. — Die Methode einer wissenschaftlichen Rückfallsstatistik als Grundlage einer Reform der Kriminalstatistik. Von Dr. O. Köbner. Berlin, J. Guttentag. 1893.

Köhler. — Himmel und Hölle auf Erden. Eine volksthümliche Lebensanschauung von Bruno Köhler. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1893.

Koldewey. — Der Exorcismus im Herzogtum Braunschweig seit den Tagen der Reformation. Eine kirchenhistorische Studie von Dr. phil. Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, Julius Zwissler. 1893.

Krauss. — Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börseberichte vom Götter- und

Mythenmarkte. Von Friedrich S. Krauss. Wien. Gebrüder Rubinstein. 1893.

Kriegserinnerungen eines Sanitäts-Officiers der Landwehr. 1870—71. Von W. v. St. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Krücken. — Von Evas Stamm. Ungarische Erzählungen von Oscar von Krücken. Berlin, Richard Edstein Nachfolger (H. Krüger.)

Landy. — Kismet. Skizzen von Alma von Landy. Hamburg, Otto Meißner. 1893.

Lentrodt. — Aus Traum und Wahn. Seelische Fragmente von Willy Lentrodt. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Leonhard. — Gedichte von Camilla Leonhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Lernow. — Geheime Documente der russischen Orient-Politik 1881—1890. Nach dem in Sofia erschienenen russischen Original herausgegeben von R. Lernow. Berlin, Richard Wilhelmi. 1893.

Lipps. — Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Lyall. — Donovan. Lebensgeschichte eines Engländers aus unseren Tagen von Edna Lyall. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Maccari. — Istoria del Re Giannino di Francia. A cura di Latino Maccari. Siena, Carlo Nava. 1893.

Mémoires du Chancelier Pasquier. Publiés par le duc d'Audiffret-Pasquier. Première partie: Révolution-Consulat-Empire. Tome premier (1789—1810). Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Meißner. — Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bis 1870 von Dr. Fritz Meißner. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 1893.

Merkel. — Rudolf von Ihering von Adolf Merkel. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Meyer. — Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Von Gustav Meyer. Zweiter Band. Straßburg, Carl J. Trübner. 1893.

Meyer's Reisebücher.: Deutsche Alpen. Erster Theil: Bayrisches Hochland, Algäu, Vorarlberg, Nordtirol, Brennerbahn, Bozen, Meran, etc etc. Vierte Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1893.

Meyer's Reisebücher: Norwegen, Schweden und Dänemark von Prof. Dr. Yngvar Nielsen. Sechste Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Mickwitz. — Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. Reval, Franz Kluge. Leipzig, Rud Hartmann. 1892.

Milow. — Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Von Dr. Georg Mollat. Osterwieck a. Harz, A. K. Zickfeldt. 1893.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Georg Mollat. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt. 1893.

Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von Guido Adler. Autorisirte Volksausgabe. Lfg. I—IV. Wien, Artaria & Co.

Neupauer. — Oesterreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nier. — Je länger, je lieber. Roman von Friedr. Nier. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nippold. — Wanderungen durch Japan. Briefe und Tagebuchblätter von Otfried Nippold. Jena, Fr. Mauke's Verlag, (A. Schent.) 1893.

Oetker. — Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs von Dr. Fr. Oetker. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893.

Osterberg-Verakoff. — Das Reich Judäa im Jahre 6000 (2141 christlicher Zeitrechnung). Roman von Max Osterberg-Verakoff. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus, Dr. Foerster & Co. 1893.

Penias. — Natur-Klänge. Poesie und Prosa von Johann Gottfried Penias. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Plazer. — Ein seltsam Spiel oder: Deutschnational. Lustspiel in fünf Acten von Victor Ritter von Plazer. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Plazer. — Zeitgemäße Betrachtungen. Von Victor Ritter von Plazer. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Poeche. — Physiologie der geistigen Arbeit. Ein Handbuch für Gelehrte, Künstler, Studirende, Geistliche, Lehrer, Beamte, Kaufleute und andere Kopfarbeiter. Nach langjährigen Forschungen und den neuesten Resultaten der Wissenschaft. Von Dr. J. Poeche. Münster i. W., Adolph Russell's Verlag. 1893.

Reclam. — Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege von Carl Reclam. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Dr. E. Jahn, Oberstabsarzt erster Klasse. Mit 27 Textbildern. Fünftes Tausend. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1893.

Reclam'sche Universal-Bibliothek. Nr. 3071—3076. Charles Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder Die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus dem Englischen übersetzt von David Hack. Mit dem Bildnis des Verfassers. — 3077. Maximilian Strad, Argusaugen. Schwank in einem Aufzug. Soufflierbuch mit der vollständigen Regiebearbeitung. — 3078. Alexander Dumas Sohn, Die Fremde. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Paul Lindau. Soufflier- und Regiebuch des Lessing-Theaters in Berlin. — 3079. 3080. R. E. Lehmann, Harry Fludyer in Cambridge. Eine Reihe von Familienbriefen. Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Breul. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1893.

Recueil des Actes du comité de salut public avec la correspondance officielle des représentations en mission et le registre du conseil exécutif provisoire. Publié par F. A. Aulard. Tome quatrième et cinquième. Paris, Imprimerie Nationale. 1893.

Rells. — Psychologische Skizzen von Edmund W. Rells. Leipzig, Ambr. Abel (Arthur Meiner). 1893.

Rogge. — Pfortnerleben. Nach eigenen Erinnerungen geschildert von D. theol. B. Rogge. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1893.

Rosmer. — Wir Drei. Fünf Acte. Von Ernst Rosmer. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Rubinstein. — Die sibirischen Jäger. Oper in einem Act. Text nach dem Russischen des Jerebtzoff von Peter Cornelius. Musik von Anton Rubinstein. Leipzig, Barthold Senff.

Schaefer. — Lesefrüchte aus Sylvester Jordan's „Wanderungen" mitgetheilt von Friedrich Schaefer. Kassel, G. Th. Fischer & Co. 1893.

Schmidt. — Maximilian Schmidt's Volkserzählungen. Lfg. 1 u. ff. München, Seitz & Schrauer. 1893.

Schmidt-Weißenfels. — Gedichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beiträgen. Von E. Schmidt-Weißenfels. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Schnakenburg. — Heidenkinder. Vier Geschichten von F. Schnakenburg. Leipzig, Alfred Janssen. 1893.

Schneegans. — Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. Berlin, Verlag der Bücherfreunde. 1893.

Scholz. — Offener Brief an den Bund der Landwirthe. Von O. Scholz. Dresden, Druckerei Glöß. 1893.

Schott. — Alarm! Lustige Geschichten von Richard Schott. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Schultheiß. — Geschichte des deutschen Nationalgefühles. Eine historisch-psychologische Darstellung von Franz Guntram Schultheiß. Erster Band: Von der Urzeit bis zum Interregnum. München und Leipzig, G. Franz'scher Verlag. 1893.

Senft. — Heil Bismarck! Deutsche Worte von W. Senft. Dresden, Druckerei Glöß. 1893.

Söderström. — Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström. Leipzig, L. A. Kittler.

Stein. — Das Laster. Roman von Friedrich von Stein. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Stradner. — Rund um die Adria von Josef Stradner. Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel. Graz, Druck u. Verlag von Leykam.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Stilles Wasser.

Novelle

von

Ilse Frapan.

Lena erwachte an einem wilden, markdurchwühlenden Schrei. Es war ihr, als ob Peter Heick ihn ausgestoßen hätte. Was, Peter Heick? Der nur immer lacht, über Glück und über Unglück, wie die Frau sagte, bei der sie damals wohnte. Aber gestern hatte sie von derselben Frau gehört, daß er geweint hatte, vor der Stubenthür; auf einem Binsenstuhl, mit seinem blanken Oelzeughut zwischen den Knien, hatte er da gesessen, wo Lena gewohnt hatte, und nicht gewußt, wo er hin sollte, sagte die Frau. Lena hätte das nie für möglich gehalten. Sie hatte in der schweren Zeit, als Peter Heick sich gar nicht um sie kümmerte und ihr durch einen Bekannten von Antwerpen her sagen ließ, sie könne sich „für seinetwegen" nach einem Anderen umsehen, einen Haß auf sein Lachen geworfen, in das sie zuerst verliebt gewesen war. Wenn sie das gewußt hätte, daß Peter Heick auch weinen konnte, dann hätte sie seinen Rath nicht für Ernst genommen und könnte jetzt mit ihm als Stewardeß auf der „Holsatia", wo er dritter Steuermann war, in die weite Welt gehen.

Da gellte es wieder, über Wasser und Land, wie der Hülfeschrei eines riesenhaften übernatürlichen Ungeheuers, hoch einsetzend, schrill und angstvoll und endlich übergehend in ein langes, jämmerlich winselndes Klagegeheul. Es war die Nebelsirene der „Holsatia" — es war nicht Peter Heick selbst, aber es hatte doch etwas mit ihm zu thun — die „Holsatia" ging in See, und sie hatte Nebel auf der Elbe. Einen Augenblick noch blieb die Frau liegen, horchend, mit offenem Munde, mit grade vor sich auf die heiße Federdecke gestreckten bleischweren Armen.

So dunkel war es in dem schwülen, schrankartigen Wandbett, daß sie sich erst besinnen mußte, an welcher Seite die Thür sei, die in der Nacht von ihrer eigenen Schwere zugefallen war. Vorsichtig griff sie über den Mann weg, der schwer schnaufend athmete, richtete sich halb auf und stieß gegen die eichene Thür. Ein grauer Schimmer Morgenlicht flog über den glatten, kahlen Fleck mitten auf dem Schädel des Mannes, der die geballten Fäuste über dem Wirbel ver-

schränkt hatte. Die Frau stieg zitternd über ihn hinweg und ging lautlos, mit bloßen Füßen, durch die niedere, hellgrün gestrichene Stube, die nicht möblirt, sondern mit allerlei abgängigem Hausrath, zerbrochenen Gartenstühlen, alten Truhen und grell mit großen Blumen bemalten Schränken vollgestellt war. Nur um das braune Gitterbettchen inmitten der Stube war der Raum frei bis an eines der vier kleinscheibigen Fenster. Die Frau bemühte sich an den Haken, es sollte kein Geräusch geben; ihre halb noch verschlafenen Blicke wanderten von dem spiegelglatten, graugrünen Wasser der Este, das ihr Haus umfloß, hinunter zu den müden, gelbsprenkelig hängenden Kronen der Weiden, über die kahlen, rothen Mauern der Ziegelei hinaus in die nebelgrau schimmernde Ferne, in der wie weiße Punkte die Möven auftauchten und verschwanden. Dort unten floß die Elbe; ein Widerstoß ihrer gewaltigen Wassermassen schien bis hier herauf zu schwellen in undeutlichem Ringen, die matt an den Stacks zerrannen; dort unten ging die „Holsatia" in See; die Wolken von Kohlenrauch, die in der schweren Luft nicht steigen konnten, bezeichneten ihren Weg. Der Dampfer selbst war nicht zu sehen, nicht einmal die Spitze seines Schornsteins — verhallender Schrei, verschwimmender Rauch, weiter nichts. Die Frau biß die Zähne zusammen; ein würgender Ton drang aus ihrer Kehle, über den sie erschrocken mit ängstlichen Augen ihren Kopf nach rückwärts in die Stube kehrte.

„Na," sagte eine spöttische Stimme hinter ihrem Ohr, „Du möcht'st ihm woll noch gern 'n Süßen geben, nich?"

Die Frau fuhr mit der Hand nach der Schläfe, der starke Schall war wie ein Schmerz da drinnen gewesen. Sie fühlte, ohne sich umzusehen, daß ihr Mann aufgestanden war, daß er ihr mit seiner drohenden Breite den Weg abschnitt, und sie hielt sich muthlos still, angeklammert am Fensterrahmen wie eine Gefangene.

„En schöner Kerl!" sagte es wieder in ihren Nacken hinein, daß ihr unter der losen Nachtjacke ein Schauder das Rückgrat entlang lief, „mußt noch achter ihm ankucken, mußt ihm noch 'ne Kußhand nachwerfen, hörst Du woll?" Er packte ihre schlaff herabhängende linke Hand am Gelenke und schlug damit in die leere Luft hinaus. „Adjüs, min Engel, Du verdammte Schwinegel, muchst Du versupen un verrotten, wo de Grund an deepsten is!"

Die Frau schrie entsetzt auf, riß ihre Hand los und sprang, ihn kräftig zurückstoßend, mit gleichen Füßen in die Stube. Ihr junges, volles Gesicht war bleich; mit funkelnden Augen stellte sie sich an das Kinderbett, legte beide Hände auf das Seitengitter und schien mit zuckenden Lippen eine Menge Worte zu sagen, die unhörbar blieben.

„Je Du, es schlafen nich alle Leute, die die Augen zu haben!" Er lachte geringschätzig und betrachtete sie von oben bis unten, die Hände in die Seitenschlitze seiner grauwollenen Unterhosen gesteckt, was ihm ein breithüftiges, altweiberhaftes Aussehen gab. „So 'n Lump, so 'n Kerl, der Dich sitzen lassen hat! sollt'st Dich schämen, so groß Du bist!" —

Das Kind in dem Bettchen begann zu schreien, Lena beugte sich zu ihm, streichelte es und jammerte vor sich hin: „Ach, was für 'n schrecklichen Tag! was für 'n schrecklichen Morgen!"

„Treck' Di an!" herrschte der Mann ihr zu, „heft all wedder vergeeten, dat de Club hüt kamen deiht? Din verdammte Kerl is je nu weg, un wedder kummt he nich, davor stah ick." Und wie sie den schreienden Kleinen zu beruhigen suchte: „Wullt Du den Jung mal liggen laten? Dat is min, hörst woll? Den heff ick vor eegen annahmen, den heff ick kofft." Er machte eine Faust dicht vor den Augen des Kindes, das sogleich sein Weinen einstellte, und ängstlich in das rothbärtige Gesicht über ihm starrte.

Während die Frau nach ihren Kleidern griff, redete er auf den kleinen Blondkopf ein.

„Segg mal ‚gu'n Morgen, Papa'!"

„Gu'n Morgen, Papa!" lallte das Kind.

„Min söte Papa! segg' mal!"

„Min söte Papa."

„Segg' mal ‚Mama is aisch, se mutt Hau' hebben'!"

„Hau' hebben," wiederholte der Kleine, die Augen aufreißend.

„Segg' mal ‚Peter Heick is en verdammten Swinegel'."

„Swinegel," sagte das Kind, wandte aber den runden Kopf nach der Seite, wo es seine Mutter leise weinen hörte.

„Kiek mi an, Jung'!" der Mann tippte ihm scherzend auf die nackte, rosige Brust, „wokein hört de lütt Jung' to?"

„De lütt Jung hört Papa to!" betete das Kind her. Der Mann strich ihm mit der Hand übers Gesicht.

„Wo heet Din Papa? segg' mal."

„Max Pingel in 'n Himmelreich." Der Junge hob mit der Fußspitze sein Deckbett in die Höhe und ließ es tanzen.

„Das recht! Und wo heetst Du?" Der Mann schielte nach der Frau hin, die ihr dickes, blondes Haar aufgelöst hatte; er konnte ihr Gesicht nicht mehr sehen, aber er bemerkte, wie ihre Schultern zuckten.

„Ick heet Max Pingel, Himmelreich, drei Jahr," sagte der Junge; „auf! auf!" schrie er dann und lachte so hell und herzlich, als die Federdecke über den Gitterrand zu Boden rutschte.

„Erst segg noch mal, ‚Peter Heick is en verdammten Swinegel,' denn will ick Di opnehmen! kriegst auch 'n Stück Zucker."

Gehorsam plapperte das Kind.

„Lena, kiek!".

Mit dem Jungen auf dem Arm blieb er vor der Frau stehen, die mit den langen Zöpfen nicht fertig werden konnte.

„Ich sag' bloß, Du sollt'st Dich schämen, weiter sag' ich nichts! — Da is belegt Butterbrot zu machen, für alle Mann, da is en Theil zu thun! Daß Du mich nich mit rothe Augen zum Vorschein kommst. Mußt immer bedenken, mein Deern, wofür ich Dir genommen hab'."

Der Anblick ihres kräftigen, sonnengebräunten Nackens, der frei aus dem weißen Hemde emporwuchs, machte seine Stimme milder.

„Du wirst da ja nichs bei," sagte er halb spöttisch, halb ermahnend, „mit mir wirst Du da nichs bei! Ich hab' die Vollmacht, und das Recht is gleich-

falls bei mir. Ich möcht' Dir das nich gern gönnen, daß Du mir mal von meiner andern Seite kennen lernt'st. Jedes Ding und jeder Mensch hat zwei Seiten, weißt Du woll, un das will ich Dir man gradeaus sagen, wenn ich mal anders kommen muß" — er machte eine bezeichnende Bewegung, die Spitzen seiner kurzen, steifen Finger streiften sie, ganz leicht wie es schien, aber eine rothe Spur flammte über den Nacken, und ihre Schultern krümmten sich, ihr Kopf sank auf die Brust. Er lachte vergnügt und ermuthigend. „Na, laß man gut sein, mein Deern, ich sag' bloß posito, ich setze den Fall. Max, mein Jung', was ist Peter Heick? weißt es noch? Sag' es mal in ihr Ohr! So! da! guten Morgen Jung'! Gieb Papa 'n Süßen!" —

Lena war unter den Beiden fort und in die Ecke geglitten, wo ihr Kleid hing. Als ihr Mann mit dem Jungen zur Thür hinaus war, starrte sie mit wilden Blicken um sich, knickte in der Ecke auf dem Fußboden zusammen und stöhnte ohne Thränen: „Harr ick dat doch nich dahn! harr ick dat nich dahn!" Immer dieselben Worte. Es war Alles verkehrt gewesen. Daß sie von ihrem Mann am Fenster ertappt worden, daß sie Max Pingel geheirathet hatte, daß sie Peter Heick erst zu viel und nachher zu wenig getraut hatte. Daß Max Pingel ihren Jungen adoptirt hatte, daß sie Peter Heick von Peter Heick's Kind beschimpfen ließ, daß Max Pingel die häßliche alte Glatze hatte, grade mitten auf dem Kopf und den dicken Hängebauch; o, heute morgen, als er so die Hände in die Taschen gesteckt hatte, wie unbeschreiblich häßlich hatte er da ausgesehen! Durch ihre Thränen und durch ihre Haare immer hatte sie ihn in seiner widerwärtigen Unförmlichkeit mustern müssen, und darüber hatte sie kaum Acht gegeben auf das, was er sagte. Wenn er sich so hätte sehen können, wäre er wohl kleinlaut geworden, dachte sie. Er hatte gut sagen, Peter Heick wäre nichts werth; Peter Heick war einen Kopf größer als er, mit langen Beinen und langen Armen, mit braunem dichten Haar — wenn der Einen ansah mit seinen lachenden, kleinen, hellen Augen, die immer von oben nach unten und in allen Ecken herumschossen, da fühlte man es bis ins Blut hinein, daß es ein lebenslustiger Bursche sei. In allen Sprachen wußte er zu sagen: „Du bist ein hübsches Mädchen, ich liebe Dich." Wenn man mit ihm tanzte, wollte er immer links um, nur damit man schwindlig würde; nie waren sie zusammen gewesen, ohne daß er den größten Unsinn an den Tag gegeben hätte. Und dann noch das Merkwürdigste: Dieser Peter Heick, dem sich Alle zudrängten, hatte vor ihrer Thür gesessen und geweint, weil er ohne sie nicht gewußt hatte, wo er hin sollte! Die Frau hatte nicht gelogen, es war eine freundliche, erfahrene Frau; sie hatte gemeint, Lena sollte ihn 'mal bei ihr treffen; etwas Unrechtes sollte natürlich nicht vorfallen, sie sollte ihm nur gut zureden, sagte sie; denn es wäre doch richtiger, daß er sie jetzt vergäße, weil sie sich verheirathet hätte. Er würde sich dann vielleicht besser zugeben, sie müßte ihm nur auseinandersetzen, wie das Alles gekommen. Wie sie ihren Jungen bei der Frau in Kost gelassen hätte und bei Pingel in Dienst gegangen wäre, dem gerade seine Frau gestorben, und der ohne Hülfe seine Wirthschaft nicht fortführen konnte. Es war ja zwar keine sehr große Wirthschaft, nur zwei Kegelbahnen und dann der Biergarten, aber es sollte doch Alles besorgt sein. Im Winter war wenig zu thun, da kamen meist nur

die Bauern aus Cranz und Estebrügge; denn wenn die Este zugefroren war, so hörte ja die Dampfschiffverbindung mit Hamburg auf, und gerade die Hamburger waren immer die besten Kunden. Aus Buxtehude und Harburg kam höchstens 'mal ein Handlungsreisender, der in der Wirthschaft zum „Himmelreich" seine bunten seidenen Tücher und Bänder auskramte; oder eine Volksschule, die Lehrer in Hemdsärmeln, mit dem Hut auf dem Stocke voran, erhitzt und abgetrieben, die Jungen mit grünen Botanisirbüchsen, ein gut Stück Landstraße an ihren Stiefelsohlen — alle mit Riesenhunger und schmalem Beutelchen, trachtend für wenig Geld möglichst satt zu werden. Aber aus Hamburg erschienen bessere Gäste, Gesellschaften leistungsfähiger Leute, die bereit waren, an einem luftigen Sonntagnachmittag mit ihren Schätzen den Verdienst der Woche zu verjubeln, die von Wirthschaft zu Wirthschaft zogen, aufgeputzt, Rosen im Knopfloch, Hut im Nacken, laut und lachlustig, vor denen die kleinen barbeinigen Bauernjungen im Straßenstaub Kopf standen oder Rad schlugen, und sich tief bückten, um die Nickel mit der Mütze aufzufangen. Für diese noblen Kunden war das Clavier da und ein nicht unbeträchtlicher Weinkeller, zu dem Pingel den Schlüssel unterm Kopfkissen aufbewahrte. Ja, es gab schon zu thun, und Lena war sehr zufrieden, als sie die Stelle bekam. Sie war ja vom Lande und sie wollte wieder aufs Land; das Jahr in der Stadt, in St. Pauli, wo sie in der Davidstraße gedient und den Seemann kennen gelernt, hatte ihr kein Glück gebracht. Es machte sich damals ganz zufällig mit der Stelle im Kirschenland. Max Pingel sprach auf einer Geschäftsreise, wie er sagte, bei der netten Frau vor, die sie verpflegt hatte, und da sah er Lena und bekam gleich Lust zu ihr. Und er sagte ganz freiwillig, er hätte durchaus keine schlechten Absichten, er wäre ein trauernder Wittwer, und Lena könnte es getrost bei ihm wagen, was er einem so hübschen Mädchen selbst bei seinem besten Freunde nicht rathen würde. Die nette Frau fand das sehr fein von dem Mann, und so nahm Lena Abschied von ihrem kleinen Jungen, der damals ein Vierteljahr alt war und zog mit an die Este hinüber. Das Wasser dort war sehr still und so lautlos, als wenn es schliefe; überall hingen die Weidenbäume hinein, und nur die Kähne mit den rothen Ziegeln, die da herum gemacht wurden, fuhren schwerfällig vorbei. Lena wollte es gar nicht glauben, daß sie erst am Morgen von Hamburg weggefahren wäre, so ruhig war es hier. Aber dafür wurde es im Hause bald desto unruhiger, und das kam von Max Pingel her, der nun doch schlechte Absichten an den Tag legte, so daß Lena eines Nachts mit bloßen Füßen vor die Thür der Kirschen-Anna gelaufen kam und sie um Gotteswillen bat, sie möchte sie aufnehmen. Aber was that Max Pingel? Als er hörte, daß Lena durchaus nicht wieder kommen wolle, sagte er, dann wolle er nur lieber gleich in den sauren Apfel beißen und sie heirathen; denn sie wäre ihm zu nothwendig in der Wirthschaft. Nun mußte Lena selber zugeben, daß seine Absichten reell wären, und die nette Frau vergoß sogar ein paar Thränen und meinte, ein so „edler Charakter" wie Max Pingel wäre selten, den sollte Lena nur warm halten; jetzt müßte er nur noch dazu gebracht werden, daß er das Kind für eigen annehme, dann könnte Lena Peter Heick „was lachen", wenn er wieder käme. Jawohl, Peter Heick! Beinahe drei Jahre hörte kein Mensch etwas von ihm, und als er endlich wieder kam, da sprach die nette Frau

ganz anders und sagte, Peter Heick wäre zu bedauern, weil er geweint hatte, daß Lena nicht all' die drei Jahre dagesessen und auf ihn gewartet hatte. Lena war nicht nach St. Pauli gegangen, um ihn zu treffen, wie ihr die Frau gerathen. Sie konnte nicht unauffällig so lange fort sein; nach St. Pauli, das war kein Katzensprung, da mußte man drei Stunden mit dem „Primus" fahren, über dies glatte, stille Wasser hinunter und dann in die Elbe, nach Osten, gegenüber, dort liegt Hamburg. Aber dann war Peter Heick zu ihr gekommen. In einem Boot von Oevelgönne herüber, ganz allein, so zwischen Schummern und Dunkelwerden. Ihr Mann war in Harburg wegen der Tonne Heringe, die er bestellen mußte. Sie stand auf dem steilen, grasbewachsenen Deich, unterhalb ihres Hauses; auf dem grünschlickigen Anlegesteg stand die „Ballje"[1]) mit Wäsche, die sie eben gespült hatte. Neben ihr im Gras der kleine Junge, der den drei Enten mit der linken Hand Blätter und Halme hinwarf, mit der rechten bei jedem Schwung nach der Mutter Rock faßte. Es hatte den ganzen Tag nach Regen ausgesehen, jetzt fing es leise an zu tröpfeln; gerade wollte sie ihre Wäsche aufnehmen, als das Boot anlegte. Den Schreck vergaß sie gewiß ihr Lebtag nicht, als Peter Heick wieder vor ihr stand.

„Nein," stammelte sie und wich rückwärts, „nein, wo kommst Du her!"

Aber er hatte nicht viel Worte gemacht, er hatte sein Boot angebunden und auf die „Ballje" gedeutet.

„Na, willst die 'rein haben?" und dann hatte er die Wäsche ins Haus getragen, und sie war mit zitternden Knien, den Jungen an der Hand, hinterdrein gegangen.

In der leeren Gaststube hatte er sich umgesehen, war an den Schenktisch gegangen und hatte gerufen: „En Kognak und 'n Glas Beer!" Mechanisch war Lena an den Schrank getreten und hatte ihn bedient; über dem Trinken hatte er sie unverwandt gemustert und plötzlich zu lachen angefangen.

„Na, dat ward good, nich Lena? Is de Weerth nich in?"

Und als er gehört, daß Pingel ausgegangen sei, war er ganz so munter wie früher geworden. Er hatte sich in eine Ecke gesetzt hinter den langen Tisch und Lena auf den Stuhl gegenüber gezogen.

„Je, Lena, das is nu 'n schöne Geschichte, ich wollt' Dich je recht mitnehmen, un nu krieg' ich das zu hören."

„Ach, Peter Heick, dat seggst Du man so!"

„Nee, ganz gewiß, Lena, ich dacht' recht, daß Du nu Stewardeß auf die ‚Holsatia' werden sollt'st, denn hätten wir das beide nich so langweilig." Er zwinkerte ihr muthwillig zu. „Na, wat seggst Du? sall ick dat in Richtigkeit bringen?" Sie hatte nur stumm im Zimmer sich umgeblickt und ein bischen gelacht. Peter hatte aber gleich verstanden. „Ach so, den Ollen? Is recht, dor heff ick noch gor nich an dacht. Je, Lena, denn helpt dat nich, den Ollen muttst Du sitten laten. De kriegt sachts 'n annere. An Land sünd de Frugenslüd nich rar."

[1]) Holzbütte.

„Un wenn ook, wat doh ick mit em?" Lena hatte plötzlich den Jungen aufgenommen, der auf dem Boden mit seinen Stiefeln gespielt hatte.

„Wer — is dat Din Jung, Lena?" Peter hatte mit offenem Munde und enttäuschten Blicken das Kind erst jetzt genauer betrachtet.

Da hatte nun Lena auch einmal lachen müssen. „Dat is Peter Heick in' lütten," hatte sie gesagt.

Da war der große Peter Heick völlig närrisch geworden. Er hatte erst furchtbar gelacht und dann geschworen, Lena habe ihn zum Besten, und endlich hatte er den Jungen auf seine Schulter gesetzt und war in der Stube mit ihm herumgejagt. Zuletzt hatte er ihn gefragt, wie er heiße. Und als dann der Junge geantwortet „Max Pingel", und Lena ihm gesagt, daß er adoptirt sei, hatte er ihn mit langem Gesicht plötzlich auf den Boden gesetzt und war sehr still geworden.

Und dann wieder ganz unerwartet hatte er gelacht und gesagt: „Du, Lena, soll ick hier blieben? Den alten Kerl schlagen wir todt, wenn er zu Hause kommt, und leben hier wie Adam und Eva in ihrem Paradies. Glaubst nich, daß ich Wirth spielen könnt'? Ich bin all lang genug auf'm Wasser 'rumzufaullenzen gewesen — das wär Zeit, daß ich mal was Orrentliches thun thäte!"

Damit war er hintern Schenktisch gesprungen, hatte 'n paar Gläser voll Kognak geschenkt und eins nach dem andern Lena zugetrunken: „Prost, Madam! Ihr Wohl! auf Ihrem Wohle! Womit Sie das wieder gut machen können, daß Sie den alten Kerl genommen haben? Das können Sie nur durch Liebe wieder gut machen! Komm, Lena, alte Deern, woll'n mal tanzen! Als ich an den Deich da kam un da so 'n paar nüdliche dicke Beine in'n Gras stehn sah, wußt' ich gleich, daß Du das wärst! Süh so!" Er umfaßte sie und drehte sich mit ihr, während er mit von Lachen unterbrochener Stimme sang:

„Harr ick man Een, harr ick man Een,
Harr ick man Een mit Snellwalzerbeen!
Harr ick man 'n Liebe, harr ick man 'n Brut — —"

„Min Mann kummt!" hatte da auf einmal Lena gerufen; sie hatte über seine Schulter weg durch das kleine Fenster neben dem Gläserschrank etwas heranwackeln sehen, ziemlich fern noch unter den Kirschbäumen des Gartens, von der Landseite her.

„Maak, dat Du weg kummst! maak, dat Du rut kummst!"

Eh' Peter Heick sich recht besann, lief er schon vorn aus der Hausthür, den Steg hinab, sprang ins Boot, löste das Tau von dem eisernen Pflock und fuhr mit ein paar Ruderstreichen unter die zwei überhängenden Weiden am Deich. Lena sah ihn dort im Boot stehen und einen langen Hals hereinmachen; wer aber nichts wußte, für den war Mann und Boot unsichtbar. Sie raffte die leeren Gläser in ihre Schürze, riß das Kind mit sich hinaus an die Pumpe und begann dort Wasser zu ziehen, als gelte es ihr Leben; auch stand sie mit dem Rücken nach der Seite des Gartens, woher ihr Mann kommen sollte. Sie hörte ihn ins Haus treten und kam ganz langsam, als er sie rief. Er wollte wissen, wer da Kognak getrunken habe, denn ein halbvolles Glas hatte sie in der Eile auf dem Schenktisch gelassen. Sie erwiderte, es sei Einer dagewesen, der habe

das Bezahlen vergessen; wie sie die Wäsche draußen gespült, habe er sich aus dem Staube gemacht. Eben hätte sie Kirschen-Anna fragen wollen, ob er da nicht vorbeigekommen sei. Pingel antwortete nicht viel; aber am Abend wußte er, wer dagewesen war, und sagte ihr ganz ruhig, wenn der Lüderjahn wiederkäme, wollte er Lena todtschlagen. Sie könnte es nun haben, wie sie wollte. Das war vierzehn Tage her, und seitdem hatte sie keinen guten Augenblick mehr gehabt. Er war plötzlich von Peter Heick's Thun und Treiben aufs Genaueste unterrichtet und hielt seiner Frau jeden Tag vor, was für ein Subject das sei. Den Jungen durfte sie gar nicht mehr ansehen, und als die nette Frau von St. Pauli kam, um ihr zu sagen, wann die „Holsatia" in See ginge, bedauerte er, daß er ihr alle Knochen im Leibe zerbrechen müßte, wenn sie je noch einmal käme. „Harrijees, so'n Bullerjahn sünd Se?" rief die nette Frau verwundert, „nee, denn bün ick vok dat letzte Mal hier west, denn will ick mi dat nich wedder utsetten! Darto heff ick min Knaken to leew, dat ick se vor frömde Lüd' ehr Verhältnissen kott un klein slagen laten däh!" Damit war sie hurtig die Haustreppe hinuntergekollert und hatte sich nicht mehr umgesehen. Und jetzt, heute Morgen, war die „Holsatia" wirklich in See gegangen, und Lena säße nicht mehr hier, wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre. „Um den dummerraftigen Jung!" Peter Heick hätte gewiß Ernst gemacht, wenn der nicht gewesen wäre. Sie stieß mit dem Fuß nach einem roth und grün bemalten Blechkreisel, den der Junge gestern Abend mit zu Bett hatte nehmen wollen. „Dummerraftige Jung!" Das Ding gab einen schrillenden quickenden Ton, wie es weiterrollte, den Ton eines lebendigen Geschöpfes, das man fortstößt. Sie langte tief unters Bett mit der Fußspitze, bis sie den Musikkreisel noch einmal erreichte. „Dummerraftige Jung!" Diesmal schrie er so laut und lange, das Gewinsel wollte gar kein Ende nehmen; da ganz hinten unter einem Schranke drehte er sich zuckend von einer Seite zur andern, und bei jeder Drehung quiekte er von Neuem. In verworrenen Gedanken hörte Lena danach hin. Da schlug unten Etwas mit breiter flacher Hand klatschend gegen das Treppengeländer.

„Na Du, fuule Tewe[1]), büst woll wedder inslapen? Sall ick erst ropkamen?" grollte es herauf.

Ein dicker Rauch quoll ihr aus der Küche entgegen, als sie die knarrenden Stufen hinablief.

„Heft Du dat Schott tomakt? Donnerwetter noch mal to, is dat hier 'n Wirthschaft!" Der dicke Mann stand da und kraute sich rathlos den Bart; der Junge weinte, weil er nicht sehen konnte, der Torfqualm biß ihn in die Augen. Da besann sich Lena schnell auf ihre Arbeit und riß Thüren und Fenster und Herdklappe auf, bis das Feuer hell brannte und es Kaffeewasser gab. Sie konnte sich drehen und wenden, wenn sie wollte. Das Gesicht ihres Mannes glättete sich allmälig; sie sah ja schon wieder ganz anders aus den Augen. Sie that natürlich, als ob er und der Junge gar nicht da wären; sie war ganz bei ihren Häringen, die sie mit den sauberen spitzen Fingern in schmale Streifen riß und um Eierscheiben auf Butterbrot legte. Sobald eine Sache

[1]) Hündin.

gethan war, griff sie mit Ungestüm nach einer anderen; sie warf so mit Messern und Gabeln um sich, daß es gefährlich war, in ihre Nähe zu kommen, und nach den Fliegen, die sie und die Fleischwaaren unter ihren Händen umsummten, schlug sie mit zornrothem Gesicht.

„Wenn Du din Dullen hest, denn geiht dat Allens in'n Ruff; ick mutt di man ümmer dull maken!" lachte Pingel, aber während er in die Gaststube ging, traf der krachende splitternde Ton von zerbrechendem Geschirr sein Ohr. Er wollte losdonnern, aber das Wort blieb ihm im Halse stecken, als er durch das Glasfenster der Thür sah, daß Lena eben wieder einen Teller mit wüthendem Schwung auf die gelben Klinker des Bodens schleuderte. Besinnungslos vor Empörung griff er nach einem Eimer Wasser und goß ihr den von hinten übern Kopf.

„Töw'[1]) Du, Di will ick woll afkühlen! Du wullt woll na Friedrichsbarg[2]), nich, min Deern?"

Mit stieren Augen, wie aus einem schweren Traum geweckt, starrte sie zu dem Manne hin, der den grünen Eimer wie einen Schild gegen sein fahles Gesicht hielt. Sie befühlte ihr triefendes Haar, von dessen gelösten Strähnen noch immer kleine Rinnsale über ihre Backen und in den Halsausschnitt ihres blauen Kattunkleides liefen — das Kleid klebte an ihrer jungen vollen Gestalt. Sie schauderte zusammen und sagte in stumpfem Ton: „Weet gor nich, wat dat heeten sall." In seine argwöhnischen gelblichen Augen kehrte der Muth zurück. Er setzte den Eimer hin und kam näher.

„Un ick weet gor nich, wo Du Di ünnerstahn kannst, min Töllers to rungeneeren!" Lena blinzelte scheu nach dem Haufen Scherben in der Ecke.

„Weet gor nich, wo dat so kamen is," murmelte sie.

„Aber ick will Di wiesen, wat dar achter kummt," schrie Pingel und fuchtelte mit den Armen. Da ging die Thür auf, und der Junge kam herein. Er sah die drohende Bewegung und lief mit ausgestreckten Händen auf seine Mutter zu, während er kläglich rief: „Au, Mama! au, Mama!" Bei seinem Anblick schoß der Frau noch einmal die Wuth ins Gehirn. „Maak, dat Du weg kummst!" schrie sie, mit dem Fuße stampfend, ergriff den Kleinen am Arm und schob ihn mit rauher Bewegung aus der Küchenthür: von draußen erklang sein Weinen. Der Wirth lachte laut und höhnisch; als aber Lena's Augen ihn trafen, verstummte er und ging langsam hinaus. Er fühlte etwas Unbehagliches, Fremdes ihm den Rücken entlangkriechen; so hatte noch keine Frauensperson ihn angesehen. Er ging an den Kredenzschrank und kramte dort unter den Schnaps- und Likörflaschen, um zu sehen, wie weit sein Vorrath für die erwarteten Gäste etwa reichte. Den Rest einer Flasche mit Rum trank er einfach aus, indem er die Bouteille an den Mund setzte. Dann stellte er die Tassen mit ihren Theelöffeln in Reihe und Glied auf dem längsten Tische zusammen und schob Streichholz- und Zahnstocherbehälter in die Mitte der drei anderen Tische. Er stöhnte vor Hitze, während er langsam herumging; die Augustsonne stach gerade zu den

---

[1]) Wart'.

[2]) Irrenanstalt.

zwei vorderen Fenstern herein, wo die großen Glasflaschen mit roth- und grüngefärbter Flüssigkeit anzeigten, daß hier Wirthschaft gehalten werde. Die zwei Fliegenglocken wimmelten von halbtodten Thieren und solchen, die noch zu entrinnen suchten. Der Mann goß die letzten Tropfen aus den Schnapsflaschen in die schnell auftrocknenden Teller. Dann ging er auf den Boden hinauf, um die Fahne aufzuziehen, oder vielmehr sie aus der Bodenluke hinauszuhängen. Es war ein schweres Stück Arbeit; das dicke Segelzeug zeigte sich so ungebärdig, und noch ärger als unten äugelte die Sonne vom weißlichen Himmel zu der kleinen Luke herein. Er wollte schon „Lena" rufen, schüttelte aber dann den Kopf und vollbrachte es allein. Schwer und leblos, wie eine todte Planke hing das weiße Segeltuch mit den drei rothen Thürmen hernieder. Dann nahm er die zweite Flagge wie eine Riesenpuppe in beide Arme und trug sie hinunter zu dem schlanken Bambusschaft am Anlegesteg. Er mußte sie dort ins Gras legen und sich die Stirn trocknen: es war eine so lähmende, stumme, unnatürliche Schwüle.

„Lena, help mi mal ophüsen!" rief er stirnrunzelnd ins Haus hinein.

„Heff keen Tied!" klang es kurz zurück, mitten aus dem Geräusch von geschobenen Töpfen und Pfannen.

Murrend und kopfschüttelnd machte er sich allein ans Werk; die Taue rollten nicht flüssig; sie waren von den vielen Gußregen der letzten Tage rauh und wie geschwollen an einzelnen Stellen; er mußte die kleine Winde schmieren, eh sie lief. Als er nach Oel in die Küche ging, war es ihm ordentlich angenehm, dort eine Frauenstimme mit Lena im Gespräch zu hören. „Süh so! Kirschen-Anna! laten Se sick ook mal seh'n?" sagte er, sich breit vor der Frau im unförmlichen schwarzen Strohhut aufstellend, die da auf dem Küchenstuhl saß, ihre Tracht auf dem Nacken, von der sie die zwei großen länglichen Körbe losgehakt hatte.

Aber nun schien es, als hätten die Beiden gar nicht gesprochen, oder doch nichts, was für seine Ohren taugte. Anna wandte ihr kleines vertrocknetes Gesicht mit dem eingefallenen Munde gleichmüthig um und sagte: „Wollen Sie mich meine Kirschen abnehmen? Schöne Kasbeeren[1]), hatte[2]), swatte."

Während sie über den Inhalt des einen Korbes in eine kleine Meinungsverschiedenheit geriethen, fuhr Lena unverdrossen fort, ihre Messer zu putzen. Sie machte viel Lärm, und ihr Gesicht mit den vollen Backen war hochgeröthet. Pingel feilschte lange, Anna warf mit ihrer müden Stimme ihre Klagen dazwischen.

„De Spreihn[3]), düt Johr, dar is gor nich gegen an to kamen; ick heff je nu soßtig[4]) Raud Land, wenn ick dar nu ook 'n poor von min Jungens bi henstell', wenn de Jung nu dar is, denn sünd de Spreihn dar. Un wenn mi de Jungens op de Spreihn paßt, wer paßt mi op de Jungens? Je, is nich wohr?"

„Klagen möt Ji ümmer, dat kennt wi all," sagte Pingel überlegen, „so'n Dickwust as Du und denn stöhnen!"

---

[1]) Kirschen.
[2]) harte.
[3]) Staare.
[4]) sechzig.

„Ick fall 'n Dickwust sin?" rief die hagere Frau in gekränktem Ton, „na, min goode Mann, dat hett mi noch keen Minsch seggt, wenn Een borgert[1]), denn büst Du dat!" sie klopfte ihm auf den unter der langen braunkarrirten Weste vorstehenden Bauch. „Un nu kiek mi an," sie sog die Backen nach inwendig und sah dann fast wie ein Todtenschädel aus, „dorttein Kinner rund um 'n Tisch, dar kann Een weeten, wat de Ehstand is," seufzte sie.

„Na, Lena, wullt nich mal herkieken?" sagte Pingel in leutseligem Ton, wie immer vor Fremden, wenn er mit seiner Frau sprach.

„Lena is ook good bi Schick'" sagte die Kirschenhändlerin.

„Se hett dat ook good," lächelte Pingel, „wie lewt hier den ganzen Dag in ein' Juchhei."

Anna spitzte den Mund. „Dat kann ick mi denken," versicherte sie mit schlauem Zwinkern.

Er zog seine große goldene Uhr und hielt sie lange studirend in der Hand. „Halbig neegen; in 'n viertel Stünn' könt se dar sin. Wi kriegt je hüt den grooten Club, weeten Se woll, de Schosteenfegerclub Frohsinn, dar giwt dat 'n Barg to dohn."

Anna beugte sich zu dem Wirth, während sie den Preis für den Korb Kirschen festsetzten und flüsterte, über ihre Schulter deutend:

„Is se dull?"

Pingel zuckte die Achseln, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Flirren[2])," sagte er wegwerfend.

Anna stellte sich harthörig.

„To fien[3])? Je, dat segg ick ook, nu hett se all dat swatte Kleed in de Kök an."

„Dat is von wegen den Club," betheuerte Pingel eifrig, „ick heff ehr hüt Morgen seggt: min Deern, treck di wat Goods an, dat hefft de Hamborgers noch mal so geern."

Lena verzog höhnisch die Lippen; gerade draußen vor dem Küchenfenster hing ihr durchnäßtes blaues Kleid zum Trocknen.

Als Anna sich zum Weggehen anschickte, warf Lena ihr Putzzeug zusammen, klopfte ihre Schürze ab und sagte: „Ick kam mit."

Der Wirth hob die Augenbrauen: „Da wär doch nu woll keine Zeit zu." Ohne ihn zu beachten, ging Lena an ihm vorbei.

„Nu vertell!" sagte die Kirschenfrau, sobald sie unter den Bäumen waren, den Mund halb offen vor Spannung. Lena ließ den Kopf hängen. „Wat is dar wieder to vertelln, ich hefft Di je all seggt. Wo geihst Du hen?"

Anna zeigte auf das blinkende Wasser. „Ick mutt töben, bet de Damper kummt, ick will na Blankneſ' röber."

Sie setzten sich auf die Böschung. Der Grasboden war so durchsonnt, daß er durch die Kleider brannte. Lena warf sich die weiße Schürze übern Kopf.

Kein Blatt bebte. Mit leisem Wellenschlage rührte das glatte Wasser an die Stacks, so daß die dort angeschwemmten Grasbüschel und Blätter zitterten,

---

[1]) Bürgerbauch anlegt.

[2]) Launen.

[3]) zu fein?

ohne sich von der Stelle zu rühren. Mit langen vorsichtigen Schritten stieg weiter drunten am jenseitigen Ufer ein Storch umher; den kleinen Kopf zurückgebeugt, klapperte er von Zeit zu Zeit mit schüttelndem Schnabel. Nur die blaublitzenden Wasserjungfern fuhren mit ihren Florflügeln um die metallisch funkelnden Blätter des Schilfs, und fast ebenso schnell wie sie schossen die Schwalben ihnen nach, bald stahlblau, bald fleischfarben anzusehen, je nachdem Rücken oder Kehle von der Sonne hervorgehoben wurde. Ein Kind schrie in der Ferne. Anna gähnte laut und nachdrücklich.

„Wat makt denn de Lütt?" sagte sie.

„Ach, de is good to Weg, de ward alle Dag nüdlicher. Ick wull, ick wör' em los — ick kann dat gor nich mehr utholten." Sie umfaßte ihre Knie mit beiden Armen und senkte seufzend den Kopf.

Anna gähnte wieder.

„Is He dar nich good gegen?"

Lena seufzte tief auf.

„Ick weet nich, wat he is, he is 'n Satan."

„Mißbehandelt he den Jung?"

„Nee, dat nich. He puhlt[1]) em af un an wat to, wenn he mi argern will."

„Davor is he nu de Vadder," sagte Anna aus tiefer Erfahrung.

„De u 'n Vadder!" Lena lachte verächtlich.

„He is doch sowiet 'n rechtlichen Mann un hett sin schönes Brot," meinte die Aeltere vorstellend; „Du kunnst noch vun Glück seggen."

„Ach du lewer Gott!" rief die junge Frau, ihre Arme heftig gen Himmel streckend — „wenn ick den Jung nich harr, ick wurr Morgen den Dag weglopen vun düt groote Glück."

„Nu kummt jewoll de Damper." Anna horchte nach dem Pfiff in der Ferne; das Gespräch war ihr langweilig, und die Sonne brannte ohne Schonung durch den dünnen Weidenschatten.

Max Pingel in seinem braun- und gelbkarrirten kurzen Sommerjacket, sackartigen weißen Hosen und einer Kriegermedaille mit rothem Schleifchen im Knopfloch, trat unter seine Hausthür und rief: „Lena, der ‚Primus' pfeift in Estebrügge, gau[2]) en poar Gorginen und en büschen wat Gräuns auf 'n Tisch, ick mutt hier blieben."

Er winkte ihr mit der Hand und warf sein offenes Messer hinüber, das hart an ihrem Kopf vorbei ins Gras fiel.

Während sie ohne große Eile aufstand, spähte er, die dicken Daumen unter den Jackenflügeln in die Aermellöcher gesteckt, und sich so Luft zufächelnd, nach dem Dampfschiff mit den Gästen. Schon rollten große flache Wellen heran, die hoch an der Böschung hinaufspritzten; das kochende Stoßen der Maschine ward hörbar, und als der Schornstein schwarz und dampfauswerfend auftauchte, verließ Pingel seinen Schattenplatz, um zum Empfang am Steg zu sein. „Diener, meine Herren, mir sehr angenehm, freut mich, schön Wetter heute, büschen warm, aber dafür haben wir August, soll ich Ihnen das abnehmen? Geben

[1]) thut ihm was an.

[2]) schnell.

Sie man die Stöcke her! Herrjes, wo bleibt denn meine Frau? Lena!" Er fluchte inwendig und belegte sie mit den ärgsten Schimpfnamen; die Clubleute freuten sich über den gemüthlichen, zuvorkommenden Wirth. Keuchend und stöhnend, mit den Strohhüten in der Hand, stiegen die meist wohlhäbigen mittelalterigen Herren, fünfunddreißig an der Zahl, über den Steg und den kleinen Deich herauf und ergossen sich wie eine schwarze Wimmelwolke über den Vorgarten mit den Weiden- und Kirschbäumen. Und dann die Damen, junge und alte, trippelten herauf und um die kleinen flachen Blumenbeete, die mit großen verwitterten Schneckenhäusern eingefaßt waren. Alle lachten beim Passiren der blauen Metallkugel ihr breitverzerrtes Spiegelbild an; sie schoben sich langsam vorwärts, und einige der dicksten sanken sogleich auf die grünangestrichenen Holzbänke nieder, um sich dort mit größerer Ruhe weiter zu amüsiren.

Die Frau hinten im Garten, hinter dem Hause hörte ihren Mann rufen, das Dampfboot pfeifen und die vielen Fußtritte der Ankommenden auf dem Grand und im Hausflur, aber sie beeilte sich nicht. Unbekümmert ging sie mit einer Hand voll geschnittener Georginen und gelber Ringelblumen nach dem Teich zu, der ganz am Ende des Geweses lag und halb ihnen, halb dem Nachbar gehörte. Das Schilf stand dort besonders dicht und schön. Wie sie von den braunen federigen Blüthenrispen und den purpurrothen Schwänzen des Weiderichs genug hatte, blieb sie noch einen Augenblick stehen und sah über den stillen, halb mit gelbgrünen Wasserlinsen bedeckten Weiher hin. Schläfrig drehte eine Mühle ihre Flügel hinter den Bäumen; die Kühe hatten den Schatten gesucht und lagen wiederkäuend im hohen Grase. In einem Ziegelewer in einer kleinen Bucht, weiter abwärts, stand ein schlanker Bursch mit einer Blume am Hut; deutlich zeichnete sich seine biegsame Gestalt im weißen Hemd und hellen Strohhut von dem braunrothen Segel hinter ihm ab. Wenn das Peter Heick wäre, fuhr es Lena durch den Kopf, und sie begann nach dem Ufer zu laufen. Aber bald erkannte sie die breiten Backenknochen, die braune Haut und die schrägen dunkeln Augen der böhmakischen Arbeiter, die hier in den Ziegeleien beschäftigt waren. Der Bursch pfiff vor sich hin, während er da auf neue Ladung wartete. Er sah die Frau im schwarzen Kleid, mit der weißen Schürze überm Kopf und dem Grünzeug in der Hand daherlaufen und sah auch das offene Messer unter den Blumen blitzen; ihr Gesicht war bis auf einen kleinen Spalt unsichtbar; sie kam dicht heran, sah ihn an, schüttelte den Kopf und ging, ohne seinen neckend gerufenen Gruß zu erwidern, auf das Wirthshaus zu, aus dem ihr eben eine ältere Frau und ein halbwüchsiger Junge rathlos entgegenliefen. Es war die Aufwärterin und ihr Sohn, der Kegeljunge, die sie da in Empfang nahmen; der Herr hatte sie zornig angelassen, sie störten ihn, statt zu helfen; die Frau solle augenblicklich kommen, ihnen sagen, was sie thun sollten.

Da kam Lena herein. Pingel, mit einem großen Theebrett voller Gläser und Flaschen auf der Hand, würdigte sie kaum eines Blickes. „Butterbrot!" schrie er an ihr vorüberhastend und deutete halb zu ihr gewandt mit einer verächtlichen Gebärde nach seiner Stirn: „Friedrichsberg." Lena strich ihre Schürze glatt und fing mit an zu bedienen, nicht schnell, sondern mechanisch, wie eingefroren; es war ihr gleichgültig, was sie that, was die Leute zu ihr sagten.

So oft sie ihrem Manne begegnete, wich sie rückwärts, ihr Gesicht nahm den Ausdruck eines unbezwinglichen Widerwillens an; als er im Vorbeigehen einmal mit der Schulter ihre Brust streifte, fiel ihr der Brotteller, den sie trug, zu Boden, und die Rundstücke kollerten unter die Stühle der Gesellschaft.

„Lassen Sie liegen, meine werthsten Herren, lassen Sie man, wir sind gut vorgesehn!" rief der Wirth leutselig, als einer der ältesten Grauköpfe sich bückte, „thut mir leid, daß meine Frau Sie in Unbequemlichkeit gesetzt hat, aber Sie sehn das je selbst, sie is so rund, sie bosselt[1]) all!"

Alle Gesichter drehten sich lachend nach der jungen Frau um, die roth und böse auf die Seite blickte.

„Frau Wirthin, mi noch 'n lütten Köm, nee, kamen Se 'n beter nöger. Ich möcht mich da gern von überzeugen, ob Ihr Mann recht hat!" witzelte ein ehrwürdiger Alter.

Lena entlief in die Küche.

„Na, vermothbaft[2]) Di man nich!" schrie ihr der Wirth nach, wieder zum Gelächter der Uebrigen. Und dann, mit seinem verbindlichsten Lächeln: „Ja, meine Herrens, da hat man was an zu möten[3]), an so 'n junge Frau!"

„Das 'n gelungener Kerl!" sagte einer der Clubleute ziemlich laut.

„Puttfarken!" schrie Pingel und riß der Aufwärterin, die mit blödem Gesicht herumstand, einen Korkenzieher aus der Hand, „es is die Möglichkeit! das weiß nich hott noch hoh! Nee, sie heißt Puttfarken! können Sie mir zu glauben, meine allerwerthsten Herrn, und was das kleine Puttfarken is, das wird nachher die Ehre haben, Ihnen aufzusetzen. Emil, komm mal her! Das is nämlich der Kegeljung!"

Ein schlenkriger, blasser Junge mit rother Nase verkroch sich hinter seiner Mutter, halb lachend, halb scheu, — Pingel zog ihn am Jackenärmel hervor und gab ihm die Weisung, mal auf der gedeckten Kegelbahn nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, Schwamm und Kreide und gehörig Biergläser für das Fäßchen, das dort aufgelegt werden sollte. Das mitgebrachte Musikcorps, fünf Mann stark in grünen, mit gelben Schnüren und Litzen besetzten Röcken, stellte sich an der einen Seite des Gastzimmers auf und begann in das Gläserklappern und Plaudern hinein die populärsten Melodieen zu spielen, „Bier her, oder ich fall um", „Fischerin, du kleine" und „den Mann mit den Coaks". Die Herren sangen zum Theil den Text oder lalala, wenn er ihnen ausging; zuletzt erhoben sich die Resolutesten und marschirten, die Musik voran, nach der Kegelbahn, um das starke Frühstück, das sie zu sich genommen, einigermaßen „hinabzukegeln". Bald ertönte von dorther das friedliche Rufen „Hett sick schürt! An de Plank! Pudel! Veerlanner Been"[4]), seltener „schöne Fiev", und ganz vereinzelt „Alle neegen". Dazu das Rollen der Kugel und das lärmende Gepolter der Kegel gegen die lose Bretterwand.

---

[1]) kugelt.
[2]) übernimm.
[3]) hüten.
[4]) wenn zwei Kegel fallen.

Pingel wischte sich die Stirn. Jetzt gab es einen Augenblick Ruhe. Das Einzapfen besorgten sich die Herren dort schon selbst oder einer der Musikanten; er sah sich nach der Aufwärterin um.

„Min Fro fall uns nu gau wat to Eten opdreegen, in de Kök, nu is de beste Tied darto."

„Is good," sagte Lena, „roopen Se ook den Lütten rin, Puttfarken."

Pingel ward von einem Gast, der schlafen wollte, abgerufen. Er mußte mit ihm in den oberen Stock gehen und ihm ein Bett anweisen, der Mann war ganz geschlagen von Hitze.

Puttfarkensch guckte mit ihrem hungrigen, gekniffenen Gesicht wieder zur Küchenthür herein.

„Ick heff den Jung ropen, aber he is nich dar," sagte sie verdrießlich; „so geiht dat mit min Gören ook ümmer."

„He ward woll bi de Nabersgören sin," sagte Lena gleichmüthig; sie setzte die Suppe auf den Tisch und wischte ihre Hände ab. „Seggen Se Em Bescheed, ick will mal tosehn."

„Bi de Nabers bün ick west," rief ihr Puttfarken nach, aber sie hörte nicht mehr. Wieder die Schürze überm Kopf ging Lena unter den Bäumen mit den stillstehenden Blättern. „Jung!" rief sie, den Namen Max brachte sie nicht über die Lippen, er war ihr so zuwider geworden. Die Bienen summten laut; aus dem braungesengten Grasrain zirpten die Grillen; das Blöken einer Kuh tönte von fern, sonst war es ringsum still. Das Schweigen des Mittags lag über Garten und Feld und Baumgut; die Windmühle drehte kaum noch die großen Flügel. „Jung!" rief sie wieder und wunderte sich, daß er gar nicht zu sehen war. Aber bald vergaß sie wieder, weshalb sie hinausgegangen war, überall sah sie Peter Heick vor sich. Den ganzen Tag stand er ihr vor Augen. Wenn sie nicht gewußt hätte, daß er heute Morgen weggefahren war, so hätte sie geglaubt, er wäre hier irgendwo im Garten versteckt. Er konnte ganz gut da hinter einem der bestaubten Syringenbüsche herausspringen und sie plötzlich um die Taille nehmen. Sie wollte sich diesmal gewiß nicht wehren; sie wollte ihn thun lassen, was er für gut fand, — der Junge war eigentlich ganz wohl aufgehoben bei Pingel, um den brauchte sie sich keine Sorge zu machen. Er war ja nun aus dem Gröbsten, und Pingel hatte ihn ja einmal adoptirt, so mußte er also für ihn aufkommen. Ach, aber Peter Heick sprang nicht aus dem Gebüsch, und sie ging in Selbstvergessenheit immer vorwärts, herum um den Teich, dessen hoher Schilfrand ihr das Wasser verdeckte. Jetzt freilich kam eine Lücke; der Nachbar hatte hier Rohr gemäht, es lag in Schwaden gelb und fahl am Boden; mit würzigem Duft erfüllten die welkenden Halme die heißen Mittagslüfte. „Jung!" rief sie, sich wieder besinnend, wundernd, wo denn eigentlich die Kinder heut spielten.

Wie sie so über den Weiher blickte, geblendet von dem stechenden Glitzern, sah sie dicht unter sich, wo das Wasser offen war, etwas Weißes schwimmen.

„Is das dem Jung sein Strohhut?" dachte sie und hob das zerfetzte, gelbe Hütchen in die Höhe. Plötzlich wurde ihr eiskalt; ihre Augen sperrten sich unnatürlich weit auf; sie wollte schreien, aber ihre Kehle war wie zugedrückt; sie

langte in das Wasser mit beiden Armen, tief, tief, immer tiefer; sie rutschte aus auf den Stengeln der Binsen und den glatten Schilfblättern und gerieth bis zum Gürtel ins Wasser; aber sie suchte und tauchte mit den Händen in dem nun trübe aufgerührten Teich. Endlich, endlich hatte sie es erfaßt, sie hob und zerrte; es wollte sich nicht heben lassen, es war, als stemmte es sich, furchtsam und trotzig, gegen die suchenden Hände, oder als würde es von einer feindlichen höhnischen Macht auf dem schlammigen Grund zwischen all dem Wurzelwerk und Geschlinge festgehalten. Und dann plötzlich kam es los und wurde leicht, o so entsetzlich leicht und schnellte an die Oberfläche des Wassers; todtkalt, feucht und fremd wie ein Geschöpf der Tiefe lag es in den warmen Händen, die es umschlossen. Nun gehorchte es jeder Bewegung, ja, es wollte noch näher kommen, es streifte die Hände, es nahm einen Anlauf und trieb heran, dicht an die Brust der Frau, quer davor, daß Lena rückwärts weichend zum Rande des Teiches gelangte und in Grauen und Entsetzen, kaum ihrer selbst bewußt, mit einem zitternden Griff es packte und auf die welken Rohrschwaden niederlegte, ehe sie selber ans Land stieg. Die Sonne schien auf das gedunsene wachsbleiche Gesichtchen, in den offenen Mund; nun kam eine graue Fliege und setzte sich auf das halboffene Augenlid. „Gott in 'n hogen Himmelsthron," stammelte die Frau mit vertrocknetem Gaumen, schlug nach der Fliege mit der nassen Schürze und warf sie dann über das weiße Gesicht. Scheu blickte sie nach rechts und links; als ein Vogel mit hellem Ton aus dem Schilf aufflog, fuhr sie zusammen und raffte sich dann auf. Fest wickelte sie die Schürze um das unheimliche Etwas, daß sie es nicht zu sehen brauchte, nahm es in ihre Arme und lief wie gejagt durch den mittagsstillen, sonnigen Garten dem Hause zu. Sie schleppte schwer; das Wasser rann aus ihren Kleidern und aus dem Ding in ihren Armen, das nun steif und kalt wie ein Klotz an ihrer Brust lag. Je näher sie dem Hause kam, aus dem das Poltern der Kegelbahn, Gläserklirren und Stimmengewirr tönte, desto schwerer kam sie vorwärts. Durch die Küchenthür, die angelehnt stand, hinein, — wenn nur Niemand sie aufhielt! Das war übrigens auch einerlei, sie mußten es ja doch wissen. Aber die Küche war leer, nur der große Theekessel kochte wie toll auf dem Herde; eben warf er den Deckel ab, das blecherne Klirren auf dem Eisen drang der Frau durch Mark und Bein. Auf den Vorplatz hinaus und die Treppe hinauf, bis in das Schlafzimmer. Sie floh hinein; mit einem Gefühl der Sicherheit, als sei nun Alles gut, riegelte sie die Thür zu; dahinter sank sie in die Knie und keuchte nach Luft. Zwei kleine kalte Gegenstände berührten ihre Backe, die starren nackten Füßchen, die unter der Schürze vorragten. Da zog sie langsam die Hülle weg und legte das Kind auf die blaukarrirten Kissen in dem Gitterbettchen. Wie es da lag, halb im Dunkeln, noch im Hemd und Höschen, die kleinen rothen Tragbänder halb von den Schultern geglitten, sah es nicht mehr so bleich und unheimlich aus, und auf einmal kam Lena auf den Gedanken, vielleicht könne es wieder lebendig werden. Sie schrie fast auf, als ihr das einfiel. Sie wußte, dann mußte zuerst das Wasser heraus; sie richtete das Kind schnell auf und stellte es auf den Kopf, schüttelte und sah mit ängstlicher Hoffnung, daß aus Mund und Nasenlöchern Wasser floß; es gab einen großen nassen Fleck auf dem blaukarrirten Bettbezug.

Aber es war nicht genug, denn sonst ging da keine Veränderung vor; das bläuliche Gesichtchen mit dem dunkeln Munde wurde höchstens etwas blauer noch, und so schüttelte sie stärker. Es war nicht einmal reines Wasser; hinter den Zähnen saßen grüne Fäden; Lena fuhr mit einem Tuch in den kleinen offenen Mund, den die dicke blasse Zunge fast ganz ausfüllte; aber die Fäden wollten nicht weg, und sie dachte, es wäre gut, sich nicht zu lange damit aufzuhalten. Wenn man das Kind warm kriegen könnte! Natürlich, die nassen Höschen müßten herunter, das Hemd auch, — da lag es nackt vor ihr auf dem blauen Deckbett. Jetzt sah es schrecklich aus, schrecklich und unnatürlich; runzelig an Armen und Beinen und der kleine Bauch wie eine Tonne. Nein, das wurde nicht wieder lebendig, das war vorbei! Lena rieb mit einer wollenen Decke wie bewußtlos an dem kalten Körper auf und ab, aber er war nicht einmal recht trocken zu bekommen. Sie stieß das Wandbett auf, steckte das Kind tief unter die schweren Federhügel, und nun galt es, die Treppe hinunter zu kommen, um eine warme Kruke zu holen. Das Schloß kreischte, der Riegel wollte nicht vorwärts, endlich fuhr er mit einem Ruck zurück, gerade als unten ihr Mann durch alle Stuben nach ihr rief. Sie zog sich hinter die Thür zurück; jetzt kam das Rufen von der Kegelbahn, den Augenblick mußte man benutzen. Sie streifte die Schuhe ab und schlich sich hinunter; die Küchenthür stand noch immer offen, auch die Thür in den Garten hinaus. Von der Kegelbahn her schallte eine behagliche Stimme: „Meine Herrens und Damens, wenn ich meine Worte Gedankenausdruck geben därf" — — den Mann hörte sie nicht mehr rufen. „Hett sick schürt!" schrie die heisere Stimme des Kegeljungen in das Poltern der Kugel hinein. Der Theekessel kochte nicht mehr über, aber er sang schon wieder; Lena nahm ihn vom Feuer und warf mechanisch Ringe über das Loch. Da standen die braunen Steinkruken, beide mit Pfropfen, danach hatte sie gleich gefühlt, — als sie das Wasser mit unsicherer Hand hineingießen wollte, raschelte etwas auf dem Grand draußen. Wie gehetzt flogen ihre Blicke nach der Thür; sie nahm Kruken und Kessel und lief die Treppe hinauf, eine dunkle, nasse Spur hinter sich herziehend.

„Den Dübel noch mal to! wat is dat vorn Wirthschaft mit de Deern!" stöhnte Pingel, der, blauroth im Gesicht, ohne Hut aus dem Garten in die Küche trat, „ick ärger' mi hüt rein to Schan'n, aber täuw Du! täuw Du man!" Einer der Gäste kam in die Küche: „Gibt es hier 'n Klavier? Das heißt, ich wollte mich man den Klavierschlüssel holen; die jungen Leute woll'n tanzen, und das Klavier is je zu!" Pingel ließ die geballte Faust sinken und lächelte zuvorkommend: „Soll sofort besorgt werden! Ganz gehorsamer Diener, ich komm all!" Der Gast warf einen Blick hinter sich nach dem Herd. „Na, Ihre Frau hat woll 'n Berg zu thun? so 'n Club, das bringt Geld ins Haus." „Weiß gar nich mal, wo sie den Augenblick is," sagte Pingel wie zu sich selbst. Der Gast brach in Lachen aus: „Na, das is aber mal kürig! Wissen nich, wo Ihre Frau Gemohlin is? Hören Sie mal, is sie noch jung? En junge Frau, ansehnlich, propper! Achhott, achhott, achhott! denn sollten Sie doch man jo und jo immer wissen, wo sie is, mein bester Herr Pingel! In die Sachen, was die Sachen anbetrifft, da hab ich mehr Erfahrung in, als mir am Ende selber lieb is, achhott, achhott, achhott!" Er lachte, daß ihm die Thränen in den ge-

rötheten kleinen Augen standen, wie er sich vorwärts in das Gastzimmer schob. Pingel wehrte mit zuversichtlicher Miene: „Oho, dat wölt wi woll kriegen! nee, wissen Sie, Spaß muß sein, nich, geehrter Herr? Meine Frau is man eben bei 'ne Nachbarin von wegen Eier gegangen. Ich sag ‚Lena, sag ich, hebbt wi ook Eier 'nog?' Un wenn das nu zum Klappen kommt, denn sünd das doch zu wenig. Ja, mein geehrter Heer, so sünd die Frauensleute, Verlaß darauf is nich. Aber sie könnt wieder hier sein! Jewoll könnt sie das. Kucken Sie, das Padal[1]) is 'n büschen kaput, das treten sie Einen jedesmal ein, das kommt von das Forsche, wissen Sie. Nee, wie ich Ihnen sag, sie is bei die Nachbarin, und da is denn kein Vonkommen[2])!" Er fuhr mit der Serviette über die altersgelben Tasten; lächelnd sah der Gast seinem unstäten Treiben zu. „Natürlich, Spaß muß sein!" versicherte er wiederholt, und dann, als Pingel davonhastete, legte er die Hände an beide Ohren und lachte und kopfschüttelte krampfhaft, während er fortwährend dazu: „Achhott, achhott, achhott" seufzte. Und als er den Wirth die Treppen hinauflaufen und oben halblaut „Lena" rufen hörte, verschluckte er sich vor Lachen und mußte furchtbar husten, mitten in die ersten Walzertakte der Musikanten hinein, die vor den Fenstern mit der schönen blauen Donau anfingen. Der freiwillige Klavierspieler verließ kopfschüttelnd seinen Bock, dagegen war nicht aufzukommen. Vier Paare tanzten schon, aber er holte sich auch noch eine Dame, ein mageres Backfischchen mit halbkurzem großkarrirten Kattunkleid, das keinen Augenblick mehr warten wollte, sondern mit zappelnden Füßen vorwärtsdrängte und den vorgestreckten Ellbogen als Waffe gebrauchte. Verwirrung entstand; ein ältlicher Herr verlor das Gleichgewicht, seine Dame fiel über ihn; es gab ein Kreischen und Lachen, das nicht nüchtern klang; alle Köpfe glühten; einer der resolutesten Jungmänner arbeitete sich in die Mitte, händeklatschend: „Halt! Halt! Ordnung muß sein! nich so hitzig, meine Damens! Allens nach die Reihe! erstes Paar vortreten, nich mehr als drei auf 'n Mal! So, nu kann 't wedder losgahn! Ja, die Damens, afpetten[3]) müssen sie Einen, und wenn das auch 'n Hitze is, daß die Wust (Wurst) von selber aus die Schale springt. Ick heff all wedder Durst, dat weet de leebe Gott! Eins! zwei! drei! drittes Paar! Man ümmer sachtsinnig[4])! Wo is denn der Wirth geblieben?"

Max Pingel war bis auf den Boden gegangen. Er spähte aus der Luke, wo die Fahne hing; man sah so weit von da oben. Die Este ein gutes Stück entlang, mit der Drehbrücke, die oben in Bewegung war. Dann nach rechts hinauf die Spitze des Buxtehuder Kirchthurmes hinter den rohrgedeckten Schuppen der Ziegeleien, mit den Tretmühlen für das schläfrig rundum trabende Pferd. Lena hatte auf all sein Rufen nicht geantwortet; wie, wenn sie überhaupt fort war? Wie ein großer länglicher feuchter Blutfleck glänzte in der Sonne das umgekehrte neubemalte Boot aus dem geschnittenen Schilf herauf — das Boot war also nicht weg — nun freilich, so dumm wäre sie wohl auch nicht gewesen, diese nächste Gelegenheit zu benutzen, die sie sogleich verrathen mußte. „Töuw Du man!" wiederholte er vor sich, die Fäuste ballend und schüttelnd, „kumm

[1]) Pedal.
[2]) Loskommen.
[3]) einen afpetten: tanzen.
[4]) sanft, sachte.

Du mi man wedder!" Als er schwerfällig und müde hinabstieg, fiel ihm ein, daß er in der Schlafstube nicht gewesen war; was sollte Lena übrigens auch am hellen Sommertage in der Schlafstube thun? Plötzlich bemerkte er die nassen Streifen auf dem Boden, dort vor der Thür stand eine ganze Lache. Was bedeutete das? Er riß die Stubenthür auf, that ein paar Schritte hinein und gewahrte in der grünlichen Dämmerung allmälig die Zerstörung des Kinderbettes, dann sah er auch die Frau, halbnackt auf den Kissen der Koje kauern. Wie sie die Schritte vernahm, richtete sie sich auf und starrte mit öden verstörten Blicken nach ihm hin. Halb unter ihr lag etwas Weißliches, Nacktes, das er nicht erkennen konnte. Mechanisch rieb sie daran auf und nieder. Der Wirth ging noch einen Schritt vor, beugte sich, sah nach dem sonderbaren weißlichen Gegenstand und fuhr dann empor, als habe er einen Stoß vor die Brust bekommen. „Süüüh sooa!" stotterte er, versuchte, Lena scharf ins Gesicht zu sehen, ging aber plötzlich rückwärts und verschwand vor der Thür. Draußen lehnte er sich an die Mauer und besann sich. Allmälig richtete der schlaffe Rücken sich empor, der Kopf hob sich, er horchte nach dem Stampfen der Tanzenden unten, nach dem Schüttern der Bretterböden, dem Klirren der Fensterscheiben.

Mit hartem Schritt betrat er die Kammer wieder, verriegelte die Thür und ging auf das Bett zu, wo Lena, ohne sich nach ihm umzusehen, den todten Körper ihres Kindes rieb.

„Stah op!" sagte er kurz, „lat dat — dat helpt nichs, dat Du mi nu de Ogen verblennen willst, ick hefft all sehen."

Er berührte mit der Fingerspitze die Brust des Kindes, zog sie schnell zurück und grinste Lena verächtlich an.

„Du dummes Wiew," sagte er, auf sie herunterblickend, „mi wullt Du to'n Narren hebben? Mi?" Er trat so dicht auf sie zu, daß sie gegen die Wand zurückwich. „Nu kenn' ick Di, nu kenn' ick Di ganz!" Er spie vor ihr auf den Boden, die Hände auf den breiten Hüften. „Ick will Di seggen, wat Du kriegst: Du mußt köppt warr'n! So Een mutt köppt warr'n! Eehr egen Fleesch und Blovt! Fui, fui, fui Deubel!" Er spie wieder aus.

„Hest dat to weeten kreegen, dat Din Kerl noch nich weg is, wat? Wullst mit em, heidi, wat? Un mi wullst dat Aas tüschen de Been smieten, dat ick mit min Weerthschaft to Grun'n gah! vor de Hunn!"

Lena antwortete nicht. Mit weit aufgerissenen Augen saß sie an die Wand gedrückt und rieb mit einem kleinen Kissen die Brust des Kindes.

Von unten ertönte plötzlich ein krachender klirrender Lärm, als ob viel Geschirr zerbräche, dazwischen Schreckensrufe, Kreischen, endlich Schreien nach dem Wirth.

Pingel sprang nach der Thür, kehrte aber noch einmal um.

„In'n Ogenblick treckst Di an und deihst, wat Din verdammte Schuldigkeit is — morgen mutt dat anzeigt warr'n, wat for'n Stück Du utäuwt hest, aber hüt nich! Hüt geiht dat nich! Dat Hus is voll Lüd! Dat het Tied bet morgen fröh. Wenn Du nich in fief Minuten in die Kök steihst un dat Beefsteak in de Pann' deihst, denn kam' ick mit de Swep' (Peitsche) und hal' Di. Ick will Di woll wiesen, wer Herr in' Hus is!"

Als er hinunterkam, waren die Scherben schon wieder aufgesammelt, und außer einem durchdringenden Petroleumgeruch nach der umgetanzten Hängelampe, war schon jede Spur des kleinen Zwischenfalls verwischt. Der ältliche Herr, der sich so theilnehmend nach seiner Frau erkundigt hatte, trat ihm sogleich mit dem Angebot einer Entschädigung entgegen; junge Leute sind eben junge Leute, und die Stube war auch wirklich zu niedrig; der lange Herr hatte buchstäblich mit der Stirn gegen die Lampe gestoßen und saß nun mit einem Kaltwasserpolster über dem Auge und tief gekränkter Miene zwischen den ihn umsorgenden älteren Müttern.

„Na, haben Sie Ihre Frau wieder gefunden?" fragte der leutselige Schornsteinfegermeister zum Schluß der Berechnung, „Sie haben ihr woll 'n büschen den Standpunkt klar gemacht? Sie sehen ordentlich ein büschen angegriffen aus." Er zwinkerte ihm zu und schlug ihn auf die Schulter.

Pingel räusperte sich stark. „Sie kommt in'n Augenblick; nee, wissen Sie, das is je nich wie in der Stadt, will ich mal sagen; wenn hier 'n Kleinigkeit fehlt, denn kann man da 'n Stunde nach laufen. Furchbare Hitze, nich?" Er wischte sich die Stirn, auf der große Schweißtropfen standen, und wandte sich ab, um die alte Aufwärterin zu schelten und zu verhöhnen, weil sie nicht mehr als vier Gläser auf einmal tragen konnte. Es tanzten immer noch einzelne Paare. Der unersättliche Backfisch klebte wie eine roth und grau gescheckte Matte an einem langen breitschultrigen eckigen Menschen, der ernsthaft und gründlich in alle Ecken hineinhopste und Alles vor sich niederwarf, was ihm in die Bahn gerieth.

„Das mag so heiß sein, wie das will," gähnte ein schrumpfliches altes Weibchen dem Gatten zu, „hungrig wird man doch immer; ich kuck' mal in die Küche, nich Du? Da is ja wohl noch kein Feuer un kein Rauch."

„Je je je je! das 'n lange Partie!" seufzte der Mann, „weißt, was ich wollt? ich wollt, wir säßen nu so mit einen Wort in'n großen Barkhof Nummer siebenundvierzig auf 'n Sopha, und Du brächtst uns den schönen dicken sauren Aal, nich Mutter?"

„Den hebbt wie je all opeeten, Krischan," sagte die Frau lachend, „aber Recht hest Du! Dat is hier je so wiet ganz nett, aber Hamborg is dat doch noch lang nich."

„Der Wirth is sonst 'n netter Mann, aufmerksame Bedienung; er kann da man nich allein gegen, die Frau is 'n büschen komisch, läßt sich all den ganzen Nachmittag nich sehen."

„Da kommt sie runter," rief lebhaft die Alte, „und er achter an! Er hat sie jawoll geholt. Und all wieder in 'n ander Kleid. J, das scheint ja 'n putzlustige Frauensperson zu sein."

„Lat ehr, Mutter, lat ehr, wenn wi man wat to eten kriegt, das' de Hauptsak."

„Du hest Recht, Vadder, aber ick mutt dat mal afluren; dat kann Een doch mit 'n Foot föhlen, dat de sick nich grön sünd." „Is mi ganz een dohnt (einerlei), eemal un nich wedder. Wenn wi nich bald wat kriegt, denn — —"

Pingel drehte sich im Vorübergehen nach dem Sprechenden um:

„Nu sollen die werthsten Herrschaften auch bald was in'n Magen kriegen," betheuerte er lebhaft; „haben Sie denn all, wenn ich fragen darf, meinen Alasch-

kümmel probirt? Das' was Pükfeines, auch reizende Buddels dazu, nich? Enfückend! Je, wenn Sie gern so 'ne Buddel mitnehmen wollen, werthste Madam, steht Sie mit Vergnügen zu Diensten, ich hab gerade eine leer."

„Machen Sie man nichs kaput! Sie klappern da je furchbar mit!" sagte die alte Frau mit spähenden Augen auf seine übereifrigen Finger, „und lassen Sie das überhaupt man lieber sein, das is am Ende Ihrer Frau nich recht, wenn Sie die Flaschen wegschenken."

Pingel stutzte, aber nur einen einzigen Augenwink lang, dann sagte er lachend: „Ach, was das anbelangt, da lassen Sie sich man keine grauen Haare über wachsen, da will ich woll mit fertig werden, sie — —"

Es lag eine unbegrenzte Geringschätzung in der Art, wie er das „sie" aussprach. „Nu gah ick mal na Ehr," flüsterte die neugierige Alte ihrem Mann zu — „ut em is nichs ruttokriegen."

„Vergeet nich, na den Gurkensalat to fragen," schärfte der Mann ihr noch ein. Die Küche war so voll blauem Dampf, daß man erst nichts unterscheiden konnte. Die Fenster standen wohl offen, doch war die Hitze gewaltthätig. Die kleine Alte schnüffelte in den Braten- und Zwiebelgeruch hinein und fühlte sich an den dunstbenetzten Wänden und Tischen bis zum offenen Herde durch, der wie eine Feuersbrunst lohte und prasselte.

Sie tippte die vor der Glut hantirende Frau auf den Arm:

„Na, kriegen wir auch Gurkensalat?" Lena wendete langsam den Kopf um, „Waaat?" stieß sie kläglich hervor, es klang wie ein gepreßter Aufschrei.

„Herrjes, wat hebben Se denn?" sagte die alte Frau zusammenschreckend, „Se weenen je Ehr bläudigen Thranen bi dat Beefsteak, dat kann Einen je nich bekamen!" Und wie die junge Frau ihr nicht antwortete, trat sie mitleidig näher. „Nee, nee, dat möten Se nich dohn, dat vergeiht Allens mit de Tied! Ick bün ook nich mit Lachen und Jachtern fiefunfostig Johr old worrn, wie hebbt all unf' Krüz. Nee, nee, dat kann ick gor nich mit ansehn! 't ward je Allens wedder beter!"

Lena ließ den Pfannenstiel fahren und schrie schmerzhaft auf. „Düt nich, düt nich!" jammerte sie.

Die Alte sah sich hülflos um. Ach, wie gut, da kam gerade der Wirth herein, dem wollte sie's sagen, daß er gewiß ein rechter Grobian gegen seine junge nette Frau gewesen sei, sonst würde sie sich doch wohl nicht so haben. Aber Pingel achtete nicht auf ihren Anruf; er ging hastig auf seine Frau zu, ergriff sie am Arm und sprach halblaut und böse auf sie ein; zuletzt schüttelte er sie so, daß sie das Gleichgewicht verlor und gegen den Tisch voll Tellern anfuhr, der mit lautem Geklirr eine Strecke weit auf den Ziegeln des Bodens dahinrutschte. Die kleine Alte ergriff die Flucht. Sie zitterte ordentlich, als sie wieder bei ihrem Mann ankam, der ganz eng zusammengezogen in einer Ecke des qualmigen Gastzimmers hockte.

„Nee, Krischan, das gefällt mir nich, da steckt noch mehr hinter. Da kann man Gott danken, wenn man da nichs mit zu thun hat! Sie steht un weint bei ihr Beefsteakmachen, ich sag all, das bekommt Einem je gar nich mal! Un er — nee, Du, ich glaub, der geht da man so schleichend bei her, der hat es

hinter die Ohren; hättst man sehen sollen, wie er ihr gebufft hat; ich denk, das gibt Mord und Todtschlag da vor'n Herd."

„Na, denn is das woll nichs mit unsen Gurkensalat!" sagte der alte Schornsteinfegermeister und rieb sich den kahlen Hinterkopf.

„Wenn wir nich so hungrig wären, und wenn wir nich auf das alte Dampfboot lauern müßten, ging ich am liebsten zu Haus," sagte die Frau schmollend, „mag hier gar nich essen, äh!"

Das alte Pärchen nahm sich untern Arm und spazierte in den Garten hinaus.

„Na, Mutter, einmal und nich wieder! Kuck, was da für schöne Zwetschen an 'n Baum sitzen."

„Ach, Vater, und kuck' mal, da is auch 'n kleinen schönen Teich! Aber hier is das sumpfig, hier kann ich mit meine dünnen Zeugstiefel nich durch! Vater, sieh doch mal, hängt da nich 'n Strohhut in den Reeth (Ried)? Komm, mußt hier auf den Grasbülten (Klumpen) treten, da is es trocken! Ach kuck', 'n ganzen kleinen netten gelben Strohhut mit 'n blaues Band um, un hängt hier in'n Reeth! Wenn das nu regent, is er je hin; kuck, er is all naß gewesen, er is so kroß (spröde) wie 'n Kringel, un kaput is er auch all. Nee, den nehm' ich mit 'rein, das wär je schade, nich, Vater?"

Sie nahm sorgfältig ein paar vertrocknete Halme weg, die unten im Geflecht klebten, und blies auf das Band, als müsse sie Staub entfernen. „Er is noch gar nich so schlecht," sagte sie zu ihrem Mann, der über ihren Eifer die Achseln zuckte, „und drinnen hören thut er doch gewiß."

Der Mann blickte gähnend zum bleigrauen Himmel. „Binnen war das heiß, und hier is das bruttig (brütend), is all egal. Na komm, Mutter, ich glaub, sie sitzen all beim Essent."

Ja, das war so, die Gäste hatten schon alle Bänke und Stühle eingenommen; die Jüngsten standen vor den Fensterbänken mit ihren Tellern; Messer und Gabel klapperten bereits, und eine vergleichsweise Stille herrschte in dem Gewühl, wo Keiner Platz für seine Ellbogen hatte. Die beiden Alten wollten kopfschüttelnd wieder hinausgehen, als ein Bekannter ihnen vom Klavier her zuwinkte. Es war der Mann, der so gründlich den Vormittag verschlafen hatte und auch jetzt keineswegs noch munter aussah.

„Nee, so'n Ungemüthlichkeit," sagte die alte Frau, die vor dem hohen tafelförmigen Klavier saß, wie ein Kind, das nicht übern Tisch reicht, „na, un von ihr is nichts zu sehn; sie is jewoll so benaut, daß sie garnich aus ihre Küche rauskommt."

Mit wundernden Augen sah sie sich um. „Ach ja, ich wollt ihr den kleinen Hut geben — na, das hat je noch Zeit, bis ich was in'n Magen hab'."

„Scht! Mutter, Piening will 'n Rede halten, bravo Piening! immer los! das' merkwürdig mit den Mann, der kann Einen nich 'n Viertelstunde ruhig essen lassen! Weet Gott, wat he nu wedder to tüdern hett!" Piening begann: „Meine Damens, denn die Damens gehen bekanntlich immer voraus, un meine Herrens! Wenn ich meinen Worten Gedankenausdruck geben därf, denn muß ich sagen, wir können das hier Alle ab[1])! Is es wahr, oder is es nich wahr?

[1]) gut aushalten.

(Gelächter und Rufe: Jawoll, jawoll!) Wir sind hier so zu sagen auf den höchsten Punkt gestiegen, und dieser Punkt is die Gemüthlichkeit. Wir sind Alle gemüthlich von Natur aus und durch die Bank! Was seh ich hier für gemüthliche alte Herren, die so zu sagen in'n Schornstein groß geworden sind, wie ich selber auch, meine Damens! Aber das schadet nich, das büschen Sott[1]) is nich ungesund, sonst wär hier Mancher nich mit bei, der all seine sechzig, siebzig auf 'n Puckel hat! Nu denken Sie am Ende all, ich will den Schornstein hoch leben lassen — aber nee, meine wertheften Anwesenden, es is nich an dem. Hier sind nämlich auch so viele gemüthliche Damens, daß Einem die Wahl zur Qual wird. Und sehen Sie mal, darum hab' ich beim Tanzen auch bloß zugesehen. Denn wenn meine Frau nich da is, denn därf ich nich tanzen, ich will nich sagen — ich behelf mich je sonst gern mal mit 'ne andere, aber vor so viele Augen — — (Gelächter und Geschrei: Nu kiek den Slieker!) Je, meine Damens und Herrens, was wahr is, därf man auch nich sagen, aber das is es wieder nich — es is ganz was Andres! Nämlich, sehen Sie, es is je schön grön buten Dammdor[2]), wie wir zu sagen pflegen, un es is hier beinah noch grüner, und denn die Weiden alle und die Kühe und die Störche und all die Apfel- und Birnbäume, bloß daß sie noch nich reif sind, und all die Kirschenbäume, bloß die Kirschen sind all runter gekriegt, und kurz und gut, was ich sagen wollte, wir sind hier sozusagen in eine grüne Einöde, in eine Wüste Sarah, und wir könnten man allzusammen einpacken, wenn nicht eine gütige Vorsehung über uns gewacht hätte. Und diese gütige Vorsehung, meine Damens und Herrens, hat uns in diese Einöde einen gemüthlichen Mann hergesetzt, daß wir hier doch nich verhungern und verdurften thun, wenn wir hier mal rauszufahren kommen! Sie wissen wohl schon, auf wem ich anspiele! Ehre dem Ehre gebührt: ich spiele an auf unsern gemüthlichen Wirth, der den Schornsteinfegerklub Frohsinn so zu sagen mit mütterliche Zuvorkommenheit aufgenommen und nach besten Können und Vermögen ernährt hat: Unser mütterlicher Ernährer, der uns sogar mit Champagner aufgewärtet hat, unser gemüthlicher Wirth, Max Pingel, er lebe hoch!" „Hoch!" wiederholten einzelne belegte Stimmen; Andre, mit kauenden Kinnbacken und schwimmenden Augen erhoben ihre Gläser. „Hoch! hurrah!" riefen die Jüngsten von den Fensterbänken. „Je, wo is er denn? darauf muß man doch mit ihm anstoßen. Wo is er denn? Herr Pingel, haben Sie nich gehört?" Ja, er hatte gehört, und er erschien aus der Küche, etwas grüngelb im Gesicht und mit rothunterlaufenen Augen, aber das mochte wohl auch von der Beleuchtung kommen; es war so ein märchenhafter goldgrüner Untergrund am Westhimmel zum Vorschein gekommen, aus dem die Sonne stark herüberstach.

„Kommen Sie, hier haben Sie mein Glas! Auf Ihr Wohl, Herr Wirth!" schrie ihm der begeisterte Toastredner zu, „und halt, halt, meine Herrens und Damens, wir müssen singen: und sein Weibchen auch daneben! wo is denn Ihre liebe Frau? Sie kann je woll mal 'n kleinen Augenblick abkommen." — —

Pingel hatte das Glas voll hinuntergegossen, er schüttelte bedauernd den Kopf: „Je, meine Frau — es is nämlich, wissen Sie — sie is en büschen

[1]) Ruß.

[2]) vor dem Dammthor.

schenant von Natur — sie thut das nich — ich weiß das all von früheren Zeiten her." — —

„Nu hol ich ihr, nu soll er sich mit ihr vertragen!" flüsterte die kleine Alte ihrem Manne zu; „das is je 'n heimtückischen Patron; so, den kleinen Hut nehm' ich auch mit in die Hand."

Das Piano, an dem sie gesessen, stand neben der Gartenthür. „Lat mi man, ick kam gliek wedder, Krischan. Er hat sie je mit keinen Ton gefragt, ob sie 'reinkommen will — nee, über so'n Behandlung kann ick mi argern."

„In Gotts Namen, Mutter! aber das is auch rein, als wenn Dich das jucken thut! Wat geiht Di de frömde Fro und ehr Verhältnissen an? Aber wenn Du dat wullt — — na, denn sett' ick mi solang op twee Stöhl', de een is so wie so harbökener (baufälliger) as de annere."

Mit eifrigem Nicken machte sich die Frau auf den Weg. „Töw Du man!" murmelte sie dem Wirth zu und ballte die Hände über dem kleinen Strohhut; Max Pingel hörte und sah nichts von ihrer Schadenfreude. Er stand in einer Gruppe halbbetrunkener Gäste und that auf jedes Wohl mit vollem Glase Bescheid.

Auf einmal tönte in das Singen und Lachen ein anderer Ton. War es ein Schrei gewesen? Die Gläser wurden auf den Tisch gestoßen, Messer und Gabeln entsanken den Händen der Leute, erschrockene Gesichter sahen sich an: „Was is denn das? Was heult und stöhnt denn da? Wo kommt das her? Scht! Jetzt wieder!" und plötzlich, ganz einmüthig, sprang Alles auf, warf Stühle und Bänke übern Haufen und drängte vorwärts aus der Thür auf den Vorplatz, dem Schreien und Heulen nach, das von einzelnen Worten untermischt, immer schauerlicher herüberdrang.

„Wer ist es? was ist passiert?" „Die Wirthsfrau ist in der Küche auf die Steine hingeschlagen! Platt auf die Steine!" Warum? Was war das nur? Soviel von der weinseligen, ausgelassenen Gesellschaft nur irgend Platz fanden, drängten sich in die halbdunkle von Balken getragene Küche, wo keiner vor dem andern zu sehen vermochte. Nur die Vordersten unterschieden die beiden Frauen, vor dem Herde kauernd, die kleine, blasse, verzagte Matrone, die mit ihrem mageren Körper den Kopf der jungen Wirthsfrau unterstützte, ein verzerrter Kopf, der mit offenem Munde seine Schmerzen in grellen Lauten und abgerissenen Worten emporstieß. „Ick wull je weg! Mit Peter Heick! Gott in'n hogen Himmelsthron! So is dat kamen! so is dat kamen! So so so is't kamen!" „Was sagt sie? was meint sie? was hält sie da so fest zusammengeknautscht?" „En Hut, glaub' ich." „'n Hut? was für'ne furchtbare Geschichte jetzt nach dem vergnügten Tag! Is sie verrückt geworden? So was kommt ja vor! Wo is denn der Mann? Herr Pingel, Herr Pingel, Ihrer Frau is gar nich gut, da muß gewiß 'n Doctor her!"

Max Pingel hatte sich nothdürftig gefaßt; er sprang mit schlotternden Gliedern unter den Gästen umher. „Nämlich, meine Herrschaften, nehmen Sie das doch man um Gotteswillen nich krumm; nämlich, ich und meine Frau, wir haben en kleines Malör gehabt; es is nämlich unser Jung, wissen Sie, unser einziges Kind" — er brach in krampfhaftes Schluchzen aus — „und es kam so

gänzlich unerwartet, es war je noch wohl und munter — — ich wollt Ihnen das so ungern zu wissen thun, aber Frauensleute, die sind schwach, un das Mutterherz, meine Herrschaften, das gibt sich auch nich so bald zu; aber die Zeit, je die Zeit heilt alle Wunden, und wenn ich Sie bitten därf, daß Sie sich doch man jo und jo nich incommandieren wegen uns — und Ihre schöne rothe Grütze nich in'n Stich lassen, denn das is hier doch so 'n furchtbare Volligkeit, un daß Sie bitte wieder in die Stube gehn." Er sah sich kläglich um, beugte sich halb zu seiner Frau hinunter und sagte in zärtlichem Tone: „Arme, arme Deern! Aber Geschäft geht vor Provatsachen; hättst Dich das verbeißen sollen, so wie ich — — mich das verbissen habe!" Er schnaubte in sein Taschentuch und stöhnte leise. Während er sprach, war eine ängstliche Stille eingetreten, ernüchtert und erschüttert standen die Leute. „Wann — — wann haben Sie denn Ihr Kind verloren?" fragte eine weinerliche Frauenstimme. Pingel seufzte tief. „Gestern Abend war es noch gans — war es all nich mehr gans munter, und heut Morgen is das sanft — —." „Heute?" riefen ein Dutzend wundernde und empörte Stimmen, „Sie haben eine Leiche im Haus?" „Heute Morgen is es sanft eingeschlafen," sagte Pingel schwach; ein Rückwärtsdrängen entstand; er sah plötzlich einen leeren Raum um sich und die Frauen am Boden. „Das hätten sie uns d ch aber eher sagen sollen, es gibt je mehr Wirthshäuser!" klang es erbost vom Thüreingang, „wer mag denn in einem Hause, wo eine Leiche liegt — —". „Scht! scht! ach die arme Frau! die armen Leute!" sprach es begütigend dazwischen. Und dann wieder: „Nein! nein! das ist ja unverantwortlich! Solche Rücksichtslosigkeit gegen Leute, die Ihnen etwas zu verdienen geben! Hier unten ißt und trinkt man, und oben liegt womöglich eine Leiche! Das kann einem je im Schlaf verkommen."

Der Wirth sah verzweifelnd das immer stärkere Zurückweichen der Gäste. Er brach in lautes Weinen aus. „Ach, meine Herrschaften, wenn das für Einen hart is, denn is das für mich hart; gestern Abend, wie ich Ihnen sage, noch wohl und munter, und denn en einziges Kind, ach meine Damens und Herrens, machen Sie 'n armen Familienvater nich noch unglücklicher, als er so schon is!"

Lena richtete sich langsam mit dem Oberkörper auf. Sie blickte wirr um sich, dann blieben ihre Augen an ihrem Manne hängen.

„Scht! sie sagt was!" ging es durch die Menge, einige Neugierige kamen wieder näher.

„He lüggt Allens, wat he seggt," murmelte die Frau, „he hett gor keen Kind hatt, ick — ick!" sie drückte den Hut mit beiden Händen, „ick harr 'n lütten söten Jung!" Pingel sprang auf sie zu, als wolle er ihr den Mund schließen, einer der Männer zog ihn am Rock zurück; er winselte: „Es war, so zu sagen, bloß mein Stiefkind, aber das is je einerlei." „Scht, lassen Sie mal Ihre Frau sprechen!" Pingel ward noch weiter rückwärts gezogen: „Sie is nich bei sich! sie is immer 'n dumme Person gewesen," stammelte er halb ohnmächtig.

Lena saß gerade aufrecht: „Un ick wull je mit Peter Heick weg as Stewardeß, un dor dach' ick, wenn ick den Jung nich harr, denn kunn' ick sacht (leicht) afkamen! Un dor kreeg ick so 'n Haß op den Jung, un dor dach' ick un dor heff ick em in den Diek achter in'n Goren —".

Pingel riß sich gewaltsam los und sprang wieder vor: „Lena, Du büst dull in'n Kopp! Meine Herrens und Damens, Sie müssen da bloß nich nach hin hören; die weiß je selbst nich, was sie spricht!"

Lena blickte ihn furchtlos an: „He weet dat gans good, he hett mi dat sülwst seggt, dat ick köppt warrn mutt. Ick bün dor denn ook gans mit to-freeden. Mi is Allens verleid't, ick mutt köppt warrn, und ick will ook köppt warrn. Ick will min Recht hebben! Ick will ut de Welt gahn. Ick heff min lütten Jung dar rin kreegen, ich heff je nich dacht, dat ick soveel von em hollen däh!" Sie endete mit lautem Weinen. Einen Augenblick stand Alles stumm, wie in Erstarrung. Dann brach es los. „Was sagt sie? Was meint sie eigentlich? Da muß en Doctor oder 'n Polizei her, eins von beiden muß da her!" Ein kleiner Greis mit blaurother Nase und haarlosem Schädel bemerkte mit dünner Kinderstimme: „Na, Sie wollen uns weiß machen, daß Sie Ihren Jung in 'n Teich geworfen haben? Aber, meine gute Frau, wenn wir das nu glauben? Denn sind Sie da je bös an!" Er versuchte, ein Gelächter aufzuschlagen, aber es stimmte Niemand ein; die Frauen blickten sich mißbilligend nach ihm um. „Das kann man gar nich sagen, ob das nich wahr is! Sehn Sie bloß, wie schrecklich sie aussieht, ganz wie das böse Gewissen." „Mi kann dat duern (dauern), ick gah weg, ick krieg min Tüg und treck' mi an," brummte es in dem Haufen; an der Thür war ein fortwährendes Kommen und Gehen.

Die kleine Matrone bemühte sich, die noch immer Stöhnende aufzurichten: „Helpen Se mi doch! Krischan, wo büst Du denn afbleeben?" rief sie kläglich hinüber. Aber Lena wehrte die unterstützenden Hände ab. „Nee, nee! das 'je all egal! laten Se mi man liggen. Is all good so."

„Wo ist hier wohl die Polizeistation?" fragte ein nervös aussehender Mann, indem er vortrat, „Herr Pingel, Sie müssen das ja wissen, wo is Pingel?"

In diesem Augenblick drängte sich eine hagere, abgezehrte Person mit großem, schwarzen Strohhut in die Küche; sie hielt einen kleinen Jungen an der Hand, der verwundert und scheu die vielen Leute anstarrte. Kirschen-Anna war's, athemlos und in der größten Aufregung: „Is dat wohr? is dat so? Lütt Max is nich to Hus kamen? Lütt Max is in'n Diek fullen? Hebbt Se em all funnen? Is he dot?" Sie hatte sich an Pingel festgeklammert. Alles drängte sich zu den Beiden hin. Pingel sprach kein Wort, er schielte Anna mit bösem Blick an — sie schob den kleinen Jungen vor. „Dat Unglückskind! Dorttein heff ick, und nich een hett soveel an' Dag geben, as düsse Hannes! Wenn ick doch to Hus west wör!! Aber nu mutt ick ook grad mit min Kasbeeren weg sin! Hunnert Mal heff ick de Gören dat verbaden, an' Diek to gahn, un ümmer doht se dat wedder. Se lehrt dat von de Grooten, se wippt dor op den Steg! Alle beid' hefft se dor in legen, aber min is je 'n Johr öller, de is wedder rutkrabbelt! Un seggt keen Sterbenswort, sett sick in de Sünn' un drögt sick; he is noch nich gans drög. ‚Jung,' segg ick, wo ick just to Huf' kam, ‚din Bücksen sünd je all wedder natt."

Sie beugte sich zu dem Jungen, der mit der Unterlippe zu zucken begann. „Wo büst du so natt worrn?" „Diek!" piepste der Kleine, sich hinter ihr verkriechend. Die Mutter gab ihm einen Puff. „Wenn nu dat Unglückskind gliek

dormit to Hus kamen wör! Aber dat is je de reinste Tofall. ‚Wokeen[1]) hett mit di speelt,‘ segg ick. ‚Max Pingel,‘ seggt min Hannes. ‚Is he ook natt worrn? ‚Weet nich!‘ seggt de dumme Bengel. ‚Is he ook nich to Hus gahn?‘ ‚Nee, he is dar noch in!‘“ Sie schüttelte ihren Jungen, der phlegmatisch vor sich hin brüllte. „Ick denk, mi dröppt de Slag. Ick bün herloopen, wat ick kunn, aber an' Diek heff ick 't all sehn, dat dar Allens tosam pett' is[2])! Dor wuß' ick all, wo dat hier to stunn! Wo is denn Lena?“ Sie erblickte die Liegende und drängte sich zu ihr: „Ach, Lena, ick kann mi denken, wo Di to Mood is, ick heff dorttein, aber wenn ick een op de Oart missen schull —“. Sie weinte bitterlich.

Die Gäste athmeten auf, sie fanden die Sprache und ihre Gelassenheit wieder. „Die Frau ist also verwirrt — der plötzliche Verlust — nun ja, das läßt sich denken. Schicken Sie zum Arzt, lieber Pingel, lassen Sie Ihre Frau mal untersuchen. Wissen Sie nicht, wann unser Dampfer kommt? Rothe Grütze? Hm, Mutter, wie denkst Du darüber? Ach, nein, wissen Sie, die Geschichte is uns auf 'n Magen gefallen. Man rechnet doch nicht auf solche Aufregungen, wenn man 'ne Ausfahrt macht!“

Eilig brach man auf; der Dampfer kam zwar erst später, aber man beschloß, ihm eine Station weit entgegenzugehen. Die kleine Alte entfernte sich erst, als Kirschen-Anna versprochen hatte, sich der Wirthsfrau anzunehmen. „Wir haben all mehr zusammen durchgemacht, das menschliche Lebent bringt so allerlei mit sich,“ bemerkte die Händlerin. Lena saß stumm, brütend; sie gab keine Antwort auf die freundlichen, besorgten Abschiedsworte der Matrone.

Pingel nahm, als das Haus leer war, die Aufwärterin mit ins Schlafzimmer; sie legten die kleine Leiche in das Gitterbettchen und trugen es zusammen hinunter in den Kutschenstall. Dann ging sie ihm weiter an die Hand und brachte die nassen Bettstücke hinunter, um sie durch reinliche zu ersetzen. Pingel's Rausch war inzwischen so schwer geworden, daß er wohl auch in dem ungeordneten Wandbett wie ein Sack geschlafen hätte.

Am andern Morgen hing im Stall neben dem todten Kinde eine todte Frau. Sie war in der Nacht aus Kirschen-Anna's Hause heimlich entwichen und hatte sich an ihrem Halstuch erhängt.

Die Wirthschaft zum Himmelreich hat zu bestehen aufgehört. Pingel hat sie losgeschlagen, weit unterm Werth, und ist nach Amerika gegangen.

Seit dem Tode von Frau und Kind war kein Gast mehr in das Haus eingetreten.

---

[1]) Wer.

[2]) Daß dort Alles zusammengetreten, verstampft ist.

Giuseppe Gioachino Belli noch einmal.

Von

Paul Heyse.

Als ich vor fünfzehn Jahren, im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1878, dreißig Sonette des großen römischen Satirikers mittheilte[1]), in einer Uebersetzung, die freilich auf einen wesentlichen Reiz der Originale, die Localfarbe des Dialekts, verzichten mußte, war mir nur die Ausgabe Luigi Morandi's bekannt, die unter dem Titel „Duecento sonetti in dialetto romanesco di Giuseppe Gioachino Belli" bei G. Barbèra in Florenz 1870 erschienen war. Von den früheren Sammlungen hatte ich weder die römische vom Jahre 1839 noch die Luccheser von 1843, noch auch die vom Sohne des Dichters, Ciro Belli, 1865 in Rom veranstaltete, die 786 Sonette im Dialekt, 80 italienische und verschiedene andere Dichtungen in Terzinen und Octaven enthält, zu Gesicht bekommen. Ich wußte aber, daß die „abgekürzte Chronik der Zeit", das unvergleichliche Lebensbild des römischen Volkes mit all seinen Sitten und Unsitten, das Belli hinterlassen, über 2300 Sonette umfaßte, von denen der Sohn nur den kleineren Theil veröffentlicht hatte. Die Originalhandschriften, das war bekannt, ruhten in einer Cassette, die der Dichter, als er nach Pio nono's Abkehr von seinen liberalen Anfängen gleichfalls conservativ wurde und seine heftige Polemik gegen das kirchliche Regiment bereute, sicheren Freundeshänden anvertraut hatte. Von dem Gedanken, sein geniales Lebenswerk selbst zu vernichten, hatte dieser Freund, Monsignor Tizzoni, ihn glücklicherweise abgebracht. Tizzoni beabsichtigte, da er nach Belli's Tode (1863) die Cassette dem Sohne übergeben hatte, die circa 800 Sonette der römischen Ausgabe in usum Delphini herzurichten, damit sie unbeanstandet die römische Censur passiren könnten. Als drei Jahre später auch Ciro starb, blieb das kostbare Vermächtniß einem Verwandten und Freunde des Dichters, Luigi Ferretti, anvertraut, der den Schatz aber, um ihn nicht in die Hände der römischen Polizei fallen zu lassen, so sorgfältig bewahrte, daß selbst Luigi Morandi, als er seine Auswahl der zweihundert ver-

[1]) Wieder abgedruckt im dritten Bande meiner „Italienischen Dichter seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts". Berlin, Wilhelm Hertz. 1889.

öffentlichte, das Vorhandensein der Originale behutsam verleugnete und erklärte, den Text fast aller Sonette so wiedergegeben zu haben, wie er ihm von Leuten überliefert worden sei, die ihn mehrmals aus dem Munde des Dichters selbst vernommen hätten.

„Eine Gesammtausgabe zu veranstalten, bleibt eine Ehrenpflicht der italienischen Nation" — so hatte ich damals die Einleitung zu meinen Uebersetzungen beschlossen. Elf Jahre später hat Morandi selbst sich das Verdienst erworben, diese Ehrenpflicht einzulösen. Im Jahre 1889 war seine musterhaft redigirte Ausgabe vollendet, in sechs Bänden, unter dem Titel: I sonetti Romaneschi di G. G. Belli pubblicati dal nipote Giacomo a cura di Luigi Morandi, unica edizione fatta sugli autografi. Città di Castello. S. Lapi, tipografo-editore.

Musterhaft in der That ist diese Gesammtausgabe, das Werk einer langen, liebevollen Beschäftigung mit unserem Dichter und eines Fleißes, der nichts unberücksichtigt gelassen hat, was zum Verständniß des Textes, zur Kenntniß der Zeitverhältnisse und des Autors dienen konnte. In einer umfangreichen Vorrede werden wir eingeführt in die Geschichte der römischen Volkssatire „von Pasquino bis zu Belli und seiner Schule", als deren bedeutendster Vertreter eben jener Luigi Ferretti erscheint (geboren 1836, gestorben 1881), dessen schon als Testamentsvollstreckers Belli's gedacht worden ist, während auch dem schwächeren Nachfolger und Nachahmer des römischen Dialektpoeten, dem Florentiner Renato Fucini, eine eindringende Beleuchtung zu Theil wird.

Zu dem Charakterbilde freilich, sowohl des Dichters wie seiner Zeit und des Volkes, das er schilderte, ist durch die nun vorliegende Sammlung kaum ein Zug hinzugekommen, der in der Ausgabe jener 200 Sonette nicht schon zu Tage getreten und in meiner Einleitung wenigstens angedeutet wäre. Welche Bereicherung aber jede einzelne Scene der großen umana commedia, die hier an uns vorübergeht, in der Gesammtausgabe erfahren hat, sehen wir am deutlichsten aus der Zusammenstellung der verschiedenen Themata, die Professor Pio Spezi in einem 1891 gehaltenen Vortrage (Teramo, Giovanni Fabri) mit der Zahlenangabe der betreffenden Sonette versehen hat. Danach behandeln 66 die Mißstände des päpstlichen Regiments, 46 die Rechtspflege und die Verordnungen, 126 richten sich gegen den Papst als Kirchenfürsten und Menschen, 52 geißeln die Cardinäle und andere Würdenträger; 137 haben die einzelnen Gewerbe und Handwerke zum Gegenstande, 60 die Dienerschaften, 107 Processe und Streithändel, 100 allerlei Klatsch und üble Nachreden von Privatpersonen. Daneben die bunte Menge harmloserer, die Sitten und Gebräuche, römische Feste, Erziehung und Familie, Religion und Aberglauben behandeln, oder nur gelegentliche Plaudereien ohne satirische Pointe sind.

Im sechsten Bande hat der Herausgeber alle Sonette vereinigt, in denen der Dichter seiner Rabelais'schen Laune den Zügel schießen ließ. Wer die Lust der romanischen Völker an witzigen Zweideutigkeiten, die größere Freiheit des Ausdrucks selbst in anständigen Kreisen kennt, wird diesen dichterischen immondezzajo ohne sittliche Entrüstung betrachten, so wenig wir über Aristophanes' oder Martial's Ungebundenheit uns moralisirend zu äußern pflegen. Dem großen Sittenbilde der römischen Bevölkerung würden gewisse bedeutsame Schattenpartien

fehlen, wenn der Dichter in prüder Zurückhaltung Alles vermieden hätte, was in guter Gesellschaft für anstößig gilt. In dem reichen Wörterschatz des gemeinen Mannes, der ihm zu Gebote stand, durften auch die verwegensten Ausdrücke nicht fehlen, wenn es sich um die Wiedergabe der echten Art, wie das Volk spricht, um ein vollgültiges Zeugniß dafür handelte, daß er seine Landsleute nicht nur vom Schreibtisch aus beobachtet, sondern sich unter sie gemischt, in Osterien und auf dem Markt, in ihren elenden Wohnungen und auf der Gasse sie belauscht hatte.

Wie aber sein eigenes Leben von jedem sittlichen Makel rein blieb, so daß er das Wort Catull's:

Denn keusch soll sich der fromme Dichter halten,
Er — die Liederchen brauchen dieses gar nicht —

auf sich anwenden konnte, so findet sich auch in der stattlichen Zahl jener derben Miniaturbildchen nicht ein einziges, das eine unsaubere Gesinnung, eine freche Verhöhnung höherer Pflichten enthielte, höchstens ein humoristisches Wohlgefallen des Dichters an der läßlichen Lebensanschauung der Leute, die er reden läßt, wie sie's nun einmal nicht anders gewohnt sind, zu entschuldigen durch die Jahrhunderte lange Verderbniß der socialen Zustände im päpstlichen Rom. Wir verlieren nie das Gefühl, daß wir die übelduftenden Winkel und Spelunken, in denen das römische Volk sein Wesen treibt, in der Gesellschaft eines Mannes durchwandern, der sich hier mit dem rücksichtslosen Interesse des Sittenschilderers gründlich umgesehen hat, so ernstlich er sich auch in seinem eigenen Hause alles Unfläthige und Zügellose verbitten würde.

Professor Spezi hat ein Billet mitgetheilt, in welchem Manzoni sich für die Zusendung von Morandi's erster Ausgabe jener zweihundert Sonette Belli's bedankt und sich als „ammiratore davvero del poeta romanesco, ma con le debite riserve, come dicono i giornalisti" bezeichnet. Diese „nothwendigen Vorbehalte" des großen, streng kirchlichen Dichters betrafen natürlich nur die Invectiven Belli's gegen Papst und Clerus, und man kann zweifeln, ob sie sich auch gegen den jetzt erst ans Licht getretenen schlimmen sechsten Band gerichtet hätten. Denn der Autor der „Promessi sposi", so weit er selbst von jeder naturalistischen Redefrechheit entfernt war, war doch Italiener genug, um die aristophanisch gefärbten Genrebilder des römischen Dialektdichters gewiß nicht zu verdammen, da sie bei aller humoristischen Keckheit durch keinen Hauch aus Pietro Aretino's Kloake vergiftet sind. Ein noch bedeutsameres Zeugniß aber für den Eindruck, den Belli's dichterisches Naturell selbst auf geistlich gestimmte Gemüther zu machen wußte, erhielt ich durch einen deutschen Ordensgeistlichen, mit dem mich die gemeinsame Vorliebe für italienische Literatur vor Jahren in München zusammenführte.

Eines Tages war mir auf der Straße ein Benedictiner begegnet, von denen, deren Kloster hinter der Basilica liegt. Ihr Oberhaupt, der allgemein verehrte Abt Haneberg, hatte lange Jahre einen Lehrstuhl an der Universität inne gehabt, und mehrere der gelehrten Mitglieder des Ordens waren und sind als Lehrer an den katholischen Gymnasien Münchens thätig. Gleichwohl überraschte es mich, den unbekannten geistlichen Herrn, der mich auf meine Ueber-

setzung von Manzoni's Cinque maggio anredete, nicht nur in den Dichtern Italiens bewandert zu finden, sondern auch mit der neueren deutschen Literatur vertraut, und einen eifrigen Leser der „Deutschen Rundschau" in ihm zu entdecken.

Er sprach eingehend von der berühmten Manzoni'schen Ode, erwähnte des Mißverständnisses Goethe's in seiner Uebersetzung derselben (percossi valli — durchwimmelte Thäler) und fragte, warum ich mich nicht auch an die Uebersetzung der „Inni sacri" gemacht hätte. Ich erklärte, daß ich es für unmöglich hielte, diese Hymnen nachzudichten, ohne, dem dichterischen Schwung zu Liebe, vom Wortlaut des Textes, der so fein abgewogen ist, allzu viel zu opfern. Er hörte mich mit seinem stillen, klugen Gesicht, dessen derbe Formen einen gewissen seelenvollen Reiz hatten, ruhig an und verließ mich plötzlich mit einem stummen Gruß, ohne mir seinen Namen genannt zu haben.

Nicht lange nachher, als mein Aufsatz über Belli erschienen war, sah ich ihn wieder auf der Straße daher kommen und mit großen Schritten den Fahrweg kreuzen, um mir die Hand zu schütteln. Es habe ihn sehr gefreut, daß ich mich mit dem römischen Poeten eingelassen; er habe seine Gedichte ebenfalls kennen gelernt, da er in Rom in der Propaganda erzogen worden sei; er stelle ihn über alle italienischen Dialektdichter, den Mailänder Porta, den Neapolitaner Capasso, den Sicilianer Meli. Er habe sogar kürzlich etwas über ihn geschrieben, was er sich erlauben werde mir zuzuschicken.

Daß ein Zögling der Propaganda es gewagt hatte, seine Kenntniß dieses berüchtigten antipäpstlichen Dichters nicht nur einzugestehen, sondern durch eine eigene Arbeit sogar zu seiner Verbreitung beizutragen, war merkwürdig genug. Vollends erstaunte ich, als ich das Schriftchen erhielt und sah, daß es als Schulprogramm des Maximilians-Gymnasiums für das Semester 1877—78 in leicht fließendem Italienisch verfaßt und gedruckt worden war unter dem Titel: „Alcune poesie in dialetto romanesco di G. G. Belli scelte ed illustrate dal P. Daniele Olckers O. S. B. Monaco 1878."

Ueber den bedenklichen Punkt, die politische Gesinnung des Dichters, war der Verfasser nun freilich behutsam hinweggeglitten. „Geboren in einer Zeit der Revolution und nach dem Tode des Vaters ohne Stütze, konnte Belli sich dem Einfluß der damals herrschenden revolutionären Ideen nicht entziehen, was den Anstoß gab zu gewissen Sonetten" (certi sonetti, in der That! die Kleinigkeit von 244 gegen Papst und Clerus!), „die er später, da er zu besserer Einsicht gekommen war, gern zurückgenommen hätte." Immerhin bezeugt der Umstand, daß der treffliche Ordensmann und Lehrer der Jugend in seiner Schulschrift Gedichte veröffentlicht und mit sorgfältigen Commentaren versehen hatte, die in Morandi's Ausgabe fehlen und der Sammlung Ciro Belli's entnommen sind, wie große Liebe er dem Dichter bewahrt hatte, seitdem er dessen poetische Contrebande in die Zelle der Propaganda eingeschwärzt hatte. Und er verleugnete diese Liebe und Bewunderung auch nicht, so oft der Zufall uns wieder zusammenführte. Nur ein einziges Mal betrat er meine Wohnung, als ich nun doch die „Inni sacri" übersetzt und das Heft der „Deutschen Rundschau" [1]), in dem sie

[1]) 1880, Bd. XXV, S. 28 ff.

erschienen, ihm zugeschickt hatte. Er war hoch erfreut, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, und sprach mit feinem Urtheil über einzelne verzweifelte Stellen. Ein letztes Mal auch betrat ich seine Klosterzelle, ein hohes, geräumiges Gemach, mit wenigen Möbeln ausgestattet, doch durch den Blick in den Klostergarten heiter bei aller Dürftigkeit. Mein guter Pater Olckers war seit einigen Monaten krank; er ruhte auf einem harten Rohrstuhl, die Füße auf einen zweiten Sessel gelegt, da ein Sopha in der Mönchszelle nicht gestattet war. Sein Gesicht war bleich, er war schon so schwach, daß er sich nicht erheben konnte, mich zu begrüßen. Aber die trüben Augen glänzten auf, als er auf seine geliebten Italiener zu sprechen kam, und besondere Freude schien es ihm zu machen, daß ich erwähnte, ich würde versuchen, noch mehr von Belli zu übersetzen. Seine ganze Jugendzeit in Rom schien vor seiner Seele wieder aufzuleben. Era un gran poeta! sagte er vor sich hin.

So nahm ich Abschied von ihm. Kurze Zeit nachher war er gestorben.

* * *

In Betreff der Uebersetzungen, die ich hier folgen lasse, kann ich nur wiederholen, was ich bei jenem ersten Versuch ausgesprochen habe, daß ich mir nur allzu sehr bewußt bin, „etwas Unmögliches unternommen zu haben, da von der populären Frische und Eigenart, der unvergleichlichen Unmittelbarkeit und Schlagfertigkeit dieser Dialektdichtungen in einer hochdeutschen Nachbildung oft gerade das Beste verloren gehen muß." Meine Absicht kann nur sein, Freunde der italienischen Literatur und des römischen Volkslebens von Neuem auf die reiche Quelle des Genusses und der Belehrung hinzuweisen, die uns jetzt in der Gesammtausgabe von Belli's Sonetten erschlossen worden ist.

I.

Der neue Papst[1]).

(21. October 1846.)

Was willst du, Freundchen? 's ist nun mein Geschmack,
Und über den Geschmack ist nicht zu streiten.
Der neue Papst macht sich mit allen Leuten
Gemein und liebt 'nen populären Schnack.

Jung, schön, und hat die Weiberchen im Sack —
Und doch zög' ich den Sel'gen[2]) vor bei Weiten,
Schon darum bloß, weil er zu allen Zeiten
Kurzweg einsperren ließ das Wühlerpack.

Dann: schickt sich's für 'nen Papst, in unserm Lande,
Prälaten, Cardinäle kurz zu halten,
Zu Fuß zu gehn und gar nichts sich zu gönnen?

[1]) Pio IX.
[2]) Gregor XVI.

An Küch' und Keller knappt er, 's ist 'ne Schande,
Ein Jammer! da war's anders bei dem Alten,
Und wie hat Papst Grigorio essen können!

II.

Ein Sonett Giuseppe Giusti's [1].

(1846.)

Der Papst, der Papst! Und wär' er auch ein Held,
Er kann nicht Alles thun mit Einem Schlage,
Auf einem Platz, wo bis zum heut'gen Tage
Kein Galantuomo mehr sich eingestellt.

Der Papst ist nur ein Mensch. Wer bringt die Welt
So über Nacht in eine andre Lage?
Drum schelt' ihn Keiner, wenn er mit der Plage
Der Correctur beim ersten Theil noch hält.

In Schulden bis zum Hals, all das Gestreite
Der letzten Jahre, das er schlichten möchte,
Der Staatsschatz leer bis in die letzte Ecke;

Ein Schwarm von Hungerleidern ihm zur Seite,
Schurken und Tröpfe hinter ihm — da brächte
Sanct Peter selbst das Schiff nicht rasch vom Flecke.

III.

Die öffentliche Audienz [2].

(28. October 1846.)

Geh nur, Matteo, thu nur, wie ich that,
Geh zur Audienz; es braucht dir nicht zu bangen.
Siehst du nicht schon an seinen runden Wangen,
Was für ein gut Gemüth Papst Pio hat?

Wie ich am Donnerstag so vor ihn trat,
Glaub mir's, ich blieb so dreist und unbefangen,
Als wie vor Jedem, den ein Weib empfangen,
Als säß' er nicht in Gottes hohem Rath.

Denkst du, er sei auch Einer von den Schnöden,
Die, wenn du sprichst, dich an der Gurgel fassen,
Daß dir die Kniee wie zwei Halme schwanken?

Geh nur, er thut dir nichts; du darfst schon reden.
Ja, sei gewiß: wirst du zuletzt entlassen
Mit einem Nein, wirst du dich noch bedanken.

[1] Das Sonett, das ich hier einschalte, da es die Stimmung in den ersten Zeiten der Regierung Pio nono's charakteristisch ausspricht, fehlt in den Ausgaben von Giusti's Gedichten.

[2] Unter anderen Beschwerden gegen Gregor XVI. warf man ihm auch vor, daß er nie öffentlich Audienz gab. Pio IX. änderte das und bestimmte einen Tag in der Woche, wo er ohne Förmlichkeiten Jedermann im Garten des Quirinal empfing. Doch mußte er bald wieder davon abstehen, da die Zudringlichkeit der Bittsteller alles Maß überschritt.

IV.

Die Papstwahl.

(22. December 1834.)

Glasmacher bin ich, ja, Glasfabrikant,
Ein armer Tropf, ein Tölpel, ein gemeiner,
Doch hab' ich auch Vernunft, so gut wie Einer,
Der in der Welt sich umsieht mit Verstand.

Wählt man den Papst, mein Lieber, wie bekannt,
Aus Siebzigen — oft ist die Zahl noch kleiner —
Hat manchmal in dem ganzen Haufen Keiner
Die nöth'gen Qualitäten bei der Hand.

Was wählt man ihn nur stets aus ihrer Mitte,
Statt dann und wann 'nen Andern zu beglücken,
Ist er nur brav und sein Geschäft versteht er!

Gesetzt, ich steh' am Werk in meiner Hütte,
Da kommt 'ne Eminenz mit tiefem Bücken:
Sor Titta [1]), Sie sind Papst! Rasch nach Sanct Peter!

V.

Glückliches Zusammentreffen [2]).

(1832.)

„Wenn Sie nur wollen, Eminenz, hernach
Ist's gleich gethan. Mir geht es schlimm und schlimmer.
Das ist die zweite Bittschrift, und noch immer
Kein Bissen Brod und Nachts nicht Dach und Fach."

Da, wie ich grade so recht kläglich sprach,
Kommt eine Dame aus 'nem gelben Zimmer
Und geht vorbei, ein schönes Frauenzimmer,
Und ein Lakai trägt Theegeschirr ihr nach.

Mein Cardinal steht plötzlich wie begossen,
Roth wie 'n gekochter Krebs, sieht stumm zur Erden
Und bringt nicht 'raus: Mein Sohn, es kann nicht sein!

Als käm' ein Himmelsstrahl herabgeflossen,
Der ihn erleuchtet — um mich loszuwerden,
Schreibt er sein „Ja" und segelt hinterdrein.

VI.

Der weitherzige Beichtvater.

(1833.)

Nach meiner Mutter Tod als junges Ding
Zu beichten wünscht' ich, Ablaß zu erlangen,
Und bin zu Pater Biagio hingegangen.
Denk, was ich da für 'n Unterricht empfing!

[1]) Giambattista.
[2]) La concubbinazione, drollig doppelsinnige Corrumpirung von combinazione.

Ja, liebe Tochter, sagt er, nicht gering
Ist's, allezeit zur Einsicht zu gelangen,
Was gut und bös ist. Daran wird es hangen,
In welcher Absicht man die That beging.

Zum Beispiel, jetzt geb' ich dir einen Kuß.
Nimmst du ihn nur um Gott zu kränken hin,
So sündigst du und wirst es büßen müssen.

Doch denkst du, daß es Gott erfreuen muß
Und mich, weil ich der Pater Biagio bin,
So darfst du mich getrost auch wieder küssen.

VII.

Das Budget meines Cardinals.

(1832.)

Uns das Gehalt beschneiden? Wär' ich doch
Ein Narr, um solch Geschwätz mich aufzuregen!
Uns das Gehalt beschneiden? Und weswegen?
Der Brodkorb hängt uns so schon reichlich hoch.

Viertausend und fünfhundert[1]) — wenig noch
Ist's für sechs Pferde und drei Galawägen.
Dann sechs Lakay'n, die wir zu halten pflegen,
Ein Schleppenträger, Koch und Unterkoch;

Ein Küchenjung', ein Bursch zum Kammerdienste
Ein Ceremonienmeister, ein Vorreiter,
Kutscher, Caplan, Mundschenk und Intendante;

Dann die Gardrobe, das Diner — das Mindste,
Sind drei bescheidne Gänge — und so weiter:
Was bleibt dann übrig für die Gouvernante?

VIII.

Christliche Liebe.

(1834.)

Mit einer Amb' und Tern' im Lotto sei —
So hat die hohe Obrigkeit vernommen —
Der Unterkoch im Falken 'rausgekommen
Doch Zauberkünste sei'n im Spiel dabei.

Kaum hat der Todfeind aller Teufelei,
Der Inquisitor, Wind davon bekommen,
Schickt er zu der verirrten Seele Frommen
Sechs brave Leute, ohne viel Geschrei.

[1]) Bis zu Pius VIII. erhielten die Cardinäle 4000 Scudi. Gregor XVI. fügte 500 Scudi hinzu, wie man sagt, nach einem Abkommen mit den Cardinälen im Conclave, indem er durch diese Simonie seine Wahl sicherte.

In brüderlicher Liebe dringt die Schar
Dort ein und spricht: Mein Söhnchen, nimm mit Ruhe
Die Prüfung hin; der güt'ge Himmel schickt sie.

Und wirklich, ob man auch berechtigt war
Den Mann zu schließen, nimmt man aus der Truhe
Doch nur das Geld, das corpus des delicti[1]).

IX.

Ein Franciscaner.

(23. December 1837.)

Ein Franciscaner lebt hier in der Nähe,
So feist, wie Sanct Antonius' Kamerad,
Der von den Pflichten einer heil'gen Ehe
Gar kräftig eines Tages gepredigt hat.

Dann hob das Crucifix er in die Höhe,
Indeß der Schweiß ihm vor die Stirne trat,
Und schrie wie ein Besessner: Weh euch! Wehe!
Dies Kreuz gibt Zeugniß, wer da Sünde that.

Ich weri's in meinem Zorn jetzt an die Stirne
Der Schändlichen, die sich so weit vergaß,
Mit einem Kopfschmuck ihren Mann zu zieren.

Als er so donnerte, hob jede Dirne —
Nein, jede Frau, die in der Kirche saß,
Die Hand, den Wurf geschwinde zu pariren.

X.

S. P. Q. R.

(1833.)

Die S. P. Q. und R.[2]), die eingegraben
Fast über jeglichem Palastthor stehn,
Sind vier nur ganz gewöhnliche Buchstaben,
An denen nichts Besondres sonst zu sehn.

Doch ich entsinne mich, als man uns Knaben
Das Lesen beigebracht mit Ach und Weh'n,
Die vier beisammen schon gesehn zu haben
Im Abecebuch, ohn' es zu verstehn.

Und eines Tages, als der Bock mich stieß,
That ich den Lehrer, Don Fulgenzio, fragen,
Warum die Lettern überall vorhanden.

Wißt ihr, was er darauf mich hören ließ?
„Die vier Buchstaben, Dummkopf, wollen sagen:
Soli preti qui rreggneno![3]) Verstanden?

[1]) er corpo der dilitto.
[2]) Senatus Populus Que Romanus.
[3]) Priester allein regieren hier.

XI.

Der authentische Bericht.

(1836.)

Nun endlich konnt' ich's ganz genau erkunden,
Wie's mit dem Menschen war, den man bezichtet,
Daß er nach San Francesco sich geflüchtet
Und bei den Mönchen Beistand nicht gefunden.

Zehn Messerstiche kriegt' er, tiefe Wunden,
Nicht sieben bloß, wie man zuerst berichtet.
Ich sah ihn, — greulich war er zugerichtet,
Der Rock zerfetzt, zerstochen und zerschunden.

Und wahr ist's, daß er beichten wollt' und wie
Verzweifelt rief: Man mordet mich! Indessen
Im Kloster blieb man taub, so laut er schrie.

Kein Vorwurf trifft die Mönche, wissen Sie.
Verleumdung ist's, daß sie im Chor gesessen:
Die Diener Gottes waren grad beim Essen.

XII.

Hochmuth kommt vor dem Falle.

(1834.)

Adam, zum Herrn der Thiere kaum bestellt,
Gleich fing er an, sich wunder was zu dünken,
Sah ohne Gruß zur Rechten und zur Linken,
Als achtet' er 'nen Quark die ganze Welt.

Zu Pferde ging's mit Hunden über Feld,
Und Landpartie'n, gut Essen und gut Trinken,
Umzüg' und Ehrenpforten, Pauk' und Zinken,
Putzsachen für die Frau um theures Geld.

Die Thiere, denen das zu Leid geschah,
Die machten, ohne laut sich zu beklagen,
'ne Tugend aus der Noth, die armen Wichte.

Und nur die Schlange zischte, da sie sah,
Wie er mit Größenwahnsinn war geschlagen:
Ich tränk's euch ein, hochmüthiges Gezüchte!

XIII.

Saul und Samuel.

(29. October 1836.)

1.

So viel Geschichten uns die Schrift mag bieten,
Die sehr erbaulich, keine doch ist's mehr,
Als eine, die ich in der Kinderlehr'
Heut' hörte in der Kirche der Jesuiten.

Kaum waren, sprach der Pred'ger, die Sdrelliten[1])
Glücklich gezogen durch das rothe Meer,
So fielen über sie wie's Wetter her
Wohl 'ne Million verruchter Malesciten[2]).

Gott merkte sich die Schandthat. Denn warum?
Die Juden hatt' er dazumal zu Freunden,
Weil sie die wahre Religion besaßen.

Als nun vierhundert weitre Jahr' herum,
Sprach er zu Saul: Zieh hin! Von diesen Feinden
Sollst du nichts als die Kleider übrig lassen.

2.

Saul also, Gott gehorsam, tödtet schnell
Die Schaf' und Kälber selbst der Missethäter,
Doch — ob aus Geiz, aus Mitleid — schonen thät er
Den König Agag. Gleich war da zur Stell'

Der Alte, der Prophete Samuel,
Und schimpft' ihn Götzendiener und Verräther
Und sagt': Aus seinem Stamme werde später
Ein Beff'rer herrschen über Israel.

Wo ist der König, den du unterschlagen?
Fragt' er, und zitternd wie ein fettes Schwein
Naht dem Propheten jetzt der arme Dicke[3]).

Da hört man Samuel verbissen sagen:
Stirb! — und vor Aller Augen fuhr er drein
Und hieb mit einem Hackbeil ihn in Stücke.

XIV.

Der Zweikampf David's.

(1833.)

Da seht den Arm des Herrn! Er schickt 'nen Knaben
Dem Prahlhans, diesem Goliath entgegen,
Der solch ein Knirpschen, wär' ihm dran gelegen,
Mit einem Nasenstüber konnt' begraben.

Doch Gott verlieh ihm wundersame Gaben,
Der Judenschaft zu zeigen allerwegen:
Wem Jesus und Maria gibt den Segen,
Dem weiß ein Riese selbst nichts anzuhaben.

Als dieser Knab' die Schleuder nun erhub,
Fuhr Goliath auf und schrie: Beim Licht der Sonne![4])
Diesmal, mein Sohn, versalz' ich dir die Suppe.

[1]) Israeliten.
[2]) Amalekiter.
[3]) Et oblatus est ei Agag pinguissimus et tremens (Buch der Könige I. cap. 15).
[4]) Im Original bedeutend kräftiger: Oh cc . . . .!

Doch ist's ein Factum, daß der Hirtenbub,
Dank allen Heiligen und der Madonne,
Den Kerl hinpurzeln ließ wie eine Puppe.

XV.

Drei Söhne und neun Töchter.

(1843.)

Zwölf Kinder bracht' ich auf die Welt, Frau Nina,
Und alle gut versorgt und wohlgerathen:
Giulio, Lesandro[1]), die ins Kloster traten,
Augusto, der zur Zeit in Terracina[2]).

Vergangnes Jahr starb Clelia. Serafina
Kriegt' einen Maler, und bei zwei Abbaten,
Die eine Magd für Alles nöthig hatten,
Lebt wie 'ne Kön'gin meine Crementina[3]).

Mena[4]) ist Wirthschaft'rin in Sanct Urban,
Brisita[5]) Amme bei 'ner Frau Inglesa,
Amalia reis't mit einem Ciarlatan.

Ferminia bringt sich durch mit Stickerei'n,
Die Jüngsten Zwei, Creosa[6]) und Teresa,
Thun nichts und leben so für sich allein.

XVI.

Das Angenehmste auf der Welt.

(1837.)

Ja, Freundin, es gibt mancherlei Vergnügen:
Still sitzen am Kamin an Wintertagen,
Ternen gewinnen, nie ums Brod sich plagen,
In der Befsana schöne Sachen kriegen;

Mit der Regierung sich in Haaren liegen,
Dem Fiscus und dem Zoll ein Schnippchen schlagen,
Sein Gut mit Weibern durch die Gurgel jagen,
Nicht zittern vor der Höll' in letzten Zügen;

Beifall erhalten, eine Signore werden,
Prälat und Cardinal, ja, Heil'ger Vater,
Das sind Plässire, welche nie veralten.

[1]) Alessandro.
[2]) Nämlich auf der Galeere.
[3]) Clementina.
[4]) Filomena.
[5]) Brigitta.
[6]) Cleopha.

Doch herzerfreuender ist nichts auf Erden,
Als wenn man Mutter ist und im Theater
Für seiner Tochter Schwester wird gehalten.

XVII.

Das Compliment an die gnädige Frau.

(1835.)

Ja, glaub's nur: heute vor der Kirchenthür,
Macht' ich ihr eine schöne Reverenz
Und sagte: 'schamste Dienerin, Excellenz!
Da lachte sie mich an und nickte mir.

Ja, einem Jeden geb' ich's nach Gebühr.
Bin nur 'ne Wirthin, doch 'ne Fürstin könnt's
Von mir noch lernen, wie mit Insolenz
Man sich betragen muß und mit Manier.

Dann sagt' ich: Und das nette Mädel dort,
Ist die von Ihnen und dem Herrn Gemahl?
Wie groß sie ist! Ja, Unkraut wächst geschwinde.

Da lachte sie noch mehr, in Einem fort,
Und krümmte sich vor Lachen wie ein Aal,
So schmeichelt' ihr das Lob von ihrem Kinde.

XVIII.

Freundliche Nachrede.

(1843.)

Ihr sagt: Sie gehn sehr sauber. Nun, 's ist wahr,
Sie *gehn* sehr sauber. Niemand kann's bestreiten.
Wie aber reimt ihr diese Zierlichkeiten
Mit ihrer Schlamperei vom vor'gen Jahr?

Ihr sagt: Sie haben Geld. Nun, das ist klar,
Sie *sind* sehr reich, das merkt man schon vom Weiten.
Allein Gott weiß, womit sie's nur bestreiten
Und welch Gewerb dabei behülflich war.

O, wenn ihr armer Vater auferstände
Und über sie, die er in väterlicher
Verblendung rühmte[1]), öffnete die Augen!

Ganz gute Mädchen mögen's sein. Am Ende
Klagt sie auch Niemand an. Nur das ist sicher,
Zwei Racker sind's, die nicht das Mind'ste taugen.

[1]) Che le credeva l'arbera Finisce (für L'araba Fenice), die er für solche Wunder hielt wie der arabische Vogel Phönix.

XIX.

Der Kaufmann auf Campo de' Fiori.

(1837.)

Was steht zu Dienst? Ein feines Netz fürs Haar?
Peppe, rasch den Carton! — Müßt Ihr nicht sagen,
'ne Königin könnt's auf dem Kopfe tragen,
Solch prächtig Netz, die allerfeinste Waar'?

Baumwolle, liebes Kind? Ich dächte gar!
Das würd' ich Euch nicht anzubieten wagen.
Der letzte Preis? Hier wird nichts vorgeschlagen.
Erst heut verkauft' ich's so, gewiß und wahr!

Nehmt Ihr's nun oder nicht, für'n Scudo will ich
Es lassen, nur weil Ihr es seid, auf Ehr'! . . .
He! Pst! Kommt her! Was gebt Ihr, ohne Spaßen?

Ein halber Scudo ist weiß Gott! zu billig.
's ist kein Geschäft . . . uns selber kostet's mehr . . .
Da nehmt es . . . nur um Euch nicht gehn zu lassen!

XX.

Die Einschränkung.

(1833.)

Nachdem er den Proceß verloren, sprach
Der Herr Marchese: Frau, es wird sich schicken,
Uns einzuschränken jetzt in manchen Stücken
In unsrer Haushaltung, so nach und nach.

So fingen sie denn damit an, gemach
Die Lehrer ihres Sohnes wegzuschicken,
Verkürzten dann den Lohn den Domestiken
In Haus und Stall und sonst in jedem Fach.

Den pensionirten Dienern ward geschrieben,
Daß die Pension zu streichen man beschloß
(Einer sprang in den Fluß; er hielt's nicht aus).

Kurz, von dem alten Glanz ist nichts geblieben
Dem armen Paar, als ihre Villa bloß,
Die Equipag' und Log' im Opernhaus.

XXI.

Die vornehme Grabstätte.

(1835.)

Nein, solch ein Unsinn! Hundert Scudi gab
Mein Herr, den Gott mit Unverstand gestraft,
Der Sanct-Bonaventura-Bruderschaft[1],
Damit er auch ein eignes Grabmal hab'.

[1] Eine Franciskanerkirche auf dem Palatin.

Ein Wahnsinn ist's, das streite mir nicht ab!
Scheint dir's denn nicht zum Mind'sten troddelhaft,
Daß, wer sich nie ein eignes Haus verschafft,
Für so viel Geld sich kauft ein eignes Grab?

Er aber — vor den Kindern thut er so,
Als hab' es lange schon ihn schwer gekränkt,
Nicht auch so ein Familiengrab zu haben.

Geliebte Kinder, spricht er, seid nun froh!
Hier, wenn der Herrgott uns das Leben schenkt,
Wird man uns Alle nach und nach begraben.

XXII.

Der Matratzenverfertiger.

(1834.)

Das fehlte noch, das wäre noch Manier,
Ein Mittel für die Wanzen zu entdecken,
Sie auszurotten voller Mordbegier
In Haarmatratzen, Stroh- und Federsäcken!

Für euch mag's Ungeziefer sein. Doch wir,
Bei unserm Bettgeschäft, sehn ohne Schrecken
In einer Wanze nur ein harmlos Thier,
Dem Gott vergönnen möge, brav zu hecken.

Ich könnt' euch Fälle nennen ohne Zahl,
Wo zweimal man im Jahr ein Bett uns brachte,
Das herzurichten war an allen Ecken.

Drum ließ mein Vater selig allemal,
Wenn er mit Großpapa ans Werk sich machte,
Ein kleines Wänzchen heimlich darin stecken.

XXIII.

Das Geheimniß.

(1832.)

So kam ich hinter diese Heimlichkeit:
Zuerst verrieth's die Nanna der Vincenza,
Die sagt's der Nina dann in der Sapienza[1]),
Da wußte denn auch Tuta bald Bescheid.

Rasch kam's darauf zu Ohren der Clemenza;
Von der zu unsrer „Bärt'gen" ist nicht weit;
Die, meine gute Freundin, kam denn heut
Und steckte mir's in tiefster confidenza.

Dir durft' ich's ja vertrauen ganz im Stillen.
Ich weiß gewiß, du wirst's nicht weitertragen;
Versiegelt bleibt's bei dir als wie im Grabe!

[1]) Eine Straße in Rom.

Nur nimm dich ja in Acht, um Gotteswillen:
Wenn dich die Luft ankommt, es Wem zu sagen,
So sag' nur nicht, daß ich's gesagt dir habe.

XXIV.

Die Wittwe des Getödteten.

(1835.)

Sie haben dir ihn umgebracht. Doch er —
Wär' lieber er gestorben in Prison?
Nein, Tochter, mach' dir drüber 'ne Raison:
Kein Mensch stirbt so, wie's ihm das Liebste wär'.

Das Sterben ist 'ne eig'ne Sache. Wer
Wird klug daraus? Sieh nur Napoleon:
War er nicht Herr der Welt? Und der Poltron
Starb doch auf einer Insel fern im Meer.

Wer sieht den Tod voraus, ob nah, ob fern,
Ob er im Bett, im Schlachtfeld, in der Schenke,
Ob im Spital, am Galgen wird verderben?

Gewisse Dinge stehn bei Gott dem Herrn,
Der schickt den Tod. Wir wissen, das bedenke,
Wo wir geboren sind, nicht, wo wir sterben.

XXV.

Der gute Rath.

(1831.)

Mit den vier Groschen, die du thäst ersparen,
Denkst du daran, 'ne Frau dir zuzulegen?
Wie wird's dann um dich stehn in ein, zwei Jahren?
Ein armer Kerl mit reichem Kindersegen!

Gern, Menicuccio, möcht' ich dich bewahren
Vor dummen Streichen. Sei nicht so verwegen!
Ehstand ist Wehstand; du wirst's auch erfahren.
Freist du, so gehst du dem Ruin entgegen.

Mußt du durchaus dich hängen, wird doch Jene,
Die gar nichts hat, am schlechtsten dazu taugen.
Du wirst doch noch 'ne Reiche finden können?

Will dich die Reiche nicht, so nimm 'ne Schöne.
Denn, sticht in Rom ein Weibchen in die Augen,
Kann Mann und Frau sich Equipage gönnen.

XXVI.

Die Bewegungen des Seligen.

Todt war er? — Todt. — Und hob die Arme hoch? —
Und hob die Arme. — Aber wie? wohin? —
Noch zweimal fuhr er sich damit ans Kinn,
So wahr dort Regen steht im Wetterloch. —

Acht oder Neune sah ich sterben, doch
Nicht Einem je kam so etwas in Sinn. —
Und was beweis't das, Jungfer Zweiflerin?
Einer liegt still, der Andre rührt sich noch.

Sehn wir's nicht auch an Thieren alle Tage?
Was wär's denn also für ein Wunderding?
Nur von den Lebensgeistern kommt der Spuk.

Da gibt's Mirakel von ganz anderm Schlage,
Wie jener Heil'ge, der elf Meilen ging
Und in der Hand den eignen Kopf noch trug.

XXVII.

Der ehrliche Finder.

(1844.)

Weißt du das Neuste? Als ich aus der Schenke
Gestern am Abend weggegangen bin
Und habe nur nach Haus zu gehn im Sinn,
Weshalb ich gleich rechts um die Ecke schwenke,

Da, auf der Straße, wie ich an nichts denke
Und trällre so ein Rondo vor mich hin,
Seh' ich was liegen in 'nem Tüchlein drin,
Grad da ich ein- in die Corsia[1]) lenke.

Rath', was es war! Ein delicater Bissen,
Ein Staatscapaun! Den rupft' ich mir heut' Morgen
Und ließ ihn mir zum Frühstück wohlbehagen.

Doch was das Tuch betrifft, das ganz zerrissen,
Das hab' ich, daß er's mag zurückbesorgen
Dem, der's verlor, dem Pfarrer hingetragen[2]).

XXVIII.

Der Koch.

(1834.)

Nein, guter Freund, Ihr redet ganz verkehrt.
Was schwatzt Ihr von Latein und andern Sprachen,
Mathematik und Medicin? Zum Lachen
Sind solche Studien, läßt's auch recht gelehrt.

[1]) Die Corsia Agonale, die kleine Gasse zwischen Piazza Madama und Piazza Navona.
[2]) Der Pfarrer pflegte vom Altar aus zu verkündigen, was für verlorene Gegenstände sich in seinem Sprengel gefunden hatten.

Was in dem Menschen steckt, zeigt sich am Herd.
Da können sich Talente geltend machen.
Nur in der Küche lernt man ernste Sachen,
Und mehr als Alle wird der Koch geehrt.

Sieht man die Menschen nicht, wenn einem Koch
Unrecht geschieht, als ob's sie selber träf',
Dem armen Koch sofort die Stange halten?

So hat mein vor'ger Herr, bei Allen doch
So sehr beliebt, sobald er seinen Chef
Entließ, nicht einen einz'gen Freund behalten.

XXIX.

Die arme Mutter.

(1832.)

1.

Da sieh nur meinen armen Jungen an;
Blüht' er nicht wie 'ne Rose vor vier Wochen?
Jetzt blaß und welk, mit spitzen Backenknochen,
Wie ausgewechselt scheint der kleine Mann.

Seit jenem Abend, wo der Lärm begann,
Sein Vater fortgemußt[1]), der nichts verbrochen,
Kein Wort mehr hat mein liebes Kind gesprochen,
Wie wer nicht leben und nicht sterben kann.

Sechs Nächte sind's nun, daß ich nicht mehr schlafe
Und immer horch', ob er noch Odem hätte,
Ob ihm das Herz noch klopft, dem armen Kleinen.

Gott, öffne diesen Menschen doch zur Strafe
Das Herz und laß sie sehn an diesem Bette,
Welch Leid sie bringen über Unsereinen!

2.

Was soll mir noch das Leben, seit von hier
Mein Mann verbannt ist, der nichts Böses that?
Was bringt mich Gott nicht um, da ich ihn bat,
Und ließ am Leben mir das Kind dafür?

Ach nein, Jungfrau Marie vom guten Rath,
Mutter, ich fleh' in meiner Noth zu Dir:
Ich bin's ja nicht, der Gram nur spricht aus mir,
Wenn jetzt mein Mund mit Gott gehadert hat.

Hier spielt' er, immer mein' ich ihn zu sehen,
Dort hat er mich umarmt — da drüben, ach!
Mußt' ich ihn langsam sterben sehn in Schmerzen.

[1]) Auf den Verdacht hin, sich an den Unruhen des Jahres 1831 betheiligt zu haben, wurden Viele erst in das Castel Sant' Angelo gebracht und dann verbannt.

Wie furchtbar müssen sein die Todeswehen!
Wer fühlt so ganz das Leiden Christi nach,
Brennt schon so heiß der Gram im Mutterherzen!

3.

Weg diese Windeln, dieses Tuch, darein
Ich meine liebste Hoffnung hab' gelegt!
Geht Alle fort, daß nichts mehr hier sich regt,
Und laßt mich weinen still für mich allein.

Ich kann nicht mehr! Die Kehle schnürt mir's ein.
Ich weiß nicht — ob mein Herz noch länger schlägt.
Ein Wort noch — eh' man mich zu Grabe trägt,
Eins sag' ich noch — es wird das letzte sein.

O güt'ger Jesus, wie den Feinden allen —
Am Kreuze du — vergabst — du Liebevoller —
Die meinen haff' ich nicht — will auch vergeben.

Du nimm dafür — o, thu mir den Gefallen! —
Dich meines Carlo an — und beten soll er
Ein Requiem für mich — und weiterleben!

Die Urbewohner von Ceylon.

Von
Ernst Haeckel.

Die mächtige Bewegung, welche durch Darwin's Entwicklungslehre in alle Gebiete der Wissenschaft eingeführt wurde, hat bekanntlich auch der Anthropologie eine ganz neue und höchst fruchtbare Richtung gegeben. Unter den vielen bedeutungsvollen Fragen, welche der forschende Menschengeist an diese junge Wissenschaft richtet, steht obenan diejenige nach dem Ursprung und der ältesten Geschichte unseres Geschlechts. Ist der Mensch, wie Moses in seiner Schöpfungsgeschichte erzählt, ursprünglich rein und vollkommen aus der Hand des ihm ähnlichen Schöpfers hervorgegangen? Und hat der nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch des Paradieses erst durch den Sündenfall seine menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit erworben? Ist der heutige Culturmensch moralisch und intellectuell herabgekommen, durch die gehäufte „Erbsünde" immer tiefer gesunken? — Oder verhält es sich umgekehrt: Ist unser heutiger Culturorganismus das jüngste und vollkommenste Product eines langen und langsam aufsteigenden Entwicklungsprocesses? Haben wir uns durch mühsame Culturarbeit im Laufe von Jahrtausenden allmälig aus den rohen Naturzuständen der „wilden" Naturvölker emporgearbeitet? Sind nicht diese letzteren selbst erst im harten „Kampfe ums Dasein" aus einer langen Reihe thierischer Vorfahren allmälig und stufenweis durch Umbildung entstanden?

Der Kampf zwischen diesen beiden entgegengesetzten Anschauungen erscheint wohl dem oberflächlichen Kenner noch unentschieden, vielleicht noch für lange Zeit. Wer aber tiefer in diese „Fragen aller Fragen" eingedrungen ist, wer mit Verständniß die wunderbaren Fortschritte der aufsteigenden Entwicklungslehre im Laufe der letzten beiden Decennien verfolgt hat, der wird nicht mehr zweifeln, daß dieselbe schon heute den vollständigen Sieg über die entgegengesetzte, absteigende Degenerationshypothese gewonnen hat.

Zu diesem Siege der aufsteigenden Entwicklungstheorie im Gebiete der Anthropologie haben viele verschiedene Forschungszweige beigetragen, vor Allem die vergleichende Zoologie und Paläontologie, die vergleichende Anatomie und

Ontogonie. Aber auch die vergleichende Ethnographie und Psychologie hat wichtige Beiträge dazu geliefert, und vor Allem die gründliche Kenntniß jener niedersten Menschenrassen, welche nur noch in schwachen Ueberresten hier und da aus grauer Urzeit übrig geblieben sind. Unter diesen „wilden" Naturvölkern niederster Stufe sind von ganz besonderem Interesse die Wedda's, die ursprünglichen Urbewohner von Ceylon. Zahlreiche merkwürdige Mittheilungen über dieselben sind schon in den meisten älteren Beschreibungen der grünen „Paradiesinsel" zu finden. Aber erst vor wenigen Monaten ist ein großes Prachtwerk erschienen, welches die interessante Naturgeschichte dieser höchst eigenthümlichen „Naturmenschen" vollständig und im Zusammenhange darstellt.

Die Herren Dr. Paul Sarasin und Dr. Fritz Sarasin (aus Basel) hatten das Glück, beinahe drei Jahre (1882—1883, und später 1890) auf Ceylon zuzubringen. Ihre reichen Mittel erlaubten ihnen, mit einer Gründlichkeit, wie sie nur wenigen Reisenden gegönnt ist, ihre fleißigen Studien über die Naturgeschichte der wunderbaren Insel durchzuführen. Nachdem sie in zwei Bänden den zoologischen Theil ihrer „Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon" veröffentlicht hatten, ist jetzt auch der dritte Band derselben erschienen: „Die Wedda's von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen" (mit Atlas von 84 Tafeln, Wiesbaden 1893).

Der größte Theil dieses ausgezeichneten Werkes wird von einer äußerst sorgfältigen Beschreibung des Körperbaues und namentlich des Skelettes der ceylonesischen Völker eingenommen; die kritische Vergleichung desselben bei den drei Hauptvölkern, Wedda's, Tamilen und Singhalesen — und weiterhin die Vergleichung derselben mit den anderen Menschenrassen einerseits, mit den anthropoiden Affen anderseits, führt zu sehr wichtigen „allgemeinen anthropologischen Gesichtspunkten". Im Anschlusse an diese detaillirte morphologische Beschreibung der wilden Wedda's werden uns aber auch sehr interessante Beobachtungen über ihre Sitten und Lebensweise mitgetheilt, über ihren Charakter und ihre Beziehungen zu den umgebenden Culturvölkern.

Als wichtigstes Gesammtresultat ergibt sich aus den umfassenden und gründlichen Untersuchungen der beiden Vettern Sarasin, daß die Wedda's von Ceylon eine der ältesten und tiefststehenden Rassen des Menschengeschlechts darstellen, „eine Menschenvarietät, welche an Alter ihre Nachbarstämme weit übertrifft". In vielen wichtigen Merkmalen des Körperbaues (und insbesondere des festen Knochengerüstes) stehen sie den Menschenaffen, namentlich dem Schimpanse, weit näher als die Europäer. Sie sind als die best erhaltenen Ueberreste einer uralten „Primärvarietät" der lockenhaarigen Menschenart zu betrachten (Euplocamen oder Cymotrichen). Diese uralte, kleine und schwarzbraune Rasse lebte in Vorderindien in einer „prädravidischen oder weddaischen Periode", viele Jahrtausende vor Buddha und Christus; andere spärliche Ueberreste derselben (doch weniger rein erhalten) stellen die kleinen „peninsularen Weddastämme" dar, welche einsam und zerstreut in entlegenen Gebirgswäldern Vorderindiens leben; die Kurumba's in den Nil-Giri-Gebirgen, die Kanikaren in den West-Ghats, die Juangs und andere sogenannte „schwarze Hindustämme". Alle diese peninsu-

laren Weddastämme gleichen ihren insularen Vettern auf Ceylon in folgenden Merkmalen: die Statur ist klein, die Hautfarbe dunkelbraun, das Kopfhaar lockig oder wellenförmig, der Bartwuchs spärlich (Bocksbart am Kinn), die Nase tief eingesattelt, mit breiten Flügeln, die Gliedmaßen lang und mager, das Skelett zierlich, der Schädel lang und schmal mit niedriger Stirn und kleiner Hirnkapsel. Außerhalb Vorderindiens sind solche Weddamenschen bisher nicht aufgefunden worden.

Als eine zweite, jüngere und bereits höher entwickelte Rasse des Menschengeschlechts sind die benachbarten „Dravidamenschen" zu betrachten. Sie sind zwar im Ganzen den Weddamenschen noch nahe verwandt, unterscheiden sich aber doch schon bestimmt durch eine Anzahl von beständigen Merkmalen im Körperbau; je nach dem systematischen Standpunkte des Anthropologen kann er diesen unterscheidenden Charakteren den Werth einer Varietät, Rasse oder Species beilegen. Wahrscheinlich sind die Dravidavölker aus einem Zweige der uralten Weddastämme Vorderindiens hervorgegangen, welche ursprünglich diese Halbinsel allein bewohnten. Gleich den Letzteren sind auch die Ersteren nachträglich erst nach Ceylon hinüber gewandert. Die Dravidastämme haben aber später oft Beimischung von arischem Blute durch die von Norden eindringenden Inder erfahren. Als zerstreute Ueberreste der älteren Dravidavölker sind viele einzelne dravidisch sprechende Bergstämme Vorderindiens zu betrachten (so z. B. die schwarzen, durch starke Behaarung ausgezeichneten Toda's), ferner die Tamilen von Ceylon und die Australneger von Neuholland (vergl. Capitel XXVIII meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", 8. Aufl. 1889).

Viel jüngeren Ursprunges sind die Singhalesen, eine Mischrasse, welche durch vielfache Kreuzung der arischen, von Norden eindringenden Inder und der Dravida's entstanden sind, und welche außerdem auch mit den Wedda's sich oft vermischt haben. In den tausendjährigen Kämpfen, welche Singhalesen und Tamilen um den Besitz der Paradiesinsel führten, sind vielfach so innige Beziehungen zwischen beiden Rassen entstanden, daß oft schwer der Antheil jeder einzelnen an gewissen Eigenthümlichkeiten zu bestimmen ist. Viel weniger innig gestalteten sich die Beziehungen beider Rassen zu der Urbevölkerung der Wedda's. Diese zogen sich scheu vor ihnen in die entlegensten Jagddistricte der Insel zurück. Hier konnten sie in einsamer Abgeschlossenheit viele wichtige Eigenthümlichkeiten des primitiven „paradiesischen" Naturzustandes treu bewahren.

Einige Schriftsteller haben noch neuerdings die Ansicht vertreten, daß die Wedda's die degenerirten Abkömmlinge höher entwickelter Culturvölker seien, entartete Singhalesen-Pariahs; durch Anpassung an die rohen Lebensverhältnisse des nomadischen Jägerlebens sollen sie ihre frühere Cultur eingebüßt haben und Stufe für Stufe gesunken sein. Diese „Degenerationshypothese" wird durch die gründlichen und umfassenden Forschungen der beiden Sarasin definitiv widerlegt. Auch die sichersten historischen Zeugnisse sprechen dagegen. In dem Tractate des Palladius über die Völker Indiens (aus dem vierten Jahrhundert) schildert uns ein reisender Thebaner aus Aegypten die wilden Wedda's („Biddades" oder „Besades"), ihren eigenthümlichen Charakter und ihre primitive Lebensweise in den Felshöhlen und Bergwäldern von Ceylon so getreu, daß der größte Theil

seiner Beschreibung auch noch auf ihre heutigen sehr wenig veränderten Nachkommen paßt. Auch im Mahavanso, der wichtigsten aller singhalesischen Chroniken (aus dem fünften Jahrhundert), finden sich viele Angaben über die Urbevölkerung der Insel, die Yaka's, welche ganz auf die heutigen Wedda's passen. In dem alten indischen Heldengedichte „Ramayana" werden dieselben schlechthin als „Affen" bezeichnet.

Die zahlreichen, von Sarasin zusammengestellten Angaben über die Wedda's, welche in älteren und neueren Reisebeschreibungen von Ceylon zerstreut sind, sind zwar zum größten Theil unvollständig und widersprechen sich auch in vielen Einzelheiten. Es ist aber bemerkenswerth, daß sie trotzdem in sehr vielen und wichtigen Angaben übereinstimmen. Eine der besten und treffendsten älteren Schilderungen hat schon vor siebenundsechzig Jahren der Holländer Haafner (1826) gegeben. Dieselbe ist so naturwahr und zugleich so tief empfunden, daß wir den wichtigsten Theil seines poetischen Bildes hier wörtlich folgen lassen: „Indessen treibt sich in diesen Wildnissen, von allen Mitlebenden durch undurchdringliches Buschwerk und tiefe Moräste abgeschnitten, ein wildes Geschlecht umher, der Sohn der Wälder, der freiheitliebende Wedda, welcher jede Unterwerfung verachtet und keinen Herrn anerkennt. Zufrieden mit seinen wilden Wäldern, um die ihn kein Europäer beneidet, lebt er glücklich und frei von Sorgen, und, so lange es der Natur gefällt, in einer glücklichen Armuth; die Güter, welche die aufgeklärte Welt als ihre größte Glückseligkeit achtet, sind ihm unbekannt. In den dunkeln Wäldern, nur genährt durch den vorsorgenden Himmel, hat die Noth seinen Hausrath erfunden; die hohle Hand ist sein Glas und ein Baumblatt seine Schüssel. Zusammen mit dem Elephanten tränkt er sich an dem beschatteten Strom, welcher zwischen moosbegrünten Bäumen fließt; kein eitles Begehren nach unnöthigen Dingen stört die Ruhe seiner Seele, und unnütze Kenntnisse quälen nicht sein Gehirn. Sonne und Mond läßt er über sich scheinen, ohne zu streben, ihren Lauf zu ergründen; keine schwere Arbeit mattet seine Glieder ab, und er schwitzt nicht hinter dem Pfluge. Die Jagd ist seine angenehmste und liebste Beschäftigung, und die unerschöpflichen Wälder verschaffen ihm Ueberfluß an Nahrung; der Honig ist sein Salz, in welchem er das gefällte Wild in hohlen Bäumen vor Verwesung bewahrt und der sein trübes Wasser versüßt. Die wilden Fruchtbäume neigen ihre schwer beladenen Zweige über seinem Haupte, und in der Erde findet er schmackhafte und nährende Wurzeln. Mit dem Handbeil bewaffnet und von seinem Sohne begleitet, wandert er in den pfadlosen Wäldern und geht zur Jagd; sein Pfeil, welcher sicher trifft, schützt ihn gegen den Anfall reißender Thiere; begegnet er dem grausamen Panther auf seinem Weg, so macht er sich an ihn, die Feigheit verachtend, furchtlosen Gemüthes, durchbohrt ihn zu gleicher Zeit mit seinem nie fehlenden Pfeil, und die Sehne seines Bogens schwirrt im Winde. Ermüdet von der Jagd, ruht er unter grünen Lauben am Rande eines rauschenden Stromes, während ihn die liebliche Harmonie unzähliger Luftbewohner in den Schlaf wiegt. Eine Hütte von geflochtenen Zweigen, Raum genug für ihn und seine Familie, ist seine Wohnung; unter den dicht schattenden Wäldern lebt er sicher vor den brennenden Strahlen der Sonne. Er fürchtet keinen Feind noch Ueberfall, als den der wilden Thiere, aber das

Rauschen der trockenen Blätter und Zweige, die er zu diesem Zwecke in großen Haufen rund um seine Lagerstätte breitet, entdeckt ihm das Nahen des schleichenden Würgers. So lebt er zufrieden und froh mit seinem Zustand in diesen tiefen Wildnissen; umgeben von fremden Nationen, treibt ihn nicht die Neugier, ihre Sitten und Gewohnheiten zu untersuchen. Seine Wälder sind seine Welt, welcher er vor allen anderen Ländern den Vorzug gibt; seine Lebensweise hält er für die beste. O glückliches Vorurtheil! gesegnete Neigung, welche alle Gebrechen der Natur verbirgt und an ein allerentlegenstes Land seine Bewohner mit geheimen Banden kettet!"

Die heutige Verbreitung der Wedda's auf Ceylon beschränkt sich auf jenen mittleren Theil des östlichen Niederlandes, welcher zwischen 7° und 9° nördlicher Breite liegt, zwischen 81° und 82° östlicher Länge. Im Westen ist dieses Weddagebiet umrahmt von dem steilen östlichen Abfall des centralen Gebirgsstockes, im Osten von der flachen, größtentheils von Tamilen bevölkerten Meeresküste; die südliche Grenze bildet der Fluß Arukan-Aru, die nördliche Grenze eine Hügelkette, welche von Trinkomali gegen Südwesten zum See Kandaluwewa zieht. Der größte Theil dieses weiten Gebietes ist Naturland und äußerst schwach bevölkert, durchschnittlich mit weniger als fünf Menschen auf die englische Quadratmeile; zahlreiche Hügelketten durchziehen die einsame Parklandschaft, welche durch die westlich aufsteigende Gebirgsmauer gegen die Regenmassen des Südwestmonsun geschützt ist und zum trocknen Theile der Insel gehört.

Die Zahl der Wedda's, welche noch gegenwärtig auf Ceylon leben, ist natürlich nur annähernd zu schätzen; sie beträgt kaum ein Promille der Gesammtbevölkerung. Diese beläuft sich nach dem Census von 1887 auf 2760000 Personen. Davon sind zwei Drittheile Singhalesen (1847000), ein Viertheil Tamilen (687000), Europäer 5000 und Wedda's nur 2220. Das Weddagebiet zerfällt in drei größere Districte: Tamankaduwa im Norden, Wellasse im Süden und Bintenne in der Mitte zwischen beiden. Innerhalb dieses weiten, größtentheils mit Buschwald bedeckten und äußerst wildreichen Gebietes leben die einzelnen Weddafamilien weit zerstreut. Nur längs der östlichen Küste, von Trinkomali bis Batticaloa, und weiter südwärts bis Arukan-Aru, sind streckenweis größere Ansiedelungen von Familiengruppen zu finden, wenngleich keine eigentlichen Dörfer. Allein diese sogenannten „Weddadörfer" bestehen schon nicht mehr aus echten Naturwedda's, sondern aus mehr oder minder seßhaft gemachten Culturwedda's; durch Berührung und theilweise Vermischung mit den Tamilen der Ostküste und mit den von Westen eingewanderten Singhalesen haben sie ihren ursprünglichen Charakter bereits eingebüßt; sie treiben, wenn auch in höchst primitiver Form, Ackerbau und Viehzucht. Diese Beschäftigung liegt aber dem ursprünglichen Naturwedda, dem freien Jäger, ganz fern.

Die Naturwedda's wohnen nirgends in Dörfern oder größeren Ansiedelungen beisammen. Vielmehr bleiben die einzelnen Familien den größten Theil des Jahres völlig isolirt, jede nur mit der Jagd in dem ihr gehörigen Waldgebiet beschäftigt. Das ganze Weddaland stellt ein Netzwerk solcher Jagdgründe dar; jede Familie hält streng darauf, daß ihr ausschließliches und erbliches Jagdrecht in demselben von den anderen streng respectirt wird; denn ihre Existenz hängt

davon ab. Nur während der winterlichen Regenzeit, in den Monaten October, November und December, findet eine Annäherung und theilweise engere Berührung der isolirt lebenden Familien statt. Die niederen Wald- und Wiesengründe des Jagdgebietes werden dann überschwemmt, und die Wedda flüchten auf einen der zahlreichen felsigen Hügel, welche überall zerstreut sind. Die Höhlen in Felsen dieser Hügel gewähren ihnen Schutz vor Sturm und Regen; größere Höhlen werden auch wohl zwischen mehreren Familien getheilt und durch Scheidewände von Laubwerk in Kammern getrennt.

Während dieser Regenzeit entwickelt sich auch ein lockerer socialer Zusammenhang zwischen den stammverwandten, sonst isolirt lebenden einzelnen Familien. Heirathen werden geschlossen und gewisse gemeinsame Interessen verhandelt. So sind auch die primitiven Anfänge socialer Organisation entstanden, welche zur Bildung von lockeren Stammverbänden, Clans oder „Warges" geführt haben. Indessen existiren im Ganzen auch zwischen den Familien eines Clans so wenige Berührungspunkte, und der wechselnde Vorstand derselben, ein erwählter „Senior" oder Stammeshäuptling, hat so wenig zu sagen, daß der ganze „Warge"-Verkehr nur sehr geringe Bedeutung erlangt. Krieg und Räuberei kommt bei den friedliebenden und ehrlichen Wedda's nur äußerst selten vor; somit fehlen auch „Gesetz und Rechte", die sich bei uns als „ewige Krankheit forterben".

Betrachten wir zunächst die äußere Gestalt und den Körperbau unserer Paradiesmenschen etwas näher, und vergleichen wir dieselben mit unserer eigenen höchst entwickelten Menschenrasse einerseits, mit unsern pithecoiden Vettern, den Menschenaffen anderseits. Die Herren Sarasin haben eine derartige morphologische Vergleichung in musterhafter Weise auf das Sorgfältigste durchgeführt, und zwar mit Bezug auf alle einzelnen Züge ebensowohl der äußeren Körperform als des inneren Körperbaues, insbesondere der Skelettbildung. Lange vergleichende Zahlentabellen, auf Tausende genauer Messungen gestützt, verleihen ihren Angaben eine exakte Sicherheit. Als wichtigstes Gesammtergebniß geht daraus hervor, daß die Wedda's in vielen wichtigen Beziehungen dem menschenähnlichsten unter den lebenden Affen, dem Schimpanse, näher stehen, als die meisten übrigen Rassen, und insbesondere die Mittelländerrasse, zu der wir selbst gehören.

Der erwachsene Wedda ist im Durchschnitt klein, nur anderthalb Meter hoch; die mittlere Höhe beim Manne beträgt 153, beim Weibe 147 Centimeter. Die Beine und besonders die Arme sind mager, länger und schlanker im Verhältniß zum Rumpfe; Waden fehlen. Besonders fällt auf, daß sowohl oben der Vorderarm im Vergleiche zum Oberarm, als unten der Unterschenkel im Vergleiche zum Oberschenkel, länger ist als beim Europäer. Auch die Füße sind platter, und zwischen der großen Zehe und den übrigen klafft eine große Lücke. Wie auch bei anderen indischen Völkern, ist die große Zehe den anderen gegenübergestellt und kann zum Greifen benutzt werden, z. B. zum Aufheben einer Nadel, zum Spannen des Bogens, zum Umfassen eines Baumastes beim Klettern, nach Art der Affen.

Auch der Schädel, die wichtige Schutzkapsel des Gehirns, nähert sich beim Wedda in bedeutungsvollen Beziehungen mehr dem Affenschädel als demjenigen des Europäers. Der Schädel ist lang und schmal, die Stirn niedrig, das Gesicht

breit, die Nase mit tiefem Sattel, flachem Rücken und breiten Flügeln; die Schneidezähne stehen schief vor, und das Kinn ist spitz. Die Schädelhöhle, also auch die Masse des von ihr umschlossenen Gehirns, bleibt um ein viertel Liter hinter derjenigen des Europäers zurück.

Die Hautfarbe der Wedda ist dunkelbraun oder schmutzig rauchbraun, am dunkelsten auf der Brust. Auch die tiefliegenden Augen sind dunkelbraun. Das Haar ist beständig schwarz. Die Behaarung des ganzen Körpers ist nicht besonders stark. Der Bartwuchs ist spärlich, besonders an den Wangen. Die erwachsenen Männer tragen beständig ein lockiges Haarbüschel am Kinn, einen charakteristischen Bocksbart. Das Haupthaar ist stark entwickelt und bildet, da es niemals gekämmt und geschnitten wird, einen mächtigen Busch. Im Affect, beim Tanze, bei der plötzlichen Berührung mit Fremden, beim Erschrecken u. s. w. haben die Wedda's die Gewohnheit, den Kopf gegen die Brust zu senken und den langen Haarbusch über die Stirn herabfallen zu lassen, so daß das Gesicht ganz verdeckt wird.

Die Beschaffenheit des Kopfhaares ist von besonderer Wichtigkeit, da dieselbe ja neuerdings mit Recht immer mehr als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der Menschenrassen verwerthet wird. Das grobe und rauhe Kopfhaar der Wedda ist weder kraus oder wollig (wie bei den Ulotrichen, den Negern, Papuas u. s. w.), noch glatt und straff, wie bei den „straffhaarigen" Euthycomen (den Malayen, Mongolen und Uramerikanern). Vielmehr ist das Haar der Wedda's mehr oder weniger wellenförmig oder gelockt, wie bei den Australiern, den Dravida's und den Mittelländern (oder „Kaukasiern"). Schon vor fünfundzwanzig Jahren habe ich alle diese lockenhaarigen Rassen in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" als Euplocamen zusammengefaßt und jenen straffhaarigen Euthycomen gegenübergestellt, als zwei Hauptgruppen der schlichthaarigen Menschen, Lissotrichen (vergl. die VIII. Auflage, 1889, S. 724 bis 749). Die Herren Sarasin haben diese Eintheilung nicht berücksichtigt, fassen aber unter dem neuen Begriffe der Welligh aarigen (Cymotrichen) genau dieselben Rassen zusammen, welche ich Lockenhaarige (Euplocamen) genannt hatte.

Sehr interessant und wichtig sind die ausführlichen Mittheilungen, welche die Herren Sarasin über die Lebensweise der Wedda's machen, über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Nahrung und Familienverhältnisse, ihre Beziehungen zur Umgebung und zu anderen Organismen. Sie bezeichnen diesen inhaltreichen Abschnitt ihres Werkes nicht ganz passend als Ergologie; wir haben dafür schon seit längerer Zeit den Begriff der Oecologie oder Bionomie (Haushaltslehre), während Ergologie gerade umgekehrt die Lehre von den Arbeitsleistungen der einzelnen Organe bezeichnet, die „Physiologie" in dem jetzt gebräuchlichen engeren Sinne (vergl. meine Rede über Entwicklungsgang und Aufgabe der Zoologie, in den „Gesammelten populären Vorträgen über Entwicklungslehre", Bonn 1879, Bd. II, S. 24). Die Oecologie der Wedda's wirft nach mehreren Richtungen bedeutungsvolle Streiflichter auf den ursprünglichen „paradiesischen" Urzustand unseres Geschlechts. Um diese richtig zu würdigen, müssen wir vor Allem die ursprünglichen Lebensverhältnisse der Natur-Wedda's untersuchen, welche noch heute auf der uralten Entwicklungsstufe eines primitiven

Jägervolkes verharren. Die Cultur-Wedda's hingegen, welche mehr oder weniger mit den benachbarten Culturvölkern in Berührung gebracht und in die künstlichen Verhältnisse der Civilisation wider Willen hineingezwängt worden, sind insofern lehrreich, als sie theilweise ein historisches Licht auf den ältesten Uebergang des Naturmenschen zum Culturmenschen überhaupt werfen.

Die reinen Natur-Wedda's, deren einzelne Familien weit zerstreut und tief verborgen in den entlegenen Wildnissen ihrer Parkwälder wohnen, haben viele Züge der ursprünglichen Paradiesbewohner getreu bewahrt. Ein Theil derselben kennt noch keinerlei Kleidung und somit auch kein Schamgefühl. In völliger „Paradiesunschuld" gehen nicht allein die Kinder unbekleidet (die ja auch bei den Cultur-Indern ganz nackt sind), sondern auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts. So fand sie der Engländer Stevens, der längere Zeit unter den Wedda's lebte (1888). Ebenso berichtet (1865) ein Tamil, daß sie keinerlei Kleidung haben, wenn sie unter sich sind, an ihren eigenen Orten. Auch andere Anthropologen nehmen auf Grund zahlreicher Zeugnisse an, daß „vor nicht langer Zeit völlige Nacktheit Regel war". Wie Moses von Adam und Eva berichtet: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht."

Dagegen zeigen die Wedda's, sobald sie mit anderen Menschen in Berührung kommen, nicht allein große allgemeine Scheu vor denselben, sondern auch die ersten Spuren von Schamgefühl und zugleich von Schmuckbedürfniß. Dieses äußert sich zunächst in der Umgürtung mit einer Lendenschnur. „Jeder Wedda, sowohl Mann als Weib, trägt, falls er nicht völlig nackt geht, eine Schnur um die Lenden." Dieselbe wird gewöhnlich aus dem Bast eines Baumes gedreht, der Sanseviera zeylanica. Auch die Kinder der Singhalesen tragen meistens eine solche Schnur oder einen Bindfaden rings um die Hüften; vorn ist daran eine Münze oder Muschel, oder ein anderes Schutzmittel gegen den „bösen Blick" befestigt. Die Lendenschnur ist als ein Vorläufer des Gürtels zu betrachten, phylogenetisch eines der ältesten Kleidungsstücke.

Die Lendenschnur oder der „Primitivgürtel" kann als die ursprünglichste Form des Schmuckes betrachtet werden. Sie dient aber auch praktischen Zwecken, indem verschiedene Gegenstände: Blätter, Rindenstücke, Tuchlappen u. s. w. daran befestigt werden, auch die Axt wird oft daran eingeklemmt. Ferner spielt dieselbe bei den Natur-Wedda's des Nilgala-Districtes eine interessante Rolle als Ehestifterin. Während bei den meisten Wedda's gar kein Hochzeitsceremoniell existirt, bringt dort der Jüngling bei seiner Brautwerbung eine Lendenschnur mit und bindet sie um den Leib seiner Auserwählten. Diese ihrerseits schlingt eine selbstverfertigte Lendenschnur um die Hüften des Bräutigams und verläßt mit ihm die Eltern; damit ist die Ehe geschlossen. Bailey theilt darüber mit: „Der Mann trägt stets die Schnur, und nichts bringt ihn dazu, sie zu lassen. Ist sie verbraucht, so hat das Weib eine neue anzufertigen und ihm umzubinden."

Als zweites Kleidungsstück (und zugleich Schmuck) gesellt sich bei vielen Wedda's zur Lendenschnur der Blätterschurz; eine Gruppe von Blättern oder ein blattreicher Baumzweig, welcher vorn an der Schnur befestigt wird. Nachdem Adam und Eva die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß gegessen hatten, „wurden ihrer Beider Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie

nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürzen" (1. Mosis 3, 7). Bald sind es die einzelnen breiten Blätter eines Strauches (Helicteres?), welche die Wedda's als „Feigenblatt" verwerthen, bald die blätterreichen Zweige von zwei Rautensträuchern (Atalanta und Glycosmis); beide duften aromatisch. Wenn mehrere und größere solcher Zweige über die Lendenschnur geschoben werden, so entsteht aus dieser primitiven Blätterbekleidung ein förmlicher „Blätterhüftrock". Dieser wird auch von den Wedda's bei ihren Tänzen als Schmuck angelegt und „durch den Tanz in drehende Bewegung versetzt, ein Vorbild der leichten Gewandung unserer Ballettänzerinnen". Die singhalesischen Waldbauern oder Wanniya's haben diesen Blätterrock bei ihren Tänzen von den Wedda's übernommen und singen dazu folgendes zierliche Tanzliedchen:

„Spiele feine Tänze auf dem Tom-Tom
Für mein Liebchen, welches zierliche Tänze tanzt;
Tanze auserwählte Tänze,
Tanze mit dem Büschel von Blättern,
Tanze schöne, schöne Tänze,
Tanze, den Blätterbusch zum Kreise drehend,
O Freund, die Götter sind herbeigekommen!"

Statt des Blätterschurzes befestigen einige Wedda's an ihrer Lendenschnur eine kurze Schürze, welche aus dem Baste des Ritibaumes gefertigt ist (der Urticee Antiaris toxicaria). Die Rinde wird in Wasser eingeweicht und mit Steinen geklopft; der abgelöste Bast ist dann weich und biegsam wie grobes Leder. Eine solche viereckige Bastschürze (etwa einen Fuß hoch und zwei Fuß breit, am Gürtel durch Einstecken befestigt) sieht aus wie eine kurze Lederschürze. Leder ist aber den Wedda's unbekannt; auffallender Weise verwenden sie Thierfelle überhaupt nicht zur Kleidung; die Kunst, solche zu gerben oder überhaupt zum häuslichen Gebrauche zu verwenden, kennen sie nicht.

An die Stelle des ursprünglichen Blätterschurzes oder der Bastschürze ist heut zu Tage bei der großen Mehrzahl der Wedda's ein Tuchlappen getreten; sie verschaffen sich denselben durch Tauschhandel von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen. Dieses „Schamtuch" ist bei den Männern nur ein kurzer und schmaler Streifen von Zeug; sein hinteres Ende wird am Kreuz durch die Lendenschnur geschoben, zwischen den Beinen durchgeführt und vorn unter der Lendenschnur durchgezogen; das übrig bleibende vordere Ende fällt darüber wie eine kleine Schürze herunter, oft nur von der Größe eines Handtellers. Die Frauen der Wedda's suchen sich, wenn möglich, ein größeres Stück Tuch zu verschaffen; gewöhnlich reicht dessen herabhängender Vorderlappen bis zu den Knieen. Stets wird Tuch von weißer Farbe gewählt, dem sie vor jeder anderen Farbe den Vorzug geben. Da aber die Wedda's sehr unreinlich sind und ihre Waschung gewöhnlich der zufälligen Durchnässung des Regens überlassen, erscheint das weiße Schurztuch meistens sehr schmutzig.

Weitere Kleidung fehlt den Natur-Wedda's vollständig. Kopfbedeckung und Fußbekleidung sind unbekannt. Das Brusttuch, welches viele Frauen der Cultur-Wedda's um den Busen schlagen, haben sie erst von den Tamilen oder Singhalesen übernommen. Schenkt man ihnen ein größeres Stück Tuch, so winden sie

es einfach um den Leib. Auch Nachts beim Schlafen decken sie sich nicht zu, sondern legen sich auf den nackten Erdboden. Obgleich ihre Jagd ihnen täglich Thierfelle liefern könnte, ziehen sie dieselben doch nicht ab und machen von ihnen keinerlei Gebrauch.

Wie jede Kleidung, so fehlt auch jeder *Schmuck* den ursprünglichen, von jeder Cultur noch unberührten Natur-Wedda's vollständig; so z. B. in dem entlegenen, selten besuchten Nilgala-District. Weder Männer noch Weiber und Kinder empfinden irgend ein Bedürfniß, sich durch eine Verzierung auszuzeichnen. Somit fehlt diesen glücklichen Naturkindern eine der folgenschwersten und fast allen Menschen sonst zukommenden Schwächen, die persönliche Eitelkeit. Wenn wir bedenken, wie allgemein sonst das Schmuckbedürfniß selbst bei den niedersten Menschenrassen (selbst den nackten Australnegern, Dajaks, Botokuden u. s. w.) verbreitet ist, wie zum mindesten Nasen, Lippen, Ohren u. s. w. durch eingesteckte Steine, Stäbchen, Muscheln, Metallringe u. dergl. verziert (oder vielmehr verunziert) werden, so verdient jene *absolute Schmucklosigkeit* besonders hervorgehoben zu werden. Die Mehrzahl der Wedda's, insbesondere diejenigen an der Küste, tragen allerdings heutzutage — außer der Lendenschnur — wenigstens *einen* bescheidenen Schmuck, nämlich irgend einen Gegenstand, der in das durchlochte *Ohrläppchen* gesteckt wird. Die Durchbohrung geschieht mittelst eines Dornes; der Schmuck, der hindurchgesteckt wird, ist von der verschiedensten Art: eine Zweigspitze, ein zusammengerolltes Blatt, ein Schneckenhaus, ein Knopf, ein Metallring, eine Perlenschnur, eine Patronenhülse u. s. w. In früheren Zeiten scheint selbst dieser einfachste Schmuck den Wedda's gefehlt zu haben und erst von ihren civilisirten Nachbarn, den Tamilen und Singhalesen, auf sie übergegangen zu sein. Die Letzteren legen auf diesen Schmuck großen Werth und tragen namentlich Metallringe sehr häufig nicht nur im Ohrläppchen, sondern auch in einem Nasenflügel. Ebenso schmücken sie sich sehr allgemein mit Perlenschnüren und Halsbändern, sowie mit Metallspangen an Armen, Beinen und Zehen. Auch dieser Schmuck hat sich von ihnen auf die Cultur-Wedda's der Küste übertragen, während er den Natur-Wedda's des Innern unbekannt ist. Ebenso wenig kennen sie die Sitte des Tättowirens, die sonst bei niederen Rassen so verbreitet ist. Es hängt dies mit ihrem gänzlichen Mangel an Kunstsinn zusammen.

Nicht minder merkwürdig als der gänzliche Mangel an Kleidung und Schmuck ist bei den Natur-Wedda's derjenige an *Wohnung* und Hausgeräth. Während des neunmonatlichen trockenen Sommers streifen die einzelnen Familien dieses primitiven Jägervolks in ihrem Waldgebiet umher und übernachten unter freiem Himmel, da, wohin sie die Wanderung zufällig führt. Ein Lager wird nicht bereitet und ebenso keine Decke gesucht. Doch legen sie sich, zum Schutze gegen den Wind, gern an den Fuß eines dicken Baumstammes. In elephantenreichen Gegenden sollen die Wedda's auch oft auf Bäume hinaufklettern und auf deren Aesten ihr Nachtlager suchen. Aber auch dann bereiten sie sich kein eigentliches Lager aus zusammengelegten Zweigen, wie es doch selbst die Menschenaffen thun: Orang und Gorilla. In der nassen Winterzeit (October bis December), wo die Niederungen ihrer Parkwälder von den andauernden Regenmassen des

Nordoſt-Monſun überſchwemmt werden, flüchten die Wedda's auf die höher gelegenen Hügel und ſuchen hier nächtlichen Schutz unter überhängenden Gneißfelſen. Man hat deshalb dieſe Naturmenſchen auch „Felſen-Wedda's" genannt („Rock-Vedda"). Eigentliche Höhlen im Felſen finden ſich ſelten. Gewöhnlich ſind es überhängende Felſenplatten von Gneiß, die ihnen Schutz gegen Regen und Wind gewähren. Gewöhnlich übernachtet nur eine Familie unter einem ſolchen Felſendach; doch kommen hier und da auch größere Höhlen vor, welche durch ein oder zwei Scheidewände (von Laubwerk) in zwei oder drei Kammern getheilt ſind, für ebenſo viele Familien. Unter dem Felſendache ſchlafen ſie auf der nackten Erde, platt ausgeſtreckt. Oft wird trockenes Laub oder Reiſig rings umher gelegt, damit deſſen Raſcheln das Nahen eines nächtlichen Thieres verkünde. Irgend welche Hausgeräthe finden ſich in dieſen Felshöhlen nicht; ebenſo wenig fanden ſich ſolche oder andere Kunſtprodukte oder Vorräthe in der Erde, welche am Boden dieſer Höhlen aufgegraben wurde.

In einigen Theilen des Weddalandes finden ſich primitive Schutzhütten zum Uebernachten, welche als erſte Anfangsſtufe einer künſtlichen Menſchenwohnung betrachtet werden können. Ein paar Pfähle (junge Stämmchen oder Baumäſte) werden ſenkrecht in den Boden geſteckt; ein paar andere, längere Pfähle werden mit ihren oberen Enden durch Baſt oben an den erſteren befeſtigt, und nun werden über dieſe ſchräg angelehnten Stangen querüber Baumzweige, Gras oder Stroh gelegt, die Lücken mit Moos oder Erde ausgeſtopft. Dieſes halbe Schutzdach, vorn und an beiden Seiten offen, hält wenigſtens am Rücken den Wind und Regen von den paar Menſchen ab, welche unter ihm die Nacht zubringen.

Gegen die Küſte hin treten an die Stelle dieſer halben bald ganze Schutzdächer, indem nach beiden Seiten hin ſchräge Stangen zeltartig in den Boden geſteckt und mit Baumzweigen oder Gras bedeckt werden. Indem dann niedere Lehmwände unter denſelben ſich erheben, entſteht die einfachſte Form einer wirklichen Hütte, deren verſchiedene Entwickelungsſtufen bei den civiliſirten Küſten-Wedda's zu finden ſind.

Ebenſo wie die Natur-Wedda's in ihrem urſprünglichen Paradieszuſtande keine Wohnung und Kleidung beſitzen, ebenſo fehlt ihnen eigentliches Hausgeräth. Eß- und Trinkgeſchirr, Becher und Schüſſeln, Meſſer und Gabeln ſind ihnen unbekannt. Von der primitiven Kunſt der Töpferei, wie von derjenigen der Metallgewinnung und Bearbeitung haben ſie keine Vorſtellung, ebenſo wenig von der Kochkunſt. Ihre vegetabiliſchen Nahrungsmittel genießen ſie roh; Fleiſch, ihre wichtigſte Speiſe, wird roh am Feuer geröſtet. Merkwürdigerweiſe fehlen ihnen auch Steinwerkzeuge völlig. Die Steinbeile, Steinpfeile, Steinmeſſer, Steintöpfe u. ſ. w., die bei ſo vielen Naturvölkern tiefſter Stufe ſich finden, und die uns an die „Steinzeit" unſerer wilden Vorfahren erinnern, ſind bei den Wedda's vergeblich geſucht worden. Dieſer Mangel iſt um ſo auffallender, als in dem benachbarten Vorderindien Steinwerkzeuge in Menge gefunden worden ſind.

Die einzigen Werkzeuge, welche alle Natur-Wedda's beſitzen, ſind aus Holz gefertigt; es ſind ihre unentbehrlichen Jagdgeräthe, Bogen und Pfeil, Axt und Feuerbohrer. Der einfache Bogen iſt meiſtens nahezu zwei Meter lang,

aus einem kleinen Baumstamm oder aus dem Ast eines größeren Baumes hergestellt, durch Abschneiden der Aestchen (mittelst einer Pfeilspitze) roh geglättet. Die Sehne des Bogens ist schnurförmig, durch spirale Drehung aus einem 2—3 Centimeter breiten Baststreifen gefertigt; sie wird an beiden Enden des Bogens durch einen Knoten befestigt. Die Pfeile sind ursprünglich einfache Holzpfeile und bestehen aus einem zugespitzten Aste oder Sprosse eines kleinen Sterculiaceen-Baumes (Pterospermum); gewöhnlich ist derselbe nahezu einen Meter lang, sorgfältig geglättet, am vorderen (spitzen) Ende 11 Millimeter dick, am hinteren nur 9 Millimeter. Das letztere ist meistens befiedert, indem ein Federkamm (aus den Schwungfedern eines größeren Vogels) durch Baststschnur daran befestigt wird. Wenn irgend möglich, verschaffen sich aber die Wedda's für ihre Holzpfeile von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen eiserne Klingen; diese sind lanzettförmige Blätter, 1—2 Centimeter lang, 20—40 Millimeter breit; hinten läuft die spitze Klinge in einen spitzen dünnen Stil aus, welcher in den Markcanal des Pfeilschaftes eingestoßen und außerdem noch durch umgewickelte Baststschnur befestigt wird. Die Wedda's erhalten diese eisernen Pfeilklingen, ebenso wie die eisernen Klingen ihrer Aexte, durch den eigenthümlichen, noch zu erwähnenden Tauschhandel.

Die Axt ist das wichtigste Instrument des Natur-Wedda, welches er beständig bei sich führt; gewöhnlich an die Schulter gelehnt oder durch die Lendenschnur gesteckt. Die Axt gleicht einem gewöhnlichen rohen Holzbeil; der hölzerne Stiel, 50—70 Centimeter lang, ist ein gerader, geglätteter Baumast, dessen Rinde entfernt ist; seine Dicke beträgt 20—30 Millimeter. Die eiserne Klinge ist keilförmig, 13—17 Centimeter lang, 5—7 Centimeter breit; sie enthält am dicken Ende eine Oese, durch welche der hölzerne Stiel hindurchgesteckt und mittelst eines eingetriebenen kleinen Holzkeils befestigt wird. Die Axt dient dem Wedda nicht allein als Werkzeug, sondern auch als Waffe; er vertheidigt sich damit gegen die Angriffe des wilden Büffels und des gefürchtetsten Raubthieres, des Lippenbären. Mit der Axt fällt er junge Bäume, schneidet Baumäste ab, holt die Honigwaben aus hohlen Bäumen heraus, schält das eßbare Mark von der Rinde gewisser Bäume ab. Die Axt ersetzt zugleich den Gebrauch des fehlenden Messers; das erlegte Wild wird damit abgehäutet, das Fleisch damit zerschnitten u. s. w. Feuer verschaffen sich die Wedda's wie viele andere Naturvölker niederer Stufe, durch einen hölzernen Feuerbohrer. Derselbe besteht aus zwei Holzstücken, einem schmalen flachen Brettchen mit einer kleinen Pfanne (dem festgehaltenen „Pfannholz") und einem runden, geraden Stabe von 40 Centimeter Länge, dem „Bohrholz"; beide Stücke werden aus dem weichen und leichten Holze eines und desselben kleinen Baumes (aus der Familie der Sterculiaceen) gefertigt, des Pterospermum suberifolium (desselben, welcher das Holz für die Pfeile liefert). Das untere etwas verdickte Ende des senkrecht in die Pfanne gedrückten Bohrholzes wird zwischen den Händen so rasch hin und her gedreht, daß innerhalb weniger Minuten die feinen Bohrspähne in Gluth gerathen. Indem dürre Blätter und Moos an die Pfanne gehalten und durch sorgfältiges Anblasen in Flamme versetzt werden, entsteht in kurzer Zeit Feuer.

Das Fleisch, welches die Hauptnahrung der Natur-Wedda's bildet, wird entweder am Feuer frisch geröstet und sogleich verzehrt, oder es wird in Streifen

geschnitten, über dem Feuer geräuchert und getrocknet und sodann als trockener Vorrath aufbewahrt. Früher wurde dasselbe mit Honig eingemacht und in hohlen Bäumen versteckt, deren Oeffnung zugestopft wurde. Auch jetzt noch ist Fleisch mit Honig gemischt die Lieblingsspeise der Wedda's. Dem Affenfleisch geben sie den Vorzug vor allem anderen; demnächst gilt das Fleisch des wilden Schweines und der großen Talagoya-Eidechse (Varanus bengalensis) als besonderer Leckerbissen. Vom Hirsche verzehren sie nicht bloß das Fleisch, sondern auch das Knochenmark. Außerdem schießen die Wedda's auch viel kleineres Wild: Fledermäuse (Pteropus), Eichhörnchen, Hasen, Stachelschweine, Schuppenthiere u. A. Ferner verzehren sie viele Arten von Vögeln und Süßwasserfischen; auch diese werden sehr geschickt mit Bogen und Pfeil erlegt. Thiere, deren Fleisch die Wedda's nicht essen, sind die gewöhnlichen Raubthiere der Insel: insbesondere Bär, Leopard und Schakal.

Aus dem Pflanzenreiche entnehmen die Natur-Wedda's eine große Anzahl von Nahrungsmitteln, welche sie meistens roh verzehren, seltener am Feuer geröstet. Wurzeln und Baumrinden, faules Holz und Baummark, Blätter und Früchte werden gegessen. Ihr wichtigster vegetabilischer Nährstoff ist die Knolle der Yamswurzel oder „Uyala" (Dioscorea tomentosa). Dieselbe wird von den Frauen mittelst eines dicken Stabes oder eines besonderen, unten lanzenförmig zugeschärften „Grabstockes" aus der Erde gegraben und am Feuer gebraten. Unter den zahlreichen Früchten des Waldes ist die große wilde Brotfrucht die vornehmste (Artocarpus nobilis). Eine sehr beliebte Speise ist zerfallenes Holz, welches aus hohlen Bäumen herausgeholt und mit Honig zu einem Brei verarbeitet wird. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die Natur-Wedda's, welche in den entlegensten Districten ihr Jagdgebiet haben, die wichtigsten Culturpflanzen von Ceylon, Reis und Cocosnuß, noch heute nicht kennen. Auch den Alkohol kennen sie nicht und äußern großen Abscheu gegen seinen Genuß. Dagegen ist die Gewohnheit des Betelkauens und ebenso auch des Tabakkauens der großen Mehrzahl der Wedda's bereits bekannt geworden. Das Salz ist den Natur-Wedda's unbekannt, und wenn sie es kennen lernen, weisen sie es zurück; es sei schlecht, verursache Krankheit und Schmerzen. Dagegen haben die Cultur-Wedda's an der Küste den Gebrauch des Salzes von den Tamilen erlernt; diese kochen auch ihre Speisen theilweise mit Salzwasser. Die Stelle des Salzes, als Würze der Nahrung (und besonders des Fleisches) vertritt bei den Wedda's der Honig. Sie gewinnen ihn in großen Mengen von mehreren verschiedenen Bienenarten: Buschbienen, welche ihre Waben an Gebüsch und Baumästen aufhängen; Baumbienen, welche ihr Nest in hohlen Bäumen anlegen; und Felsenbienen, deren Waben in freier Lage an steilen Felswänden angeheftet werden. Honig und Wachs werden nicht nur als wichtigste Nahrungszuthat täglich verwerthet, sondern auch als Object des geheimen Tauschhandels, ebenso wie getrocknetes Fleisch.

Dieser merkwürdige geheime Tauschhandel, schon von Plinius erwähnt, scheint seit Jahrtausenden fast der einzige Verkehr zu sein, welcher sich zwischen den wilden Wedda's und den von ihnen scheu gemiedenen benachbarten Culturstämmen, Singhalesen und Tamilen, fortspinnt. Da die Wedda's die Gewinnung und Bearbeitung des Metalles nicht kennen, eiserne Aexte und Pfeilklingen aber

ihre unentbehrlichsten Werkzeuge sind, müssen sie zu deren Erlangung sich an die Grobschmiede des nächstgelegenen Dorfes wenden. Sie schleichen sich bei Nacht an dasselbe heran, hängen eine Portion trockenes Fleisch und Honig an die Thür des Schmiedes und zugleich ein Modell der Axt oder der Pfeilklinge, welche sie wünschen. Dieses Modell, aus Thon oder einem Blatte gefertigt, gibt Größe und Form der gewünschten Eisenwaffe an. Der Schmied fertigt letztere innerhalb weniger Tage an und hängt sie vor die Thür; bei Nacht holt sie der Wedda ab. Ist er damit zufrieden, so legt er noch ein Geschenk hinzu. Da der Tausch für den Schmied sehr vortheilhaft ist, unterläßt er nicht, den Wunsch des Wedda bald zu erfüllen, um so weniger, als er sonst einen Pfeilschuß des Letzteren zu fürchten hätte. Im Nilgaladistrict hat sich dieser geheime, früher allgemein geübte Tauschhandel der Wedda's noch bis heute erhalten; bei der Mehrzahl ist aber an dessen Stelle heute der offene Tauschhandel getreten. Die Cultur-Wedda's der Küste haben auch theilweise den Werth und Gebrauch des Geldes kennen gelernt. Die Scheu der Wedda's vor anderen Völkern und ihre Abneigung, mit den benachbarten Culturstämmen in Verbindung zu treten, ist ebenso alt als wohlbegründet; sie ist auch gegenseitig, da die civilisirten Tamilen und Singhalesen sie als tiefstehende „Wilde" mit stolzer Verachtung behandeln; sie gelten Letzteren als ein ganz fremdes, von den Thieren des Waldes wenig verschiedenes Volk. Trotzdem hat schon seit Jahrtausenden wie auch noch heutzutage vielfache Vermischung zwischen ihnen stattgefunden, und sind vielfache Zwischenformen zwischen ihnen aufzufinden. Eine sorgfältig vergleichende ethnologische Untersuchung kann in den verschiedenen Formen und Culturzuständen der halbcivilisirten Küsten-Wedda's, verglichen mit ihren wilden Vorfahren einerseits, und mit den stufenweis gemischten Singhalesen und Tamilen anderseits, nicht allein interessante historische Beziehungen dieser verschiedenen indischen Volksstämme entdecken, sondern auch wichtige Hinweise auf die ältesten Stufen der primitiven Culturentwicklung überhaupt.

Die Sprache der Wedda's, obwohl sehr unvollständig bekannt, gibt in dieser Beziehung einige merkwürdige Aufschlüsse; in ihrer Dürftigkeit entspricht sie der hochinteressanten Einfachheit des beschränkten Vorstellungskreises, in welchem sich das Seelenleben dieser einfachen Naturkinder bewegt. Die meisten Worte, welche gegenwärtig den dürftigen Sprachschatz der Wedda's zusammensetzen, sind dem Singhalesischen entnommen; aber oft eigenthümlich modificirt, so daß die benachbarten Singhalesen selbst das von ihnen entlehnte Wort in dem fremden Dialektkleide kaum wiedererkennen. Historische, linguistische und psychologische Betrachtungen setzen es außer Zweifel, daß die singhalesische Sprache (von einer alten arischen Sprachform abgeleitet) den Wedda's ursprünglich fremd war, und erst von ihnen angenommen wurde, nachdem die Ersteren erobernd in die Insel eingedrungen waren und die wilde Urbevölkerung auf einen engen Waldbezirk zusammengedrängt hatten. Es sind ja viele Beispiele davon bekannt, wie rasch und leicht niedere Volksstämme die überlegene Cultursprache eingedrungener Eroberer annehmen. Die Sprache der Cultur-Wedda's an der Ostküste von Ceylon enthält bald mehr singhalesische, bald mehr tamilische Elemente, je nachdem sie mehr mit jener oder mit dieser Rasse in engeren Verkehr getreten sind. Die wenig be-

kannte Sprache der Natur-Wedda's im Inneren hingegen scheint noch eine Anzahl Wörter aus ihrer alten Ursprache zu enthalten — falls eine solche in articulirter Form schon vorhanden und der ganzen Rasse gemeinsam war! Die Sarasin haben die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß selbst die Bezeichnungen der ihnen wichtigsten Gegenstände: Axt, Bogen, Pfeil, Baum, Berg, Wasser u. s. w., ebenso die Namen ihrer werthvollsten Jagdthiere, oft in nahe liegenden Districten verschieden sind; bisweilen selbst bei nahe verwandten Familien verschieden; manche Familien verstehen nicht die betreffende Bezeichnung einer Nachbarfamilie, obwohl diese nur sehr wenige Meilen entfernt (aber isolirt!) lebt. Es scheint dies auf einen polyphyletischen Ursprung der Sprache (aus getrennten Wurzeln) hinzudeuten, wie er auch durch andere tiefstehende Naturvölker (z. B. Neger) wahrscheinlich gemacht wird.

Eigennamen zur Bezeichnung der einzelnen Personen scheinen den Natur-Wedda's ursprünglich zu fehlen; zur Unterscheidung in der Familie sagen sie: „Großer Mann, kleiner Mann, alter Mann, junger Mann" u. s. w. In einzelnen Districten (z. B. in Wewatte) haben sie Eigennamen angenommen.

Zahlwörter fehlen vollständig! Fragt man in einer Gruppe von Natur-Wedda's Einen, wie viel Genossen er hat, so versteht er das nicht; versucht man ihm die Frage deutlicher zu machen, so deutet er der Reihe nach auf die einzelnen Personen und ruft dabei: eka, eka, eka! (eins, eins, eins!) An der Küste haben die Cultur-Wedda's etwas zählen gelernt, zunächst an den Fingern, bis fünf oder zehn; einige haben es auch weiter gebracht; allein es geht sehr schwer und langsam! Die dressirten Culturhunde im Circus Renz, welche bis dreißig und darüber zählten, haben diese Kunst rascher gelernt! Und doch ist die Zahl die Grundlage der Mathematik!

Da die Natur-Wedda's die Zahlen nicht kennen, so wissen sie auch nicht, wie alt sie sind. Ein sehr bejahrter Cultur-Wedda, nach seinem Alter befragt, antwortete nur: „Sehr alt!" und ein anderer: „Wie kann ein Kataputschi das wissen?" (Kataputschi bedeutet „Buschkäfer" und ist der Spottname, mit welchem die Tamilen die Küsten-Wedda's belegen). Natürlich fehlen demnach auch Maßbezeichnungen für Größen, Entfernungen u. A. m. Es existirt keine Zeiteintheilung für Tage, Stunden, Monate, Jahre! Die Monatsperioden können sie nach der Wiederkehr des Vollmonds unterscheiden; aber Jahresperioden kennen sie nicht.

Schon diese linguistischen Thatsachen sind äußerst bezeichnend für den höchst beschränkten Vorstellungskreis, in welchem sich das Seelenleben dieser primitiven Naturmenschen bewegt. Der geringen Größe und Ausbildung ihres Gehirns entspricht ihre geringe Fähigkeit zu lernen und Culturbegriffe aufzunehmen; ihr geringes Interesse und Verständniß für diejenigen höheren Seelenthätigkeiten, welche den Culturmenschen zur Pflege der Kunst und Wissenschaft geführt haben. Die englische Regierung, welche diese unschuldigen naiven Naturkinder mit Gewalt in die Zwangsjacke der Cultur stecken will, hat schon seit fünfzig Jahren Ansiedelungen und auch Schulen für die Wedda's gegründet. Der gute Sir Emerson Tennent in seinem trefflichen Werke über Ceylon freut sich über die Fortschritte, welche die angesiedelten Wedda's in diesen Schulen,

insbesondere auch in den Lehren des Christenthums gemacht haben. Diese schönen Illusionen hat der negative Erfolg der letzten beiden Decennien vollständig beseitigt; die Schulen sind längst wieder geschlossen und die Christenlehre längst vergessen. Selbst der Missionär Gillings, nach welchem mehrere hundert Wedda's „auf Bekenntniß des Glaubens an Christus hin willig waren, ihren Aberglauben aufzugeben", muß mit Schmerzen bekennen, „daß fast Alle von diesen wieder zu ihren früheren Gewohnheiten und Narrheiten zurückgekehrt sind. Was sie früher hörten, haben sie längst vergessen" (wenn überhaupt begriffen!). Und dasselbe gilt von der gewaltsamen Dressur im Zählen und Rechnen, Schreiben und Lesen, in welchen man die bemitleidenswerthen Cultur-Wedda's mühsam ein Stück vorwärts gedrängt hat. Wenn irgend möglich, verzichten sie auf diese Civilisationsbeglückung und flüchten wieder zur einsamen Jagd in ihren stillen Wäldern zurück. Nach dem officiellen Census von 1881 ist von den noch existirenden (circa 2200) Wedda's „nur ein einziges, und zwar ein männliches Individuum Christ!" Alle die gewaltsamen Civilisationsversuche von Regierungsbeamten, Lehrern und Missionaren haben nur einen äußerlichen, aber keinen bleibenden Erfolg gehabt. Es bedarf kaum des Hinweises darauf, wie wenig die abstracten Lehren eines idealen Christenthums geeignet sind, in die beschränkten Köpfe eines so tiefstehenden Naturvolkes, wie die Wedda's sind, einzudringen; geschweige denn zu dessen Veredelung und moralischer Vervollkommnung beizutragen. Das Letztere ist aber deshalb um so mehr zu bezweifeln, als wir durch die eingehende Schilderung der Herren Sarasin und die damit übereinstimmende Darstellung der besten früheren Beobachter ein äußerst vortheilhaftes Gesammtbild von dem moralischen Charakter dieses unschuldigen Naturvolkes erhalten. Mehr oder weniger einstimmig werden folgende Eigenschaften des Weddacharakters gerühmt: Zufriedenheit und Harmlosigkeit, natürliche Herzensgüte, hohes persönliches Ehr- und Freiheitsgefühl, strenge Wahrheitsliebe, Gastfreundschaft, Mitleid, Dankbarkeit, Ehrlichkeit, Schonung fremden Eigenthums, Muth im Kampfe, Ausdauer im Ertragen von Schmerzen und Gelassenheit im Sterben. Besonders löblich ist ihr einfaches Familienleben: Die Natur-Wedda's leben durchgängig in strenger Monogamie und sind sehr zärtlich gegen ihre Kinder; die Männer sind sehr eifersüchtig und bestrafen den (selten vorkommenden) Ehebruch mit dem Tode des Nebenbuhlers. Die gleiche Strafe (durch einen Pfeilschuß) trifft auch den Wilddieb, der das Jagdgebiet der Familie — ihr werthvollstes persönliches Eigenthum! — verletzt. Sonstige Vergehen und Strafen kommen kaum vor. Diebstahl und Mord, namentlich Raubmord, sind fast unbekannt; insbesondere auch Kindesmord; auch Krieg kommt sehr selten vor, da die einzelnen Familienstämme, die Clans oder Warges, isolirt leben und ihr Jagdgebiet gegenseitig respectiren.

Gegenüber diesen Lichtseiten des naiven Wedda-Charakters erscheinen seine Fehler größtentheils als die nothwendigen Schattenseiten: Vor allem ausgeprägte Fremdenscheu und tiefe Abneigung gegen die Culturmenschen (meiner Meinung nach sehr berechtigt!), hartnäckiger Trotz, ferner große Reizbarkeit und Jähzorn (besonders wenn sie verspottet oder ausgelacht werden). Wenn Wedda's zuerst mit Europäern in Berührung kommen, gerathen sie in große Aufregung und be-

antworten die an sie gestellten Fragen mit sehr lauter und rauher, oft mit brüllender Stimme, welche tief aus der Kehle oder der Brust zu kommen scheint. Mißtrauen und Verachtung des Fremden, zugleich Stolz und Selbstgefühl sprechen sich darin aus. Behandelt man sie dann aber freundlich, so besänftigen sie sich und antworten bald ruhiger, mit gemäßigter Stimme. Unter sich sprechen sie selbst oft sehr leise; die Stimme wird lispelnd und kaum verständlich. Gegen die hochmüthigen Singhalesen und besonders gegen die rohen Tamilen, welche die armen Wedda's stets mit Spott und Verachtung, oft gewaltthätig und grausam behandeln, hegen die Letzteren einen wohlberechtigten Haß, viel mehr als gegen die Europäer, welche sie als „weiße Vettern" respectiren. Daß sie vor Jenen fliehen und ihre rohen Angriffe gelegentlich mit einem tödtlichen Pfeilschuß beantworten, wird ihnen kein billig Denkender zum Vorwurf machen.

Neuen Gegenständen, die sie zum ersten Male sehen, z. B. Spiegeln, Streichfeuerzeugen, Schießwaffen u. s. w., gegenüber verhalten sich die ursprünglichen Natur-Wedda's sehr ähnlich den höheren Affen. Ueberhaupt würde eine eingehende *Psychologie* dieses uralten Naturvolkes, eine kritische Vergleichung seines einfachen Seelenlebens mit demjenigen der anthropoiden Affen einerseits, der Culturmenschen anderseits, höchst wichtig und dankbar sein. Wie in der primitiven Einfachheit ihrer äußeren Lebensverhältnisse, so sind diese „Urmenschen" auch in dem beschränkten Gebiete ihres tiefstehenden Seelenlebens viel interessanter durch das Viele, was sie *nicht besitzen*, als durch das Wenige, was sie besitzen. Dieser Satz gilt auch von der ganz primitiven *Religion der Wedda's*, falls man von einer solchen überhaupt sprechen kann. Die ursprünglichen reinen Natur-Wedda's, wie sie noch in einzelnen zerstreuten Familien in den Wildnissen des Nilgala-Districtes verborgen sind, besitzen eigentlich gar keine Religion. Sie kennen keinen Gott, weder als Schöpfer noch als Regierer der Welt; sie kennen auch keine guten oder bösen Geister, keine Dämonen oder Manen, keine Zauber und Wunder. Ueber Entstehung und Ursachen der sie umgebenden Welt machen sie sich ebenso wenig Gedanken, als ihre Waldgenossen und Leckerbissen, die schwarzen Affen oder Wanderus (Presbytis s. Semnopithecus). So wenig wie diese Letzteren glauben auch die Wedda's an eine immaterielle Seele, an einen menschlichen Geist, welcher beim Tode den Körper verläßt. Der darauf bezügliche und auch jetzt noch sehr verbreitete Aberglaube und der damit verknüpfte Manen- und Ahnencultus war dem naiven Naturmenschen ursprünglich unbekannt; er ist erst das Product gereifterer Phantasie und des aufkeimenden Bedürfnisses, die unbekannten Ursachen der umgebenden Welträthsel zu ergründen.

Sehr bezeichnend und merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die Thatsache, daß die Natur-Wedda's keine Todesfurcht und *keinerlei Leichenbestattung* kennen. Wenn Einer der Ihrigen stirbt, lassen sie die Leiche einfach an demselben Fleck liegen und verlassen diesen Ort für längere Zeit, mindestens bis die Verwesung der Leiche vollendet ist. Auch gegen deren Skelett verhalten sie sich völlig gleichgültig. Die Herren Sarasin haben eine beträchtliche Anzahl höchst werthvoller Skelette und Schädel von Wedda's in Anwesenheit ihrer Stammesgenossen und selbst ihrer nächsten Verwandten gesammelt und mitgenommen, ohne daß Letztere irgend welchen Einspruch erhoben oder selbst nur einige Scheu bezeigten. Bei vielen Wedda's werden die Leichen hingegen roh im Sande verscharrt

oder wenigstens mit Laub bedeckt; und die ackerbautreibenden Cultur-Wedda's haben auch bereits die Bestattungsgebräuche der benachbarten Tamilen oder Singhalesen übernommen, zugleich mit dem daran geknüpften Aberglauben. Bei diesen Cultur-Wedda's — und jetzt bereits bei vielen Natur-Wedda's — sind auch schon andere mystische Vorstellungen und damit verknüpfte abergläubische Gebräuche, religiöse Gesänge und Tänze, in Aufnahme gekommen. Da findet sich schon ein besonderer Manen- und Dämonencultus, eine eigenthümliche „Pfeilverehrung" (mit „Pfeiltanz"), eine Anzahl von Zaubersprüchen, Zauberschnüren u. dgl. m. Auch von einem Fortleben der Seele nach dem Tode haben diese Cultur-Wedda's mehr oder minder rohe Vorstellungen. Es scheint aber, daß alle diese Ideen erst von den halbcivilisirten Tamilen oder Singhalesen adoptirt sind und den ursprünglichen Natur-Wedda's fremd waren.

Mit Recht weisen die Herren Sarasin wiederholt daraufhin, wie wichtig es ist, bei der Beurtheilung der Wedda's vor Allem den ursprünglichen wilden Stamm, das freie Jägervolk der Natur-Wedda's (oder Felsen-Wedda's) ins Auge zu fassen und von den angesiedelten, ackerbautreibenden Cultur-Wedda's (oder Dorf-Wedda's) zu unterscheiden. Die Letzteren haben allmälig zahlreiche Sitten und Gewohnheiten, Kenntnisse und Laster von ihren halbcivilisirten Nachbarn, den Singhalesen und Tamilen, angenommen. Diese durch Anpassung erworbenen Veränderungen haben den ursprünglichen reinen Charakter des Natur-Wedda mehr oder weniger getrübt, dessen hohes Interesse gerade in der primitiven, durch Vererbung von anthropoiden Vorfahren übertragenen Einfachheit liegt.

Viele wichtige Züge von dieser ursprünglichen „Urmenschen"-Natur der Ceylon-Wedda's haben sich auch noch bei ihren nächsten Stammverwandten durch Vererbung erhalten, bei den weddalen Urstämmen Vorderindiens, den Kurumba's, Kanikaren u. s. w. Daß auch hier noch ganz ursprüngliche Einfachheit vorliegt, und nicht etwa spätere Entartung und Verwilderung, ergibt sich aus vielen wichtigen historischen Zeugnissen. Schon vor 2300 Jahren — ungefähr 400 vor Christus — beschreibt der griechische Leibarzt des Artaxerxes, Ktesias, „mitten in Indien schwarze Menschen, welche sehr klein sind, die größten derselben zwei Ellen. Sie werden Pygmäen genannt, sind stülpnasig und häßlich, gehen ganz nackt und ziehen niemals ein Kleid an. Sie hüllen sich in ihre sehr langen Haare, indem sie dieselben statt eines Kleides verwenden; sie sind sehr rechtlich und ausgezeichnete Bogenschützen." Wie diese interessanten Mittheilungen des Ktesias über die Pygmäen von Indien, so passen zum Charakterbilde der Wedda's auch diejenigen, welche Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert nach Christus) von den wilden Bergstämmen gibt, welche in Höhlen von Indien wohnen: „Sie sind klein, breitnasig, dichtbehaart, mit plattem Gesicht." Er nennt sie „Besedas", offenbar dasselbe Wort, wie die „Biddades" des Palladius. Es ist demnach die Bezeichnung Bedda's oder Wedda's eine uralte, ursprünglich allen diesen weddalen Urvölkern von Vorderindien gemeinsam. Auf der Halbinsel selbst ist sie verloren gegangen, während die von dort nach Ceylon übergesiedelten Wedda's sie bis heute erhalten haben.

Fassen wir das charakteristische Gesammtbild vom Körperbau und der Lebensweise dieser weddalen Pygmäen Indiens zusammen, welches uns die Herren Sarasin auf Grund ihrer sorgfältigen Forschungen und in Uebereins-

stimmung mit den besten älteren Berichten geben, so müssen wir ihnen vollkommen in ihren Endurtheilen beistimmen. Wir erblicken mit ihnen in diesen primitiven Naturmenschen den letzten Ueberrest einer uralten Menschenrasse, welche im Stammbaume unseres Geschlechtes aus der Wurzel der lockenhaarigen Menschenart (Euplocamen oder Cymotrichen) sich entwickelt hat; seit Jahrtausenden nur wenig verändert, gibt uns dieses Denkmal primitiver Menschenbildung noch heute eine annähernde Vorstellung von unseren ältesten indischen Stammeltern.

Ebenso können wir dem Endurtheile jener trefflichen Forscher beistimmen, wenn sie noch einen Schritt weitergehen und am Schlusse ihres Prachtwerkes die Vermuthung aussprechen, daß dem Mythus von Adam und Eva in der „Genesis" die Existenz weddaler Völker Vorderindiens zu Grunde liege. „Diese ersten Menschen finden wir hier dargestellt als nackt, monogam, naiv und unschuldig, ohne bestimmte Religionsform, ohne ‚Erkenntniß des Guten und Bösen', also ohne höhere Einsichten, ohne Ackerbau, also ohne Cultur, sich mühelos von den Früchten der Bäume nährend; die Geburt war leicht. Erst mit dem Erwerb höherer Erkenntniß gewinnen sie sexuelle Schamempfindung, bekleiden sich zuerst mit Blättern, später mit Fellen; sie bebauen das Feld, werden also zu Culturmenschen, und damit beginnt ihr Elend. Dem Berichte von Adam und Eva liegt unbewußt die Vorstellung zu Grunde, daß der physische und moralische Zustand, wie ihn die weddaischen Stämme in Vorderindien aufweisen, nicht etwa die Folge von Verkommenheit, vielmehr der ursprünglichste aller Menschen und der in seiner Unwissenheit und Unschuld glücklichste sei; die höhere Cultur aber einen secundär erworbenen Zustand darstelle, und zwar einen unglücklichen, eine Strafe. Die Wedda's und ihre Verwandten wären also schon zur Zeit, als jener biblische Mythus verfaßt wurde, in demselben Zustande gewesen wie heutzutage; in der Erzählung von Adam und Eva erblicken wir den ältesten Bericht, welcher über die Urstämme von Vorderindien auf uns gekommen ist."

Die hohe Bedeutung, welche demnach diese Weddastämme Vorderindiens — und vor Allem ihr besterhaltener Ueberrest, die Wedda's von Ceylon — für die Fragen vom Ursprung und der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts besitzen, wird noch durch eine andere Thatsache verstärkt. Auch in Afrika existiren noch ähnliche schwarze „Pygmäen", die wollhaarigen Zwergneger, Akkas und Buschmänner; schon Homer und Herodot hatten von ihnen Kunde, und gerade in jüngster Zeit haben sie unsere besondere Aufmerksamkeit erregt; sie zeigen in vielen wichtigen Beziehungen merkwürdige Aehnlichkeit mit den ersteren. Wir dürfen wohl diese „Akka-Pygmäen" von Centralafrika ebenso als uralte primitive Wurzelsprossen der wollhaarigen Menschenart betrachten (Homo ulothrix), wie die „Wedda-Pygmäen" von Vorderindien und Ceylon als wenig veränderte Wurzelsprossen der lockenhaarigen Species (Homo euplocamus). Vielleicht sind die ersteren ebenso in Afrika aus Anthropoiden hervorgegangen, wie die letzteren in Südasien. Vielleicht sind aber beide nur divergente Nachkommen einer gemeinsamen Urmenschenform (Protanthropus). Möge diese oder jene Vermuthung richtig sein, auf jeden Fall verdanken wir ihnen bedeutungsvolle Fortschritte in der Entwicklungslehre der heutigen Anthropologie.

Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser.

Von

Ludwig Friedlaender.

Franz Görres' Christenverfolgungen in Kraus' Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. I² (1882). S. 215—255.

K. J. Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diocletian. Band I. 1890.

B. Aubé, Histoire des persécutions de l'Église jusqu'à la fin des Antonins. 1 vol. 1875. Histoire des persécutions de l'Église, seconde série. La polémique paienne à la fin du second siècle. 1 vol. 1878. Les Chrétiens dans l'Empire Romain 180—249. 1 vol. 1881. L'Église et l'état dans la seconde moitié du 3. siècle (249—284). 1 vol. 1885.

Paul Allard, Histoire des persécutions pendant les deux premiers siècles. 1 vol. 1885. Histoire des persécutions pendant la première moitié du 3. siècle. 1 vol. 1886. Les dernières persécutions du 3. siècle. 1 vol. 1887. La persécution de Dioclétien et le triomphe de l'Église. 2 vol. 1890.

I.

Der Ausbreitung des Christenthums hat die Zerstreuung der Juden in der ganzen alten Welt den größten Vorschub geleistet, die schon früh begonnen und bereits in der vorchristlichen Zeit einen hohen Grad erreicht hatte. Nach einem viel gereisten griechischen Autor war schon in Sulla's Zeit nicht leicht ein Ort in der Welt zu finden, in dem nicht Juden wohnten. Der Grund dieser massenhaften Auswanderung war hauptsächlich die Uebervölkerung von Palästina: denn daß, wie man früher annahm, die jüdische Emigration vorzugsweise eine handeltreibende war, dafür fehlt es durchaus an Anhaltspunkten irgend welcher Art; auch zeigt sich eine Vorliebe für den Handel bei den Juden im Alterthum nirgend. In den dreiundsechzig Schriften, aus denen der Talmud besteht (der voll ehrenvoller Anerkennung des Handwerks und der Handarbeit ist) findet sich kaum ein Wort zu Ehren des Handels, wohl aber manches, das auf die Gefahren der Geldmacherei und des vagirenden Lebens hinweist[1]). Daß die Sendboten des Christenthums sich überall zuerst an ihre Volksgenossen wandten, versteht sich von selbst. Die allgemeine Verkehrssprache der jüdischen Diaspora war, mit

[1]) Delitzsch, Handwerkerleben zur Zeit Jesu, S. 25 und 36.

Ausnahme Syriens, das Griechische, und in dieser Sprache sind daher die Schriften der neuen Lehre verfaßt.

Auch die verhältnißmäßig sehr große Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit selbst der weitesten Wanderungen und Reisen innerhalb des römischen Weltreiches ist ein für die Erfolge der christlichen Mission nicht zu unterschätzendes Moment. Das ganze ungeheure Ländergebiet von Schottland und von den Rhein- und Donauufern bis zur Sahara und Assuan, vom atlantischen Meer bis zum Euphrat, war von einem dichten Straßennetz überspannt. Nur ausnahmsweise und auf beschränkten Gebieten traten Störungen der Ordnung und Sicherheit ein: „man konnte zu jeder Jahreszeit wandern und schiffen vom Aufgang bis zum Niedergang." Mit den Karawanen und Reisezügen, die alle Landstraßen belebten, mit den Fahrzeugen jeder Art und Größe, die während zweier Drittheile des Jahres alle Meere erfüllten, zogen überall auch jene unscheinbaren, von heiligem Feuer durchglühten, orientalischen Pilger, die das Wort Gottes von Volk zu Volk trugen.

Zwar verbreitete sich das Christenthum zuerst hauptsächlich in den östlichen Ländern. Was Plinius im Jahre 112 aus der Provinz Pontus berichtet, wird dort damals keine Ausnahme mehr gewesen sein: die Göttertempel standen leer, die Feier der Feste unterblieb, die Nachfrage nach Opferthieren hatte fast ganz aufgehört. Im Osten bekannte sich auch zuerst ein regierender Fürst, Abgar IX. von Osroene, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, zum Christenthum. Doch auch im Westen drang der neue Glaube schnell vor. Vielleicht hat der Apostel Paulus seine Absicht, nach Spanien zu reisen, ausgeführt: in einer altchristlichen Schrift heißt es, er sei als Herold des Evangeliums bis zur Grenze des Niederganges gekommen. Offenbar ist in den Culturcentren des Westens die Saat des Christenthums früh aufgegangen, wenn wir auch Nachrichten über die von Kleinasien aus gegründeten Gemeinden von Vienne und Lyon erst aus der Zeit Marc Aurel's besitzen. In derselben Zeit ist von der großen Verbreitung des neuen Glaubens in ganz Gallien, Germanien, Spanien und Afrika die Rede, und ohne Zweifel hatte das Bedürfniß einer Uebersetzung der heiligen Schriften in das in allen westlichen Ländern herrschende Latein schon längere Zeit bestanden, ehe es um die Mitte des zweiten Jahrhunderts (wie es scheint in Afrika) durch den ersten lateinischen Bibeltext (die Itala) seine Befriedigung fand.

Im Occident wird die christliche Gemeinde Roms nicht nur die größte, sondern auch die älteste gewesen sein. Dort waren schon in Cicero's Zeit die (großentheils in den Kriegen des Pompejus und Lucull als Gefangene nach Rom geführten und dort freigelassenen) Juden sehr zahlreich; sie bewohnten in der Kaiserzeit hauptsächlich die Region von Trastevere und bildeten mehrere (mindestens sieben) Gemeinden, jede mit einer eigenen Synagoge und einem eigenen Rath der Aeltesten. Vielleicht hatte schon unter Kaiser Claudius ein Theil der römischen Juden die neue Lehre angenommen, und in heidnische Kreise war ein dunkles Gerücht von den dadurch hervorgerufenen Spaltungen gedrungen. Denn der Kaiser schritt, wie sein Biograph sagt, gegen Unruhen ein, die auf Anstiftung eines Chrestus unter den römischen Juden ausgebrochen waren: die Verwechselung der Namen Chrestus und Christus war noch in späteren Jahr-

hunderten bei den Heiden nicht selten. Im Jahre 64 war die Zahl der Christen in Rom schon eine beträchtliche; denn „eine gewaltige Menge" von ihnen wurde wegen angeblicher Mitschuld an dem Brande Roms verhaftet. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts betrug die Zahl der Armen, Wittwen und Kranken in Rom, die durch Unterstützung der Gemeinde erhalten wurden, funfzehnhundert. Und wer das unermeßliche Labyrinth der Gräbergassen des „unterirdischen Rom" aus eigener Anschauung kennt, hat eine Vorstellung von dem Umfange, den die christliche Bevölkerung der Hauptstadt im Laufe von drei Jahrhunderten erreicht hat; denn gegen Ende des vierten Jahrhunderts hörten die vierundfünfzig Katakomben bereits ganz auf, als Begräbnißstätten zu dienen. Die Gesammtlänge ihrer sämmtlichen, oft in mehreren Stockwerken über einander laufenden Gräberstraßen hat Michele de Rossi auf 876 Kilometer berechnet.

Trotz alledem bildeten die Christen noch in der Zeit Constantin's nur einen kleinen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung des römischen Reiches. Noch um das Jahr 233 sagt Origenes, daß ihrer im Vergleich zu den Heiden nur sehr wenige seien. Für eine Schätzung ihres Verhältnisses zur heidnischen Bevölkerung gibt es nicht genügende Anhaltspunkte: für die Zeit Constantin's schwanken die Veranschlagungen zwischen einem Fünftel und einem Zwanzigstel. Die Christen waren aber in den ersten drei Jahrhunderten nicht bloß eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte bis zum Anfang des dritten zum allergrößten Theil den untersten Schichten der Gesellschaft an.

Das Evangelium, das auch den Geringsten und Verachtetsten von der Verheißung des Heils nicht ausschloß, fand naturgemäß den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der Mühseligen und Beladenen. Die froheste Botschaft war es für die Sclaven: es verkündete ihnen ihre Erhebung aus Niedrigkeit, Verachtung und Rechtlosigkeit, ihre Gleichstellung mit den Freien; wenn auch freilich die christliche Kirche an eine Aufhebung der Sclaverei nicht gedacht hat und nicht denken konnte. Sodann waren die socialistischen Tendenzen des Christenthums für seine Verbreitung in den untern Klassen nicht nur kein Hinderniß, sondern haben ihr hier ohne Zweifel Vorschub geleistet: hier war es nicht zu schwer, selbst mit der Forderung des Verzichtes auf irdische Güter Ernst zu machen. Endlich war in den von wissenschaftlicher, namentlich philosophischer Bildung unberührt gebliebenen Kreisen die Neigung zum reflexionslosen Glauben an das Unbegreifliche am größten. Von Allem nun, was die Armen, Geringen und Unwissenden zur Annahme der neuen Lehre geneigt machte, fand bei den höheren Ständen das Gegentheil statt. Hier leistete die philosophische und sonstige, mit dem Götterglauben aufs Innigste zusammenhängende Bildung den stärksten Widerstand. Der Arzt Galenus, der das streng sittliche Leben der Christen, ihre Beherrschung der Leidenschaft und ihr ernstes Streben nach Tugend bereitwillig anerkannte, hatte für den unbedingten Glauben, mit dem die Anhänger des Moses und Christus an unbewiesenen Sätzen hingen, nur verächtliches Staunen. Sodann war die Gefahr, durch das christliche Bekenntniß in Conflicte mit der bestehenden Ordnung verwickelt zu werden, für Personen der höheren Stände am größten. Endlich mußte die Lossagung von allen irdischen Interessen denjenigen, die in Besitz von Ehre, Macht und Reichthum waren, am schwersten

fallen. Vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts kann das Christenthum in den oberen Klassen nur vereinzelte Anhänger gefunden haben. Noch in dieser Zeit spotteten die Heiden, daß die Christen nur die Einfältigsten, nur Sclaven, Kinder und Weiber zu bekehren vermöchten, daß sie rohe und bäurische Menschen seien, ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und Frauen bestänben. Noch im vierten Jahrhundert sagt Lactantius: „die Armen und Niedrigen glauben leichter als die Reichen." Noch in der Zeit Julian's des Abtrünnigen war fast der ganze römische Adel der alten Religion ergeben, zu welcher auch noch unter Theodosius dem Großen etwa die Hälfte des römischen Senats sich bekannte.

Daß einzelne Personen der höheren Stände sich schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts dem neuen Glauben zugewandt haben, ist an sich sehr glaublich: namentlich mögen Frauen, diese „Führerinnen in der Gläubigkeit," ihren christlichen Sclaven und Sclavinnen ein geneigtes Ohr geliehen haben. Aber bestimmte und zuverlässige Nachrichten von vornehmen Convertiten gibt es aus der Zeit vor Commodus nicht. Die sehr verbreitete Annahme, Pomponia Grăcina, Gemahlin des Consuls Plautius, des Besiegers von Britannien, sei eine Christin gewesen, ist so äußerst schwach begründet, daß man ihr nicht die geringste Wahrscheinlichkeit beimessen kann. Sie wurde im Jahre 58 des „ausländischen Aberglaubens" angeklagt, das Urtheil aber ihrem Gemahl überlassen, der sie freisprach. Unter ausländischem Aberglauben liegt es am nächsten, ägyptische oder jüdische Religion zu verstehen; gegen beide war Tiberius im Jahr 19 eingeschritten, und die letztere hatte Proselytinnen unter den höchsten Damen Roms, wie die Gemahlin Nero's, Poppäa Sabina. Von Pomponia Grăcina sagt Tacitus, ihr Leben sei lang und voll beständigen Grams gewesen; denn die vierzig Jahre, die sie nach der Ermordung ihrer Verwandten Julia, der Tochter des Drusus, noch lebte, verbrachte sie in tiefer Schwermuth und ohne die Trauerkleider abzulegen. Da aus derselben Zeit von Seneca und Tacitus[1]) noch andere Fälle einer solchen lebenslänglichen Trauer von Frauen berichtet werden, die den Gatten oder Söhne verloren hatten, ist es unmöglich, darin die Abwendung einer Christin von der Welt zu erkennen. Auch die altchristliche Tradition kennt Pomponia Grăcina nicht[2]), während doch die Legende von persönlichen Beziehungen zwischen Seneca und dem Apostel Paulus zeigt, wie sehr sie geneigt war, hervorragende Personen der heidnischen Welt auf irgend eine Weise als Proselyten in Anspruch zu nehmen. Weit eher als für eine christliche, kann man Pomponia Grăcina für eine jüdische Proselytin halten. Mehr Grund hat die Annahme, daß die Schwestertochter Domitian's, Flavia Domitilla, sich zum Christenthum bekannt habe. Gegen sie und ihren Gemahl, T. Flavius Clemens, wurde die Anklage des Atheismus erhoben, wegen dessen damals Viele, die sich „den Gebräuchen der Juden" zugewandt hatten, theils zum Tode, theils zur Einziehung der Güter verurtheilt wurden: Clemens wurde hingerichtet, Domitilla auf eine Insel ver-

[1]) Seneca ad Helviam 16, 2. Tac. A. XVI. 10.

[2]) Auf de Rossi's Versuch, sie mit der Lucina der Legende zu identificiren, gehe ich absichtlich nicht ein.

wiesen. So der unklare Bericht. Die von dieser Verfolgung Betroffenen mögen, wie Renan vermuthet hat, wenigstens zum Theil Judenchristen gewesen sein.

Erst unter Commodus wandten sich, wie ein christlicher Autor sagt, von den zu Rom durch Reichthum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte dem Heile zu. Auch unter dem Personal des kaiserlichen Hauses gab es damals Bekenner des Christenthums, und zwar, wie es scheint, nicht wenige. Zu ihnen gehörte der Freigelassene Carpophorus, der seinem Sclaven, dem späteren Papste Callistus, Geld zur Begründung einer Bank lieh, wo viele Brüder und auch Wittwen ihre Capitalien anlegten. Als das Geschäft an den Rand des Bankerottes gerieth, suchte Callistus den Tod, um sich der Rechnungsablegung zu entziehen; in der Absicht, zugleich die Glorie des Märtyrerthums zu erwerben, störte er den Gottesdienst in einer jüdischen Synagoge, worauf ihn der Stadtpräfect zur Arbeit in den Bleigruben bei Las Antas in Sardinien verurtheilte. Auch die Freigelassene Marcia, eine frühere Mätresse des 183 hingerichteten Ummidius Quadratus, mit dessen ganzer Dienerschaft sie ins kaiserliche Haus übergegangen war, ist eine Christin gewesen; ihr Erzieher, der Eunuch Hyacinthus, war Presbyter in der römischen Gemeinde; ein gleichzeitiger christlicher Autor nennt sie „die gottliebende Mätresse des Commodus." Marcia, die, nach einem Porträt auf einer Münze des Commodus, eine Schönheit ersten Ranges war, schwang sich zur Stellung einer erklärten Favoritin auf, die sie neun Jahre behauptete, und wurde fast wie eine rechtmäßige Gemahlin geehrt. Sie unterließ nicht, ihre Macht zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen zu benutzen: sie ließ sich vom Papst Victor ein Verzeichniß der um ihres Bekenntnisses willen in den sardinischen Bergwerken schmachtenden Christen geben, und erwirkte ihre Befreiung. Als sie erfuhr, daß Commodus in einer Aufwallung des Zornes ihren Tod beschlossen hatte, nahm sie an einer Verschwörung gegen ihn Theil und heirathete nach seinem Tode einen seiner Mörder, den Kammerdiener Eclectus. Der Kaiser Didius Julianus ließ sie mit den übrigen Verschworenen hinrichten.

Seit der Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts ist die Ausbreitung des Christenthums in den höheren Ständen ebenso vielfach bezeugt und auch durch Entdeckungen in den Katakomben bestätigt, wie es an Zeugnissen aus früherer Zeit (mit Ausnahme jenes unklaren Berichtes über die Verfolgung Domitian's) völlig fehlt. Langsam und allmälig, doch unaufhaltsam ist der neue Glaube gleich einer stetig wachsenden Fluth nach Durchdringung der unteren Schichten der Gesellschaft in die oberen emporgestiegen.

II.

Conflicte des Christenthums mit dem römischen Staat waren unvermeidlich, wenn diesem auch der Glaube der Christen an sich ebenso gleichgültig war, wie jeder fremde Glaube seiner Angehörigen. Die Toleranz des Heidenthums war dessen Natur nach eine so gut wie grenzenlose. Man kannte in religiösen Dingen keine auf übernatürlicher Offenbarung beruhende absolute Wahrheit, und der Begriff der Kirche blieb dem Alterthum ebenso fremd wie der des Dogmas. Die Götterwelt war nach antiker Auffassung ein immer nur unvollkommen be-

kanntes Gebiet, und jede Vervollständigung ihrer Erkenntniß wurde gern angenommen; man war stets bereit, die Götter anderer Völker neben den einheimischen zu verehren; sehr häufig glaubte man auch, diese in jenen wieder zu erkennen. Der Staat hatte allerdings ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung des mit den staatlichen Einrichtungen aufs Innigste zusammenhängenden nationalen Götterglaubens und Cultus, doch nur unter seinen vollberechtigten Angehörigen, den römischen Bürgern, und diese bildeten in der früheren Kaiserzeit nur einen kleinen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung.

Aber auch ihnen stand die Verehrung fremder Götter völlig frei, so lange sie nicht mit Abfall von der nationalen Religion verbunden war. Auch der römische Bürger, der dem vom Staate anerkannten griechisch-römischen Götterkreise in herkömmlicher Weise huldigte, mochte daneben den persischen Mithras, die ägyptische Isis, die phönikische Astarte, die keltischen Mütter und die übrigen zahllosen Götter verehren, deren Anhänger in Folge einer unbeschränkten Freizügigkeit in allen Provinzen des Reichs neben einander wohnten. Vollends die Religionen der Nichtbürger, der unterthänigen Bevölkerungen, der Griechen, Orientalen, Aegypter, Mauren, Kelten, also der ungeheuren Mehrzahl der Gesammtbevölkerung blieben unbeachtet, so lange sie nicht zur Verletzung der bestehenden staatlichen Ordnungen führten. Gegen die keltischen Druiden und die nordafrikanischen Molochpriester wurde nicht wegen ihres Irrglaubens eingeschritten, sondern wegen der mit ihrem Cultus verbundenen Menschenopfer.

An der starren Ausschließlichkeit der beiden monotheistischen Religionen, des Judenthums und des Christenthums, fand die weitherzige Toleranz des Heidenthums ihre Schranke. Beide Religionen verdammten den heidnischen Götterdienst als ärgste Sünde, erklärten die Heidengötter für todte Götzen oder böse Dämonen, und ihre Bekenner verbargen ihren Abscheu vor dem heidnischen Cultus keineswegs immer. Den gläubigen Heiden erschienen Juden und Christen als Atheisten. Griechen und Römer, „die die göttliche Lebensfülle als eine Göttergesammtheit, als eine Götterwelt" auffaßten, verstanden den Glauben nicht, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit, in eine unnahbare Ferne entrückt, durch einen unermeßlichen, nie auszufüllenden Zwischenraum von der anbetenden Menschheit trennt. Der Himmel des Judenthums und des Christenthums muthete sie an wie „eine erkältete Oede", der Glaube an Einen Gott war ihnen Entgötterung des Alls, Gottlosigkeit.

Die völlige Cultusfreiheit, die der jüdischen Nation als solcher zugestanden war, hatte eine stillschweigende Entbindung von allen Verpflichtungen zur Folge, die ihrem „Aberglauben" zuwiderliefen, also auch vom Götter- und Kaisercult: und diese ihrem nationalen Glauben gemachten Zugeständnisse bestanden fort, auch nachdem sie durch die Zerstörung Jerusalems aufgehört hatte, eine Nation zu sein. Zwar ist, wie bemerkt, Tiberius gegen das Umsichgreifen des Judenthums unter der Bürgerschaft eingeschritten; aber eine eigentliche Gefahr drohte dem Staate nicht von dieser, mit ihren 248 Geboten und 365 Verboten „wunderbar zur Abwehr geeigneten, aber nicht zur Eroberung bestimmten Religion" (Gibbon), deren Gott keine Universalherrschaft beanspruchte, sondern ein Nationalgott war und blieb. Auf die einer Nation ausnahmsweise gewährte Toleranz aber hatte

nach römischer Ansicht eine vom väterlichen Glauben abgefallene Secte keinen Anspruch, am wenigsten die neue christliche. Denn das Christenthum trat mit dem Bewußtsein seiner universellen Mission in die Welt und kündigte dem Heidenthum den Kampf auf Tod und Leben an: ihm gegenüber befand sich der römische Staat im Stande der Nothwehr. Seit seine auf völlige Vernichtung der Staatsreligion zielende, jeden Compromiß ausschließende Tendenz erkannt war, galt schon der Christenname als Capitalverbrechen, und diese Erkenntniß muß seit der Ablösung des neuen Glaubens vom Judenthum (der die Zerstörung Jerusalems starken Vorschub leistete) schnell unabweisbar geworden und in die weitesten Kreise gedrungen sein.

Früher und öfter als die Weigerung des Göttercults hat ohne Zweifel die des Kaisercults Verfolgungen der Christen veranlaßt. Dieser gehörte zu den fundamentalen Institutionen des Reichs. Den Anspruch auf Anerkennung ihrer Göttlichkeit haben die römischen Kaiser, wie manches Andere, von den Despotien des Orients übernommen, wo namentlich in Aegypten und Persien seit uralter Zeit die Anschauung herrschte, daß der König Gott oder Sohn eines Gottes sei. Bei den Nachfolgern Alexanders des Großen in Syrien, Kleinasien und Aegypten war der Königscult zur höchsten Ausbildung gelangt. Die Monarchie sollte dadurch eine legitime Basis und zugleich eine religiöse Weihe erhalten, und die Herrscher als Götter berechtigt erscheinen, den unbedingten Gehorsam ihrer Unterthanen zu fordern. Die römischen Kaiser konnten diesen Anspruch, dessen Anerkennung ihnen von den Orientalen in überschwenglicher Unterwürfigkeit entgegengebracht, ja aufgedrängt wurde, auch im Occident geltend machen, ohne das religiöse und sittliche Gefühl ihrer Unterthanen zu verletzen. Denn das ganze Alterthum neigte dazu, in Menschen, die hoch über das allgemeine Niveau hervorragten, Übermenschen zu erkennen und ihnen göttliche Ehren zu erweisen. Wenn die Vergötterung des lebenden Monarchen sich in gewissen Schranken hielt, so lag dies weniger an mangelnder Willfährigkeit der Unterthanen als an der Zurückhaltung der Kaiser. Schon in dem Prädicat Augustus (d. h. etwa der Heilige, der Anbetungswürdige), das der Senat am 16. Januar 27 v. Chr. dem Begründer der Monarchie ertheilte, lag die Anerkennung, daß der Imperator auf mehr als menschliche Verehrung Anspruch habe. In allen Provinzen wurden Festgemeinschaften eingerichtet, deren Zweck und Mittelpunkt der Cultus des regierenden Kaisers bildete, und deren aus der höchsten Provinzialaristokratie gewählte Vorsteher die obersten Provinzialpriester waren. Diese Festgemeinschaften versammelten sich an denjenigen Hauptorten der Provinzen, welche Kaisertempel besaßen. Die ersten Christenverfolgungen, von denen wir wissen, fanden in der Provinz Asia statt, die in mehreren Städten (Pergamon, Smyrna, Ephesus u. a.) Tempel für diesen Cult unterhielt und bei diesen die jährliche Versammlung abwechselnd veranstaltete. Nach den herrschenden Anschauungen konnte die Regierung auf diese Form der Huldigung gegen das Staatsoberhaupt nicht verzichten. Indem sie die den Kaisercultus weigernden Christen bestrafte, verbot sie, wie Mommsen bemerkt hat [1]), das

[1]) Mommsen, Der Religionsfrevel nach römischem Recht. Sybel's Historische Zeitschrift, Bd. 64 (N. F. 28). 1890. S. 389—429.

Christenthum an sich ebenso wenig, wie eine katholische Regierung den Protestantismus verbietet, indem sie ihre protestantischen Soldaten anweist, vor dem Sanctissimum zu knieen, und den, der sich dessen weigert, wegen Ungehorsams bestraft. Die Offenbarung Johannis (eine unter Domitian entstandene Bearbeitung einer älteren jüdischen Apokalypse) spricht von dem Tode des „treuen Zeugen" Antipas und anderer Christen in Pergamon, „wo der Satan wohnt," „die geköpft sind wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes, und die da nicht angebetet hatten das Thier noch sein Bildniß" [1]).

Als eine criminalrechtliche konnte die Bestrafung der Christen erfolgen auf Grund der Auffassung des Majestätsverbrechens, welche die Verletzung nicht bloß der dem Kaiser als Gott, sondern auch den Nationalgöttern zu leistenden Huldigung als Vergehen gegen den Staat auffaßte. Doch ist bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in diesem Sinne offenbar nur von einzelnen Kaisern und Statthaltern verfahren worden. Viel häufiger wurde das den Oberbehörden, namentlich den Provinzialstatthaltern gegen religiöse Contraventionen zustehende außerordentliche Strafverfahren angewendet, sowohl gegen Proselytenmacher, als gegen Proselyten, um den Abfall (zunächst der Bürger) vom nationalen Glauben zu hindern oder doch einzudämmen. Dieses nicht dem Gebiete der Rechtspflege angehörige administrative, also von Willkür untrennbare Verfahren war seinem Wesen nach „abhängig von der Individualität der einzelnen Beamten und von der jeweiligen Volksstimmung;" deshalb waltete hier „eine Unstetigkeit, wie sie in der Rechtspflege auch in dieser Periode des Verfalls keineswegs wahrgenommen wird" [2]).

Die Volksstimmung aber war den Christen von Anfang an feindlich und wurde es je länger je mehr. Von den Gebildeten wurden sie verachtet wegen ihrer Niedrigkeit, ihrer Unwissenheit, ihrer Geringschätzung von Kunst und Wissenschaft, sowie von Allem, was dem Leben Anmuth und Schmuck verleiht, wegen ihres Mangels an Patriotismus und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den vitalsten Staatsinteressen. Von den Massen wurden sie gehaßt. Ihre Absonderung von der nichtchristlichen Gesellschaft, verbunden mit ihrem festen Zusammenhalten unter einander, ihr Abscheu mindestens vor allen mit dem heidnischen Cultus zusammenhängenden Festlichkeiten, die Strenge ihres Wandels, die wie eine Censur jeder laxeren Lebensführung erschien, ihre Bedrohung der Andersgläubigen mit ewiger Verdammniß; überhaupt Alles, worauf der Gegensatz des Christenthums zur Welt beruhte: dies reichte schon hin, um ihnen „Haß des Menschengeschlechts" vorzuwerfen. Aber weit mehr noch machte sie ihr „Atheismus" verhaßt: ihre Feindseligkeit gegen die nationale Religion, ihre Verhöhnung dessen, was Millionen heilig war, ihre Schmähung der Götter, die den römischen Staat seit Jahrhunderten beschützt und zu solcher Größe emporgehoben hatten, und deren Gnade auch der Einzelne Alles zu verdanken glaubte, was ihm das Leben werth machte. Je länger je mehr verbreitete sich unter den Anhängern des alten Glaubens die Neigung, alles öffentliche und allgemeine Unglück vom

[1]) Neumann a. a. O., S. 12.
[2]) Mommsen a. a. O.

Zorn der Götter über den zunehmenden Verfall ihres Dienstes abzuleiten, und das Christenthum und seine Bekenner als die Verschulder dieses Zorns verantwortlich zu machen. „Die meisten Todesurtheile gegen Märtyrer sind in der Zeit vor Decius, wie das über den Stifter der Religion selbst verhängte, durch den blinden Fanatismus der Massen und die Schwäche der Statthalter herbeigeführt worden“ [1]). War der Tiber aus seinem Bette getreten, sagt ein christlicher Autor, hatte der Nil sich nicht auf die Felder ergossen, blieb der Himmel fest und regenlos, bebte die Erde, brach Hunger oder Seuche ein, so erhob sich sofort der Ruf: „die Christen vor die Löwen!“ Der greise Bischof Pothinus endete zu Lyon im Jahre 177 als Märtyrer unter den Mißhandlungen des Volks: „Alle glaubten sich schwer zu vergehen und gottlos zu handeln, wenn sie sich an dieser Rohheit nicht betheiligten, denn ihre Götter würden sie dafür strafen.“ Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe.

Das unzweifelhafteste Symptom der Intensität und Leidenschaftlichkeit des Christenhasses ist, daß der Glaube an abscheuliche Verbrechen, die man ihnen andichtete, nicht bloß bei den Massen, sondern auch bei den Höchstgebildeten sehr verbreitet war und lange unausrottbar blieb. Allerdings trug dazu auch das Geheimniß bei, mit dem die Christen ihren Gottesdienst umgaben. Von jeher haben geheime religiöse Zusammenkünfte außerhalb Stehenden den Verdacht erregt, daß dort unter dem Deckmantel der Religion Dinge geschähen, die das Licht zu scheuen hätten. Hier sei nur an den Königsberger Muckerproceß (1835) erinnert: der Glaube an Ausschweifungen, die von den Anhängern der Ebel'schen Secte in ihren Conventikeln begangen sein sollten, besteht in Ostpreußen vielfach noch heute, obwohl die Untersuchung nicht den geringsten Anhalt dafür ergeben hat. In der altrömischen Welt hat der Eindruck des großen Bachanalienprocesses (185 v. Chr.) Jahrhunderte lang nachgewirkt. Damals war in der That ein über Etrurien eingedrungener Geheimdienst des Bachus als Deckmantel der schändlichsten Ausschweifungen und ärgsten Verbrechen benutzt worden; die endlich gegen die Theilnehmer eingeleitete Untersuchung hatte die Bestrafung von Tausenden, großentheils mit dem Tode, zur Folge gehabt. Immer von Neuem wiederholten sich die Anklagen von „ödipodeischen Verbindungen und thyesteischen Mahlzeiten“, die mit dem Gottesdienste der Christen verbunden sein sollten, d. h. widernatürlichen Ausschweifungen und Ritualmorden. Man berief sich dabei auf Geständnisse, die von Sclaven, Weibern und Kindern erfoltert waren, doch allerdings auch auf gegenseitige Anklagen der christlichen Parteien und Secten, die, wie ein heidnischer Autor sagt, einander die schändlichsten Dinge vorwarfen, die man zum Theil gar nicht nennen könne. Hier sei nur erwähnt, daß Hippolyt, der Gegenpapst des Callistus, dem letzteren in seiner noch erhaltenen „Widerlegung aller Ketzereien“ vorwirft, er habe Ehebruch und Mord gelehrt. So erhielt der Glaube an die schamlosen Orgien und Ritualmorde der Christen immer neue Nahrung: beides hatte Tacitus im Sinne, als er (im Anfang der Regierung Hadrian's)

[1]) Mommsen a. a. O., S. 420 f.

schrieb, der verderbliche Aberglaube der Christen, der durch die Kreuzigung des Stifters in Judäa unterdrückt war, sei aufs Neue in Rom ausgebrochen, „wohin alles Scheußliche und Schandbare (cuncta atrocia aut pudenda) zusammenströmt und Anhang gewinnt." Daß auch Plinius in diesem Sinne inquirirt hatte, ergibt sich aus der von ihm an Trajan berichteten Aussage der Christen, sie seien zu einem unschuldigen Mahle zusammengekommen. Noch um das Jahr 200 wurde behauptet und geglaubt, daß bei der Einweihung zum Christenthum ein Kind geopfert und mit dem in sein Blut getauchten Brote verzehrt werde. An die Leuchter seien Hunde gebunden; werde ihnen ein Bissen vorgeworfen, so werfen sie die Leuchter um, und in der Finsterniß geschehe das Schlimmste.

Dieser Pöbelwahn ist die Hauptveranlassung der sogenannten neronischen Christenverfolgung gewesen. Um den Verdacht der Urheberschaft des ungeheuren Brandes von sich abzuwälzen, der im Juli 64 Rom zum größten Theil in Asche legte, gab Nero der nach Opfern verlangenden Volkswuth „die durch ihre Schandthaten verhaßten Christen" Preis. Man ergriff zuerst diejenigen, die sich zum Christenthum bekannten, dann nach deren Angabe eine sehr große Menge Anderer. Wenn auch nicht der Brandstiftung, so doch „des allgemeinen Menschenhasses" überwiesen, wurden sie unter so gräßlichen Martern hingerichtet, daß sie Mitleid erregten, „obwohl sie schuldig waren und die härtesten Strafen verdient hatten" (Tacitus). Sie wurden, in Thierfelle gehüllt, von Hunden zerfleischt, oder ans Kreuz geheftet, oder in Flammen gesetzt, die die einbrechende Dunkelheit erhellten. Die kaiserlichen Gärten, in denen die „Fackeln des Nero" durch die Nacht leuchteten, lagen in der Gegend der Peterskirche.

So viel wir wissen, hat zuerst Trajan Normen für die Behandlung der Christenfrage aufgestellt, und zwar in seinem Rescript an den jüngeren Plinius, der, als Statthalter von Bithynien und Pontus ums Jahr 112, von dem Umsichgreifen der neuen „Superstition" erschreckt, Anweisungen erbat, da er noch niemals einer Verhandlung gegen die Christen beigewohnt hatte. Trajan bestimmte, daß jeder des Christenthums Beschuldigte und Ueberführte zu bestrafen sei; wer aber das Christenthum ableugne und seine Lossagung von ihm durch ein den Göttern gebrachtes Opfer bestätige, solle ohne Rücksicht auf die Vergangenheit straflos ausgehen. Gefahndet solle auf die Christen nicht werden, auch mißbilligte der Kaiser die Berücksichtigung anonymer Denunciationen. Hadrian ist der einzige Kaiser gewesen, der den Christenglauben frei gab, indem er in einem Erlaß an den Statthalter von Asia anordnete, daß der Christ nur wegen des ihm zur Last gelegten, nichtreligiösen Verbrechens zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, und den falschen Ankläger auch in diesem Falle unnachsichtlich die gesetzliche Strafe treffe[1]). Im Allgemeinen hielten jedoch die Kaiser den Standpunkt des religionspolizeilichen Einschreitens auf geschehene Anzeige fest und straften, wo es sich nicht vermeiden ließ. Die Christen befanden sich so in stetiger Rechtsunsicherheit.

Unter Marc Aurel verschlimmerte sich ihre Lage. Ein von ihm um 177 erlassenes Rescript, das die Bestrafung Derjenigen befahl, die dazu beitragen

[1]) Mommsen a. a. O., S. 420.

würden, „die leicht erregten Gemüther der Menge durch Wahnglauben in Angst zu versetzen," fand auch auf die Christen Anwendung. In verschiedenen Provinzen brach die Wuth der städtischen Bevölkerungen gegen sie los. Wir besitzen das höchst interessante Schreiben der Gemeinden von Vienne und Lyon über die Verfolgung in der letzteren Stadt (zu deren Opfern der Bischof Pothinus gehörte) an die Brüder in Asia und Phrygien. Von den verurtheilten Christen in Lyon wurden die Bürger enthauptet, die Nichtbürger wilden Thieren vorgeworfen. Im Gegensatz zu der Verordnung Trajan's hatte der Statthalter auf die Christen fahnden lassen, und dies ist nach der Aeußerung eines Zeitgenossen damals allgemein oder doch vielfach geschehen.

Der Ausbruch eines fanatischen Christenhasses in jener Zeit ist sehr begreiflich. Niemals vorher war das Reich von so schwerem Unglück jeder Art heimgesucht worden. Im Jahre 166 waren deutsche Stämme, durch Völkerschiebungen gedrängt, über die Donau eingebrochen, hatten die nordöstlichen Grenzprovinzen von der Ostschweiz bis Ungarn und Siebenbürgern überschwemmt und verheert und Hunderttausende von Gefangenen fortgeschleppt; bis Italien und Griechenland waren einzelne ihrer Horden vorgedrungen. Zum ersten Male wankte das Reich in seinen Fugen. Neun Jahre dauerten die schweren, verlustvollen, mit der äußersten Anspannung aller Kräfte geführten Kriege, in denen sie endlich überwältigt wurden. Und zugleich wüthete seit 162 die furchtbarste Epidemie des Alterthums, die vom Orient eingeschleppt bis nach dem Rhein und Gallien vordrang, die Lager der Legionen verheerte und ganze Landstriche in Einöden verwandelte. Dazu kamen Mißwachs und Hungersnoth, um die Leiden der Bevölkerungen aufs Höchste zu steigern. Wenn je, so hatte man damals Grund, zu glauben, daß die Götter dem so lange von ihnen sichtbar beschützten Reich ihre Gnade entzogen hätten: und welche Ursache ihres Zornes lag näher, als der immer mehr um sich greifende Abfall vom Glauben der Väter, den die Irrlehren der lichtscheuen, von Menschenhaß erfüllten „Atheisten" verschuldeten?

Schwerlich hat Marc Aurel solchen Anschauungen ganz fern gestanden. Er war ein nicht bloß sehr gottesfürchtiger, sondern auch starkgläubiger Mann. Die stoische Philosophie, die er zur Lebensführerin wählte, hatte sich (wie die Hegel's) die Aufgabe gestellt, das Bewußtsein der Gebildeten mit dem Glauben zu versöhnen: in ihrer Theologie wurde auf den Beweis einer durch die Götter geübten Vorsehung ein besonderer Nachdruck gelegt. In einer Welt ohne Götter, hat Marc Aurel gesagt, wolle er nicht leben. In der Frömmigkeit ohne Aberglauben sollte sein Vorgänger sein Vorbild sein, damit er mit ebenso ruhigem Gewissen wie dieser in seine letzte Stunde eintreten könne. Er dankt den Göttern dafür, daß sie ihm in Träumen Verordnungen gegen Schwindel und Blutspeien gegeben hatten. Er scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und der Verehrung gleich würdig anerkannt zu haben, und war übereifrig im Darbringen von Opfern.

Endlich kommt hier in Betracht, daß damals innerhalb des Christenthums eine schwärmerische Glaubensrichtung aufgekommen war, die der Staatsgewalt mit herausforderndem Trotz gegenüberstand. Ihren schärfsten Ausdruck fand sie in der Secte der Montanisten, deren Stifter Montanus um 156 in Kleinasien

mit dem Anspruch aufgetreten war, der erschienene Paraklet zu sein. Die Montanisten, deren Anschauungen sich auch in die abendländische Kirche verbreiteten, forderten strengste Askese, unbedingte Lossagung von allem Irdischen, verkündeten das nahe Bevorstehen des Weltendes und des tausendjährigen Reiches, legten übermäßigen Werth auf das Märtyrerthum und ermahnten dazu. Diese Märtyrersucht, die auch in gemäßigten christlichen Kreisen Mißbilligung fand, erregte in den heidnischen nur Spott und Hohn: man empfahl ihnen, sich doch selbst umzubringen, anstatt anderen Leuten Mühe zu machen. Als der Proconsul C. Arrius Antoninus (184-85) in seiner Provinz Asia die Christen heftig verfolgte, zogen sie (wohl in Ephesus) haufenweise vor sein Tribunal und boten sich freiwillig dar. Einige von ihnen ließ er abführen, zu den anderen aber sprach er: „Ihr Elenden, wollt ihr durchaus sterben, so habt ihr ja Abgründe und Stricke!“ [1]) Auf Marc Aurel machte der Todesmuth der christlichen Märtyrer den Eindruck, daß er nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf hartnäckigem Trotz beruhe.

Wie in Gallien und Kleinasien, hat die damalige Verfolgung auch in Afrika, wo bisher noch kein Christenblut geflossen war, Opfer gefordert. Wir besitzen das Protokoll einer Verhandlung, die gegen drei Christen und drei Christinnen aus Scili in Numidien am 17. Juli 180 in Karthago von dem Proconsul von Afrika geführt worden ist. Trotz seiner offenbaren Bemühung, ihnen den Rücktritt zum Heidenthum zu erleichtern, beharrten die Angeklagten bei ihrem Bekenntnisse, wiesen das Ansinnen, beim Genius des Kaisers zu schwören und für sein Heil ein Bittopfer zu bringen, zurück (obwohl dies nicht einmal eine Anerkennung seiner Göttlichkeit involvirte) und lehnten auch die angebotene Bedenkzeit von dreißig Tagen ab. Sie wurden an demselben Tage enthauptet; über ihrem Grabe erhob sich später eine Basilika [2]). In Rom selbst sind damals oder wenig später die Christen zur Zwangsarbeit in den sardinischen Bergwerken verurtheilt worden, deren Befreiung Marcia um 190 erwirkte. Die Bergwerksstrafe war nächst der Todesstrafe die härteste; die Verurtheilten waren durch sie zum Sclavenstande degradirt, arbeiteten (auf der einen Seite des Kopfes kahl geschoren) in Ketten und waren körperlichen Züchtigungen ausgesetzt.

Wenn auch die Verfolgung in den nächsten Jahren nach dem Tode Marc Aurel's noch fortdauerte, so kam doch nun (zunächst durch Marcia's Einfluß) für die Kirche eine bessere Zeit. Sie erfreute sich während einer Periode von fast siebzig Jahren eines nur durch die Verfolgungen unter Septimius Severus und Maximinus Thrax unterbrochenen Friedens. Die Märchen von den Ritualmorden und schamlosen Orgien verstummten allmälig, je mehr das Christenthum mit zunehmender Ausbreitung aus der Verborgenheit an das Licht trat, je mehr Christen und Heiden mit einander (auch durch Ehen und Familienbeziehungen) in Berührung kamen. Es ist ein Beweis für die Abnahme des Christenhasses, daß die tausendjährige Säcularfeier der Stadt Rom, die im Jahre 248 drei Tage und drei Nächte hindurch aufs Feierlichste begangen wurde und zweifellos eine

[1]) Neumann a. a. O., S. 69.
[2]) Neumann a. a. O., S. 71 ff.

große Steigerung des religiösen Gefühls hervorrief, ohne christenfeindliche Demonstrationen verlief.

War nun die Zahl der Märtyrer bis dahin an sich keine geringe gewesen, so war sie es doch (abgesehen von den nicht im eigentlichen Sinne zu ihnen zu rechnenden Opfern der neronischen Verfolgung) im Verhältniß zu der Größe des Reichs und einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Dies bestätigt ausdrücklich in einer 248 verfaßten Schrift Origenes, der gelehrteste christliche Schriftsteller der vorconstantinischen Zeit. Er sagt: „Wenige und sehr leicht zu Zählende haben von Zeit zu Zeit den Tod erlitten um des Glaubens willen, und um die Uebrigen zu mahnen.“ Sein Zeugniß wiegt um so schwerer, da seine persönlichen Erfahrungen ihn eher geneigt machen konnten, den Umfang und die Schrecklichkeit der Verfolgungen zu übertreiben. Er hatte selbst deren zwei erlebt, und war von der ersten aufs Schwerste mit betroffen worden. Sein Vater Leonidas war im Jahre 202 in Alexandria als Christ zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden; er selbst, noch nicht siebzehn Jahre alt, hatte ein so stürmisches Verlangen nach dem Märtyrerthum empfunden, daß die Mutter ihm die Kleider verstecken mußte, um ihn zu nöthigen, zu Hause zu bleiben. Aber an den Vater im Gefängniß schrieb er einen eindringlichen Brief über das Martyrium, in dem er ihn mahnte, nicht etwa auf seine Familie Rücksicht zu nehmen: „Halt an dich, daß du dich nicht unsertwegen umstimmen lassest!“ [1])

Während der Verfolgung unter Maximinus Thrax hat er dann eine Aufforderung zum Martyrium geschrieben, in der er aufs Dringendste mahnt, auch unter der Todesdrohung, auch auf der Folter sich mit keinem Worte zu beflecken. Eine Bestätigung (deren es allerdings nicht bedarf) findet das Zeugniß des Origenes von der geringen Zahl der Märtyrer bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in der sehr leidenschaftlich (im Jahr 313/14) geschriebenen Schrift des Lactantius „Von den Todesarten der Verfolger.“ Hier folgt Decius (249—251) unmittelbar auf Nero und Domitian. Wenn Lactantius sagt, die nach Domitian regierenden guten Kaiser seien nicht Feinde der Kirche gewesen, und die Leiden und Bedrängnisse der Christen in der Zeit zwischen Domitian und Decius ganz mit Stillschweigen übergeht, so konnten diese unmöglich einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen haben.

III.

Während nun die Regierungen bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts mehr aus Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung, als aus eigenem Antriebe, zum Theil zögernd oder widerwillig, gegen das Christenthum einschritten, und die Verfolgungen demgemäß locale, intermittirende, ohne System und Consequenz geführte, und mehr Ausnahmen als Regel waren, sind in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, von den Kaisern Decius Valerianus und Diocletianus, allgemeine und systematische, auf Ausrottung des Christenthums gerichtete Verfolgungen unternommen worden. Diese neue vom Thron ausgehende Initiative erklärt sich dadurch, daß das Christenthum und sein Verhältniß zum Staat ein

[1]) Neumann a. a. O., S. 163.

völlig anderes geworden war. Während der Römerglaube je länger je mehr an Boden verlor, je mehr das Bürgerthum in die Reichsangehörigkeit aufging, erstreckte der Christenglaube seine Herrschaft über immer weitere Gebiete, und seine vielleicht schon nach Millionen zählenden Bekenner schlossen sich zu einem Staat im Staate zusammen [1]).

Aus einer himmlischen Gemeinschaft der Heiligen Gottes hatte sich die christliche Kirche allmälig zu einem irdischen Verbande der Rechtgläubigen umgestaltet. So lange der Glaube an das unmittelbare Bevorstehen der letzten Tage verbreitet war, hatten die Gläubigen sich als Bürger einer anderen Welt betrachtet; je mehr dieser Glaube schwand, desto gebieterischer stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ein Verhältniß zu den irdischen Zuständen zu gewinnen. In Folge der Einbürgerung der Kirche in die Welt und der Abwehr der Häresie war ein formulirtes Glaubensbekenntniß die Basis und Bürgschaft ihrer Einheit geworden. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstand im engen Zusammenhange mit der Feststellung des neutestamentlichen Canons durch den Zusammenschluß der bisher nur lose verbundenen Gemeinden des römischen Reichs die allgemeine (katholische) Kirche, als eine auf der wahren Lehre ruhende ökumenische Vereinigung, welche die Geltung als apostolische, d. h. als Stiftung Christi durch die Apostel, in Anspruch nahm. Es bildete sich die Theorie, daß auf die Bischöfe als Nachfolger der Apostel die apostolischen Gewalten übergegangen seien. Ihr Amt ward so ein monarchisches, ihre Herrschaft über die Gemeinde eine souveräne. Auf den Provinzialsynoden kamen schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts nicht die Gemeinden oder der gesammte Clerus, sondern allein die Bischöfe zusammen. Die Episkopalverfassung führte zur Centralisation: der gegebene Mittelpunkt war Rom. Wie die Provinzialstädte der Reichshauptstadt, ordneten sich die Bischöfe dem Bischof der schon im zweiten Jahrhundert als erste und angesehenste anerkannten Gemeinde unter. Schon die Päpste Victor (190—202) und Callistus (218—222) haben die Consequenzen dieser Entwicklung gezogen. In der Schrift des Bischofs Cyprianus von Karthago († 258) über die Einheit der katholischen Kirche kam der Einheitsgedanke zu bestimmter Formulirung. Wie früh den römischen Kaisern eine Ahnung aufgegangen ist, daß in der neuen Machtstellung der römischen Bischöfe der Keim zu einer Erneuerung des uralten Kampfes zwischen König und Priester in noch nicht dagewesenen Dimensionen enthalten war, steht dahin. Doch von dem Kaiser Decius, dem ersten, der den Kampf gegen die christliche Kirche mit der Absicht ihrer völligen Vernichtung unternahm, sagt Cyprianus, er habe leichter und gelassener die Erhebung eines Kronprätendenten ertragen, als die Einsetzung des Priesters Gottes zu Rom.

Mit der zunehmenden Ausbreitung des Christenthums war eine Zunahme seiner Verweltlichung nothwendig verbunden gewesen. Callistus stellte den Satz auf, daß Weizen und Unkraut in der katholischen Kirche sein müsse, und daß

---

[1]) Für das Folgende vergl. Harnack, Dogmengeschichte I² (1888), S. 333—412. Neumann a. a. O., S. 43 ff. und Neue Forschungen zur Geschichte der alten Kirche. Deutsches Wochenblatt, Bd. I, S. 93 ff. 1888.

die Arche Noah mit ihren reinen und unreinen Thieren ihr Vorbild sei. „Die Kirche legitimirte durch ihre Erlasse die Durchschnittsmoral, nachdem die Durchschnittsmoral die Autorität der Kirche geschaffen hatte." „Das Trostwort „Jesus nimmt die Sünder an" erhielt eine Auslegung, in der es der Moral schädlich zu werden drohte" [1]). Ueberdies hatte der lange Friede, dessen die Kirche sich erfreute, zu einer großen Erschlaffung der sittlichen Zucht geführt. Cyprianus sagt, die Verfolgung des Decius sei vielmehr eine von Gott angestellte Erprobung gewesen, die Christen hatten durch ihre Sünden mehr zu leiden verdient. Bei den Priestern war keine Frömmigkeit, in den Amtsverrichtungen keine lautere Rechtlichkeit, in den Werken keine Barmherzigkeit, in den Sitten keine Strenge. Die Männer verkünstelten den Bart, die Frauen schminkten sich, malten die Augen, färbten die Haare. Er klagt ferner über unersättliche Habsucht, über schlaue Betrügereien zur Täuschung Einfältiger, über Listen zur Hintergehung von Brüdern, über Schließungen von Ehen mit Ungläubigen, leichtsinnige Eide und Meineide, hochmüthige Verachtung von Vorgesetzten, giftige Schmähungen, hartnäckigen gegenseitigen Haß von Entzweiten. Viele Bischöfe waren mit Vernachlässigung ihres geistlichen Amts Agenten weltlicher Herren geworden, hatten ihre Gemeinden im Stiche gelassen, um, in anderen Provinzen umherreisend, gewinnreiche Geschäfte zu machen. Während Brüder in der Gemeinde darbten, jagten sie dem Gelde nach, rissen Grundstücke durch hinterlistigen Betrug an sich, erhöhten ihre Einnahmen durch Wucherzinsen. Wenn diese Schilderung Cyprian's im Ganzen der Wahrheit entspricht, konnte die Zahl derer kaum sehr groß sein, die für ihren Glauben zu leiden und zu sterben entschlossen waren, und die Berichte bestätigen dies in der That.

Als Kaiser Decius (Ende 249 oder Anfang 250) ein für das ganze Reich geltendes, allen Provinzialstatthaltern zur Nachachtung gesandtes Edict erließ, daß die Christen überall, unter Androhung strenger Bestrafung im Weigerungsfalle, aufgefordert werden sollten, sich von ihrem Glauben loszusagen und dies durch Darbringung von Opfern auf den Götteraltären zu beweisen, konnte ihm der momentane Erfolg den Glauben erwecken, daß er in dem Kampfe mit der Kirche Sieger bleiben werde. Eine sehr große Zahl von Brüdern, sagt Cyprianus, verrieth ihren Glauben gleich auf die ersten Worte des drohenden Feindes, selbst Bischöfe brachten den Heidengöttern Opfer. Noch größer war vermuthlich die Zahl Derer, die, ohne wirklich zu opfern, sich von bestechlichen oder nachsichtigen Beamten Atteste verschafften, daß sie den Befehl des Kaisers erfüllt hätten (libellatici). Andere (wie Cyprianus selbst) entzogen sich dem Opferzwange durch die Flucht.

Hiernach kann die Zahl der Märtyrer verhältnißmäßig kaum eine große gewesen sein, zumal die Verfolgung nur etwa ein Jahr (spätestens bis zum März 251) dauerte, obwohl Decius erst gegen Ende des Jahres starb: vielleicht weil er glaubte, mit dem erreichten Resultat zufrieden sein zu können. In Rom und Afrika hatten die Bekenner zwar Kerkerhaft und Folter zu erdulden, aber Hinrichtungen waren nicht häufig; zu denen, die den Märtyrertod erlitten, gehörte der Papst Fabianus (20. Januar 250); die Steinplatte mit seinem Namen,

[1]) Harnack a. a. O., S. 337 und 381.

die seine Gruft verschloß, ist in den Katakomben gefunden worden. Im Orient und Aegypten dagegen waren Hinrichtungen die Regel: in der (allerdings sehr großen) Gemeinde von Alexandria erlitten dreizehn Personen, darunter vier Frauen, nach grausamen Folterqualen den Tod durch das Schwert oder auf dem Scheiterhaufen. Doch obwohl die Verfolgung sich in erster Linie gegen die Bischöfe richtete, war die Zahl derer, die sie überlebten, nicht klein, und dazu gehörten hervorragende Kirchenhäupter, wie Cyprianus von Karthago (in Afrika wurde überhaupt kein Bischof hingerichtet) und Dionysius von Alexandria.

Die Verfolgung des Valerian (253—260), die ebenfalls hauptsächlich den Clerus traf, richtete sich zugleich direct gegen die Ausbreitung des Christenthums unter den höheren Ständen. Nachdem Valerian einige Jahre lang die Christen in auffallender Weise begünstigt hatte, verbot er ihnen im Jahre 257 bei Todesstrafe die Abhaltung von Versammlungen und den Besuch ihrer oft zu Zwecken der Andacht benutzten Cömeterien, welche gleichzeitig confiscirt wurden; wegen Uebertretung dieses letzteren Verbotes wurde Papst Sixtus II. 6. August 258 hingerichtet. Gleich darauf erfolgte ein viel schärferer Erlaß, nach welchem die bei ihrem Glauben beharrenden Bischöfe, Presbyter und Diaconen sofort hingerichtet, die dem Senatoren- und Ritterstande angehörigen Christen ihrer Güter beraubt, und wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, ebenfalls mit dem Tode bestraft, die Frauen verbannt werden, die christlichen Angehörigen des Kaiserhauses in Ketten zur Strafarbeit auf kaiserliche Güter vertheilt werden sollten. Die Ausführung dieser Verfügungen scheint weder energisch noch consequent gewesen zu sein; von Apostasie der Christen wie unter Decius ist nicht die Rede [1]). Jedenfalls war sie eine sehr ungleichmäßige. Während die ägyptischen Christen besonders schwer litten, hatte der Bischof Dionys von Alexandria nur eine zeitweilige Verbannung zu erdulden, und auch das Verfahren gegen Cyprianus zeigt keine sehr große Strenge. Auch ihm zog anfangs sein Bekenntniß keine andere Strafe zu, als die Verweisung nach einem nahen Ort, von wo er später sogar nach Karthago zurückkehren durfte; erst nach dem zweiten Erlaß wurde er auf seine Weigerung zu opfern am 14. September 258 enthauptet.

Mit dem Regierungsantritt des Gallienus (260—268), der den Christen sofort ihre Cömeterien zurückgab, begann für die Kirche eine neue Friedensära, die nur unter Aurelian eine kurze Unterbrechung erlitt und vierzig Jahre dauerte. Auch diesmal übte das Gefühl der Sicherheit auf die inneren Zustände der christlichen Gesellschaft ungünstige Wirkungen. Zu den Mißbräuchen und Vergehungen, die das Concil von Elvira in Spanien (zwischen 300 und 309) mit canonischen Strafen belegte, gehört Grausamkeit gegen Sclaven, Besitz von Luxussclaven, Wucher, Denunciation, Verleumdung, Theilnahme an heidnischen Ceremonien, Benutzung von Orakeln. Gottgeweihte Jungfrauen waren ihrer Gelübde nicht eingedenk; Bischöfe, Priester und Diaconen führten ein anstößiges Leben, verließen ihre Kirchen, um Märkte zu besuchen und Geschäfte zu machen; Geistliche liehen auf Zinsen [2]). Schwerlich würden derartige Erscheinungen die

[1]) Görres a. a. O., S. 241.

[2]) Allard, Perséc. de Diocl. I, 65—68.

Aufmerksamkeit des Concils erregt haben, wenn sie vereinzelte Ausnahmen gewesen wären. Im Orient hatte die Freiheit, deren die Kirche genoß, ihre Mitglieder vielfach in Erschlaffung versinken lassen. Daraus waren Rivalitäten und innere Kämpfe entstanden, in denen Worte wie Waffen verwundeten. Man hatte Bischöfe sich gegen Bischöfe erheben gesehen, Gemeinden gegen Gemeinden; Hirten, die Vorschriften der Religion mißachtend, entbrannten in Hader, häuften Drohungen und Haß, fröhnten leidenschaftlich der Herrschbegier. So der Bischof Eusebius von Cäsarea.

Zu der längsten und furchtbarsten Verfolgung gab Diocletian seine Zustimmung sehr spät. Siebzehn Jahre lang (284/5—302) war das Christenthum unter ihm und seinen Mitregenten nicht bloß geduldet, sondern selbst begünstigt worden[1]). Im Heer und der Verwaltung bekleideten Christen hohe Stellungen, auch in der persönlichen Umgebung des Kaisers. Seine Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria, die Gemahlin des Cäsar Galerius, waren dem christlichen Glauben so eifrig zugethan, daß sie heidnische Opfer mieden. Was Diocletian bewog, so spät in einen Vernichtungskampf gegen das Christenthum einzutreten, wird wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben. Aeußere Anlässe mögen ihn bestimmt haben, nach langem Schwanken und Zaudern endlich dem Drängen der Christenfeinde nachzugeben, deren Zahl ohne Zweifel mit der zunehmenden Erkenntniß seiner Bedeutung, seiner Macht und seiner Unvereinbarkeit mit der Staatsreligion je länger je mehr gewachsen war. In dieser Erkenntniß hatte das Heidenthum sich zu seiner letzten großen Geistesschöpfung aufgerafft, der neuplatonischen Philosophie, die es unternahm, den Glauben an die alten Götter neu zu begründen und zu vertiefen, ihm eine neue Widerstandskraft und eine neue Weihe zu leihen. Ihr damaliger Hauptvertreter, der Tyrier Malchus, der sich Porphyrius nannte, sah nur in der alten Religion eine gesetzliche Art der Gottesverehrung, in der christlichen eine Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung, nach welcher Jeder den Göttern nach dem Herkommen seines Volkes huldigen sollte. Er nennt Christus eine fromme, zum Himmel erhobene Seele, welche nach einem gewissen Verhängniß für diejenigen Seelen, denen die Erkenntniß des ewigen Zeus versagt sei, Veranlassung zum Irrwahn geworden: man müsse die bedauern, die jenen als Gott verehren. Auch der Schulgenosse des Porphyrius, Hierokles, erkannte die menschliche Größe Jesu, selbst seinen Prophetencharakter an, er bestritt nur die Göttlichkeit seiner Natur.

Hierokles, der zu den Anstiftern der Christenverfolgung gehört haben soll, kann auch in den hohen Stellungen, die er bekleidete (die Statthalterschaften von Bithynien und Aegypten), Gelegenheit gehabt haben, das Christenthum als politische Macht kennen zu lernen, zumal die Haltung der Bischöfe zum Theil eine herausfordernde war. Einige „lehrten den weltlichen Staat verabscheuen, als die verruchte, dem Fluch und Verderben, geweihte Babel und den Kaiser als ihren abgöttischen Herrn, warnten die Kinder des Volkes Gottes vor jeder Berührung mit der Welt der Dämonen". Jedenfalls ist hiernach begreiflich, daß es Staats-

[1]) Preuß, Kaiser Diocletian und seine Zeit 1869, woraus im Folgenden Mehreres, zum Theil wörtlich, entlehnt ist.

männer gab, die Maßregeln gegen die Christen als eine staatsgefährliche Partei verlangten. Auch die militärische Disciplin erschien durch sie in Frage gestellt. Hier und da hatten christliche Rekruten auf Grund ihres Bekenntnisses Dienst und Fahneneid verweigert. Im Jahre 297 erwirkte der Cäsar Galerius einen allgemeinen Armeebefehl, Soldaten und Officiere überall zur Theilnahme an den Opfern anzuhalten; wer sich weigere, solle aus dem Dienst entlassen werden. Da gaben viele Soldaten und Officiere aller Grade ohne Zaudern ihre Stellen auf. Daß das Heer der heidnischen Priester und Cultusbeamten, Wahrsager und überhaupt Aller, für die das Fortbestehen des Götterglaubens eine Existenzfrage war, nichts unterlassen haben werden, um den Christenhaß zu schüren, ist selbstverständlich. Die Priester, deren der Kaiser sich bediente, um durch Opferzeichen den Willen der Götter zu erforschen, erklärten, daß die Zeichen ungünstig seien oder ausblieben, die Götter verstummten, weil durch die Gegenwart profaner Menschen die heilige Handlung gestört werde: in der That suchten christliche Soldaten und Hofbeamte durch das Kreuzeszeichen den Schaden abzuwenden, den ihre Seele durch ihre Anwesenheit bei heidnischen Ceremonien leiden konnte. Erklärte doch selbst ein Philosoph wie Porphyrius die lange Dauer einer Seuche daraus, daß Asklepios und die andern Götter durch die allgemeine Verehrung Jesu verscheucht würden.

Vielleicht ist auch bei Diocletian das ausschlaggebende Moment, das ihn bestimmte, dem Drängen des Cäsar Galerius zum Vernichtungskampf gegen das Christenthum nachzugeben, das religiöse gewesen. Gleich Marc Aurel, den er unter all seinen Vorgängern am höchsten verehrte, war er ein altgläubiger Mann und besonders eifrig, die Zukunft durch die seit unvordenklicher Zeit bewährten Methoden (Haruspicien, Auspicien) zu erforschen. Auch seinen Regentenberuf faßte er in religiösem Sinne auf; er glaubte sich durch den Willen der Götter berufen, das zusammenstürzende Reich wieder aufzurichten und zu befestigen, setzte alle wichtigen Regierungshandlungen in die nächste Beziehung zu den Göttern. In den Motiven eines von ihm 296 gegen Zauberer und Manichäer erlassenen Gesetzes sagt er: es sei nicht erlaubt, dem zu widerstreben, was die unsterblichen Götter in ihrer Fürsorge als gut und wahr haben anordnen und verkündigen wollen; die alte Religion dürfe von keiner neuen getadelt werden. „Derohalben ist es uns ein sonderlicher Eifer, die Hartnäckigkeit des verkehrten Sinnes solcher nichtswürdigen Menschen zu strafen; denn diese sind es, welche neue und unerhörte Secten den alten Religionen entgegenstellen, sofern sie in ihrem verkehrten Dünkel das auflösen wollen, was uns vormals durch göttliche Gnade verliehen ist.“ Dieselben streng conservativen Grundsätze in Allem, was sich auf Religion bezieht, sprechen die in noch salbungsvollerm Tone verfaßten Motive eines Ehegesetzes vom Jahre 295 aus: „Unserem frommen und religiösen Sinne erscheint das, was in den römischen Gesetzen heilig und keusch verordnet worden ist, am meisten ehrwürdig und als ein in Ewigkeit mit frommer Scheu zu Beobachtendes. — Denn so ist es nicht zweifelhaft, daß die unsterblichen Götter selbst dem römischen Namen, wie sie es vormals immer gewesen sind, so auch fürderhin gnädig und freundlich sein werden, wenn wir Sorge tragen, daß Alle, so unter unserm Regiment leben, ein frommes und gottseliges, geruhiges und ehrbares Leben führen. — Denn nichts, außer allein das Heilige und Ehrwürdige, hüten unsere

Satzungen, und also ist die römische Majestät zu solcher Größe gediehen durch die Gnade sämmtlicher Götter, sintemalen sie all ihre Gesetze an eine weise Frömmigkeit und Achtung der Ehrbarkeit geknüpft haben" [1]).

Die Verfolgung begann am 23. Februar 303 mit der Zerstörung der christlichen Kirche in Diocletian's Residenz, Nicomedia. Ein am folgenden Tage angeschlagenes kaiserliches Edict ordnete an, daß die Kirchen der Christen niedergerissen, ihre heiligen Schriften ausgeliefert [2]) und verbrannt werden, ihre gottesdienstlichen Versammlungen verboten werden sollten. Christen, die Ehrenstellen und Würden bekleideten, sollten sie verlieren, falls sie nicht ihren Glauben verleugneten; gegen Christen jedes Standes sollte bei gerichtlicher Untersuchung die Folter zulässig sein; Christen niederen Standes sollten ihre bürgerlichen Rechte, unter Umständen die Freiheit verlieren, christliche Sclaven sie nie erlangen dürfen. Bei einem bald darauf erfolgten zweimaligen Brande des kaiserlichen Palastes richtete sich der Verdacht gegen die Christen als Urheber, auch bei aufrührerischen Bewegungen an der armenischen Grenze und in Antiochia wurden sie als Anstifter bezeichnet. Ein neues Edict befahl, alle Vorsteher der Gemeinden (Bischöfe und Priester von den Presbytern aufwärts) zu verhaften; ein drittes befahl (im Jahre 304), daß alle Christen im ganzen Reiche durch jedes Mittel zu heidnischen Opfern gezwungen werden sollten.

Wenn auch diese Edicte die Todesstrafe nicht ausdrücklich über den Ungehorsam verhängten, gaben sie doch die christlichen Bevölkerungen der Rohheit und Willkür der Soldaten und Beamten Preis und erfüllten den größten Theil des Reiches mit Blut und Greueln aller Art. Doch war die Ausführung auch jetzt eine sehr ungleiche. Im Orient, namentlich in Aegypten und Palästina, war die Zahl der Opfer am größten, wozu freilich auch Märtyrersucht und trotzige Herausforderung der Behörden von Seiten der Christen beitrug. In Gallien und Britannien, dem Reichsgebiet des Cäsar Constantius Chlorus, blieben die Edicte so gut wie unausgeführt. Die Verfolgung dauerte im Occident zwei Jahre und erlosch hier mit der Abdankung der beiden Ober-Kaiser Diocletian und Maximian (1. Mai 305), im Orient wüthete sie mit geringen Unterbrechungen bis zum Frühling des Jahres 311 fort.

Auch nachdem durch das von Constantin und seinem Schwager Licinius erlassene Mailänder Religionsedict (313) das Christenthum als gleichberechtigt mit der bisherigen Staatsreligion anerkannt, und damit sein Sieg entschieden war, hat eine Christenverfolgung in dem von Licinius beherrschten Reichsgebiet stattgefunden. Nachdem Constantin Licinius besiegt und nach einem Aufstandsversuch hatte hinrichten lassen, gab er durch das sogenannte Orientedict von 324 der morgenländischen Kirche wieder die volle Religionsfreiheit zurück.

Endlich ist auch der Versuch einer Restauration des alten Glaubens, den Julian der Abtrünnige während seiner kurzen Regierung (November 361 bis Juni 363) gemacht hat, mit Feindseligkeiten gegen das Christenthum verbunden gewesen. Ihm,

---

[1]) Die Uebersetzung ist von Preuß.

[2]) Die Bezeichnung der Auslieferer (traditores) hat in den romanischen Sprachen die Bedeutung „Verräther" angenommen.

dem begeisterten Anhänger der Neuplatoniker, der aufs Tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß alles Große, Edle und Schöne seine Wurzel in dem Glauben an die alten Götter gehabt habe, war das Christenthum eine Barbarenreligion, nur Barbaren und Menschen von sclavischer Gesinnung zu bilden geeignet[1]). Doch Gewalt anzuwenden widerstrebte seiner Natur, und vielleicht war er auch nicht so sehr Romantiker, um die Erfolglosigkeit von Zwangsmaßregeln zu verkennen. Das Härteste, was er gegen die verhaßten „Galiläer" verfügte, war ihre Ausschließung von den Lehrämtern der classischen Literatur an den höheren Unterrichtsanstalten, die in der That mit ihrem Glauben und ihrer Weltanschauung unvereinbar waren. Allerdings hat es auch unter Julian nicht ganz an Verfolgungen gefehlt, hauptsächlich im Orient, wo auch damals christlicher Fanatismus die Wuth der Massen entfesselte.

Mit diesem letzten ohnmächtigen Versuche, den Weltgang des Christenthums aufzuhalten, endete das dreihundertjährige Ringen des alten und des neuen Glaubens um die Herrschaft für immer. Die siegreiche Kirche begann nun ihre ganze Uebermacht zur Ausrottung des Heidenthums zu brauchen, das in diesem hoffnungslosen, mit den ungleichsten Waffen geführten Vernichtungskampfe immer noch eine gewaltige Lebens- und Widerstandskraft bewies. Mit Ausnahme der directen Zwangsbekehrung wurde zu seiner Unterdrückung jede Art der Gewalt angewendet; Verbot aller Opfer und Culthandlungen sowie des Tempelbesuchs unter Androhung der schärfsten Strafen, Aufhebung der Privilegien der Priester, deren Verweisung aus den Städten, Einziehung der Tempelgüter: doch die wiederholte Einschärfung dieser Anordnungen und Strafen während des 5. und noch im 6. Jahrhundert zeigt, wie äußerst langsam das Absterben des alten Glaubens auch dann erfolgte, als ihm scheinbar schon alle Lebensbedingungen entzogen waren. Auch die bürgerlichen Rechte wurden den Heiden genommen: Theodosius II. leitete diese Entwicklung ein, indem er die Anhänger der alten Religion von der Armee sowie von den Verwaltungsämtern ausschloß; Justin I. und Justinian vollendeten sie. Die Gesetzgebung des letzteren ruhte auf der Voraussetzung, daß kirchliche Orthodoxie den Vermögensbesitz bedingt und Abfall davon oder Gegensatz dazu ihn auflöst. Den Heiden war jetzt jeder Rechtsact untersagt[2]). Als Ursache des göttlichen Zorns galt jetzt der Irrglaube der Heiden; er sollte dieselben Uebel und Unglücksfälle verschuldet haben, die früher dem „Atheismus" der Christen zur Last gelegt worden waren. „Die Natur," heißt es in einem kaiserlichen Erlaß von 438, „stößt zur Strafe für die Gottlosigkeit der Heiden ihre eigenen Gesetze um. Der Frühling hat seine gewohnte Anmuth verloren, die Dürre des Sommers raubt dem arbeitsamen Ackersmann die Hoffnung auf die Aehren, der Winter verdammt durch ein Uebermaß von Härte den Boden zur Unfruchtbarkeit."

Allbekannt ist, daß Verfolgungen um des Glaubens willen mit dem Siege des Christenthums über das Heidenthum nicht aufhörten: innerhalb der christ-

[1]) Zeller, Römische und griechische Urtheile über das Christenthum. Deutsche Rundschau 1877, Bd. XI, S. 70 f.

[2]) V. Schulze, Untergang des griechisch-römischen Heidenthums, Bd. I, S. 385 ff.; Bd. II, S. 19.

lichen Welt bekämpften nun die Anhänger verschiedener Glaubensformen sich gegenseitig mit leidenschaftlichem Hasse. Schon im Jahre 367, als kirchliche Streitigkeiten zu Rom in blutigen Kämpfen ausgefochten wurden, hatte ein verständiger und wohlwollender Heide, Ammianus Marcellinus, gesagt, daß kein wildes Thier dem Menschen so feindselig und verderblich sei, wie die meisten Christen einander. Dieser Ausspruch bewahrheitete sich im folgenden Jahrhundert in den großen Katholikenverfolgungen der arianischen Vandalenkönige in Afrika.

IV.

Wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, läßt sich der Verlauf des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum nur in seinen allgemeinen Umrissen erkennen: über die jedesmaligen Anlässe und Motive der Verfolgungen, ihren Umfang und ihre Wirkungen sind wir großentheils auf Vermuthungen angewiesen. Heidnische Berichte darüber fehlen ganz. Daß in diesen Vieles, wo nicht Alles, in anderem Lichte erscheinen würde, ist selbstverständlich. Wir wissen wenigstens, wie weit die beiderseitigen Urtheile über die Verfolger selbst auseinandergingen. Decius, den Lactantius „das fluchwürdige Geschöpf" nennt, war nach den heidnischen Autoren mit allen menschlichen und Regententugenden geschmückt. Der Bischof Eusebius von Cäsarea schildert Constantin beinahe wie einen Heiligen: er berichtet, wie oft er göttlicher Eingebungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelte des Labarum insgeheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich einsam eingeschlossen, um mit Gott zu verkehren, wie er seine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. s. w.[1]). Nach dem Heiden Zosimus war der Grund seiner Bekehrung, daß seine Bitte um Entsündigung von heidnischen Priestern abgeschlagen worden war, da es für seine Missethaten keine Art von Sühne gebe: ein Aegypter habe ihm dann die Ueberzeugung beigebracht, daß das Christenthum jede Missethat abzuwaschen vermöge[2]). In der That „entschied sich sein Uebertritt in dem Augenblick, wo es ihm unwiderleglich bewiesen schien, daß der Christengott stärker sei als die heidnischen Dämonen"; doch die Taufe verschob er „mit naiver Schlauheit" bis zu seiner Todesstunde, da sie nur die früher begangenen Sünden abwusch, die späteren aber den strengen Christen für unverzeihlich galten[3]).

Die Kirchengeschichte des Eusebius, den Jacob Burckhardt „den ersten durch und durch unredlichen Geschichtschreiber des Alterthums" genannt hat, ist für die Zeit der Verfolgungen unsere Hauptquelle, in Ermangelung anderer eine immerhin sehr werthvolle, mag auch das Bild, das sie von den Ereignissen gibt, keineswegs ein treues und noch weniger ein vollständiges sein. Bei der sonstigen Ueberlieferung aber ist es großentheils entweder fraglich, wie weit sie für historisch zu halten, oder unzweifelhaft, daß sie legendarischer Natur ist. Dies gilt vor Allem von den Märtyreracten.

---

[1]) Burckhardt, Zeitalter Constantin's, [2] S. 355 und 358.

[2]) Burckhardt, Zeitalter Constantin's, [2] (1880), S. 355 und 358.

[3]) Seeck, Die Bekehrung Constantin's des Großen. Deutsche Rundschau 1891, Bd. XLVII, S. 73 ff. und Die Anfänge Constantin's des Großen. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. VII, S. 91—102.

Wie andere Civil- und Criminalprocesse wurden auch die Christenprocesse von Stenographen protokollirt, und namentlich die Verleugnung aktenmäßig festgestellt. Neben Abschriften solcher amtlichen Protokolle circulirten unter den Christen Berichte von Glaubensgenossen, die den Verhandlungen beigewohnt oder die Angeklagten im Gefängnisse besucht hatten, sogenannte Passionen, die ebenfalls im Wesentlichen zuverlässig sind. Aber echte Acten (wie die der Märtyrer von Scili) oder Passionen (wie das Schreiben der Gemeinden von Vienne und Lyon) gibt es nur sehr wenige, dagegen eine Unzahl solcher, die durch Bearbeitungen und Zusätze aller Art willkürlich umgestaltet oder auch ganz und gar erdichtet und in denen großentheils selbst die Personen der Märtyrer erfunden sind. Für die Zeit des Decius gibt es weit über hundert gedruckte Märtyreracten und nicht viel weniger für die des Valerian und Gallienus, für die des Aurelian, dessen Verfolgung nur wenige Monate dauerte, über vierzig[1]). Bedenken gegen di Authentie und Zuverlässigkeit dieser Berichte erhoben sich schon früh. Papst Gelasius ließ im Jahre 496 ihre Verlesung an den Todestagen der Märtyrer in der römischen Kirche einstellen, „weil man die Namen der Verfasser nicht weiß, einzelne auch von Häretikern verfaßt sind und sie bei den Ungläubigen und Idioten Anstoß erregen würden"; in der griechischen Kirche wurde im neunten Jahrhundert die Mittheilung von Geschichten der Märtyrer verboten, „die von Feinden der Wahrheit fälschlich erdichtet sind".

In der Märtyrer- und Heiligenlegende hat die mythenbildende Phantasie in den letzten Jahrhunderten des Alterthums bis tief in das Mittelalter eine außerordentliche Productivität erwiesen. Mit berechtigtem Stolze blickte die triumphirende Kirche auf ihren Sieg zurück, der um so herrlicher erschien, je theurer er mit dem Blute und den Leiden so vieler heiliger Männer und Frauen erkauft war. Die Märtyrer waren in den Jahrhunderten, die auf die Zeit des Kampfes folgten, „die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Cultus knüpfte sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wurde eine der höchsten Hoffnungen der Christen. Ihre Ueberlegenheit gegenüber den sonstigen Heiligen wurde etwas Selbstverständliches; von allen Religionen hat keine mehr ihre einzelnen Blutzeugen so verherrlicht und damit die Erinnerung an ihr eigenes Vordringen so im Gedächtniß behalten wie das Christenthum"[2]). Ein unersättliches Verlangen, sich diese heiligen Gestalten immer von Neuem zu vergegenwärtigen, ihre Passionen sich auszumalen, sich an dem Heldenmuth, mit dem sie Qualen und Tod überwunden hatten, zu erbauen, rief eine überreiche Legendendichtung ins Leben, die Personen und Ereignisse ins Unendliche vervielfachte und ins Wunderbare und Uebernatürliche ausschmückte. Der Trieb, Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden, war nur in sehr geringem Grade, die Fähigkeit dazu gar nicht vorhanden, und so gewann die erstere je länger je mehr die Oberhand und überwucherte die letztere völlig. Wie zahlreich schon in der christlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte Unterschiebungen und Fälschungen aller Art waren, ist bekannt; Eusebius theilt sogar einen Brief Jesu „aus dem Archiv von Edessa" mit.

[1]) Neumann a. a. O., S. 277 ff.
[2]) Burckhardt a. a. O., S. 339.

Wie in der heiligen Legende kehren auch in der Märtyrersage dieselben Züge immer wieder. Die vor das Tribunal eines Proconsuls oder Kaisers geladenen Christen begnügen sich nicht immer damit, die Aufforderung zur Anbetung der Götter (zuweilen mit Hohn und Spott) zurückzuweisen: sie zertrümmern deren Statuen oder bewirken durch ihr Gebet, daß sie umstürzen. Die Richter versuchen vergeblich, sie durch Versprechungen und Drohungen zur Ableugnung ihres Glaubens zu bewegen; auch Schreckmittel und Foltern aller Art erweisen sich fruchtlos. Die Zunge wird ihnen ausgeschnitten, und sie reden dennoch; sie bleiben im glühenden Ofen unverletzt; Bären und Löwen, die sie zerfleischen sollen, legen sich schmeichelnd ihnen zu Füßen oder tödten statt ihrer eine große Anzahl Zuschauer u. s. w. Die Richter erklären alle solche Wunder für Wirkungen der Magie, aber Soldaten und Henker bekehren sich. Engel erscheinen den Märtyrern im Gefängniß, Visionen offenbaren ihnen die Wonnen des Paradieses. Wiederholt wird der Versuch, sie grausam umzubringen, durch Wunder vereitelt, bis es endlich doch gelingt. Dann geschehen noch Wunder an ihren Gräbern.

In der Erfindung von Martern und Todesarten offenbart sich eine im Gräßlichen wahrhaft schwelgende Phantasie. Wie vielfach diese Passionen als Gegenstände künstlerischer Darstellung gedient haben, ist bekannt. Jeder Besucher des vaticanischen Museums erinnert sich des großen, von keinem Geringeren als Poussin gemalten Martyriums des heiligen Erasmus, dem die Eingeweide mit einer Haspel aus dem Leibe gewunden werden. Dagegen kennen wohl nur Wenige die Illustrationen der gesammten Märtyreracten in der Rundkirche des heiligen Stephanus zu Rom auf dem Cälius, schon weil sie nur einmal im Jahre (am 25. December) geöffnet ist. Gregor XIII. hat die cylindrische Innenwand dieser Kirche des ersten Märtyrers (Protomartyr) von Tempesta und Pomeranzio mit den Bildern aller bekannten Martyrien ausmalen lassen. Jedes Bild enthält im Vordergrunde eines oder mehrere derselben in lebensgroßen Figuren, im Hintergrunde Massenhinrichtungen; Inschriften geben die Namen der bekannten und die Zahlen der unbekannten Märtyrer an. Unter Anderen sieht man hier auch den heiligen Dionysius, den abgeschlagenen Kopf mit der Tiara in der Hand, einherschreiten. Die heilige Margarethe wird, auf einem Martergerüst liegend, mit einer eisernen Harke bearbeitet. Der heiligen Agathe sind die Brüste mit einer Zange abgerissen worden und liegen blutend am Boden. Der heiligen Apollonia werden die Zähne ausgezogen. Auf einem anderen Bilde sieht man die heilige Martha, der beide Hände abgehauen und an einer Schnur um den Hals gehängt sind. Der heilige Antonius wird zwischen zwei ungeheuern Blöcken zerquetscht, so daß ihm die Eingeweide zum Leibe herausquellen; ein Anderer, auf einer Fleischbank liegend, mit tiefen Hieben in Stücke gehauen, wieder Andere werden in flüssigem Blei, Oel und Harz gesotten.

Wenn nun der ganz und gar legendarische Charakter eines großen Theils der Märtyreracten allgemein anerkannt ist, wird bei vielen anderen die Frage, ob und wie weit sie für die Geschichte der Verfolgungen als Quellen zu benutzen sind, sehr verschieden beantwortet. Auch hier begegnet man nicht selten der Ansicht, daß jede Tradition, die allgemeinen Glauben gefunden habe, auch Wahres

enthalten müsse. Nichts kann irriger sein. „Ueberall," sagt G. Grote[1]), „wo ein Gefühl eine ganze Gesellschaft durchdringt, mag es ein religiöses oder politisches, mag es Liebe, Bewunderung oder Abneigung sein, wird Alles, was diesem Gefühl entspricht und Nahrung gibt, mit Begierde begrüßt, mit Eifer in Umlauf gesetzt und in der Regel leicht geglaubt. Wo wirkliche Ereignisse fehlen, entstehen sensationelle Dichtungen, um das allgemeine Verlangen zu befriedigen. Die vollkommene Uebereinstimmung solcher Dichtungen mit dem herrschenden Gefühl nimmt die Stelle eines bestätigenden Zeugnisses ein und bewirkt, daß die Menschen sie nicht nur mit gläubigem Vertrauen, sondern auch mit Befriedigung vernehmen; sie in Frage zu stellen und einen Beweis zu verlangen, ist eine Arbeit, die Niemand unternehmen kann, ohne auf Mißvergnügen und Widerspruch zu stoßen." Auch gegenwärtig, wo die historische Kritik sehr entwickelt und die Methoden der Unterscheidung von Dichtung und Wahrheit zu einem hohen Grade von Sicherheit und Schärfe ausgebildet sind, erweist nicht bloß, besonders in erregten Zeiten, die Sagenbildung ihre schöpferische Kraft immer aufs Neue, sondern ihre Producte gelten auch in weiten Kreisen und oft für eine erstaunlich lange Zeit als Realitäten. In jenen Jahrhunderten aber, in welchen die ungeheure Mehrzahl der Märtyreracten entstand, fehlte wie gesagt im Allgemeinen das Bedürfniß, bezeugte Thatsachen von wahrscheinlichen Dichtungen zu unterscheiden, und noch mehr die Fähigkeit.

Nun gibt es aber unter diesen Acten, neben vielen ganz und gar (wenn auch zum Theil mit Anschluß an einen bereits vorhandenen Cultus) erfundenen, auch solche, die durch Bearbeitung und Umgestaltung echter Vorlagen entstanden sind. In der Regel ist dies allerdings nur eine mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthung, und auch, wo es gewiß ist, gibt es keine Möglichkeit, den historischen Kern in seiner ursprünglichen Gestalt aus der legendarischen Umhüllung zu lösen. Nichtsdestoweniger wird dies immer von Neuem versucht, und zwar im Wege eines Verfahrens, durch das man seit der Zeit Herodot's unendlich oft gemeint hat, sagenhafte Ueberlieferung in historische verwandeln zu können: und aller Wahrscheinlichkeit nach wird diese Methode auch in Zukunft immer ihre Vertheidiger haben, so oft und bündig auch ihre Unzulässigkeit erwiesen ist. Durch Weglassung des geradezu Unglaublichen, und so weit es erforderlich ist, durch Zusätze und Umänderungen bringt man eine Erzählung von Ereignissen zu Stande, die sehr wohl vorgekommen sein können und gegen die kein innerer Einwand zu erheben ist. Das ist aber bei jeder wahrscheinlichen Dichtung der Fall. Um eine Tradition von zweifelhafter Beschaffenheit zum Werth einer historischen Quelle zu erheben, bedarf es eines von der Sage unabhängigen Zeugnisses. Ein verdienter französischer Gelehrter hat eine höhere Schätzung späterer Märtyreracten durch den Nachweis zu begründen gesucht, daß darin sich oft Kenntniß des römischen Criminalverfahrens, sowie der antiken Sitten, Einrichtungen und Ausdrucksweisen, der Topographie von Rom u. s. w. zeigt[2]). Wenn nun dies Alles auch aus älteren Ueberlieferungen in jene späteren

[1]) Grote, History of Greece vol. I, ch. XVI.

[2]) Edmond Le Blant. Les actes des martyrs. Mémoires de l'institut. Académie des inscriptions et belles lettres. T. XXX 2, p. 57—347. Paris 1883.

übergegangen ist, folgt daraus für die Glaubwürdigkeit der ersteren noch nichts; auch dann nicht, wenn es feststände, daß alles Phantastische, Sagenhafte und gegen die beglaubigte Geschichte Verstoßende erst durch die Bearbeitung hinzugekommen wäre. Jeder gute historische Roman zeigt eine bei Weitem genauere und umfassendere Kenntniß der dargestellten Epoche und ihrer Zustände als irgend welche jener Acten.

Während man nun auf der einen Seite der Meinung ist, daß, mit Ausnahme sehr weniger gleichzeitiger Aufzeichnungen, die Märtyreracten für die Geschichte der Verfolgungen so gut wie gar nicht zu verwerthen sind[1]), schenkt man ihnen auf der anderen ein so großes Vertrauen, daß man auf ihr Zeugniß hin selbst das Unwahrscheinlichste glaubt für wahr halten zu dürfen. Einige Beispiele aus dem sehr gelehrten und gründlichen Werke des neuesten französischen Geschichtsschreibers der Verfolgungen, Paul Allard, mögen die Methode derjenigen Forscher zeigen, die in der Benutzung der sagenhaften Tradition für die historische Darstellung am weitesten gehen.

Zu den Opfern der Verfolgung des Valerianus gehörte, wie erwähnt, Papst Sixtus II., der nach einem gleichzeitigen durchaus vertrauenswürdigen Bericht und der ganzen späteren Tradition am 6. August 258 zu Rom auf einem Cömeterium enthauptet wurde. Vier Tage später erlitt sein Archidiaconus Laurentius, der Vermögensverwalter und Schatzmeister der römischen Gemeinde, den Märtyrertod. Die älteste Nachricht über die Art seines Todes findet sich in einem beinahe anderthalb Jahrhunderte später verfaßten Gedicht des Spaniers Prudentius (gest. 410). Dort wird ausführlich beschrieben, wie er an langsamem Feuer geröstet wurde. In demselben Gedicht aber ist die Enthauptung des heiligen Sixtus in eine Kreuzigung verwandelt; am Kreuze hängend, heißt es, sprach er zu dem an dessen Stamme weinenden Laurentius: „Höre auf zu weinen, nach drei Tagen wirst Du mir folgen.“ Wenn also hier die Angabe über die Todesart des einen Märtyrers erdichtet ist[2]), muß die andere so lange als mindestens verdächtig gelten, als sie nicht durch ein einwandfreies Zeugniß bestätigt wird. Vermuthlich ist der (schon auf altchristlichen Denkmälern dargestellte)[3]) Feuertod des heiligen Laurentius ebenso wohl ein Gebilde der die Leiden der Märtyrer ins Grausige steigernden Phantasie, wie der Kreuzestod des heiligen Sixtus. Der Rost, dessen Form Philipp II. nach einem in der Schlacht von St. Quentin am Tage des Heiligen (10. August 1575) gethanen Gelübde dem Escorial geben ließ, ist also schwerlich historisch. Auch folgende, ebenfalls in dem Gedicht des Prudentius enthaltene Erzählung trägt durchaus den Charakter der Legende: Laurentius habe auf die Aufforderung des Stadtpräfecten, die Schätze der Kirche auszuliefern, eine Frist erbeten, sei dann mit allen Bettlern und Krüppeln der Gemeinde vor jenem erschienen und habe gesagt: „Dies sind die Schätze der Kirche.“ Daß ein Forscher, der der altchristlichen Tradition einen so großen Werth beilegt wie Allard, auch dies für historisch hält, ist nicht auffallend.

[1]) Neumann a. a. O., S. 278 f.

[2]) Der Versuch Allard's (Les dernières persécutions du 3me siècle, p. 318 ff.), die Angabe des Prudentius mit der sonstigen Tradition in Einklang zu bringen, ist völlig verfehlt.

[3]) Münz in Kraus' Realencyklopädie der christlichen Alterthümer, Bd. II, S. 286.

Ueberrascht ist man jedoch, wenn man in seinem Bericht über dies Martyrium Folgendes liest[1]): „Man erzählt, daß Laurentius, auf dem glühenden Rost liegend, die Kraft hatte, zu dem Richter zu sagen: Die eine Seite ist jetzt genug gebraten, laß mich umwenden; darauf: Koste!" Also selbst diesen Zug der Legende, dessen groteske Naivetät an das Kindermärchen erinnert, unbedingt Preis zu geben, kann Allard sich nicht entschließen.

Zu den auch von sehr conservativen Kritikern bezweifelten Martyrien gehört das der „thebäischen Legion". Den ältesten Bericht darüber enthält ein Schreiben des Eucherius, der 435—450 Bischof von Lyon war. Nach seiner Erzählung hatte der Kaiser Maximianus die ganz und gar aus Christen bestehende, 6600 Mann starke Legion aus dem Orient nach Gallien zur Verfolgung der dortigen Christen berufen. Als er in seinem Hauptquartier zu Octodurum (Martigny) die Meldung erhielt, daß die Legion gegen seinen Befehl bei Agaunum (St. Maurice) Halt gemacht hatte, weil sie sich an der Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen nicht betheiligen wollte, gerieth er in Wuth und ließ die Legion decimiren, und als sie trotzdem den Gehorsam verweigerte, noch einmal. Nachdem einer der Officiere, Mauricius, die Soldaten ermahnt hatte, standhaft zu bleiben, sandten sie an den Kaiser die Erklärung, daß sie als Christen Christen nicht verfolgen könnten. Maximian befahl, sie sämmtlich niederzuhauen, und die von ihm gesandten Heerhaufen vollzogen diesen Befehl, ohne daß die Thebäer den geringsten Widerstand leisteten. Nach vielen Jahren wurde an dem Orte, der noch heute den Namen des hervorragendsten dieser Märtyrer trägt, eine Basilica erbaut; schon in der Zeit des Eucherius befand sich dort auch eine Herberge für die zahlreich herbeiströmenden Pilger, die zum Theil an der heiligen Stätte Heilung ihrer Leiden suchten und fanden; auch andere Wunder geschahen dort. Man wird hier daran erinnert, daß auch der Wunsch, einen bereits bestehenden Märtyrercultus mehr in Aufnahme zu bringen, auf die Legendendichtung gewiß nicht ohne Einfluß gewesen ist. Uebrigens erstrecken sich die Verzweigungen dieser Sage bis an den Rhein und die Mosel, nach Italien und der Schweiz: in allen diesen Gegenden sollen Abtheilungen der thebäischen Legion den Märtyrertod erlitten haben, so in Köln der heilige Gereon mit 318 Gefährten; die Erbauung der St. Gereonskirche schreibt die Sage der Mutter Constantin's, der heiligen Helena, zu[2]).

Das von Eucherius erzählte Ereigniß müßte sich vor 292 zugetragen haben, in welchem Jahre die Regierung Galliens von Maximianus auf Constantius Chlorus überging. In dieser Zeit gab es aber noch keine Christenverfolgung. Man nimmt daher an, die Expedition, an der die Thebäer theilnehmen sollten, sei der Zug des Maximianus gegen die aufständischen Bauern in Gallien (Bagauden) im Jahre 286 gewesen. Was die Legion verweigerte, war also nicht die Verfolgung der gallischen Christen, sondern die Theilnahme an einem Opfer und der von ihr verlangte Eid, gegen die Bagauden zu kämpfen. Endlich meint Allard, die „Legion" sei wohl keine Legion gewesen, sondern ein Detachement

[1]) Allard, Dernières persécutions du 3me siècle. p. 92.
[2]) Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. I, S. 94 ff.

oder eine Hülfscohorte (diese hatte eine Stärke von 500 oder 1000 Mann). Es gibt wohl kaum eine Sage, der man nicht durch solche Hülfen den Schein einer geschichtlichen Ueberlieferung geben könnte. Auch hier drängt sich die Frage auf, mit welchem Recht eine Tradition, die man in Bezug auf die Zeit und Veranlassung des Ereignisses, sowie auf seine (in der Zahl der Opfer bestehende) Bedeutung für unglaubwürdig erklärt, noch in irgend einem Punkte für glaubwürdig gehalten werden kann. Auch das völlige Schweigen aller christlichen Autoren über ein so ungeheures Ereigniß ist für Allard kein Grund, an dessen Thatsächlichkeit zu zweifeln, obwohl zwei derselben, Lactantius und Orosius, seine Erwähnung unmöglich hätten unterlassen können, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre. Lactantius, der seine Schrift über die Todesarten der Verfolger achtundzwanzig Jahre nach dem Bagaudenkrieg als bereits alter Mann verfaßte, spricht ausführlich von Maximian's Lastern und Missethaten; Orosius berichtet über seine Niederwerfung der Bagauden. Wenn endlich Allard sich auf eine angeblich bis in die Zeit des Ereignisses zurückreichende, überdies durch ein Monument (die Basilica) bestätigte Tradition beruft und meint, daß eine solche nicht grundlos gewesen sein könne, so zeigt dies eine völlige Verkennung der Natur der Sagenbildung. Die Legende von den vierhundert Pforzheimern, die am 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen, den Markgrafen Georg Friedrich von Baden mit ihren Leibern deckend, den Heldentod gestorben sein sollen, hat bis in die neueste Zeit als historische Thatsache gegolten. Nach einer 1788 erschienenen Schrift eines Pforzheimers sollte sie auf Familienüberlieferungen beruhen, und 1834 wurde den vierhundert Helden im Chor der Kirche zu Pforzheim ein Denkmal errichtet. Trotzdem ist jetzt allgemein anerkannt, daß sie nie existirt haben. Wenn eine solche Legende im neunzehnten Jahrhundert so lange als historische Thatsache gelten konnte, ergibt sich der Rückschluß auch auf das fünfte von selbst.

Die Vorstellung von Massenhinrichtungen, wie die der thebäischen Legion, war und ist unentbehrlich, wenn man den Glauben an eine ungeheure Zahl von Märtyrern festhalten will, der bereits zu Ende des vierten Jahrhunderts verbreitet war. Schon damals ist von „unzähligen", „ganzen Scharen", „vielen Tausenden" von Märtyrern die Rede. Den Besuchern der römischen Katakomben wurden Massengräber gezeigt, die nur mit Zahlen ohne Namen bezeichnet waren. Prudentius sah ein solches Grab von sechzig Märtyrern, deren Namen Christus allein kenne. Will man nun auch glauben, daß die Führer dem Wunsche andächtiger Pilger, eine möglichst große Anzahl heiliger Gräber kennen zu lernen, niemals Zugeständnisse gemacht haben, so waren doch Irrthümer nicht ausgeschlossen, z. B. konnten Zahlen auf Grabsteinen, wie sie noch jetzt vorhanden sind und deren Bedeutung problematisch ist[1]), die aber vielleicht den Angehörigen der Todten die Auffindung der Gräber erleichtern sollten, für Zahlen der Bestatteten genommen werden[2]). Waren aber jene von Prudentius und Andern gelesenen Zahlen wirklich solche, so bleibt es völlig ungewiß, von wem und aus welcher

[1]) De Rossi, Inscript. christ., p. 8 und 40 f.
[2]) De Rossi, Roma Sotterranea, III, 413.

Zeit diese Angaben herrühren, vor Allem aber aus welchen Quellen sie geflossen sind. Trotz alledem schenkt ihnen, sowie den späteren Märtyreracten, auch Giambattista de Rossi, dieser wahrhaft große, doch von einer all zu weitgehenden Pietät gegen die altchristliche Tradition erfüllte Gelehrte, ein immerhin kaum begreifliches Vertrauen. Nach der (vermuthlich auf einer Inschrift beruhenden) Angabe eines Pilgers aus Salzburg, der Rom um die Mitte des siebenten Jahrhunderts besuchte, ruhten in der Nähe der heiligen Cäcilie in den Katakomben des Callistus achtzig Märtyrer; in altrömischen Martyrologien sind deren achthundert oder neunhundert angegeben (ein Beweis für die Wandelbarkeit solcher Ziffern). De Rossi hält eine zwischen den beiden letzten Summen in der Mitte stehende für die wahre und gelangt durch Combination verschiedener Vermuthungen zu dem Ergebniß, daß diese Hunderte Opfer der Verfolgung in Marc Aurel's letzten Jahren (177—180) waren; er ist der Meinung, daß dadurch „eine Lücke in der Geschichte der römischen Kirche ausgefüllt" werde[1]). Nach de Rossi gab es aber in den Krypten des Callistus ein späteres, noch ungleich größeres Massengrab, welches die Asche des Marcellus und viertausend anderer Märtyrer enthielt, die mit ihm nach einer späten Legende an der Via Appia verbrannt wurden. Die Zahl hält de Rossi allerdings für übertrieben, aber nicht für eine willkürliche Erfindung des Autors: in den Acten des heiligen Urbanus ist von fünftausend Umgekommenen die Rede, und in dieser Zahl glaubt er eine Summirung der beiden Massengräber zu erkennen[2]).

Von der Natur der Quellen, aus denen de Rossi schöpft, mag hier ganz abgesehen werden. Auch kann man zugeben, daß ein Autodafé von Tausenden bei der entsetzlichen Härte des Römerthums nicht gerade unglaublich ist. Freilich ist auch die furchtbarste Massenhinrichtung, die wir aus dem römischen Alterthum kennen, und die als Beweis für die Möglichkeit so ungeheurer Greuelthaten angeführt wird, damit nicht zu vergleichen, und war überdies von Umständen begleitet, die eher geeignet sind, die Bedenken gegen die Angabe der Legende zu verstärken. Im Jahre 62 war ein vornehmer Mann in Rom von einem seiner Sclaven ermordet worden, und „nach altem Brauch" wurde die ganze unter demselben Dache wohnende Sclavenschaft, vierhundert Personen jedes Alters und Geschlechts, hingerichtet. Dies Urtheil verursachte in Rom einen Aufruhr, und seine Vollstreckung konnte nur durch Militärgewalt erzwungen werden. Jenes von der Legende berichtete Autodafé aber hätte an Furchtbarkeit die Bartholomäusnacht und die Septembermorde überboten (die Zahl der Opfer beider Metzeleien wird auf je zweitausend veranschlagt), und doch hätte es nicht einmal in der altchristlichen Literatur eine Spur zurückgelassen. Und auch wenn es erst in die Zeit des Decius oder eine spätere zu setzen wäre, hätte Origenes seine Aeußerung von der geringen Zahl der Märtyrer nicht thun können. Denn auch jene erste von de Rossi angenommene Massenhinrichtung in Rom wäre den Gemeinden der Provinzialhauptstädte gewiß nicht unbekannt geblieben, am wenigsten der von Alexandria. Die Verbindung beider Hauptstädte war eine regelmäßige und während der Zeit der Schiffahrt ununterbrochene, der Verkehr zwischen ihnen

[1]) De Rossi, Roma Sotterranea, II (1867), p. 155—161.

[2]) Das. p. 171—180.

ein tausendfältiger, und mindestens seit der Zeit Marc Aurel's, wo die ersten uns bekannten Synoden stattfanden, standen die römischen Bischöfe mit denen der Provinzen in einem offenbar sehr lebhaften brieflichen Verkehr[1]).

Der Glaube an eine enorme Zahl von Märtyrern schien sich zu bestätigen, als 1578 die Katakomben entdeckt wurden und bald die Meinung sich verbreitete, daß alle dortigen Gräber, die das Zeichen der Palme trugen oder sogenannte Blutphiolen enthielten, Märtyrergräber seien: eine Ansicht, deren Richtigkeit von der Congregation der Riten im Jahre 1668 durch ein eigenes (noch 1863 aufs Neue bestätigtes) Decret officiell anerkannt wurde. Doch wird sie wohl nirgends mehr ernstlich festgehalten. Längst ist bekannt, daß sowohl die Palme (das Symbol des Sieges über Fleisch und Tod) auf Gräbern aus der Zeit nach der Verfolgung vorkommt, als daß auch Blutphiolen in solchen zahlreich gefunden werden. Das rothe Sediment auf dem Boden dieser Glas- und Thongefäße, in dem man Märtyrerblut zu erkennen meinte, ist in der That eine Folge der Oxydation, und die Gefäße haben vermuthlich Weihwasser enthalten. Der der Gesellschaft Jesu angehörige P. Victor de Buck, Fortsetzer des Bollandistenwerks, hat bemerkt, daß, wenn die auf Grund von Blutphiolen für Märtyrergräber gehaltenen Gräber wirklich solche und die Angaben der älteren Gelehrten über deren Zahl richtig wären, diese die Zahl der Christen übersteigen würde, die in den drei ersten Jahrhunderten Rom bewohnt haben. Auch könnten unmöglich so viele Märtyrerreliquien in den Katakomben geblieben sein, als man seit drei Jahrhunderten ausgegraben haben will, da schon Paul I. (757—767), Paschalis I. (817—824) und deren Nachfolger Massen von Märtyrerresten in die römischen Kirchen bringen ließen: am 20. Juli 817 wurden 2300 Leiber in die Kirche St. Prassede gebracht, ins Pantheon sind ganze Wagenladungen gekommen[2]) u. s. w.

Auch Marterwerkzeuge sind bis jetzt in Gräbern der Katakomben nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden. Nach einer aus dem Heidenthum herübergenommenen Sitte statteten auch die Christen die Gräber wie Wohnungen der Todten mit Gebrauchsgegenständen aller Art aus. In Kindergräbern der Katakomben sind Puppen und anderes Spielzeug, auch Sparbüchsen aus Terracotta, in denen von Erwachsenen Münzen, Würfel und Spielmarken, Toilettengegenstände, Hausgeräth aller Art, Handwerkszeug u. s. w. gefunden worden, darunter auch Nägel und spitze Griffel, die man früher für Marterwerkzeuge hielt. Die ebenfalls zu diesen gerechneten sogenannten „Krallen" (ungulae), gebogene Eisen und haken- und krallenförmige Spitzen finden sich auch in etruskischen Gräbern, und haben wohl zum Zusammenraffen von Asche gedient. Die Bestimmung von Ketten und Kugeln, die als Geißeln (plumbatae) gedient haben sollen, sowie die einer anderthalbpfündigen Bleikugel, mit der nach de Rossi's Ansicht ein Märtyrer todtgeschlagen worden wäre, bleiben problematisch[3]). Grabschriften, in denen Märtyrer als solche bezeichnet sind, gibt es verhältnißmäßig sehr wenige, und in diesen ist die Angabe des Martyriums meist erst später hinzugefügt; aus vorconstantinischer Zeit haben sich keine datirten Märtyrerinschriften erhalten[4]).

[1]) Neumann a. a. O., S. 61—64.

[2]) Kraus' Roma Sotterranea [2] (1879), S. 117 und 511.

[3]) Kraus a. a. O., S. 486—507.

[4]) Kraus, S. 400.

Daß die Veranschlagungen der Gesammtzahl der Märtyrer sehr weit auseinandergehen, ist durch den größtentheils diametralen Gegensatz der Ansichten über die Natur der Quellen bedingt. Kraus, welcher die Behauptung von Millionen von Märtyrern als für eine wissenschaftliche Würdigung ungeeignet verwirft, hält die von 13825 Märtyrern in Rom allein, die das römische Martyrologium angibt, für keineswegs zu hoch gegriffen und unglaubwürdig [1]).

Für das ganze Reich müßte dann etwa eine Million angenommen werden. Denn daß die Gemeinde der Reichshauptstadt von den Verfolgungen jemals ungewöhnlich hart betroffen worden wäre, läßt sich nach der geschichtlichen Ueberlieferung nicht annehmen, und Manches spricht dafür, daß die Christen in den Provinzen verhältnißmäßig mehr gelitten haben, namentlich in den orientalischen. Man kann also die Zahl der römischen Märtyrer für eine nicht mehr als durchschnittliche halten. Von den bisherigen Schätzungen ergibt die (höchst willkürliche und jedenfalls viel zu niedrige) Beloch's für Rom 800000, für das Reich 54 Millionen Einwohner; die Gibbon's 1200000 (im Anfang des fünften Jahrhunderts) und 120 Millionen, die Wietersheim's $1^1{}_2$ und 88—91 Millionen. Im schroffsten Gegensatz zu der Ansicht von Kraus steht die des oben erwähnten belgischen Jesuiten P. Victor de Buck, der die Gesammtzahl der Märtyrer auf etwa viertausend berechnet: eine Zahl, die sich sehr wohl mit der von Gibbon angenommenen Zahl der Opfer der Diocletianischen Verfolgung vereinigen läßt. In dieser hatte Palästina nach der Angabe des Eusebius zweiundneunzig Märtyrer. Das Land war etwa der sechzehnte Theil des östlichen Reichs, und höher als in dem Geburtslande des Christenthums kann die durchschnittliche Zahl der Märtyrer im ganzen Osten schwerlich gewesen sein, zumal (nach Lactantius) auch hier einige Statthalter sich rühmten, ihre Hände von Christenblut rein erhalten zu haben. Die Gesammtzahl der Opfer während der zehnjährigen Diocletianischen Verfolgung würde also im Osten etwa fünfzehnhundert, im ganzen Reich (da die Verfolgung im Westen nur zwei bis drei Jahre dauerte und sich auf Gallien und Britannien nicht erstreckte) etwas weniger als zweitausend betragen haben.

Gibbon schließt sein diesen Gegenstand behandelndes sechzehntes Capitel mit der „traurigen Wahrheit", daß selbst, wenn Alles zuverlässig wäre, „was die Geschichte berichtet und frommer Glaube ersonnen hat", doch anerkannt werden müßte, daß die Christen in Folge von Glaubenszwietracht weit größere Leiden, als sie von den Heiden erfuhren, sich gegenseitig bereitet haben. Die Verfolgung des Diocletian, sagt Niebuhr, ist kein Schatten von dem gewesen, was der Herzog von Alba in den Niederlanden gethan hat [2]). Die Zahl der unter Karl V. dort um des Glaubens willen Hingerichteten schätzt Fra Paolo auf fünfzigtausend, Hugo Grotius auf hunderttausend. Zeiht man einen Gewährsmann wie den Letzteren der Uebertreibung, so fragt es sich, wie Gibbon mit Recht bemerkt, welches Vertrauen ein Autor wie Eusebius beanspruchen kann, und welchen Glauben Angaben unbekannten Ursprunges aus einer Zeit verdienen, der die historische Kritik und die Presse fehlte.

---

[1]) Kraus, S. 106, 2.

[2]) Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte, Bd. III, S. 295.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

V. Girgenti und Palermo.

Aus der glücklichen Abgeschiedenheit von Aci Reale traten wir nun wieder in die große Trümmerwelt Siciliens. Lange noch, und weit über Catania hinaus, blieb uns leuchtend in seinem eisigen Glanz der Aetna sichtbar, den man sogar in Girgenti von der Rupe Atenea soll erblicken können und den die Bewohner des Innern bis zu dieser südwestlichen Küste nicht anders nennen als den Vesuvio di Catania. Diese ganze Strecke, von Nordosten her, durchquerten wir in einer langen, langsamen und beschwerlichen Eisenbahnfahrt; mehrmals, und dicht vor dem Ziele noch, mußten wir aus einem Zug in den andern steigen, und es gehörte viel Geschwindigkeit und einiges Glück dazu, den rechten zu treffen. Das Schienennetz in Sicilien ist noch ziemlich weit davon entfernt, vollständig zu sein, und der Dienst der Eisenbahnen läßt hier an Bequemlichkeit für den Reisenden und präcisem Einhalten des Fahrplans noch viel mehr zu wünschen übrig, als selbst im eigentlichen Italien, was immerhin Etwas sagen will. Jedoch in einem Lande, wo jeder Anblick überraschend ist und jeder Fußbreit Erde tausend Erinnerungen weckt, hat auch diese Lässigkeit der Beförderung ihren Vortheil: die Bilder fliegen nicht in verwirrender Eile dahin, das Auge vermag auf jedem einzelnen zu ruhen, und die Gedanken folgen von einem zum anderen. Von dem reinen und sanften Lichte des Frühlingsnachmittages beschienen, sahen wir das Inlandsgebirge von Sicilien, mannigfaltig bewegt, in schönen Formen, Hochebenen und eingeschlossene Thäler abwechselnd mit schroffen Felspartien und malerisch daran emporgebauten Ortschaften und Städten. Im Abendroth, auf steiler Höhe, seine grauen Mauern und Thürme, warm vom Strahl der sinkenden Sonne, burgartig, Häuser und Kirchen übereinander gedrängt mit Giebeln und Zinnen und Zacken, lag Castrogiovanni, das uralte Henna, vormals das Heiligthum der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit und Siciliens, mit dem

See Pergus nicht weit von hier, an welchem Persephone (Proserpina) mit den Gespielinnen Narcissen pflücken ging, als der Beherrscher der Unterwelt, aus den Bergen hervorbrechend, „aufs Gespann schwarzmähniger Hengste die Braut" hob (Platen). Trauernd wandert nun die göttliche Mutter, um die geliebte Tochter zu suchen; und wem ginge bei dieser Erzählung nicht ein sanftes Echo durch die Seele von Schiller's „Klage der Ceres":

„In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht."

Eine der poesievollsten Sagen des classischen Alterthums, wie fast Alles, was wir von poetischen Ueberlieferungen aus diesem haben, griechischen Ursprungs, und später von den römischen Dichtern nur weiter ausgeführt, ist es das Sinnbild vom Saatkorn, das sich in ihr personificirt, von den Keimen, „die dem Auge starben":

„Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet —"

Die Hälfte des Jahres, so lautet „der Schluß des Zeus", soll im dunklen Schoß der Erde die Geraubte wohnen; aber mit jedem Frühling ins Licht der Sonne, zur Mutter zurückkehren, und Sicilien ist ihr Hochzeitsgeschenk!

Das Gestade des Sees mit den umliegenden Hügeln, in deren Hainen Ovid noch „ewigen Frühling" sah, wird jetzt als wüste Stätte geschildert, wie die ganze Gegend es ist[1]).

Es wurde Nacht, als wir in die Schwefeldistricte kamen. Der aufgehende Mond beleuchtete bei Comitini-Zolfare und Grotte unwirthliche Flächen, weithin aufgewühlt, qualmend und dampfend in dem bleichen Dämmerlicht, mit hier und dort einer Flamme dazwischen, an den kleinen Bahnhöfen gelbe viereckige Schwefelblöcke hoch aufgehäuft und Alles nach Schwefel riechend. Es war zehn Uhr Abends, als wir in den Bahnhof einliefen, der unterhalb Girgenti's und noch ziemlich entfernt von der Stadt liegt. Hohe Bergrücken verdeckten uns jetzt den Anblick des Meeres, welches wir auf der letzten Strecke des Weges im Mondenschein hatten flimmern sehen; aber die dunkle Linie des Hügels über uns war ganz mit Lichtern gesäumt, bis auch diese hinter einer Biegung der Straße verschwanden. Im webenden Mondesdämmer nahm nun das Gestein uns gegenüber gar seltsame Formen an, und in der Täuschung des Zwielichts glaubten wir Häuser und Straßen zu sehen, wo doch nichts war, als der nackte Felsboden einer untergegangenen Stadt.

Ganz draußen, dicht am Meer und an der Schwelle gleichsam dessen, was von dem alten Akragas übrig geblieben ist, war unser Hôtel; und den ersten Eindruck dieser wunderreichen Umgebung empfing ich in der Frühe des andern Morgens von der Landstraße herab: es war der einer großen und erhabenen, einer ungeheuren und feierlichen Einsamkeit, als die weite, muldenförmige Thalebene vor mir lag, mit Oelbäumen und Ruinen bedeckt, von dem breiten Silber-

[1]) Vergl. Ziegeler, Aus Sicilien (Gymnasialbibliothek, vierzehntes Heft). Gütersloh 1892; eine lehrreiche, kleine Schrift.

streifen des Meeres begrenzt, auf der Landseite von Hügeln umschlossen und auf dem äußersten derselben, der Stätte der alten Akropolis, amphitheatralisch gelagert, die Steinmasse des heutigen Girgenti. Von dort herab, die ganze Niederung ausfüllend, ergoß sich der Häuserstrom von Akragas, einst, nach Syrakus, die zweite Stadt Siciliens.

„Dich bitt' ich, o Freundin der Pracht, du schönste der irdischen Städte,
Hort der Persephone, die du am herdenernährenden Rand
Des Akragasflusses auf stattlich überbautem Hügel wohnst,
Königin, nimm mit der Menschen und der Unsterblichen Gunst
Den Kranz, den ich bringe —"

So besingt sie Pindar im Eingange des zwölften pythischen Siegesgesangs[1]).

Um diese Zeit, im fünften Jahrhundert v. Chr. Geb., entfaltete sich die Blüthe von Akragas, und Theron war es, zuerst der Gegner, dann der Bundesgenosse Hieron's I. von Syrakus, der die Stadt den Abhang des Hügels hinunter weiterführte, der sie mit Mauern umgab und ihre Tempel zu bauen begann[2]). Auch ihn, den Akragantiner, den Sieger mit dem Wagen, feiert Pindar als den „Erhalter der Stadt", der die Karthager zurückschlug und dessen Vorfahren

„Den heiligen Wohnsitz am Strom nahmen und Sikelia's
Auge wurden."

Gleich Syrakus ist Akragas auf seinen ältesten Umfang zusammengeschmolzen, wo jetzt auf dem ehemaligen Burghügel, der Akropolis „des flußumspülten Akragas", das Städtlein Girgenti liegt, der Namenserbe des römischen Agrigentum. Aber der Proceß war ein umgekehrter: während Syrakus vom Thal aufstieg zu den Hügeln und von diesen zurückging ins Thal, stieg Akragas von dem Hügel hinunter und kehrte zu diesem zurück. Einsam liegt unser Hôtel, das einzige von Menschen bewohnte Haus, inmitten dieses Terrains der ehemaligen Unterstadt, deren Umfassungsmauern man noch dort unten bei den Tempeln erkennt. Und je höher ich steige, desto weiter wird der Blick auf das Meer, jenseits der Ebene mit dem Horizont ineinanderfließend — das mittelländische Meer, oder, wie man hier sagt, das afrikanische; rechts der Hafen des Empedokles, links weiß emporragender Küstenfels, von der Brandung bespült, und dazwischen immer noch die beiden dünnen Wasserfäden, der alte Hypsas, jetzt Fiume S. Biagio, der in den Akragas, jetzt Fiume Girgenti, fließt und mit diesem in die See mündet.

Noch zeigt man, unter den Trümmern der Ruinenstadt, mitten im Feld, einen hoch aufgethürmten Quaderbau, Grab des Theron, Tomba di Terone genannt, wiewohl feststeht, daß das Mausoleum dieses Herrschers von den Karthagern zerstört und das gegenwärtige viel später erst, und sicher nicht ihm, errichtet worden ist. Aber das Andenken der Nachwelt hat den Namen dessen, der Akragas groß und berühmt gemacht, nicht schwinden lassen, sondern an diese Stätte selber knüpfen wollen, zusammen mit jenem anderen, dem des Empedokles, welchem man hier überall noch begegnet, wie dem des Archimedes in Syrakus.

[1]) Uebersetzung von C. F. Schnitzer.
[2]) Freemman, S. 89.

Ein Naturforscher, ein Philosoph und ein Dichter hat er dem Staat und der Stadt die höchsten Dienste geleistet, half, als nach Theron's Tod die glorreiche Tyrannis zusammenbrach, die Demokratie begründen und starb, von seinen eigenen Mitbürgern verbannt, der sicilischen Heimath fern, im alten Griechenland. Aber die Legende, die schon sein Erdenwallen mit allerlei Wundern umwoben hatte, führt den lebensmüden Greis, der alle Wissenschaft der Oberwelt erschöpft, zum Krater des Aetna: dort stürzt er sich hinab in das Flammengrab, um die Geheimnisse der Unterwelt kennen zu lernen —

„. . . . ungesehen ging
Er weg, und keines Menschen Hand begrub ihn
Und keines Auge weiß von seiner Asche."
(Hölderlin, im Fragment „Empedokles".)

Ueber ödes Gefilde herauf weht der Wind vom nahen Meere; nichts ist von der herrlichen, der reichen, der luxuriösen Stadt übrig geblieben, als etwas grasüberwachsenes Mauerwerk: aber in all ihrer Verlassenheit noch hoch und hehr und ehrfurchtgebietend stehen die Ruinen der Tempel, und mit den Namen der Götter leben die von Theron und Empedokles auf den Trümmern von Akragas.

Die Stadt hat niemals bis zum Meere gereicht, und der Porto Empedocle, dessen Molen bei Tag, dessen Leuchtthurm bei Nacht man deutlich von hier aus sieht, ist eine moderne Schöpfung, Endstation der Eisenbahn, welche den Seeverkehr mit dem Binnenland um Girgenti vermittelt.

Still ist es hier, sehr still; man hört nur die Stimmen der Thiere, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Vögelgezwitscher. Auf der Chaussee bewegt sich das ländliche Leben, man sieht Eselreiter in Manchesterjacken und mit Beutelmützen, zuweilen ganze Familien auf einem Esel. Hin und wieder fährt ein zweiräderiger Karren vorüber, auch er mit jenem grellen, romantischen Bilderschmuck, der gar seltsam contrastirt mit dem Ernst des antiken Hintergrundes.

Die Nacht hatten wir einen starken Sturm, der heulend durch die Gänge des schmalen, ganz freistehenden Gebäudes pfiff; und heut, unter einem völlig bedeckten, sonnelosen Himmel hat die Landschaft einen sehr schwermüthigen Charakter. Ein kleiner Blumengarten dehnt sich, auf der Rückseite des Hôtels — „Hôtel des Temples", — nach dem Meere hin. Vor mir, über dem Olivengrün, steht der Heratempel, und etwas weiterhin erhebt sich auf kahler Höhe der Concordiatempel; seine Säulen, sein Gebälk, seine Treppen, der ganze herrliche Bau so wohl erhalten, daß der Wanderer aus dieser Entfernung nicht eine zweitausendjährige Ruine zu sehen meint, sondern ein Heiligthum, das den Priester und das Volk erwartet. Wer diese beiden Tempel von Girgenti gesehen hat, von einer ernsten und überwältigenden Schönheit noch in ihrer völligen Nacktheit, für den ist ein Stück antiken Lebens greifbare Wirklichkeit geworden, ein Eindruck, der nur erhöht wird durch die gewaltigen Trümmerhaufen des Zeus- und Heraklestempels und die malerisch wieder aufgerichtete Giebelfront des Dioskurentempels. Weiße Landstraßen ziehen sich in mannigfachen Windungen durch das ehemalige Stadtgebiet, welches diese Tempel in sich schloß; noch erkennt man

die Reste der alten Festungsmauer, noch bei der Mündung des Fiume Girgenti den alten Hafen, und zwischen diesem und dem Porto Empedocle sieht man den modernen Viaduct und die Brücke der Eisenbahn, deren Rollen und Pfeifen nur selten und abgeschwächt die Stille dieser Landschaft stört.

Das geheimnißvolle Schweigen der Jahrtausende ruht auf ihr. Ich habe mich gefragt, welche von den bisher gesehenen Stätten des Alterthums in Sicilien mich am tiefsten ergriffen, und ich muß sagen, Girgenti. Selbst Syrakus kann sich damit nicht vergleichen, eben weil es mit so viel reicheren Tönen und Farben zur Phantasie spricht. Hier ist keine Gegenwart mehr, hier ist Alles Vergangenheit, ist Alles einsam, stumm und grau. Nichts, kein anderes Anliegen zieht uns ab von der Betrachtung einer untergegangenen Welt, deren ungeheure Monotonie die Sinne gleichsam einschläfert, und deren ganze Majestät sie wiederum weckt und zur äußersten Thätigkeit anspannt, wo man die Region der Tempel betritt. Die Tage, die wir in Girgenti zubrachten, waren für uns, wenn man so sagen darf, wie Tage der Abgeschiedenen — als habe der Asphodelos, der hier auf den Wiesen wächst, auch an uns seine Zauberkraft bewährt.

An einem sonnigen Nachmittage, dem letzten, besuchten wir Girgenti, die Stadt, den Dom, das uralte Kirchlein Santa Maria de' Greci. Die Stadt liegt hoch, auf dem ziemlich steilen Hügel, dessen Auf und Ab die meist engen, abschüssigen Straßen sich anschmiegen. Im Dom fesselte uns namentlich der antike Marmorsarkophag mit der höchst lebendigen, dramatisch bewegten Darstellung der Hippolytos- und Phädrasage; das Kirchlein in seinem Souterrain gab uns, zumal nachdem wir die Tempel gesehen hatten, einen ganz deutlichen Begriff davon, wie die Christen ihre Heiligthümer in die der Alten hineinbauten: wohin wir blickten beim Scheine des Lämpchens in diesem unterirdischen Dunkel brach das Heidenthum dorischer Säulen durch das altersschwarze Gemäuer der Kirche.

Im Uebrigen ist Girgenti heut ein armseliges Nest und das Gros seiner Bevölkerung nicht weniger schmutzig und zerlumpt, als die der anderen sicilianischen Städte, die wir kannten; obgleich unser Kutscher und Führer, auf den guten Namen seiner Landsleute bedacht, uns versicherte, daß Diebstähle, geschweige denn ein schwereres Verbrechen hier niemals vorkämen, noch je vorgekommen seien. Aber selbst er hatte Mühe, seine Schutzbefohlenen vor der Zudringlichkeit bettelnder alter Weiber und Kinder zu hüten, die nicht einzeln, oder zu Zweien und zu Dreien, sondern in ganzen Scharen uns umringten, verfolgten und vor den Kirchenthüren ausgeschlossen werden mußten, um uns wenigstens da Ruhe zu gönnen. Mit ihm, dem Vortrefflichen, der Kutscher mit eigenen Pferden, Besitzer eines Albergo in Girgenti und ein intelligenter Mann ist, bestiegen wir die Rupe Atenea, den einsam ragenden Fels, auf dessen quadratischem Plateau der Tempel der Athene gestanden haben soll, jetzt, in der stillen, weiten Abendlandschaft, schon umwoben von der bläulichen Dämmerung und umrauscht von dem Höhenwind, der das Haidekraut durchschauerte.

Lange noch, als wir in der Frühe des folgenden Tages unsere Reise fortsetzten, blieb die Stadt auf dem Rücken des Berges, und hoch darüber der Fels der Athene sichtbar; sie riefen mir noch einmal die Scenen von gestern und das Gespräch ins Gedächtniß, das ich, den steilen Weg hinauf, mit unserem Begleiter geführt, dem bescheidenen, aber verständigen Bürger Girgenti's. Es betraf, wie gewöhnlich, wenn man sich mit den Leuten dieses Landes unterhält, den öffentlichen Zustand. Sie sind alle große Politiker, namentlich die der älteren Generation, welche die Bourbonischen Zeiten noch erlebt und den Vergleich anstellen können. Sie wünschen die Zeiten nicht zurück — ferne sei das von ihnen! — aber auch mit den gegenwärtigen sind sie nicht zufrieden. Hier und überall in Italien dieselben Klagen. Vornehmlich über die schweren Steuern, die den kleinen Mann besonders drücken, nicht directe sowohl, als indirecte vielmehr, in Form von Zöllen und Abgaben auf Alles, was zum Leben am nothwendigsten ist. Und nicht der Staat allein, auch die Städte, die Municipien sind gezwungen, zu solchen Auskunftsmitteln zu greifen; schwer unterscheidet man zwischen den Accisebeamten des einen und der anderen, die den Reisenden an jedem Thor, in jedem Hafen erwarten, vor denen er unerbittlich, wofern er Einlaß erhalten will, die Koffer öffnen und zuweilen, wenn das Unglück es will, noch einmal verzollen muß, was er bereits auf einer früheren Station verzollt hat. So sehr ist man auf das Erträgniß aus diesen Einnahmen erpicht und wohl auch angewiesen. Ich erinnere mich eines kleinen Ortes an der ligurischen Küste, wo die Fischer, wenn sie von der See heimkehrten, ihren Fang versteuern mußten, ehe sie frei waren, ihn zum Verkauf auszubieten. Was kann dem armen Volke bleiben, dessen mühseliger Erwerb durch solche Lasten und Auflagen noch verkümmert wird? Spricht man mit einem vernünftigen Manne, wie der unsere war, so wird er die Regierung für die Lage nicht verantwortlich machen; aber wenn man, auf die Masse von Bettlern hinweisend, ihn fragt: „warum arbeiten sie nicht?" — so wird er erwidern: „Es fehlt an Arbeit." Und wenn man, die weiten Strecken unbebauten Landes überschauend, ihm einwendet: „Könnte denn aber der Boden nicht besser bewirthschaftet werden?" — so wird er resignirt entgegnen: „Der gibt nicht mehr her; er ist zu steinig." Es wird einer langen und geduldigen Arbeit bedürfen, um das sicilische Volk aus dieser Resignation aufzuwecken zur Thatkraft und Schaffenslust, seinen Sinn wieder aufzuschließen für die geordnete Führung und den Genuß des Lebens, wie dies Alles hier einst im höchsten Maße vorhanden war. Zwei solcher goldenen Zeitalter hat Sicilien gehabt: von deren einem, dem der Griechen, uns die Theater und Tempel von Taormina, von Syrakus, von Girgenti Kunde gegeben haben; deren anderes aber, das der Araber und Normannen, heute noch in seinen Nachwirkungen dem Reisenden lebendig entgegentritt, sobald er sich der reichsten Provinz und der schönsten Stadt dieser Insel naht.

Stundenlang allerdings passirten wir noch wüstes Gebirgsland, unter einem schweren Regenhimmel, der sich bei Roccapalumba reichlich entlud. Hier hatten wir bereits den zweiten, unter so bewandten Umständen doppelt beschwerlichen Wagenwechsel. Nein, bequem ist das Reisen in Sicilien nicht, die Eisenbahnverhältnisse machen noch einen ziemlich primitiven Eindruck. Aber fast auf der

ganzen Fahrt, selbst wo nichts Anderes zu wachsen schien, führte die Bahn unter blühenden Akazien, zwischen breiten Feldern dunkelrothen Klees auf beiden Seiten des Weges dahin; und bei Termini, nach den Thermen des alten Himera, der äußersten Griechenstadt im Norden, so genannt, schien der Charakter der Landschaft mit einem Male sich völlig zu verändern. Wir hatten nun wieder das Meer zur Rechten, aber nicht mehr das jonische, das Griechenmeer, sondern das tyrrhenische, das, von Afrika her, die Phöniker, die Karthager, die Araber an diese Küsten getragen. Wir waren noch anderthalb Stunden von Palermo, dem alten Panormos, das, von Phönikern gegründet, immer, so lange sie dauerte, der Hauptsitz der orientalischen Herrschaft und Cultur in Sicilien gewesen ist und diesen Charakter selbst noch unter den Normannen bewahrt hat.

Es berührte freudig, die bessere Bewirthschaftung des Bodens sogleich wahrzunehmen. Der Gegensatz ist außerordentlich. Es war, wie wenn man, in nicht mehr als einigen Stunden, in ein ganz anderes, besseres Land gekommen sei. Die Felder waren hübsch abgetheilt und trefflich mit Gemüsen bestellt; die Limonen und Orangen, reihenweise geordnet, wölbten sich zu grünen Hallen, in denen die Früchte golden schimmerten; Hecken, über und über voll blühender Rosen, bildeten ihre Grenzen, und unter den Mispelbäumen, die schwer trugen, hatte man noch Beete gezogen und reich mit Küchenkräutern bebaut. Ein einziger großer Garten, sorglich gepflegt, ausgezeichnet bewässert, schien sich um uns auszubreiten, so daß man schon hier, an der Schwelle dieses ihres irdischen Paradieses, der Araber und des sicilisch-arabischen Dichters gedenken mußte:

„Neunfach in Bäche, welche hell durchs Grün der Bäume leuchten,
Vertheilt das Wasser sich, um dir die Gärten zu befeuchten“ [1]).

Dieser Eindruck des Fleißes, der Ordnung und der Sauberkeit blieb und verstärkte sich noch, als wir endlich die herrliche Hauptstadt Siciliens erreicht hatten; über der kühn geformten Felsmasse des Monte Pellegrino strahlte das Abendroth aus zerrissenem Gewölk, und noch vor Einbruch des Dunkels fanden wir ein behagliches — nach unseren jüngsten Erfahrungen fast sumptuöses — Unterkommen in dem Albergo Trinakria, dem alten Palast Butera — denn hier, wie so vielfach in den vornehmen Städten Italiens, wohnt der Fremde wieder in Palästen. — Aber erst am anderen Morgen konnten wir sehen, wie schön wir wohnten, dicht am Meere, von dem uns nur eine Terrasse mit Blumenbeeten und ein Promenadenweg unter Bäumen trennte. Rechts schloß die Villa Giulia mit dem Massiv ihres Grüns den Aspect, links war der große Hafen mit all' seinen Schiffen, und in majestätischen Linien darüber erhob sich die Pyramide des classischen Berges, dessen Fuß die purpurne Woge netzt und dessen Gipfel immer im Lichte zu strahlen scheint.

Mein erster Blick an diesem schönen Maimorgen war in die Via Vittorio Emmanuele, die glänzende Straße, die vom Meer bis zum königlichen Schloß führt, eine lange Reihe von Palästen, die zu dieser frühen Stunde, hier die Fronten von der Sonne gersteift, dort in tiefen Schatten getaucht, eine wunderbare Perspective machten. Immer noch nennt das Volk, das sich seine Tra-

[1]) Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 40.

ditionen so bald nicht nehmen läßt, diese Straße mit dem halb arabischen Namen „Cassaro", nach Al Kasr, das Schloß; denn in der That steht der Palazzo Reale, jetzt des Königs von Italien, an derselben Stelle, wo das Schloß der Emire gestanden, ja, wo vor diesen die römischen Prätoren und nach ihnen die Normannenkönige, die Hohenstaufenkaiser residirt haben. Ihre höchste Pracht, architektonisch und decorativ, entfaltet die Via Vittorio Emmanuele da, wo sie sich, ungefähr in ihrer Hälfte, mit der Via Macqueda kreuzt, der zweiten Hauptstraße, die durch ihren Namen schon die ganze spanische Zeit, nicht die beste Palermo's zurückruft. Aber mit einer gewissen schweren und barocken Grandezza wirkt dieser Platz, wo die beiden Straßen einander treffen und schneiden, der Platz der Quattro Cantoni, dessen vier Ecken in der That mit bildnerischem Colossalschmuck völlig beladen, immer wieder, so viel man auch noch hierher kommen mag, einen ungeheuren Eindruck von Stolz und Größe machen. Diese Piazza bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, von den leuchtenden Farben ihres südlich bunten Lebens erfüllt und zugleich nach allen vier Seiten ihre gewaltigen Straßenarme panoramenartig öffnend. Von hier aus, wie mit einem Blick, kann man die ganze Herrlichkeit Palermo's umfassen — eine Herrlichkeit ohne Gleichen an solch einem Maimorgen — dort unten das blaue Meer, das Königsschloß dort oben, wo

„rings um die Wiege der Kaiser,
Die hier herrschten, erscholl feuriger Minnegesang;"
(Platen.)

und dort der Dom, eines der Wunder der Christenzeit, die heilige Stätte, deren Dämmerung jetzt die Asche der nordischen Herrscher birgt, die hier, von der Schönheit des Südens bezwungen, einen kurzen, berauschenden Traum der Macht und der Poesie geträumt haben:

„wo Friedrich im Grabe schläft und Heinrich's
Früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag."
(Platen.)

Mit all' diesen überwältigenden Eindrücken, die den Fremden auf einmal bestürmen, mischt in wohlthuender Weise sich das Gefühl einer heiteren, reichen und schönen Gegenwart, wie wenn der Zusammenhang der Cultur hier niemals unterbrochen worden wäre. Der Untergang der antiken Welt hat hier keine Ruinen zurückgelassen. Der Grieche hat diesen Boden niemals berührt, der Römer ihm kein Zeichen eingedrückt, weder der Größe noch des Verfalls. Hier ist, seit Anbeginn der Geschichte, das Morgenland mächtig gewesen und hat sich dem ihm verwandten Süden unauslöschlich amalgamirt. Das Erbe der Phöniker und Karthager ging in die Hände der Araber, der einzigen von den Semiten, die — um ein Wort meines unvergeßlichen Freundes Emanuel Deutsch zu gebrauchen — nicht als Kaufleute nach Europa kamen wie die Phöniker, oder als Flüchtlinge und Gefangene, wie die Juden, sondern als Könige[1]). Sie, die siegreich als Welteroberer aus der Wüste hervorbrachen, in die sie lange wieder zurückgekehrt, sind in den Jahrhunderten vom Niedergang der antiken Cultur bis zum Aufgang einer neuen die Vermittler gewesen, die Bewahrer der classischen Schriften der

[1]) Deutsch, Literary Remains. London, Murray. 1874, p. 123.

Wissenschaft und der griechischen Philosophie. Was sie mit dem Schwert erobert, schmückten sie mit dem Glanze der Kunst, der Dichtung, und so groß war der Zauber, den sie ausübten, daß er mit ihrer Herrschaft keineswegs erlosch, sondern, den Sieger besiegend, durch die ganze Normannen- und selbst Hohenstaufenzeit fortwirkte. Wohl wehte dem Normannengrafen, als er zum Kampf gegen die Saracenen nach Sicilien auszog, ein vom Papste verliehenes Banner voran, jenem gleich, unter welchem, drei Jahre später, Wilhelm der Eroberer auf dem Schlachtfelde von Hastings siegte[1]). Jedoch kein päpstlicher Segen oder Bannfluch reichte hin, die Normannen im Süden vor den Verführungen der feineren arabischen Sitte zu schützen. Wie heute noch im Dom und der Kathedrale von Malta tausend Lippen den Namen Allah's anrufen, so sind die Wände der Kirchen und Capellen in Palermo, welche normannische Könige gebaut haben, mit arabischen Inschriften bemalt; man findet sie mit dem Meißel eingehauen in der Halle der Zisa und über dem Mauerfries der Cuba[2]); man findet sie kunstvoll eingewirkt in dem Krönungsmantel Roger's und sogar in dem Leichenhemde Kaiser Friedrich's[3]).

Diesen arabischen Grundzug erkennt man auch heute noch im Bilde Palermo's: es ist das Normannenthum mit seinen maurischen Elementen, das der Stadt das Gepräge gegeben hat, nur wenig modificirt durch einen späteren Zusatz aus der spanischen Zeit. In dem Straßennamen der Macqueda erkennt man sie wieder, ebenso wie man auf den Reliefbildern alter Paläste manchmal eine Figur unterscheidet in spanischer Tracht, mit Mantel und Halskrause. Doch der Normannenbau herrscht vor, und der arabische Spitzbogen, „die saracenische Blume, die im Abendland aufging" (Goethe), die feine Säulenumrahmung der Fenster und Portale, die krönenden Zinnen, die den mächtigen, burgartig aufgethürmten Massen eine so reiche Gliederung und bis auf die Farbe des Steines das Malerische des Anblickes verleihen: sie sind im Wesentlichen auch das Vorbild der modernen Architektur. Darum klafft hier keine Lücke, besteht hier kein Gegensatz zwischen dem, was war, und dem, was ist; in einer einzigen großen Harmonie fließen die Formen und die Farben zusammen, und das erwachende Leben des Tages zeigt mir, daß ich in einer ganz modernen Stadt bin. Die Läden öffnen, die Cafés füllen sich; der Zeitungsverkäufer ruft die „Sicilia" und die „Isola" von Palermo, den „Mattino" von Neapel, den „Fanfulla" von Rom und den „Secolo" von Mailand aus; der Straßenkrämer erscheint mit seinen hunderterlei Dingen; der Blumenhändler bietet die schönsten Rosen, Nelken und Narcissen an, und als ich nach Hause komme, prangt auf dem Frühstückstisch ein Strauß von Heliothropen, so groß, wie bei uns ein Ballbouquet.

Von meinem ersten bis zu meinem letzten Tage kann ich nur sagen, daß Palermo mich entzückt hat. In dieser Vereinigung landschaftlicher Reize, historischer Erinnerungen und wahrhaft großstädtischen Wesens steht es vielleicht einzig da unter den Schwesterstädten und darf neben Genua, der „superba", neben Mai-

---

[1]) Thierry, Conquête de l'Angleterre, p. 179, 180.
[2]) Schack a. a. O., Bd. II, S. 263, 268.
[3]) Das. Bd. II, S. 7 und 152.

land, der „grassa“, und Venedig, der „bella“, wohl die „splendida“ genannt werden, wie ich sie während meines dortigen Aufenthalts in einer der italienischen Zeitungen bezeichnet fand. Vielleicht die eleganteste von allen italienischen Städten, ist Palermo noch mehr europäisch, als italienisch, und sicilisch nur in dem Sinne, daß es alles das, was die sicilische Natur, Cultur und Kunst hervorgebracht hat, im höchsten Maße besitzt, ohne den Zusatz der Verwahrlosung und des augenfälligen Elends, dem man im übrigen Sicilien nicht ausweichen kann. Man hat das Gefühl, hier in einer nach unseren Begriffen und Gewohnheiten civilisirten Umgebung zu sein, ohne darum etwas von jenen Reizen und Impulsen zu vermissen, welche das Dasein weit über unsere Begriffe und Gewohnheiten hinaus steigert. Alle Ritterlichkeit und Poesie des tiefen Südens und des hohen Nordens sind an diesem unvergleichlich schönen Erdenfleck zusammengetroffen und haben ihm eine Cultur hinterlassen, in deren moderner Verfeinerung man heute noch Gesichtszüge von beiden zu erkennen meint. Nicht minder malerisch als der alte Toledo von Neapel ist der alte Cassaro von Palermo, doch — wie soll ich sagen — zugleich angenehmer, bequemer; die Trottoirs sind breiter, die Begegnenden höflicher, freundlicher, und der ungeheure Verkehr, der auch hier zur Mittagsstunde gleich einem Strom anschwillt, bewegt sich daher in größerer Ordnung und mit mehr Ruhe. Man ist sich hier nicht beständig im Wege, wie dort; man kann nach Gefallen stehen bleiben vor einem der mit höchstem Geschmack ausgestatteten Schaufenster, kann die Literatur und Bilder studiren an den Straßenecken; man wird nicht gestoßen, braucht sich nicht durchzudrängen, und in den Wagen zu fahren, ist ein Vergnügen, was man von den Miethfuhrwerken in Neapel und selbst in Rom nicht sagen kann. Wehe dem pater familias, wenn er mit Frau und Tochter in solch' einen entsetzlichen Einspänner geräth, der für mehr als zwei Personen keinen Platz und, wenn es regnet, keinen Schutz gewährt. Wie vortrefflich dagegen sind die Landauer in Palermo! Man kann in Abraham's Schoß nicht bequemer sitzen; und so bis ins Kleinste wird dem Fremden hier das Leben angenehm gemacht, fast zu sehr, wenn er bedenkt, daß ihm doch nur Stunden zugemessen sind, und dann unter der großen Uhr des Municipio die Worte liest: „pereunt et imputantur.“

Aus diesem allgemeinen Rahmen tritt nun das, was dieser Stadt einzig und allein eigen ist, in einem um so reicheren Bilde hervor: ihre prachtvollen Architekturen, Profanbauten und Kirchen, vollendete Denkmale der sicilisch-normannischen Kunst, denen sich die neueren Schöpfungen auf diesem Gebiete in verwandtem Geist anschließen. Eine solche Reihe von Palästen, alten und modernen, wie in den Straßen Palermo's zwischen Porta Felice und Porta Nuova, wird man nicht bald wiedersehen; und alle scheinen nicht von der Verkommenheit verfallener Größe, sondern von dem blühenden und anheimelnden Leben der Gegenwart zu sprechen. Dazu kommen für den Deutschen die stolzesten zugleich und die wehmüthigsten Erinnerungen, nicht an den halb spanischen Karl V., dessen ein wenig mageres Standbild die Piazza Bologni ziert, wohl aber an die gewaltigen Hohenstaufenkaiser, die hier mächtig waren, und für deren Geschlecht der Besitz Siciliens verhängnißvoll ward — an Heinrich VI., an Friedrich II. vor Allen, der hier geboren worden und hier begraben ist — der mich immer

an unseren eigenen Kaiser Friedrich denken macht — der liebenswürdig und heldenthümlich war, wie dieser, und wiewohl ungleich glücklicher darin, daß er vollbringen durfte, was jener nur verhieß, doch auch wie dieser, frühzeitig gestorben,

„. . . . erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf . . ." (Goethe.)

Wie der Epigone der arabisch-normannischen Periode, von ihren letzten Strahlen umflammt, steht dieser Kaiser: er beschließt sie, mit ihm geht sie dahin; aber kein Frevel des nachfolgenden Anjou, keine Lieblosigkeit, keine Härte, keine Tyrannei der späteren Aragonesen und spanischen Bourbonen hat hingereicht, ihr Andenken gänzlich auszulöschen. Immer noch etwas Märchenhaftes für uns hat jene Zeit, da das Ritterthum des Abendlandes hier im fernen Süden ein Reich der Kunst und Poesie schuf, und in der Durchdringung und Vermählung der fremdartig morgenländischen Pracht mit der eigenen Innigkeit und Stärke des Empfindens Werke hervorbrachte, die heute noch in voller Lebendigkeit vor uns stehen.

Ich weiß, daß ich ein ketzerisches Wort zu sagen im Begriff bin, aber ich kann es nicht unterdrücken: auf mich hat der Dom der heiligen Rosalie zu Palermo mit seinen feinen normannisch-arabischen Façaden und Portalen, seinen mächtigen Thürmen, seinem unendlichen Reichthum einheitlich und organisch zusammengefaßter Motive, die hier noch an die Moschee, dort noch an die romanische Basilika anklingen, einen tieferen Eindruck gemacht, als selbst die Peterskirche zu Rom: wer könnte den ungeheuren Bau Bramante's, dessen Gedanken Raffael weitergeführt, wer die majestätische Kuppel, die nach Michelangelo's Entwürfen gewölbt, den unermeßlich scheinenden Platz mit dem Obelisken, den Fontainen und den Colonnaden betrachten, ohne von dem Eindruck des Gigantischen ergriffen zu sein, der „sich unwiderstehlich, unauslöschlich aufdrängt?" [1] Ehrfurcht scheint hier jedes andere Gefühl auszuschließen, indessen dieser Dom mehr die Phantasie bewegt: er wirkt malerischer, poetischer und ein wunderbarer Zauber wird ihm verliehen durch die Palmen in seinem Vorhof. Intensiver, unmittelbarer noch tritt dieses orientalische, nein, dies — im Goethe'schen Sinne — „west-östliche" Element in der Cappella Palatina hervor: hier, neben den byzantinischen Heiligen auf Goldgrund, erblickt man in der ewigen Dämmerung dieses christlichen Heiligthums an einer Seitenmauer den silbernen Streifen des Halbmonds leuchten, während unter der colossalen Halbfigur des Erlösers, die Hände zum Segen gefaltet, wie die griechische Kirche vorschreibt, die römisch-katholische Geistlichkeit im lichterfunkelnden Chore die Messe celebrirt.

Nicht minder überraschend in der alten, normannischen Königsburg, deren Inneres heute zum Empfang der italienischen Majestäten, wenn sie von Rom nach Palermo kommen, modern umgestaltet und mit dem höchsten Comfort ausgestattet worden ist: mitten zwischen den überaus traulich eingerichteten Wohnräumen und den großartigen Repräsentations- und Ballsälen, liegt die Stanza

[1] Ranke, Die römischen Päpste, Bd. III, S. 47.

di Ruggiero, das Zimmer jenes Roger II., der den Königstitel annahm, und von dem der arabische Dichter singt:

„Roger, der Fürst, wie wenige nur waren,
Der Kön'ge König unter den Cäsaren" [1]).

So verbindet sich überall eine weit entlegene Vergangenheit mit der Gegenwart des heutigen Tages, und ohne daß man den Abstand empfände, tritt man aus dem Einen in das Andere. Aus den Fenstern dieses Palastes sieht man über das Häusermeer Palermo's auf das tyrrhenische Meer, das den Eroberer hertrug, und in üppiger Fülle drängt sich eine Vegetation dazwischen, welche mit der ganzen Mannigfaltigkeit von Blumen und Früchten der gemäßigten Zone schon den Uebergang zu der tropischen zu bilden scheint, und in der demgemäß neben den schönsten Laubbäumen, Kastanien, Ahornen und Platanen, die Palme in all' ihren Gattungen und schönsten Exemplaren vorherrscht.

Das Herrlichste jedoch, was Palermo zu bieten hat, weil es alle seine Herrlichkeiten, die künstlerischen und die landschaftlichen, in sich begreift, ist Monreale, der Dom und das Kloster, auf ziemlich steiler Höhe gelegen und auf einem nicht unbeschwerlichen Weg in etwas mehr als einer Stunde zu erreichen. Aber wenn man diese Straße zu dem weithin sichtbaren erzbischöflichen Städtchen emporsteigt, dann hat man ein wirklich paradiesisches Landschaftsbild rings um sich ausgebreitet, die berühmte conca d'oro, in Wahrheit eine goldene Muschel oder Thalmulde zwischen den bläulichen Gebirgen zu beiden Seiten, ganz ausgefüllt mit den Goldfrüchten des Citronenhains, eine dichte Masse schimmernden Grüns, so weit das Auge reicht, überquellend von Fruchtbarkeit, wie vom Segen der hesperischen Gefilde, nach der See hin begrenzt von Palermo's Thürmen und Kuppeln, die von der Nachmittagssonne beglänzt sind. „O beglücktes Thal," ruft Falcandus aus, jener Ugo Falcando, ein sicilischer Normann, der noch ein Zeitgenoß gewesen von Wilhelm II., dem Enkel Roger's — „o beglücktes Thal, für alle Zeit preiswürdig, das in seinem Schoß jede Gattung von Bäumen und Früchten birgt, das allein alle Wonnen der Erde umschließt." Um diese Zeit und von diesem Herrscher (1167—1186) war Monreale gebaut worden, und Falcandus sagt: „Catanien ist von einem Erdbeben zerstört [2]), die alte Hoheit von Syracus stirbt in Armuth und Einsamkeit dahin; aber Palermo ist noch mit einem Diadem gekrönt, und die dreifachen Mauern der Stadt umschließen die thätigen Mengen von Christen und Saracenen [3]). Als Falcandus so schrieb, war das Ende der schönen Normannenzeit schon herangekommen. Wilhelm II., den sie den Guten nannten, war kinderlos gestorben; vier Jahre noch unter Tancred, dem letzten illegitimen Sprossen des Normannenhauses, kämpften beide, Saracenen und Christen, vereint gegen den Sohn Barbarossa's, den deutschen Kaiser Heinrich VI., dessen Gemahlin Constantia, „die Tochter von Sicilien", Roger's II. Tochter und legitime Erbin des Königreichs war. Nach der Er-

[1]) Schack, Bd. II, S. 260.

[2]) Es ist der in einem früheren Abschnitt bereits erwähnte von einem Erdbeben begleitete furchtbare Ausbruch des Aetna vom Jahre 1169 gemeint, wobei Catania fast ganz zerstört ward und gegen fünfzehntausend Menschen umkamen.

[3]) Gibbon, Decline and fall of the Roman Empire, 1004.

mordung Tancred's und dem Fall Palermo's hielten die Saracenen sich noch dreißig Jahre lang in den Bergen, wurden unter Friedrich II., sechzigtausend an der Zahl, nach Nocera in Apulien verpflanzt und sind hier Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch Karl von Anjou ausgerottet worden. Alles Grauenhafteste, was es von Blutthaten in der sicilischen Geschichte gibt, verknüpft sich mit diesem Namen, während an die Normannen nur Werke des Friedens und der Schönheit erinnern, in denen zugleich das Andenken der Saracenen fortlebt.

Noch weiter zurück an die Traditionen der christlichen Vorzeit, als selbst der Dom in Palermo, knüpft der von Monreale, wiewohl er, gleich jenem, in seinen wesentlichen Zügen ein Bau des letzten Normannenkönigs ist, aber bei seinem beschränkteren Umfang vom ersten Erbauer vollendeter ausgeführt und in seiner Ursprünglichkeit der Gegenwart reiner erhalten. Unendlich ergreifend sind die Mosaikgemälde, welche die Wände dieses Doms in doppelter und dreifacher Reihe bekleiden: Darstellungen aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, von so rührender Einfalt, daß man sich in die Kinderzeit des Glaubens versetzt meint. Liebliche Frauen-, würdevolle Männergesichter, mit feinen Zügen, in denen sich die mannigfachen Empfindungen des geschilderten Vorgangs, Leid oder Freude, menschlich wahr ausdrücken; leuchtende Farben und Goldhintergründe, Häuser und Hausthiere des Morgenlandes, aber Schiffe, Schiffsgeräth, der Schnitt der Gewandung und selbst der Profile wundersam gemahnend an die Teppiche von Bayeux, in denen, nach Anordnung und auf Kosten des Capitels und der Kathedrale dieser Stadt, unmittelbar nach der Schlacht von Hastings, der abenteuerlich kühne Zug Wilhelm's des Eroberers in einer langen Reihe gewirkter Bilder dargestellt ist[1]). Denn freilich ist beides, dort an der französischen und hier an der sicilischen Küste, aus annähernd derselben Zeit und beides ist Normannenarbeit.

Der volle Pomp eines Sonnabend-Nachmittagsgottesdienstes erhöhte den mächtigen Eindruck, Orgelspiel und Gesang der Chorknaben, welche wir später, als wir Monreale verließen, in ihren carmin-rothen, von der Abendsonne bestrahlten Gewändern, nicht weit von dem Städtchen, auf den Felsen gelagert sahen, während eine Schar junger Mädchen, nonnenhaft schwarz gekleidet und unter Führung einer Laienschwester auf der Landstraße vorüberzog. Ganz einsam dagegen ist es in dem Hofe des alten Klosters der Benedictiner, das sich ehemals dem Dom anschloß. Das Kloster ist jetzt verlassen und verfallen; aber unversehrt stehen noch die maurischen Bögen und Säulchen des Kreuzgangs, alle mit den reizvollsten Capitälen und Ornamenten, und nicht wenige mit den Spuren von Gold und Resten der einstigen Mosaikeinlagen. In der Mitte wachsen Aloen, und das Rieseln eines Brünnleins ist die einzige Stimme, die man an dieser nunmehr ausgestorbenen Stätte vernimmt.

Man braucht indessen in Palermo gar nicht so weit zu gehen, um diese Stimme der Vergangenheit zu hören: auch im Volksgewühl der gedrängt vollen Straßen, im Innersten dieser Stadt, in ihren Gäßchen und auf den Märkten redet sie zu dem Vorübergehenden; ferne Sagen von chevaleresken Abenteuern

[1]) Thierry a. a. O., p. 811, Tapisserie de Bayeux.

und fromme Legenden, gemischt mit dem Aufschrei gegen den Tyrannen und dem Sturmgeläut der Revolution, von jener sicilianischen Vesper an, zu welcher die Glocken des Kirchleins von San Spirito, heut mitten in den Kirchhöfen Palermo's, riefen, bis zu den Tagen Ruggiero Settimo's, 1848, und Garibaldi's, 1860 — den Tagen der Märtyrer der Freiheit und ihrer Helden, an welche die Tafeln und Kränze der ehemaligen Fieria vecchia, jetzt Piazza della Rivoluzione, für immer erinnern.

Auch hier ist der öffentliche Garten, seit 1863 angelegt und Giardino Garibaldi genannt, nach sicilischer Sitte mit Marmorbüsten geschmückt: aber nicht die Bilder sind es von Künstlern und Dichtern, wie in Catania und Aci Reale, sondern solcher, die für die Befreiung ihres Volkes vom unwürdigen Bourbonenjoch gelebt haben und im rühmlichen Kampfe gegen dasselbe gefallen sind. Die schönsten aller Palmen von Palermo stehen hier, in diesem Garten, dicht am Meer; unter ihrer grünen Dämmerung, die nur vom Weiß des Marmors unterbrochen wird, bewegt sich von früh bis spät die geschäftige Menge der zur Stadt Gehenden oder von dort Kommenden, und den ernsten Hintergrund mit seinen Zinnen und altersgrauen Quadern bildet jener Palazzo Chiaramonte, ein Bau, fast festungsartig anzuschauen, in welchem auch einmal ein Rebell gefallen ist, dann Sitz der Inquisition und jetzt, wie zur Sühne so vieler Schuld, des Tribunals, welches im Namen des Königs von Italien Recht spricht.

Wer auf dem Wege von Genua nach Nervi bei Quarto vorübergekommen ist an dem kranzgeschmückten Kreuz auf dem einsamen Felsen, unter dessen Brandung, in zwei Rubbatino's und angefeuert von Crispi, Garibaldi sich eingeschifft hat mit seinem Tausend zur Heldenfahrt nach Sicilien, und dann hier in Palermo, mitten unter den Trophäen eines nach langen Kämpfen errungenen und mit den edelsten Opfern geweihten Sieges landet: der wird aufs Neue von Bewunderung ergriffen und erfüllt werden von Sympathie für den Enthusiasmus, die Freiheitsliebe, den ungebeugten Stolz und die zähe Thatkraft dieses italienischen Volkes und aus den Erinnerungen seiner Geschichte die Hoffnung schöpfen, daß es sich auch der gegenwärtigen Lage gewachsen zeige. Denn es ist nicht zu leugnen, weil es in der Natur der Menschen liegt, daß dem heroischen Aufwallen einer Nation nur zu bald die Depression folgt, als wolle das waltende Geschick sie nun erst auf die härtere Probe stellen: das in einem Augenblick der Begeisterung Errungene zu behaupten in der mühseligen, nüchternen und resignirten Arbeit von Jahren. Dann erst beginnen die Schwierigkeiten, wie wir deren auch in Deutschland jetzt mehr als genug durchzumachen haben. Aber in Italien stellen sie noch Anforderungen ganz anderer Art an die Festigkeit der Regierung, die patriotische Gesinnung der Bürger und den guten Willen all' Derer, die von der alten Ordnung der Dinge gelitten oder Vortheil gehabt haben. Sie bestehen nicht zum Wenigsten in Mißbräuchen, denen nur auf Kosten der Bevorrechteten ein Ende gemacht werden könnte; sie gehen, mit Einem Wort, tiefer und bis zur Wurzel der Existenz, weil sie zum Theil mit Uebelständen zusammenhängen, die dieser selbst anhaften, dem bösen Erbe der inneren Zerrissenheit, der Viel- und Mißherrschaft, welche das Volk und seine vitalen Interessen geflissentlich vernachlässigte, ja mit Füßen trat und im Vergleich mit der sogar unsere

kleinen Staaten Musterstätten väterlicher Fürsorge genannt werden dürfen. Denn hier regierten Deutsche doch immer über Deutschen; in Italien aber waren es Fremde, deren Druck auf dem schönen Lande gelastet und nirgends unheilvollere Spuren zurückgelassen hat, als in seinem schönsten Theile, dem Süden, wo „die verhaßte Gewalt der Spanier", wie Ranke sagt, und der spanischen Bourbonen den Namen des „Königreichs beider Sicilien" zu einem Namen des Fluchs in der Geschichte gemacht hat. Die Geschichte Siciliens, vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert, ist eine politischer Unmoral, welche nicht anders als demoralisirend auf das Volk selbst zurückwirken konnte. Tauschobject der europäischen Cabinetspolitik, kam die Insel einmal sogar, im Utrechter Frieden (1713), vorübergehend an — das Haus Savoyen, das aber, damals noch weit entfernt von dem Gefühl seiner nationalen Sendung, einige Jahre später Sicilien für Sardinien und den Königstitel an Oesterreich zurückgab (1718), bis wiederum nach wenigen Jahren die Spanier noch einmal (1734) siegreich einzogen in Neapel und Palermo. Kein Wunder darum, daß die Zustände der beiden Hälften des ehemaligen Königreichs, der festländischen und der insularen, einander so sehr gleichen. Nur mit dem Unterschiede, daß Süditalien seine großen Handelsstädte hatte, während Sicilien von je vorwiegend ein ackerbautreibendes Land war und die letzten Ursachen seines Zerfalls, in der kurzen Zwischenherrschaft der Araber und Normannen nur aufgehalten, nicht beseitigt, zurückdatiren bis zur Zeit der Römer. „Die vornehmsten Besitzungen waren das Eigenthum der reichen Senatoren von Rom, welche das Gebiet einer alten Republik oft in einer Farm einschlossen"[1]). Die Folge war, daß der gesegnete Boden dieser Insel in den Händen weniger Großgrundbesitzer und Speculanten durch Sclavenwirthschaft systematisch ausgesogen ward. An die Stelle der Sclaven sind allerdings jetzt Arbeiter getreten; aber das System ist dasselbe geblieben: es gibt keinen unabhängigen Bauernstand; und wo man nun auch die socialen Schäden Siciliens untersuchen mag, überall wird man auf ihren Zusammenhang mit den agrarischen Verhältnissen stoßen.

Aus ihnen, wenn man die feurige, rasch zur That entschlossene Natur des Sicilianers, seinen ursprünglich poetischen, aber durch moralischen Einfluß nicht immer gezügelten Sinn hinzunimmt, erklärt sich auch das Banditenwesen, welches nur eine andere Form der Agrarverbrechen darstellt, als diese z. B. in Irland angenommen haben. Von dieser Plage Siciliens vernahmen wir freilich nichts während unseres Aufenthaltes in der Insel. Aber wenige Wochen später eclatirte das Unheil, zugleich mit dem Ausbruch des Aetna, ganz Sicilien in Schrecken setzend, als ob mit dem Aufruhr in der Natur auch das Verbrechen wieder emporflammen solle. Wir waren schon zurück in unserem guten Berlin, als wir aus den Zeitungen erfuhren, daß die rauchende Lava bis dicht an die friedlichen Dörfer hinabgeflossen sei, die wir von Aci Reale aus besucht; und daß gar nicht weit von Palermo die „Malandrini" wieder am Werk seien, daß sie reiche Leute heimlich aufgriffen, in die Berge verschleppten und, wenn das geforderte Lösegeld nicht rechtzeitig eintraf, grausam ermordeten und deren Leichname

[1]) Gibbon, S. 106. — Die Provinz Afrika war ebenfalls unter vier oder fünf Landeigenthümer vertheilt.

verbrannten. Das sind traurige Flecke fürwahr auf dem Glanze dieser schönen Stadt! Wir lasen, daß man sich mit einiger Sicherheit nicht mehr vier oder fünf Stunden aus ihrem Weichbild entfernen, noch die benachbarten Gebirge besuchen könne, die zum Theil prachtvoll bewaldet mit Eichen und Buchen und reich an geräumigen Ebenen, an malerischen Thälern sind. Selbst die Palermitaner, die dort ihre Sommerresidenzen haben, flohen die Gegend aus Furcht vor den Räubern oder wagten sich nur dorthin in Begleitung einer berittenen Truppe von Feldhütern. In einem Bericht, welchen der großbritannische Consul Stigand in Palermo damals seiner Regierung erstattete, heißt es, daß man der Verbrecher sehr schwer habhaft werden könne, weil derjenige Theil der Einwohner, der eine sträfliche Verbindung mit den Briganten nicht unterhalte, dennoch in einer solchen Angst vor ihnen lebe, daß er sich unter keiner Bedingung dazu verstehe, von ihren Bewegungen Nachricht zu geben; während eine nicht minder große Masse des Volkes, die „manutengoli", den Räubern Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse zu exorbitanten Preisen verkaufen und mithin an der Beute participiren. Der britische Consul meint, daß die sicilische Polizei verstärkt, zu diesem besonderen Zwecke trainirt und mit Bluthunden, wie in den Verbrechercolonien von Florida, zur Verfolgung der Räuber und ihrer Spuren ausgerüstet werden müsse. Wozu der Londoner „Spectator" (24. September 1892)[1]), die folgende sehr richtige Bemerkung macht: „Ohne Zweifel würde bessere Polizei viel thun; aber wir sind geneigt zu denken, daß Consul Stigand eine der hauptsächlichen Ursachen, wenn nicht die hauptsächliche, des Brigantenthums übersieht. Die sociale Lage des ackerbautreibenden Siciliens ist grundschlecht (utterly bad), und bis eine Reform bewirkt wird, werden wir das Eiland nicht wirklich ruhig sehen. Das Land wird nach dem Latifundiensystem bewirthschaftet — das heißt in riesigen Gütern, dem Eigenthum abwesender Herren, welche nicht an Oekonomen verpachten, sondern Verwalter anstellen, welche die nöthigen Arbeiter dingen. So kommt es, daß die Arbeiter in Dörfern und kleinen Städten leben, zuweilen auf acht Meilen Entfernung von ihrer Arbeit, und Beschäftigung nur zu bestimmten Jahreszeiten erhalten. Das Land ist auf diese Weise mit besitzlosen Menschen gefüllt, die keine feste Thätigkeit und kein Interesse am Boden haben, und die in den Landstädten zusammengepfercht sind, in großem Elend und mit mehr als hinreichender Gelegenheit für sociale Verschwörung."

Nun versteht es sich wohl von selbst, daß man in einem großen und reichen Gemeinwesen wie Palermo, das gewissermaßen auf unzerstörbaren und in der That durch keinerlei Mißgeschick jemals gänzlich zerstörten Fundamenten ruht, von den allgemeinen und ringsumher verbreiteten Uebelständen weniger bemerkt. Wenn man sonst auf dieser Insel und im übrigen Süden von Italien die Vorstellung hat, als ob sie von zwei völlig verschiedenen Arten von Menschen bewohnt würden: einer verkommenen, bettelhaften und einer höheren, die sich durch Noblesse der Erscheinung und ererbte Cultur auszeichnet, so macht sich dieser Abstand hier bei Weitem nicht so fühlbar, wie z. B. in Neapel, weil die Bevölkerung von Palermo durchaus liebenswürdiger und gesitteter ist. Aber

[1]) Brigandage in Sicily, p. 410.

auch hier scheint jede Verbindung zu fehlen zwischen der zerlumpten Greisin, die sich wimmernd und jammernd an unseren Wagen drängt, und der vornehmen Dame, die in ihrer mit Rosen besteckten Equipage auf dem Corso der Via della Libertà vorüberrollt. Lieblichere Frauengesichter, reizvollere Toiletten als auf diesen Nachmittagsfahrten, bis zur Villa Favorita, dem Park, dessen weite Rasenflächen der tiefe, blaue Schatten des Monte Pellegrino begrenzt, wird man in ganz Italien nicht finden. Zumeist bleiche Gesichter von feinem, aristokratischem Schnitt, mit dunklen Augen, graziöse Gestalten, trotz der Boas in helle Frühjahrsfarben gekleidet, in denen das Weiß und vielfach das Grün in allen seinen Nüancen vorherrscht. Als ich nicht viel später den Corso in Neapel sah, die Villa Nazionale, dicht am Meer, entlang und von der Mergellina den Posilipp hinauf, da war ich freilich auch überwältigt von der Pracht dieses Anblicks; aber so schöne Frauen, so schöne Toiletten und so schöne Pferde, solch' gediegenen Luxus mit so gutem Anstand zur Schau getragen, wie in Palermo, habe ich selbst in Neapel nicht gesehen. Oft, und besonders bei der Rückfahrt in die Stadt, gegen Abend, bewegen sich in dreifacher Linie die Wagen, zum großen Theil herrschaftliche Kutschen und Equipagen, auf dem Schlag die Wappen und Krönlein alter Geschlechter, in deren manchem sich normannisches mit arabischem Blut gemischt haben mag; und vornauf die wohlgenährten Kutscher und kleinen Grooms — so sehr treten hier Adel und Reichthum in den Vordergrund, ohne daß sie doch auffällig aus dem allgemeinen Rahmen herausträten. Denn immer wieder, zuerst und zuletzt, ist der Eindruck von Palermo der einer unbegrenzten, das ganze Herz erfüllenden Schönheit, und nicht einmal ein bedeckter Himmel, der den anderen italienischen Städten etwas so Tristes, alle Farben Auslöschendes und sie bis zur Unkenntlichkeit Veränderndes gibt, thut ihr einen wesentlichen Abbruch. Aber wie leuchtet und strahlt dieses Meer, dieses Gebirg und diese Stadt unter einem wolkenlosen Himmel und im Glanze der Frühlingssonne! Wer, in ihre Maienpracht, vermöchte dann die jedem Besucher gastlich geöffneten Gärten zu schildern, ja, wer vermöchte sie nur alle zu nennen — so groß ist ihre Zahl, von der städtischen Villa Giulia bis zu den Villen Florio und Serradifalco, in denen sich zur Mittagszeit so lieblich träumen läßt, oder der Villa des Grafen Tasca, die man zur Abendstunde besuchen muß, wenn der Sonnenuntergang seine zauberischen Lichter in das Grün webt, um die weißen Marmorbilder spielen läßt und von den Wasserspiegeln reflectirt. Wenn man sich das Stadtbild vergegenwärtigt, wie der Beschauer es von irgend einem hochgelegenen Punkt überschaut, so scheint es von diesen Gärten ganz umschlungen zu sein, wie von einem Kranze, der sich um ein Diadem flicht. Auch Ueberreste der alten arabisch-normannischen Gärten haben sich noch erhalten in den immer grünen, immer blühenden und immer Früchte tragenden Limonenhainen, die man in der Nähe des Residenzschlosses, vor der Porta Nuova, zu beiden Seiten des Weges nach Monreale sieht. Hier, in einer Vorstadtstraße, liegt die berühmte Zisa, von jener imposanten Würfelform, die den sicilischen Normannenbau bezeichnet, ein Castell mit hohen Thür- und Fensterwölbungen, mit einem Eckthurm und einer Halle, deren Brunnen und Mosaikbilder mit Pfauen und Palmen an die Höfe maurischer Paläste Spaniens erinnern. Ein ganzer Wald von Orangen

schließt sich an dieses ehemalige Lustschloß der letzten Normannenkönige, mit arabischem Namen Al Aziz (daraus Ziza geworden); lange kann man unter diesen Bäumen wandeln in den dunklen Irrgängen, die von goldnen Früchten funkeln, und, vom leisen Säuseln des Windes begleitet, dann die Worte der im Erdgeschoß der Ziza jüngst entdeckten Inschrift besser verstehen: „Du wirst den König des Jahrhunderts sehen, denn sein ist die Pracht und die Freude“ [1]). Weiter oben, schon außerhalb Palermo's, einsam in einer gleich üppigen Gartenwildniß, liegt die Cubola, nach den vier Seiten offen, auf Pfeilern mit Spitzbogen eine Kuppel tragend, einer der Pavillons, die, durch einen Porticus verbunden, zur Cuba führten, durch einen einzigen schönen Garten mit Springbrunnen und Mosaikboden, wo jetzt die staubige Landstraße sich hinanzieht und, auf dem Hof einer Reiterkaserne, der letzte Rest dieses alten Palastes steht, noch immer erkennbar an den flachen spitzbogigen Nischen der Außenwände.

Wie sehr begreift man den Schmerz, mit welchem die Araber einst von dem „geliebten Eiland“ schieden, die Sehnsucht, die sie mit sich trugen, und das Heimweh, das sie, zurückgekehrt ins eigene Vaterland, nach ihm empfanden! Auch für uns kam die Stunde, da „die Palmen von Palermo's Strand“ unserem Blick entschwanden, und durch unsere Seele ging es wie der Vers des arabischen Dichters:

„Wenn ich von jener Insel auch verbannt bin, jenem Eden,
So lang' ich lebe, muß ich doch von seinen Wonnen reden“ [2]).

---

[1]) Schack, Bd. II, S. 263.
[2]) Schack a. a. O., Bd. II, S. 19.

Armeleutemalerei.

Von Armeleutemalerei als kunsthistorischem Begriffe ist in einem eben erschienenen Hefte die Rede, welches in seltsam schwungvoller Sprache v. Uhde's künstlerische Entwicklung behandelt: „Fritz v. Uhde. Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Samberger's. München 1893. R. Albert & Co." Der Verfasser, O. J. Bierbaum, stellt Uhde sehr hoch. Ich hatte bei Beendigung der Schrift das Gefühl, daß sie das Werk eines rechtschaffenen Fanatikers sei. Wenn über Kunst geschrieben wird, darf es jedoch mit Begeisterung und in überschwänglichen Wendungen geschehen, und Niemand wird es einem Biographen übel nehmen, wenn sein Held, seiner Meinung nach, den Uebrigen voraus ist.

H. v. Uhde's Thätigkeit aber kann auch Beurtheilungen anderer Art unterliegen, welche, ohne gegen ihn oder seine Bewunderer gerichtet zu sein, die Anerkennung seiner Arbeit einschränken. Ich habe H. v. Uhde's Gemälde von Anfang an mit Vorliebe gesehen und empfand eine lebhafte Genugthuung, als sein auf der Berliner Nationalgalerie befindliches Werk, auch auf mein Votum hin, angekauft wurde. Selbst wenn dieser Meister heute überschätzt würde, könnte das kein Grund für mich sein, seine Anhänger in ihre Grenzen zu verweisen. Denn die Ueberschätzung eines Künstlers schadet dem Publicum nichts. Auch dem, der später sich ernüchtert, bleibt es immer eine schöne Erinnerung, der Zeiten zu gedenken, wo man zu Gunsten eines Künstlers völlig befangen war. Wenn ich hier Widerspruch erhebe, so leiten mich Bedenken dazu, die weder mit H. v. Uhde und seinen Werken noch sogar mit Herrn Bierbaum und seiner Schrift etwas zu thun haben, sondern von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehend den Künstler und seine Gemälde in ihrem Verhältnisse zur allgemeinen geistigen Entwicklung der Gegenwart in Betracht ziehen.

Es ist bekannt, daß in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche eine Reihe von Momenten der Evangelien in einem Bilderkreise künstlerisch festgelegt wurden, der, mit den Jahrhunderten eine gewisse Unveränderlichkeit annehmend, sich bis zur französischen Revolution behauptete. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts nöthigte eine Verbindung von Freiheit und Unfreiheit den bildenden Künstler, diese Momente, und zwar nur sie und keine anderen etwa, die den Evangelien ebenfalls hätten entnommen werden können, in einer bestimmten Anordnung

der mithandelnden Figuren zu geben. Es gibt auch heute noch Künstler, welche in diesem Sinne malen, da besonders, wo Bestellungen für kirchliche Zwecke vorliegen; die Mehrzahl der Künstler aber, welche in der neuesten Zeit den Inhalt der Heiligen Schrift darstellen, haben sich von dem alten Herkommen losgemacht. Ihre Gemälde sollen nicht mehr im Dienste der Kirche Gefühle confessioneller Frömmigkeit erwecken oder wach halten, sondern illustriren Thatsachen eigener Auswahl oder Erfindung, wie ja auch in den kirchlichen Bildercyclus Scenen aufgenommen worden sind, welche sich an die Evangelien anschließende Legenden enthielten oder symbolischen Inhalts waren. Ich brauche nur an das Sposalizio oder an das jüngste Gericht zu erinnern. Da fragt sich nun, wie weit es im Sinne der heute herrschenden religiösen Anschauungen gestattet sei, die Evangelien und das sich an die Gestalt Christi Anschließbare, Legendare und Symbolische zum Gegenstande von Malereien zu machen, wie neuerdings geschieht. Oder, weil der Ausdruck „gestattet" als der heutigen Freiheit in Glaubenssachen widersprechend klingen könnte: wie weit die Art, in der unter anderen Malern H. v. Uhde Scenen darstellt, in denen Christi Gestalt erscheint, mit dem Gefühle Derer übereinstimme, deren Urtheil im größesten Kreise hier in Frage kommt.

Bekannt ist, daß Lionardo da Vinci's (um nur ihn zu nennen) Abendmahl schon deshalb nicht der Wirklichkeit entsprechen könnte, weil, wie die ältesten Darstellungen der Scene sie auch zeigen, man zu Christi Zeiten wahrscheinlich nicht saß, sondern gelagert war, wenn Mahlzeiten abgehalten wurden. Auf Lionardo's und vielen anderen Gemälden stört uns das Sitzen trotzdem nicht, weil seit Jahrhunderten das Abendmahl so gemalt worden ist. Auch fragen wir nicht nach den Physiognomien der Apostel, oder wundern uns darüber, daß sie auf jedem Gemälde anders seien. Ebenso wenig stört uns, wenn beim Begräbniß oder der Auferstehung auf manchen italienischen Gemälden aus früheren Zeiten Geistliche im Ornate des Quattrocento oder der folgenden Jahrhunderte sichtbar sind, oder daß van Eyck's Propheten Pelzmützen tragen ꝛc. Wir sehen diese Gemälde als kunsthistorische Monumente für sich an, als Hervorbringungen bestimmter Zeiten und Meister. Anders aber ist es, wenn neuere Maler Christus in der Umgebung von Menschen in deutschem Costüme des Reformationszeitalters oder gar in heute üblicher moderner Kleidung zeigen. Von diesen Malern wird auf diese Anzüge ein Accent gelegt, der sie als etwas Besonderes erscheinen läßt! Niemand heute doch, der die Evangelien liest, wird glauben, daß Christi Umgebung Fracks oder blaue Kittel trug, wie unsere heutigen Arbeiter tragen. Malt man dergleichen, so muß es in einer Art geschehen, die jeden Gedanken an Effecthascherei ausschließt.

Ich komme hiermit auf jenes Gemälde Uhde's, für dessen Ankauf ich selbst stimmte. Dem Künstler schwebten die Worte des Tischgebetes vor: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns beschéret hast." Es stellt einen Arbeiter hin, der, gekleidet wie heute Arbeiter gehen, in schlichter herzlicher Höflichkeit den auf seinem irdischen Gange durch das Land wandelnden Sohn Gottes hereinnöthigt, damit er an seinem, von vielen schnabulirenden kleinen Kindergestalten umgebenen Familientische mit Platz nehme. Man denkt dabei auch an den Spruch, daß, wer einen Armen aufnehme, Christus selbst aufnehme, und die Scene hat

nichts Widerspruchserweckendes. Im Gegentheil, sie erfreut durch die unschuldige Verbindung des heutigen Arbeiterdaseins mit der Gestalt des heiligen Mannes, der der Freund der Kinder und der Armen war. Vergleichen wir mit diesem Bilde nun aber ein anderes Werk Uhde's, das eine der letzten Münchener Ausstellungen brachte: die Flucht nach Aegypten. Eine abgerissene junge Frau, an einem dämmernden kalten Winterabend auf der Straße ein Kind nothdürftig verhüllend, das sie in den Armen trägt. Neben ihr ein alter Mann, einen leeren Nachtsack tragend. Beide ihre Schritte beschleunigend, als fürchteten sie, die Polizei möchte sie abfangen, gehen über einen winterlich kahlen Platz, in dessen Hintergrunde Gaslaternen durch die Nebel leuchten, zur Eisenbahn vielleicht, um einen Bahnzug nicht zu verfehlen.

Was will der Maler mit dieser Darstellung? Man hat das Gefühl, als wolle er sagen: Käme Christus heute noch einmal herab, so würde er, gehetzt, wie wir ihn hier vor uns sehen, von seinen Eltern durch Frost, Kälte und Armseligkeit dahingeschleppt werden. Fast als sollte das Denjenigen, denen es heute nicht so schlecht geht, zum Vorwurfe gereichen. Das Gemälde flößte mir ein unbehagliches Gefühl ein, wie widerwärtige Töne plötzlich uns ins Ohr schneiden. Jedes Kunstwerk, das weder schön noch erfreuend ist, sondern eher unangenehm wirkt, muß Etwas in sich tragen, das seine Existenz entschuldigt. Diese Flucht nach Aegypten aber lehrt uns weder Etwas noch warnt sie, noch erschüttert sie uns, noch dient sie überhaupt irgend einem geistigen Zwecke. Das Gemälde ist nur unbehaglich. Bloß Unbehagen zu erwecken sind Künstler aber nicht da, und, um in solchen Darstellungen illustrirt zu werden, die Evangelien nicht.

Uhde's Bewunderer vertheidigt mit warmen Worten diese „Armeleutemalerei", die, wie es scheint, an manchen Stellen bereits Widerspruch hervorrief. Bierbaum faßt die gegen Uhde laut gewordenen Stimmen als die Partei der alten abgethanen Akademiker zusammen. Man kann Jemandem aber, der in den bisherigen Anschauungen kirchlicher Malerei älter geworden ist, doch nicht verdenken, wenn er den neu einbrechenden, ihm ungewohnten Anschauungen nicht ohne Weiteres gleichen Rang mit den althergebrachten zuerkennt. In Dingen, welche Kirche und Religion betreffen, nimmt es die Welt nicht so leicht. Bierbaum hätte, was die Armeleutemalerei angeht, auch Uhde's Vorgänger mehr in Betrachtung ziehen müssen. Die Gelegenheit wäre zu ergreifen gewesen, z. B. auf Rembrandt's Hundertguldenblatt —: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid" — eingehender hinzuweisen, wo wir die wahrhaftige Armeleutemalerei vor uns haben, und darzulegen, wie sie von der heutigen unterschieden sei.

Gerade Rembrandt zeigt, was Uhde hier abgeht. Rembrandt stellt die Armen und Beladenen, die Christus umlagern, allerdings in einem seiner Zeit halb phantastischen, halb modernen Costüme dar, läßt es aber durch die Naturwahrheit der Gestalten zugleich völlig zur Nebensache werden. Malte Uhde seine armen Leute in dieser durchdringenden Wirklichkeit, so würde Niemand etwas dagegen zu sagen haben. Dem modernen Meister scheint es vielmehr nur auf einen Contrast anzukommen, dessen Wirkung außerhalb des künstlerischen Gebietes liegt. Es ist mehr ein moralisch bedrückend wirkender, als rein menschlich ergreifender Effect, den Uhde uns zu Gesicht bringt. Aus seiner „Flucht nach

Aegypten" klingt jener, die Welt heute durchtönende Vorwurf heraus, als seien die Evangelien nur für die Armenleute geschrieben, nur von Armenleuten erlebt worden und Armenleuten allein verständlich. Ich habe im Leben genugsam mit armen Leuten zu thun gehabt, um ihre Bedürftigkeit zu kennen, kenne aber auch die großartige, sich selbst verleugnende Liebe Derer, die für die Armen sorgen und, selten mit Dankbarkeit belohnt, ihr oft nur Weniges mit ihnen theilen. Sollen Menschen, die den täglichen Lebensbedürfnissen gegenüber so vom Schicksal gestellt worden sind, daß sie sich der Armen annehmen können, deshalb geächtet sein? Als sei es sündlich, so viel zu haben als man braucht oder darüber hinaus? Soll der ungeheure Betrag thätiger Nächstenliebe, den die höheren Stände in ununterbrochener Arbeit den Armenleuten zuwenden, nichts sein als Etwas, bei dem sie Gott danken sollen, wenn es ihnen eben nur abgenommen wird? Man sehe sich auf Uhde's Gemälde die Lumpigkeit Joseph's und Maria's an, wie sie fast in Gestalt entlassener Sträflinge halb dahinschleichen, halb flüchtig sich davonmachen: steht Etwas davon in den Evangelien? Haben diese halbzerrissenen Stiefel etwas Frömmigkeit Erweckendes? Sind Joseph und Maria ihrer Zeit mit dem Kinde so aus einer großen Stadt entwichen, wo man ihnen Speise und Obdach versagte? Wozu diese anzüglichen Verkleidungen? Niemandem kommen bei Rembrandt solche Gedanken. Wenn er Joseph und Maria darstellt, wie sie, dick eingewickelt, in der kalten Christnacht im dunklen viehwarmen Stalle liegen und die Hirten mit der Stalllaterne in der Finsterniß herumleuchten, wo sie denn zu finden seien, so erweckt diese Scene auch nicht den leisesten Gedanken an Verstoßensein und obdachloses Umherirren in finsterer Decembernacht. Ich kann Niemandem verdenken, wenn er in heutigen social aufgeregten Zeiten an dieser unnöthigen gezierten Armeleutemalerei keine Freude hat. Wollten wir den Versuch machen, die bürgerlichen Verhältnisse der Familie Christi in heutige Zustände zu übertragen, so würde viel angemessener gewesen sein, Joseph in einem warmen Winterüberzieher, wasserdichten Stiefeln und Pelzmütze, Maria in den Kleidern, in welchen sich die wohlhabende Frau eines Zimmermeisters im December für eine Eisenbahnfahrt ausrüstet, und das Kind, ebenso wohl eingepackt, auf dem Arme eines Mädchens darzustellen, obgleich ich nicht weiß, welchen Nutzen es haben könnte, uns die reisende irdische Familie Christi so maskirt heute vorzuführen.

Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, wie wir meinem Gefühle nach heute zur malerischen Illustration der Evangelien stehen.

Den ältesten Christen waren Kirchenbau und kirchliche Kunst fremd. Was Paulus den Athenern darüber sagte, entsprach gewiß der allgemeinen Meinung. In früheren Jahrhunderten änderte sich das bereits, aber ich theile die Ansicht Derer, welche in den Gemälden der Katakomben nicht mit dem Gottesdienste in Verbindung stehende Darstellungen, sondern nur dem Geschmack der Zeiten entsprechendes Ornament sehen. Wie sich aus diesen Anfängen im ost- und weströmischen Reiche eine reguläre kirchliche Malerei und Sculptur entwickelte, wie schließlich die Formen der byzantinischen Kirchenmalerei auch im Westen zeitweise die Oberhand behielten, wie sich daraus von Jahrhundert zu Jahrhundert eine immer ausgebildetere kirchliche Kunst entwickelte, und wie dieselbe sich endlich erschöpfte, ist allgemein bekannt.

Mit dem endlichen Abschlusse dieser christlichen Kunst zu Anfang unseres Jahrhunderts ist nun aber keineswegs Etwas verloren gegangen, dessen Mangel dem heutigen Christenthume zum Vorwurfe oder Schaden gereichte, sondern es scheint der kirchliche und außerkirchliche Cultus zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückkehren zu wollen. Die Versuche, das der Vergangenheit angehörige Phänomen menschlicher Phantasiearbeit zum Schmucke der Kirchen und Auffrischung des Gottesdienstes wieder zum Aufleben zu bringen, scheinen, menschlicher Voraussicht nach, vergeblich. Wer zu seiner Erbauung bildlicher Darstellungen bedarf, wird sich auch heute noch am besten an die Werke der Renaissancezeit halten, ein herrliches, natürliches, überall zu Gebote stehendes Product gesunder künstlerischer Entwicklung.

Uhde und seine Gesinnungsgenossen sind freilich weit entfernt davon, Cultbilder zu malen: sie lassen die Evangelien auf sich wirken und stellen ihren Inhalt dar, wie es ihnen beliebt, ohne besonderen religiösen Zweck, sondern zu Nutzen Derer, die an derartigen Gemälden Gefallen finden. Was kann dagegen gesagt werden?

Die Evangelien sind nicht dazu da, beliebig illustrirt zu werden. Ihr Inhalt erhebt sie über den Rang bloßer Phantasieliteratur, an welche eine beliebige Phantasiekunst sich anschließt. Die Schriften des Neuen Testamentes bilden für den besten Theil der heute in höherer und niederer Art arbeitenden Menschheit die Grundlage der geistigen Existenz. Durch einen allgemeinen Consensus sind wir dahin gelangt, daß Niemand in der eigenen Auslegung dieser Bücher gehindert und gestört werden dürfe. Sie sind geistiges Gut, mit dem zu schalten und zu walten Jedem frei steht. In diesen Bezirk aber jetzt wieder mit phantastischen Werken bildender Kunst hineinzudringen — ich habe hier ganze Reihen von Darstellungen im Sinne, die die neueren Ausstellungen erfüllen — kann keinen Nutzen bringen. Besonders widerwärtig muß empfunden werden, wenn die Evangelien zur Quelle tendenziöser Darstellungen gemacht werden sollen, die bei den die Gegenwart beunruhigenden vorübergehenden Streitigkeiten von social geschiedenen Parteien mit in Action treten. Ich will Niemandem das Recht beschränken, in dieser Richtung, meiner Meinung entgegen, zu malen, zu bildhauern und zu schreiben, was er will: aber es soll auch Denen, die in dergleichen Etwas erblicken, das ihnen mißfällt, das Wort nicht verboten werden.

Juli 1893. Herman Grimm.

Aus dem Riesengebirge.

Kleine Geschichten
von
Th. Fontane.

I. Auf der Koppe.

Koppenwirth Pohl war krank.

Es paßte schlecht, denn es war Hochsommer, und jede Stunde brachte neue Besucher, die bis Mitternacht tanzen und singen und, nach dreistündigem Schlaf in einem engen Bett und stickiger Stube, den Sonnenaufgang sehen wollten. Im Vorflur, auf Schemeln und Treppenstufen, saßen Dutzende von Krummhübler Sesselträgern, die, von früh an, theils ermüdete, theils steigensunlustige Herren und Damen den Kegel hinauf getragen hatten, und selbst drüben in dem kleinen, schon auf böhmischer Seite gelegenen Nachbar-Koppenhause, begann es an Unterkunft zu fehlen. Ueberfüllung aller Orten, und ehe noch die sechste Stunde heran war, mußte schon die Fahne herausgesteckt werden, die etwaigem neuem Zuzuge zu verkündigen hatte: „kein Platz mehr; Alles besetzt!"

Im Saale drinnen war Lärm und Lachen, und an einem langen, ganz in Nähe dreier Harfenistinnen aufgestellten Tische saßen Schüler aus Breslau mit allerhand Verbindungszeichen angethan und in ihrem ganzen Thun sichtlich beflissen, sich auf den Studenten hin auszuspielen; ihre Deckel klappten in einem fort, immer neue Seidel wurden herangetragen, und während einer, eine Art „Senior", ziemlich weltmüde dreinschaute, schob sich ein Ganzjugendlicher immer näher an eine der Harfenistinnen, die seine Mutter sein konnte, heran und hatte dabei den Muth, ihr seine Huldigungen zuzuflüstern. Sie verstand ihn auch, was sich darin zeigte, daß sie die gewagtesten Stellen immer mit einem Fortissimo begleitete, worin dann, ungehört von den Andern, die jugendlichen Kühnheiten verklangen. Einige der diesem Schülertreiben zusehenden Gäste tuschelten darüber, was die „Herren Studiosi", die sich dadurch genirt fühlen mochten, schließlich veranlaßte, den Tisch, an dem sie saßen, ins Freie zu schaffen. Es war eine von ihnen gutgewählte Stelle, denn nicht nur, daß die vom Dach herabhängende Fahne lustig über ihnen flatterte, neben ihnen stand auch ein

großes, für das wissensdurstigere Reisepublicum aufgestelltes Fernrohr, dessen Besitzer, zu besserer Orientirung der unablässig Neuherantretenden, ebenso unablässig den landschaftlichen Erklärer machte. „Die helle Linie, die Sie da sehen, das ist Erdmannsdorf, und das Schweizerhaus daneben, das ist Siecke's Hôtel, wo man die guten Forellen und das gute Pilsener kriegt, und die weiße Steinmauer dicht dahinter (aber es sind fast noch zwei Stunden), das ist der Hirschberger Kirchhof." All das richtete sich selbstverständlich an das große Publicum, aber auch die daneben sitzenden jungen Herren vernahmen, sie mochten wollen oder nicht, jeden Namen und jede Ortsbezeichnung, und als der Ganzjugendliche, der eben noch der Harfenistin den Hof gemacht hatte, das Wort „Kirchhof" hörte, zog er, sentimental werdend, sein Gesicht in feierliche Falten und begann dabei vor sich hinzusummen: „es ist bestimmt in Gottes Rath". Es waren im ersten Augenblick nur halblaute Versuchsklänge, bis seine Commilitonen, denen solcher Stimmungswechsel ebenfalls passen mochte, mit ihren angehenden Bierstimmen einfielen.

Elegisch klang es über den Vorplatz hin und auch zu Pohl hinauf. Der lag sterbenskrank auf seinem Bett, und einer von der Familie, der wohl sah, wie schwer er litt, sagte, während er sich niederbeugte: „Sollen wir 'runterschicken und bitten lassen, daß sie nicht weiter singen?" Aber Pohl schüttelte den Kopf und sprach etwas, was freilich nur der Nächststehende hören konnte. „Was sagt Vater?" — „Er sagt, es ginge nicht, das könnten wir der Koppe nicht anthun; die Leute, die auf die Koppe kämen, die wollten lustig sein, aber nicht traurig." — Und so ließ man's denn, weil Jeder fühlte, daß der Sterbende Recht habe.

So war es oben, wo der Kranke lag. Unten im Saal aber lärmte die Musik weiter. An jedem Tische (denn es war kühl geworden) dampfte der Grog, und der Küchengeruch zog durch Flur und Haus. Um acht stieg die Dämmerung herauf, und um zehn war Pohl todt.

Er war still gestorben. Aber damit war es nicht gethan. So still der Kranke gestorben, so still auch mußte der Todte zu Thal; er durfte, nach seinem eigenen Wort und Willen, die Lust seiner Gäste nicht stören, das verlangte die Koppe so. Man sprach also mit den Trägern, die nach wie vor draußen auf Flur und Treppenstufen umhersaßen, und fand sie, so weit sie noch freie Hand und Verfügung über ihre Zeit hatten, auch sofort willig und bereit, ihren Koppenwirth, dem die Meisten von ihnen zu Dank verpflichtet waren, in aller Stille zu Thal zu schaffen. Eine Bahre war schnell zur Hand; darauf legten sie den Todten und überdeckten ihn mit so viel grünem Gezweig, wie da oben in der Steinöde zu beschaffen war. Und nun setzten sie sich lautlos in Marsch, vier, die die Bahre trugen, und vier Fackelträger daneben. Aber ihre Fackeln brannten noch nicht und sollten erst angezündet werden, wenn sie den kahlen Koppenkegel hinunter und in den dichten Wald am Fuße desselben eingetreten wären.

Unbemerkt ging der Zug an den Fenstern des Koppenhauses vorüber.

Inzwischen aber war Mitternacht herangekommen, und ein älterer Herr, der, während der letzten zehn Minuten, nicht müde geworden war, seine Taschenuhr mit der Wanduhr im Saal zu vergleichen, stieg im Augenblicke, wo diese zwölf

geschlagen, auf einen hochlehnigen Stuhl und sagte: „Meine Herren und Damen. Eine Rede will ich nich halten . . .“

„Nein, nein.“

„Eine Rede will ich nich halten. Aber wenn es den verehrten Herrschaften recht ist, so machen wir eine Wanderpolonaise.“

„Ja, ja.“

Die Harfenistinnen, wie verabredet, schlugen bei diesen Worten sofort mächtiger in die Saiten, und der wohlbeleibte Herr, von seinem Stuhle vorsichtig herabsteigend, eröffnete den Zug voll gravitätischen Humors, nachdem er zuvor seiner neben ihm stehenden Frau den Arm gereicht hatte. Diese trug einen etwas verschobenen schwarzen Scheitel, war auch älter als ihr Gatte, glich diese Mancos aber durch Temperament und eine bemerkenswerthe Fidelität wieder aus, die sich unter Anderem auch darin zeigte, daß sie eine über ihre Brust ausgespannte schwere Goldkette nach dem Takte der Musik beständig hin und her zog. Ihre seit wenigen Wochen erst mit einem Angestellten des Hauses verlobte Tochter folgte mit diesem ihrem Zukünftigen als zweites Paar.

„Mutter ist heute wieder so merkwürdig,“ sagte der Bräutigam.

„Ach, laß ihr doch,“ antwortete das Fräulein.

Und während das Gespräch in gleichem Tone sich fortsetzte, ging die zunächst im Hause selbst jeden Winkel und jede Ecke mitnehmende Polonaise nach der böhmischen Koppenbaude hinüber, wo der Führer des Zuges ein dreimaliges Hoch auf Kaiser Wilhelm ausbrachte. „Das ist, was ich Einverleibung nenne,“ flüsterte er seiner Frau zu.

„Rede nicht so,“ verwies ihn diese.

Schließlich aber war man wieder diesseitig in Haus und Saal zurückgekehrt, wo sich jetzt, an alter Stelle, jeder Einzelne vor seiner Dame verneigte. Der Bräutigam aber sagte: „Nun komm, Hulda, wir wollen uns draußen die Sterne ansehen.“

„Ach was, die Sterne . . .“

Trotzdem gab sie nach, und als sie seinen Arm genommen und draußen ein beliebiges Sternbild für den Großen Bären erklärt hatte, traten beide an ein einen Vorsprung einfassendes Schutzgeländer heran, von dem aus man bei Tagesschein einen wundervollen Fernblick hatte. Jetzt freilich lag Alles nur in nächtlichem Schleier, und erst als beider Auge, nach langem Suchen unten im Thale, wieder an den Fuß des Koppenkegels zurücklenkte, sahen sie, genau da, wo die dunklen Waldmassen ihren Anfang nahmen, ein plötzliches Aufleuchten. Und dann schwand es wieder und dann war es wieder da.

„Was ist das?“ sagte die Braut.

„Das sind Glühwürmer.“

„Ach, bist Du dumm. Glühwürmer sind wie Streichhölzchen, und was wir da vor uns haben, ist wie ein Fackelzug. Ich habe den bei Moltke gesehn . . . Und nun komm wieder hinein; mich friert hier, und ich bin fürs Mollige. Und drin will ich dann die Schließerin fragen, was es eigentlich gewesen.“

Und sie fragte drin auch wirklich. „Wir haben da Lichter gesehen. Sind es Fackeln?“

„Ja," sagte die Schließerin. „Es sind Fackeln; sie tragen einen alten Herrn nach Hirschberg hinunter. Er muß früh weg und will den Zug nicht versäumen."

„Ja, Manche sind so ängstlich," sagte die Braut. Und damit traten sie wieder in den Saal, in dem es inzwischen erheblich leerer geworden war, weil sich Verschiedentliche, wenn auch nur zu kurzem Schlaf, in ihre Stuben und Kammern zurückgezogen hatten.

„Ich denke, wir gehen nun auch," sagte die Mutter, die mit der wachsenden Müdigkeit ihre Mutterwürde zurückgewonnen hatte.

„Nein, Mutter," sagte Hulda. „Ich mache durch. Ortlich oder gar nich."

„Gott, Du red'st immer, als wenn Du zu Hause wärst . . . Und was soll bloß Hugo davon denken!"

„Ach, der."

* * *

Die Nacht verging, und just um die Stunde, wo die Koppengäste, theils verschlafen, theils überwacht, ins Freie traten, um den Sonnenaufgang (der denn auch ziemlich kritisch aufgenommen wurde) Revue passiren zu lassen, trafen die Träger unten in Hirschberg ein, in der ebenso geräumigen wie gefälligen Stadtwohnung des Koppenwirths. Da stand Pohl bis den dritten Tag, und dann gab man ihm ein feierlich Begräbniß. Aber nichts davon drang bis auf die Koppe hinauf, nicht einmal der tiefe Klang der Glocken.

In dem Leben oben aber ging Alles seinen gewohnten Gang und blieb auch so bis diesen Tag. Wie vordem, wenn Alles besetzt ist, wird die Fahne herausgesteckt, um etwaigem neuem Zustrom ein Halt zuzurufen, und wie vordem treten gruppenweise die Wißbegierigen ans Fernrohr heran und horchen auf die Worte dessen, der nach wie vor den landschaftlichen Erklärer macht. Und wenn dann das Glas (und nur darin hat sich ein Wechsel vollzogen) auf seinem Zirkelweg an die Stelle kommt, wo der Hirschberger Kirchhof aufragt, so heißt es, in ganz geringer Abänderung des alten Textes: „. . . und das weiße Kreuz da, das die andern überragt, das ist Pohl's Kreuz."

„Wer ist Pohl?" fragt dann der Eine oder Andere.

„Pohl war Koppenwirth hier oben, und nun liegt er da unten."

„So so," sagt dann der, der die Frage gestellt. Und wenn er längere Zeit bleibt und sich oben anfreundet, so hört er vielleicht auch von der Nacht, in der Pohl, der Koppenwirth verstarb. Warum auch nicht! Es stört Niemanden mehr. Nichts mehr von Wand an Wand, . . . Alles weit ab.

II. Gerettet!

An einem November-Vormittage, der Nebel fiel in Tropfen nieder, hielt eine Gruppe von vier Männern, Holzschläger aus dem gräflichen Forst, vor dem Theobaldstift in Agnetendorf. Sie setzten eine aus Baumstämmen zusammengebundene Trage vor dem kleinen Eingangsportal des Stiftes nieder und trugen einen auf die Schultern von Zweien von ihnen sich stützenden Verwundeten, so gut es ging zum Heiligen Theobald hinein, wo die das Regiment im Stift

führende Schwester Elisabeth die Männer freundlich, aber auch ernst und bestimmt, empfing. Neben ihr stand Schwester Beate.

„Nun, was ist?" sagte die Oberschwester Elisabeth. „Das ist ja der Stephan, oben aus der Martinsbaude. Ist er verunglückt?"

„Ja, Schwester," sagte der Jüngere der zwei Miteingetretenen, ein Bruder des Verunglückten und Aloys mit Namen, „er ist verunglückt. Als wir den Baum umrissen, ist er nicht bei Seite gesprungen. Es sieht grausam aus, und er hat auch eine Ohnmacht gehabt ... Ich hab' ihm noch zugerufen; aber er hat's nicht gehört oder hat schlecht aufgepaßt."

„Schlecht aufgepaßt," sagte Schwester Elisabeth. „Die heilige Jungfrau erbarme sich. Ich weiß, wie das bei Euch hergeht ... Es wird wohl der Ingwer schuld sein oder der Wacholder."

Als sie noch so sprach, kam auch der alte Doctor Melchers, den Schwester Beate mittlerweile herbeigerufen hatte. Der untersuchte das Bein und sagte: „Schwere Quetschung; aber der Knochen ist heil. Es wird sich machen, ohne daß wir eingreifen. So hoff' ich wenigstens. Freilich Zwischenfälle sind nicht ausgeschlossen."

Und nun brachte man den Verwundeten, der kein Wort sprach und nur wie betäubt vor sich hin sah, in eine für ihn hergerichtete Zelle, drin Schwester Beate seine Pflege übernehmen sollte; die vier Männer aber — auch die zwei draußen Wartenden waren mittlerweile hinzugetreten — dankten der Schwester Elisabeth, vor Allem Aloys, der ihr das Kleid küssen wollte. Denn das Stift genoß eines großen Ansehens in Dorf und Gegend. Und nun verabschiedeten sie sich und gingen wieder auf die Waldstelle zu, wo das Unglück geschehen war. Hier machten sie sich, ohne langes Säumen, aufs Neue an ihre Arbeit und blieben dabei bis Spätnachmittag. Erst als es mehr und mehr zu dunkeln begann, nahmen sie ihre Aexte über die Schulter und stiegen höher ins Gebirge hinauf, wo sie zwischen Brückenberg und Kirche Wang ihre kleinen Häuser hatten. An dieser Stelle, einer Waldlichtung, lag auch das Haus, drin Aloys und sein Bruder Stephan wohnten und mit ihnen ihre Mutter, ein altes hexenhaftes Weib von scharfem Gesichtsschnitt, aber doch so, daß man noch deutlich sah, sie müsse mal sehr ansehnlich gewesen sein, aus welchem Umstande sich auch die Sicherheit herschrieb, mit der sie das Haus und die beiden Söhne beherrschte.

Aloys wollte von dem Vorgefallenen erzählen, kam aber nicht weit damit. Die Alte wußte schon Alles und schien mit dem Hinunterschaffen und dem Unterbringen im Stift wenig einverstanden. Anfangs indessen zeigte sich ihre Mißbilligung mehr in Mienen und Bewegungen als in Worten, und erst als Aloys auf den Doctor zu sprechen kam, wurde sie heftig und fuhr dazwischen: „Ja, der Doctor. Was sagt der? Oder hat er schon geschnitten?"

Aloys antwortete vorsichtig und unbestimmt.

„Hat er schon geschnitten? frag' ich. Oder ist er schon mit seiner Säge drüber gewesen? Er sägt immer und sagt dabei ganz ruhig: ‚sie merken nichts'. Und sie merken auch nichts, und nur wenn er fertig ist, dann suchen sie nach ihrem Bein. Aber da können sie lange suchen. Und was soll einer, wenn er

nicht Arm und Bein hat. Arm und Bein heißt arbeiten. Und wenn wir nicht arbeiten, dann hungern wir."

„Ach, Mutter, Du machst wieder Deine Augen und redst wieder so wild. Er hat ja das Bein noch. Und der Doctor sagt auch, er wird es wohl behalten."

„Er wird es wohl behalten . . . Du Dummbart, Du Kindskopp. Siehst Du denn nich? hörst Du denn nich? Er wird es wohl behalten, das heißt, er wird es *nicht* behalten, das heißt, daß es schon weg ist. Und was weg ist, ist weg und wächst nich wieder, und wir müssen hungern. Warum habt Ihr ihn nicht nach Brückenberg herauf gebracht? zu Legler oben auf der Josephsbaude. Legler, der versteht es, der hilft, weil er weiß, was arme Menschen sind . . . Und die Josephsbaude war auch näher als das Stift, und Legler ist klüger als Melchers. Legler hat die Kräuter und hat auch den Spruch, und wenn er die Kräuter auflegt, dann geht das Fieber, und den siebenten Tag fängt es an zu heilen und die dritte Woche, da kann er wieder verdienen . . . Ich kann nicht mehr verdienen, ich kann nicht mehr in den Wald und Beeren suchen. Und wenn auch . . . Timm in Seydorf zahlt bloß einen Pfennig, und einen Schein muß ich auch noch haben. Warum habt Ihr ihn in das Stift gebracht? Legler ist besser, der hat den Spruch . . . O, Du heilge Jungfrau, vergieb mir meine Sünden . . . Und Du heilger Theobald . . . ich will auch kommen und in Deine Kapelle beichten gehen." Und sie knixte und bekreuzigte sich vor einem an eine Ofenkachel geklebten Muttergottesbilde.

Aloys hatte wiederholentlich versucht, die Alte zu beruhigen, aber sie war nur immer heftiger geworden und hatte mit aller Bestimmtheit erklärt, sie müsse den Stephan wieder haben. Und weil sie damit fortfuhr, und Aloys, wenn er sich recht befragte, wohl auch ein gut Theil mehr an Legler als an Melchers glaubte, so war er zuletzt nachgiebig geworden und hatte versprochen, so's irgend ginge, der Mutter zu Willen zu sein. „Wir wollen sehen, Mutter, wir wollen sehen."

Und dabei war's geblieben.

* * *

Um sechs war Vesper. Es hatte zu regnen begonnen und war kalt geworden. Die Dorfgasse lag in Dunkel, nur hier und da blitzte was auf, und solch schwacher Lichtschein kam auch aus einem kleinen Wirthshause, das dem Theobaldstift gegenüber lag. Um den Tisch herum saßen dieselben vier Leute, die Vormittags den Verwundeten aus dem Walde heruntergeschleppt hatten. Drei davon tranken ihren Ingwer und sahen, die Beine weit vorgestreckt, stumpf und gleichgültig vor sich hin; der Jüngste aber, Aloys, war in Unruhe. Von Minute zu Minute stand er auf und starrte, während er das von Wasserdunst beschlagene Fenster putzte, nach dem Stift hinüber. Es war immer noch nicht Zeit. Endlich indessen nahm er wahr, daß die kleine Seitenpforte drüben aufging und Schwester Elisabeth heraustrat, hinter ihr ein paar andere Schwestern, zuletzt auch Schwester Beate. Sie wollten, wie jeden Abend, so auch heute zur Abendandacht und schritten auf einen überdeckten, aber an beiden Seiten offenen Gang zu, der die

Verbindung mit einem daneben gelegenen Capellchen herstellte. „Nun ist es Zeit," sagte Aloys, und sofort erhoben sich Alle und gingen über die Dorfstraße nach dem Stift hinüber, wo sich die drei Aelteren im Schatten der Eingangsthür aufstellten, während Aloys bei dem Bruder eintrat und ihm kurz mittheilte, weshalb sie kämen. „Gott sei Dank," sagte der, „daß Ihr da seid. Schwester Beate ist gut, und der Doctor ist auch gut. Aber Legler ist ihm doch über. Legler hat die Kräuter und den Spruch, und der Doctor hat bloß das Messer." Und dabei hatte sich Stephan hoch aufgerichtet, und aus seinen Augen leuchtete es wie wiedergewonnene Hoffnung. Aloys seinerseits, als ihm feststand, daß der Bruder keine Schwierigkeiten machen würde, war aus der Zelle rasch in den spärlich erleuchteten Flur getreten und sah sich hier um, wie wenn er nach Etwas suche. Richtig, da war es auch. Unter der Treppe, gerade da, wo gegenüber ein Lämpchen an der Wand hing, stand ein Krankenkorb, der Deckel daneben. Und nun rief Aloys die drei Kumpane heran, daß sie kommen und den Verwundeten in den Korb legen sollten; er selber aber holte noch ein paar Kissen und Decken heran, ums dem Bruder nach Möglichkeit bequem zu machen. Es half auch, Stephan lag jetzt gut gebettet, und als gleich danach auch die Tragebalken durch die hanfenen Oesen geschoben waren, setzte sich der Zug, durch Dunkel und Regen hin, in Marsch.

Gerad als es unten im Dorf acht schlug, waren sie wieder oben und traten in die mit Knieholz geheizte Stube. Die Alte hatte ihrer schon voll Ungeduld gewartet, und kaum daß sie den Deckel abgehoben, so warf sie sich neben den Verwundeten nieder und streichelte dem sie freundlich Ansehenden Stirn und Hände. Denn Stephan war ihr Liebling. „Er kommt noch heut Abend," sagte sie vertraulich und wie mit verklärtem Gesichtsausdruck; „morgen wär' es zu spät gewesen. Wollt' er schneiden?"

„Nein Mutter, er wollte nich. Aber so sagen sie immer."

„So sagen sie immer," wiederholte die Alte und nickte dazu.

Legler kam auch wirklich denselben Abend noch und nahm den Doctorverband ab, um statt seiner seine Kräuter aufzulegen, Wohlverleih und Bilsenkraut. Auf dem niedrigen Herde ging mittlerweile das Feuer nicht aus, weil der Vertrauensmann von der Josephsbaude gesagt hatte: „Wärme nimmt das Fieber", und Stephan sah in die Flamme hinein und freute sich an dem Anblick und dem Knistern. Aloys aber, als er oben Alles in die richtigen Wege geleitet sah, machte sich mit dem leeren Korbe wieder still nach Agnetendorf hinunter und paßte da den Zeitpunkt ab, ihn unbemerkt in den verdeckten Gang zu stellen, der vom Stift nach dem Kapellchen hinüberführte. Da fanden ihn am anderen Morgen die Schwestern, als sie zur Frühmette gingen.

Im ganzen Dorf aber, so sehr man die Schwestern wegen ihrer Gutthat und ihrer Frömmigkeit liebte und verehrte, freute sich Alles, daß Aloys und seine drei Freunde den Stephan „wieder herausgeholt und gerettet" hätten. Schwester Elisabeth freilich, weil ihr Alles wie Heidenthum vorkam, sah ernst und mißgestimmt drein, und nur Doctor Melchers sagte vergnüglich: „So sind sie. Der letzte Laborant ist todt, aber mit dem letzten Kurpfuscher hat es noch gute Wege."

III. Der alte Wilhelm.

Erst an dem Kretscham und gleich dahinter an dem katholischen Capellchen vorbei, zieht sich, allmälig ansteigend, die Dorfstraße, von der aus kleine Seitenwege zu reizenden, inmitten von Wiesen und Feldern gelegenen und von den Fremden ganz besonders bevorzugten Sommerhäusern hinüberführen. In einem dieser Häuser, — eigentlich einem ganzen Wirthschaftsgewese, das, weil es unter Birken lag, den hübschen Zunamen „das Birkicht" führte, — war auch ich untergebracht worden und verlebte daselbst eine Reihe sehr angenehmer Tage. Was schließlich nicht Wunder nehmen durfte, weil überaus liebenswürdige Damen, alte und junge, die Mitbewohnerschaft ausmachten. Das Hauptcontingent stellte die Generalswittwe v. W. mit ihren sieben hübschen Töchtern, deren Gatte, bez. Vater im siebentägigen Kriege gegen Oesterreich tapfer und ruhmreich gefallen war, leider „ohne Dotation". Jeden Nachmittag unternahmen die von W.'schen Damen, denen sich einige Geheimräthinnen — natürlich auch Wittwen und auch mit Töchtern — anschlossen, ausgedehnte Partieen ins Gebirge, von denen ich mich grundsätzlich ausschloß, dafür aber das Hüteramt des Hauses übernahm, was mir hoch angerechnet wurde. Daß ich es damit sonderlich streng genommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich setzte mich in der Regel unter eine dicht vor dem Hauseingange stehende Hängebirke, von der aus ich einem von einer Berglehne herabkommenden und unter einer kleinen Steinbrücke hinwegschäumenden Bache zusah. Ich verfiel dabei regelmäßig in Träumereien, aus denen ich immer nur auffuhr, wenn drinnen auf dem Flur die Wanduhr schlug oder einer der lang herabhängenden Birkenzweige mir in leisem Luftzuge die Stirn streifte. Kamen dann die Damen, entzückt von ihrem Ausfluge, wieder zurück, so trat ich jedesmal dienstlich an die Generalin heran und meldete: „Nichts Neues vor Paris."

Eines Sonnabends saß ich auch wieder so da, das schäumende Wasser vor mir, als ich, in Entfernung von nicht viel mehr als hundert Schritt, eines alten Mannes ansichtig wurde, der, eine Karre vor sich, auf einem vom Kretscham her zwischen Kleefeldern sich hinschlängelnden Fußpfade herankam. Ich ging ihm ein Stückchen Weges entgegen und trat dann, als ich nah an ihn heran war, bei Seit', um ihn bequemer an mir vorbei zu lassen. Dabei begrüßten wir uns. Was auf der Karre lag, war nicht viel: ein Bettsack und darüber ein zweites, kleineres Bündel, drin anscheinend einige Kleidungsstücke zusammengeschnürt waren. Eine Meerschaumpfeife mit Silberbeschlag und eine ziemlich abgebrauchte Bürste waren zuletzt noch dicht unter dem Knoten mit eingeschoben worden. Als Abschluß und Krönung des Ganzen aber balancirte noch ein etwas zugespitzter Cylinderhut auf dem oberen Bündel. Der Alte selber war sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, und was am meisten auffiel — ohne Kopfbedeckung. Er fuhr, wie Jemand, der Bescheid weiß und außerdem ein Recht hat, ruhig auf das Birkicht zu, passirte den Brückenbogen und lenkte gleich dahinter auf eine rechtwinklig zu dem Wohnhause stehende Scheune hinüber, in deren offen stehendes Thor er mit einer geschickten Wendung einbog. Sein Gebahren, weil in Allem den Stempel des Zuständigen tragend, erfüllte mich mit so viel Vertrauen, daß

ich es mit meinem Hüteramt für durchaus vereinbar hielt, auf jede weitere Controlle zu verzichten und meine Schritte nach dem Kretscham hinauf zu lenken, wo ich hoffen durfte, gute Gesellschaft zu finden. Das war denn auch der Fall. Ich blieb da bei Skat und Bier, bis elf Uhr heran war, und als ich, unter glitzerndem Sternenhimmel, in meine Behausung zurückkehrte, schlief schon Alles.

Wie der Letzte zu Bett, so war ich natürlich auch der Letzte wieder auf und durfte mich, als ich endlich auf dem von Birken überschatteten Vorplatz erschien, nicht sonderlich wundern, von Seiten der Wirthin zu hören, es sei schon Alles ausgeflogen, nach Agnetendorf hinunter, in die Kirche — die gnäd'gen Fräuleins schon gleich nach sieben. Ich nickte nur wie bestätigend dazu, weil ich von andern Sonntagen her wußte, wie die Fräuleins zu dieser Frage standen. In die Kirche gehen, war correct und standesgemäß und schickte sich für Adlige; Nicht-Adlige mochten faul sein und schlafen. Und die Fräuleins hatten darin ganz Recht.

Es war ein wunderschöner Morgen, warm und frisch zugleich, denn es wehte leise vom Gebirge her. Der Kaffee wurde mir gebracht; dann ging auch die Wirthin, und ich machte mich schon auf eine mehrstündige Vormittagseinsamkeit gefaßt, als ich plötzlich aus dem bloß angelehnten Scheunenthore denselben Alten heraustreten sah, der gestern, mit den zwei Bündeln auf seiner Karre, seinen Einzug an eben dieser Stelle gehalten hatte. Freilich kam mir auch wieder ein Zweifel, ob er's sei, so sehr verändert war Alles in seiner Erscheinung. Er trug ein schneeweißes Hemd, den Hemdkragen vatermörderartig aufgeklappt, trotzdem ihm jede Steife fehlte, dazu weiße Strümpfe mit Schuh, hechtgraue Kniehosen und einen blauen Frack mit Sammetkragen und blanken Knöpfen. Als er beim Heraustreten mich gewahrte, zog er sehr artig, aber doch mit erkennbarer Rücksicht auf die Krempe, seinen Hut und setzte sich dann auf eine mehr als primitive Bank, ein auf zwei Holzpfähle genageltes Stück Brett, dicht neben der Scheune. Hier sog er die Wärme mit vielem Behagen ein, zugleich unter sichtlichem Interesse den Hühnern zusehend, von denen einige sich Erdlöcher gemacht hatten, während andere drüben auf der Kleewiese spazieren gingen.

„Guten Tag," sagte ich und rückte mit meinem Gartenstuhl etwas näher an ihn heran.

„Guten Tag, Herr."

„Warm heute."

„Ja, warm. Aber immer noch nicht genug. Der Roggen braucht noch Sonne und unsereins auch."

„Ich bin mehr für Schatten."

„Ja, das machen die Jahre. Wenn man erst alt ist . . ."

„Bin ich auch."

„Aber nicht so wie ich . . ."

„Na, wie alt denn Alterchen?"

„Achtzig."

„Ja, da sind Sie mir ein Stück vor. Wollen wohl auch noch in die Kirche?"

„Nein, ich sitze bloß hier und höre die Glocken gehen. Jetzt läuten sie das dritte Mal. Das ist so meine Andacht. In meinem Alter . . ."

„Ja, da will's nicht mehr recht, wenn man auch dicht an der Kanzel sitzt. Man hört nicht mehr Alles . . . Und die Predigt ist auch meistens zu jung."

„Ja, wenn man alt ist, ist Alles zu jung."

Ich lächelte, was ihm, so gut es ging, mein Einverständniß ausdrücken sollte, und ging dann auf eine nach der andern Seite hin gelegene Jelängerjelieber-Laube zu, die mir als Specialbesitz gehörte. Da wollt' ich einen Brief schreiben und die Zeitungen lesen.

* * *

Als ich damit geendet hatte, belebte sich's wieder um mich her. Die Kirche war aus, und die Wirthin, die als Erste zurück war, trat auf den Vorplatz hinaus, um das Kaffeegeschirr wegzuräumen, das noch auf verschiedenen Tischen umherstand.

„Da haben Sie ja, liebe Frau Meergans, einen neuen Gast im Hause. Ich hab' ihn gestern schon mit der Schubkarre kommen sehen. Wer ist denn der Alte?"

„Das ist der alte Wilhelm."

„Ein freundlicher alter Mann. Und er sagt, er sei achtzig."

„Das ist er auch. Vielleicht noch ein paar Jahre mehr."

„Ich kann mich nicht recht in ihm zurecht finden. Schon gestern, in seiner Jacke, fiel er mir auf. Und nun gar heute. Wie kommt er nur zu dem blauen Frack und zu all dem Andern?"

„Ich weiß nicht. Als wir vor fünfzehn Jahren aus dem Böhmischen herüberkamen und das Haus hier kauften, da war er schon im Dorf. Und er trug auch schon Sonntags den Frack und den spitzen Hut, und sah auch ebenso alt aus wie jetzt. Aber das mag täuschen; wenn man selber jung ist, erscheinen einem die Leute so alt, als könnten sie nicht älter werden."

„Und der alte Wilhelm heißt er?"

„Ja."

„Und wie sonst noch?"

„Das weiß Keiner. Vielleicht, daß es Schlächter Klose weiß, der der Aelteste hier ist und wohl schon Gerichtsschulze war, als der alte Wilhelm hierher kam. Wir fragen nicht gern, was einer war und woher er kommt. Und die Meisten hier herum sind selber Neue und wissen noch weniger als wir."

„Er macht den Eindruck, als ob er bessre Tage gesehen hätte."

„Ja, so sieht er aus. Auch Alltags, wenn er seine Flickenjacke trägt. Aber ich glaub' es nicht. Daß er, was ich zugebe, so nach 'was aussieht, und sich so hält, als wär es 'was mit ihm, das, glaub' ich, macht bloß der Frack und der Hut, und die sollen ein Erbstück sein, das ihm Einer, den er treulich zu Tode gepflegt, aus Dankbarkeit hinterlassen hat. Er hat auch mal, so viel hab' ich gehört, eine kleine Baude gehabt, hier oben, nicht weit von der Anna-Capelle; aber es ging nicht damit, und er kam herunter. Und nun ist er ein Ortsarmer."

„Da muß er aber doch in ein Armen- oder Siechenhaus."

„Ja, das mag in der Stadt so sein. Aber nicht hier. Wir sind eine arme Gemeinde; wo soll da ein Gemeindehaus herkommen, wenn's der Graf nicht baut oder der Kreis. Und am Ende wozu auch! Er ist ja der einzige Arme, den wir hier haben, und den füttern wir so mit durch. Bei jedem im Dorf, der ein Haus oder eine Kathe hat, ist er eine Woche, von einem Samstag bis zum andern. Immer mit der Betglocke zieht er mit seiner Karre ab und kommt er an. Und Jeder freut sich, wenn er kommt. Denn er hat ein frommes Gemüth und spielt mit den Kindern und wiegt sie und singt sie ein. Er ist überhaupt selber wie ein Kind und mit jedem Platz zufrieden und wenn's die platte Erde wäre. Da legt er sich seinen Strohsack zurecht und sein Deckbett darüber, und am Morgen schnürt er's wieder zusammen oder schiebt es bei Seit'. Und was er genießt, ist nicht der Rede werth; Jeder gibt es ihm gern, ein bißchen Kaffee mit Brot und Milch. Und eine Kartoffel mit Speck ist schon was Großes."

„Ich glaube doch, daß noch was dahinter steckt. Er sieht eigentlich aus, als wäre er von Adel und wäre 'mal was ganz Feines gewesen. Gerade, wer es besser gehabt hat, der verlangt am wenigsten und ist mit Allem zufrieden."

„Ja, das soll schon sein. Aber ich glaub' es nicht recht. Und es kann auch eigentlich nicht sein. Denn er hat bei seiner Arbeit ganz die Hantirung wie wir, die wir uns von Jugend an mit Axt und Spaten haben quälen müssen. Er kann Holz spalten und Schindeln machen, und wenn eine Kiste kaput geht, so nagelt er sie wieder zusammen, ganz so wie wir, und wo Kühe sind, da geht er in den Stall und kann auch melken. Er hat keine rechte Kraft mehr, aber es geht doch."

„Das Alles kann auch Einer lernen, der nicht immer dabei war."

„Ja, aber man sieht doch den Unterschied, wenn Einer so bloß dazu gekommen. Er ist nun die nächsten acht Tage hier, da können Sie ja sehen, wie er's macht. Und Sie werden bald finden, daß er kein gewesener Prinz ist. Er ist einfältig . . ."

„Das ist das Alter."

„Nein, das ist seine Natur. Als wir herüberkamen, war er schon ebenso."

* * *

Zu meinen Untugenden gehört auch ein Stück Eigensinn, und so wollt' ich nicht recht glauben, was mir die Wirthin gesagt hatte. „Da steckt doch noch was dahinter," bei diesem Satze blieb ich und legte mich, weil seine ganz ausgesprochene Schlichtheit meinen Glauben eher stärker als schwächer werden ließ, auf ein Beobachten seines Thuns, das ein beständig wechselndes und ziemlich mannigfaches war. Aber auch damit kam ich nicht weit. Er harkte das Heu auseinander, wenn es trocknen sollte, und harkte es wieder zusammen, wenn es trocken war; er machte Botengänge nach Agnetendorf hinunter oder nach Kirche Wang hinauf, und saß, wenn man ihn nicht abrief, an einer auf der Scheunendiele stehenden Hobelbank, um da Alles wieder in Stand zu setzen, was zerbrochen oder irgendwie reparaturbedürftig war. Ein Topf Milchkaffee stand meist neben ihm, von dem er übrigens mehr nippte als trank. Die sieben Fräuleins waren viel um ihn her und suchten ihn in kirchliche Fragen zu ver-

wickeln, denen er immer klug auswich. „Das gab es noch nicht, als ich jung war," oder „das ist nichts mehr für meinen alten Kopf," — das waren so seine Lieblingsantworten, und weil er sie meist mit einem artigen und feinen Lächeln begleitete, fiel ich immer wieder in die Vorstellung seiner Vornehmheit oder einer mal von ihm gespielten Gesellschaftsrolle zurück. Schließlich indeß konnt' ich mich gegen die Wahrnehmung nicht wehren, daß ein paar bloße Zufälligkeiten mich irre geführt hätten, und als der nächste Samstag zur Rüste ging und der alte Wilhelm mit seinem Bettsack und Kleiderbündel unter freundlichem Gruß wieder an mir vorüberfuhr, genau denselben Schlängelpfad hinauf, den er die Woche vorher herabgekommen war, da wußt' ich mit jeder erdenklichen Sicherheit, daß er wirklich nichts Andres war als ein Ortsarmer, der mal, — genau so wie mir's die Wirthin gesagt, — einen blauen Frack und einen zugespitzten Hut geerbt hatte. Die Sonne ging über dem Kretscham in aller Pracht unter, und während er da hinauffuhr, immer mehr, so schien es, in die glührothe Scheibe hinein, da kam mir die Frage: „was ist Größe? was ist das Ringen danach? Ist das Leben dieses Einfältigen nicht eigentlich beneidenswerth? Arbeitsfroh bis zuletzt, eine Freude der Alten, eine Freude der Jungen. Und im Herzen ein Stück eigenartigen kleinen Glücks: der Frack und der Hut und die Kanne Milchkaffee zwischen den Hobelspänen."

IV. Wieder daheim.

Der alte Professor Lezius, in seinen jüngeren Jahren Oberlehrer an einem Realgymnasium, hatte sich, trotzdem seine Mittel nur unbedeutend waren, schon seit langer Zeit aus seinem Lehramte zurückgezogen, wobei, neben einem gewissen Freiheitshange, wohl auch der Wunsch mitgewirkt hatte, seinen zwei Lieblingsstudien ausschließlicher leben zu können, der Botanik und der Anthropologie. Letztere betrieb er, nach seinem eigenen Zeugniß, nur als Dilettant; in der Botanik aber war er Fachmann und arbeitete, seit er frei war, an einem großen Werk über die nordeuropäischen Gentianaceen. Er war dabei nicht ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz, dem ein nun schon weit zurückliegendes, in die vierziger Jahre fallendes Ereigniß, eine ganz bestimmte Richtung und zwar ins Entdeckerische gegeben hatte. Damals nämlich, als er sich eines Morgens bei seinem Freunde, dem Sternwart-Assistenten Johann Gottfried Galle, befunden hatte, war bei eben diesem von Paris her ein Brief eingetroffen, in dem der berühmte Leverrier an seinen Collegen Galle folgende Worte richtete: „Lieber Galle! Suchen Sie doch in der Uranusgegend weiter nach. Ich habe herausgerechnet, daß dort ein Planet fehlt, und er muß sich finden." Und siehe da, keine drei Monate drauf schrieb Galle von Berlin aus an Leverrier zurück: „Cher Leverrier. Ich hab ihn." Und wirklich, die Welt hatte von dem Tag an einen Planeten mehr. Dies Erlebniß, wie schon angedeutet, war für Lezius' Entwicklungsgang als Wissenschaftler entscheidend gewesen. Er suchte seitdem nach einer Brücke von Gentiana pannonica nach Gentiana asclepiadea hinüber, zwischen welchen beiden eine noch unentdeckte Species liegen mußte. Daß er diese finden und sich dadurch ebenbürtig neben seinen Freund Galle stellen würde, stand ihm so gut

wie fest. Seine Frau und Tochter freilich, die beiläufig die etwas ungewöhnlichen Namen Judith und Mirjam führten, theilten diese Zuversicht nicht und gaben ihrem Zweifel auch Ausdruck, wodurch sich Lezius übrigens keinen Augenblick abhalten ließ, einerseits im Niederschreiben seines Manuscripts, andrerseits in seinen wissenschaftlichen Wanderungen fortzufahren. Auf diesen abwechselnd in die Karpathen und die Sudeten gehenden Studienreisen war er monatelang einsam und hatte während dieser Einsamkeitstage keinen andern geistigen Zuspruch als den, den ihm Bastian's Werke gewährten, von denen er immer den einen oder andern Band mit sich führte. „Sein Stil," so viel gab er zu, „ist nicht immer leicht verständlich, aber 'leichtverständlich' — das kann schließlich Jeder; Leichtverständlichkeit ist Kellnersache. Wer was Tiefes zu sagen hat, wird selber tief, und wer tief wird, wird dunkel." Unter Excursionen, wie die vorerwähnten, waren ihm viele Jahre vergangen, bis ihn häusliche Störungen (darunter auch persönliche Krankheit) fast ein Jahrzehnt lang an Fortsetzung der ihm ebenso zum Bedürfniß wie zur Gewohnheit gewordenen Ausflüge gehindert hatten. Erst ganz neuerdings, diesen letzten Sommer, war er nach wieder hergestellter Gesundheit zu seinem alten Programme zurückgekehrt und hatte seine Studienreisen in alter Lust und Liebe wieder aufgenommen, selbstverständlich ohne Gepäck, wenn man nicht ein zusammengerolltes, nur mit einem Minimum andrer Zuthat beschwertes Plaid als solches gelten lassen wollte. Mit Gepäck aber traf er heute, nach siebenwöchentlicher Abwesenheit, wieder ein und zwar mit einer unterwegs erstandenen alten Weinkiste, darin er, von ein paar Nebensächlichkeiten abgesehen, den wissenschaftlichen Ertrag seiner diesmaligen Wanderung in Gestalt eines umfangreichen Herbariums untergebracht hatte.

Sechs Uhr sechs Minuten hielt der Zug in Bahnhof Friedrichstraße. Lezius liebte nicht, empfangen zu werden, und so war denn auch Niemand da, was ihn sichtlich erfreute. Eine graue Filzmütze auf dem stark angegrauten Kopf, einen Spatenstock in der Hand und die Botanisirtrommel en bandoulière, so stieg er die Bahnhofstreppe hinunter und empfing unten von dem Schutzmann, an den er herantrat, die Blechmarke 1727. Diese, sammt Gepäckschein gab er ab, und eine Minute später rief auch schon der von ihm ins Vertrauen gezogene Kofferträger in die Droschkenwagenburg hinein „17 . . 27 . ." „Hier!" antwortete eine Hintergrundsstimme, deren Hintergrundscharakter sich durch natürliche Berliner Heiserkeit gesteigert sah. Und nun flog die Kiste auf die Droschke hinauf, Lezius kletterte nach, und fort ging es, erst in die Friedrich- und gleich danach mit scharfer Biegung in die Dorotheenstraße hinein.

Der alte Professor sah hier, so gut es ging, durch das erst nach langem Bemühen in seine Versenkung niedergleitende Fenster auf die Straße hinaus. Hm, das also war Berlin. Versteht sich, es mußt' es sein. Was da neben ihm hin und her fuhr, das waren ja die Pferdebahnwagen, und an dem einen las er sogar: „Nach dem Kupfergraben." Er nickte, wie wenn ihm nun erst alle Zweifel genommen wären, und eine kleine Weile, so sah er auch schon in eine Allee herbstlich gelber Bäume hinein, an deren Ende die Victoria, deren Profil ihn immer an Fanny Lewald erinnerte, golden aufragte. Die vergoldeten Kanonen darunter schossen noch immer in den Himmel. Es war also Alles

richtig. Und nun kam auch das Thor und der Tattersall, und gleich dahinter der Bismarck'sche Garten („wo er wohl jetzt ist?" brummelte Lezius vor sich hin) und zuletzt erschien auch der Potsdamer Platz mit dem reitenden Schutzmann und dem Café Bellevue, wo zu dieser Stunde mehr Kellner als Gäste waren. Ein Bekannter grüßte freundlich von einem der kleinen Tische. Dann bog die Droschke noch einmal rechts ab und hielt eine Minute später vor Lezius' Haus, das noch einen Vorgarten, ein sogenanntes „Erbbegräbniß", hatte.

„Können Sie das Gepäck nach oben schaffen?"

„Ja, wenn Sie bei dem Schimmel bleiben wollen."

„Versteht sich; ich werde bleiben."

Und nun schob sich der Kutscher die Kiste, die seitens ihres Besitzers ziemlich euphemistisch als „Gepäck" bezeichnet worden war, auf die Schulter und schritt mit ihr auf das Haus zu, während Lezius, wie versprochen, neben den Schimmel trat, um sich durch Klopfen und Halsstreicheln der Gunst desselben zu versichern.

„Er hat nicht gemuckst."

„Nein, er weiß Bescheid. Man bloß das Bimmeln kann er nich leiden."

Damit brach das Gespräch wieder ab. Lezius aber sah noch einmal in die Droschke hinein, ob er nicht Etwas vergessen habe (was übrigens kaum möglich war) und stieg dann unter einer gewissen Verdrießlichkeit, weil ihm das Steigen schwer wurde, seine drei Treppen hinauf. Eine Guirlande fehlte glücklicherweise, dafür aber stand die Thür weit auf, und in der Thür begrüßten ihn Frau und Tochter. Ida, das Mädchen, stand daneben.

Lezius küßte Frau und Tochter und gab Ida die Hand. Das vorderste Zimmer war neu tapeziert worden und roch nach Leim. Aber der Professor ignorirte das und sagte nur: „Ja, da bin ich nun mal wieder. Sehr hübsch; wirklich . . . Habt Ihr schon Kaffee getrunken?"

„O, schon lange. Es ist ja schon halb sieben."

„Richtig. Eigentlich eine unglückliche Zeit, zu spät oder zu früh. Nun, dann möcht' ich wohl um etwas Sodawasser bitten. Ist doch da?"

„Versteht sich, Papa. Du trinkst ja immer gleich Sodawasser."

„Ja, man hat so seine Gewohnheiten; Jeder hat welche . . . Na, wie geht es Euch denn eigentlich? Nichts vorgefallen? Keine Alarmirung? . . . Und Ida, Sie waren ja wohl in Drossen. Auch überschwemmt gewesen?"

„Nein, Herr Professor; wir haben eigentlich bloß Sumpf."

„Desto besser. Ja, was ich sagen wollte, mitgebracht hab' ich nichts. Was soll man am Ende auch mitbringen? Aber da fällt mir ein, eine Kiste mit Preißelbeeren, die hab' ich doch mitgebracht, die wird noch nachkommen. Vielleicht morgen schon; die Leute sind übrigens ganz zuverlässig. Und das Liter bloß dreißig Pfennig."

„Hier kosten sie fünfzehn."

„Ja, das sind die gewöhnlichen. Aber meine, das heißt die, die ich mitbringe, die sind dicht um Kirche Wang 'rum gepflückt. Und ich habe den beiden kleinen Mädchen auch noch ein Trinkgeld gegeben."

„Da werden sie wohl glücklich gewesen sein."

„Schien mir nicht so. Sie hatten wohl mehr erwartet. Aber da fällt mir ein, daß ich doch was für Euch habe, nicht viel, aber doch was: ein Stehaufglas aus der Josephinenhütte und dann noch zwei Theegläser, für Dich und mich. Mirjam wird es nicht übel nehmen, daß es bloß zwei sind. Die Theegläser sind übrigens in der Botanisirtrommel. Ida, Sie könnten sie herausnehmen; aber nehmen Sie sich in Acht. Wir wollen heute gleich daraus trinken und können dann auch anstoßen."

* * *

Nach einer Stunde saß man beim Thee. „Kinder," sagte Lezius, „Euer Thee ist wirklich sehr gut, jedenfalls besser als im Gebirge. Thee ist so zu sagen Cultursache, man erkennt die Classe daran. Ueberhaupt, ich finde es eigentlich ganz nett bei Euch. Es hat doch auch seine Vorzüge, wieder zu Hause zu sein, und wenn ich recht höre, rufen sie grad' ein Extrablatt aus. Gibt es denn noch immer welche?"

„Gewiß, Lezius. Aber es steht nie was drin; Du wirst sehr enttäuscht sein."

„Ganz unmöglich. Ich kann nicht enttäuscht sein. Ich will bloß mal wieder sehn, wie ein Extrablatt aussieht . . Aber mißversteh' mich nicht, wenn Ida keine Zeit hat . . ."

„Ich bitte Dich, Lezius . . . natürlich hat sie Zeit. Ida, gehen Sie nur und holen Sie das Blatt . . . Uebrigens ist der Schulrath Rönnekamp gestern gestorben, gestern Abend."

„Ist er? Schade. Thut mir leid. Und sehr alt kann er noch nicht gewesen sein. Er lief immer wie'n Wiesel, jeden Tag seine drei Stunden; ich bin ihm noch, eh' ich reiste, beim Neuen See begegnet. Aber das Rennen, so viel ich davon halte, es hilft auch nichts; wenn der Sand durch ist, ist er durch . . . Und gestern Abend erst, sagst Du . . . Na, Kinder, heute werd' ich auch nicht alt; ich weiß nicht recht, woran es liegt, aber es ist so — im Gebirge war ich immer frisch, ordentlich ein bißchen aufgeregt, natürlich nicht sehr, aber doch bemerkbar, und hier in Berlin bin ich gleich wieder matt und schlaff. Freilich, wo soll es auch herkommen! Ist denn noch Kunstausstellung?"

„Ach, Papa, Kunstausstellung ist ja lange vorbei."

„Na, das ist recht gut. Ohne Brille geht es nicht, und mit Brille strengt es an. Und eigentlich versteht man doch nichts davon. Das heißt, ein bißchen versteht man schon. Weißt Du noch, wenn ich in Italien immer sagte: ‚Judith, das hier, das ist 'was.' Und dann war es auch immer was."

* * *

Lezius, wenn er von der Reise kam, so viel wußte seine Frau von alten Zeiten her, holte den im Gebirge versäumten Nachtschlaf tapfer nach; er schlief denn auch diesmal wieder bis in den hellen Tag hinein.

„Soll ich ihn wecken, Mama?" fragte Mirjam.

„Nein, Kind, er muß ausschlafen; da kommt er am ehesten wieder zu sich."

„Also, Mama, Du findest doch auch . . ."

„Freilich find' ich. Aber es hat nichts auf sich. Dein Vater war immer abhängig von dem, was ihn umgab. Ist er hier, so geht es ganz gut, oder doch

beinah' ganz gut, aber in einem wilden Lande verwildert er. Er ist ein bißchen verwildert."

„Es ängstigt mich doch, Mama."

„Nicht nöthig. Du weißt das nicht so, weil er jetzt ein paar Jahre nicht fort war. Aber ich weiß Bescheid, ich kenn' ihn, und wenn er erst wieder bei Huth war und seine „Herren" getroffen und bis Zwölf seinen Brauneberger getrunken hat, dann ist er bald wieder in Ordnung."

* * *

Lezius kam sehr spät zum Kaffee.

„Sollen wir Dir frischen machen?" fragte seine Frau.

„Nein, Judith, es ist nicht nöthig. Er kann doch am Ende bloß kalt sein, und kalt schadet nichts; wenn er nur Kern hat. Auf den Kern kommt es an. Im Gebirge war er immer ohne Kern. Das ist das Gute, daß man sich draußen nicht verwöhnt . . . Ist denn Virchow wieder zurück?"

„Ich glaube nicht."

„Na, dann hab' ich nichts versäumt. Ohne Virchow ist keine Sitzung oder doch nicht leicht. Und nun will ich in den Thiergarten und sehen, ob noch Alles beim Alten ist . . . Die Stühle stehen doch noch?"

„Gewiß, gewiß."

Und damit erhob sich Lezius, um seinen Vormittagsspaziergang anzutreten.

Als er nach geraumer Zeit wieder nach Hause kam, sah er, daß frische Blumen in der Blumenschale lagen; seine Frau saß auf dem Sopha, die Tochter neben ihr auf einer Fußbank. Sie hatten eben wieder über ihn gesprochen.

„Nun, Lezius, wie war es?"

„O, ganz gut. Ich habe da, gerade wo der Weg zu Kroll führt, wohl eine Stunde lang gesessen. Alles für fünf Pfennig. Es ist doch wirklich sehr billig, fast noch billiger als in Schlesien."

„Nun ja, billig ist es."

„Und dann bin ich, auf Bellevue zu, die Zeltenstraße hinunter gegangen, wobei sich's so glücklich traf, daß mir eine Semmelfrau begegnete. Denn ich hatte meine Semmel vergessen . . ."

„Aber, Lezius, Du wirst doch keine Semmelfrausemmel essen!"

„Nein, nein, ich nicht. Es war ja nur, weil ich schon an meine Lieblinge dachte, oder wie man auch wohl sagt, an meine Protegés. Und da bin ich denn auch gleich die Querallee hinauf bis an die Rousseau-Insel gegangen, wo sie immer auf- und abschwimmen. Und als ich mich da gesetzt hatte, mußt' ich, ich weiß eigentlich nicht warum, gleich an die Große Teichbaude denken und auch an den Großen Teich."

„Ja, daneben können wir hier freilich nicht bestehen, und am wenigsten die Rousseau-Insel."

„Eigentlich nicht. Aber dafür haben wir hier eben die Enten; die fehlen da. Und da hab' ich denn auch gleich meine Semmel verfuttert und muß Euch sagen, es war eigentlich das Hübscheste, was ich bis jetzt hier gesehen. Das Allerhübscheste aber war, neben mir stand ein kleines Mädchen, die konnte nicht weit genug werfen, und so kam es, daß ihre Semmelstücke nicht ins Wasser fielen, sondern

immer auf den Uferrasen. Und da hättet Ihr nun die Sperlinge sehen sollen, die gerade zu Häupten in einer alten Pappel saßen. Wie ein Wetter waren die drüber her und jagten sich die Krümel ab. Es ist doch merkwürdig, wie die Sperlinge hier Alles beherrschen; der Sperling ist wie der richtige Berliner, immer pickt er sich 'was weg und bleibt Sieger. An der Großen Teichbaude gab es, glaub' ich, gar keine Sperlinge. Dafür standen da freilich die Gentianen wie ein Wald, Alles blau und weiß . . . Aber zuletzt, es geht hier auch . . . Virchow, so viel hab' ich im „Boten aus dem Riesengebirge" gelesen, soll ja diesen Sommer wieder allerhand Schädel ausgemessen haben, noch dazu Zwergenschädel aus Afrika . . . Ja, das muß wahr sein, daß ich die Anthropologische habe, das ist doch 'was. Das hilft einem ein gut Stück weiter."

„Aber Lezius, veranschlagst Du uns denn gar nicht?"

„O, versteht sich; versteht sich, veranschlag' ich Euch."

Mutter und Tochter sahen einander an.

„Ihr glaubt es wohl nicht recht? Wahrhaftig, ich veranschlage Euch . . . Ich muß mich nur erst wieder zurecht finden."

Gottfried Keller-Reliquien.

Gottfried Keller vermachte letztwillig seine Bücher, Bilder und Ehrengeschenke der Stadtbibliothek Zürich. Diese hat nun aus ihren Schätzen und unter Zuzug fremder vom 2. bis 7. Juli im Helmhaus eine Ausstellung veranstaltet, die, viel Interessantes und nach mehr als einer Seite Aufschlußreiches enthaltend, ein zahlreiches Publicum anzulocken vermochte.

Der Schaulust boten zunächst eine willkommene Augenweide die silbernen Becher: der eine ein Geschenk des Zürcherischen Regierungsrathes an den im Juli 1876 aus dem Amte scheidenden Staatsschreiber, der andere, nebst einem silbernen Lorbeerkranz, eine Gabe der Schweizer im Auslande zum siebzigsten Geburtstage des Dichters. Auch einige schöne Urkunden waren zu sehen: so die Glückwunschadresse des schweizerischen Bundesrathes (19. Juli 1889), ein kalligraphisches Meisterstück, und die zum nämlichen Anlaß gefertigte Gratulationsurkunde der Schweizer in Mailand. Auch Freunde und Verehrer zu Berlin hatten sich mit Wunsch, Gruß und Geschenk eingestellt. Da steht auf dem Erinnerungsblatte als erster über manchem berühmten Namen derjenige des Grafen Moltke; der Feldherr, der auf kein Schlachtfeld zu spät kam, hatte sich, als die Bogen zum Einschreiben aufgelegt wurden, so zeitig in dem betreffenden Local eingefunden, daß er beinahe noch verschlossene Thüren fand.

Von geringerer Kunst als die prunkvollen und farbigen Ehrenbriefe und Diplome zeugten die meisten der ausgestellten Porträts, zumal die beiden Oelbildnisse der Eltern des Dichters, des Drechslers Rudolf Keller von Glattfelden (1791—1824) und der Elisabetha Keller, geb. Scheuchzer von Zürich (1787—1864). Immerhin mag der Erstere noch etwas besser gerathen sein und läßt die feinen und lebhaften Züge erkennen, wie sie eher einem Künstler angehören dürften als einem Handwerksmeister, der es allerdings bei einem erheblicheren Maße von Bildung wohl weiter gebracht hätte als bis zur Drechslerbank. Schmächtig, wie der von der Schwindsucht früh Dahingeraffte, sieht auch der Sohn aus, für den man, wie mir die Schwester einmal erzählte, in den ersten Lebensjahren ernstlich fürchten mußte: eine Bleistiftzeichnung von R. Leemann zeigt den Dreiundzwanzigjährigen ganz im Profil, die Brille auf der hübsch gebogenen Nase, mit langem Haar, wie es damals die Mode heischte, und mit einem an den Wangen noch sehr wenig gediehenen Bartwuchs. Diesem Conterfei gegenüber begreift man die Aussage Gleichaltriger, daß Keller's äußere Erscheinung etwas Feines und Anziehendes gehabt habe in jenen Zeiten, wo ihn die Beleibtheit noch verschont hatte. Wie er zwei Decennien später und dann bis zum Tode aussah, offenbaren eine Reihe Photographien, von denen mich keine ganz glücklich gerathen zu sein dünkt, was zum Theil davon herrühren mag, daß sich die Züge des Poeten, so ausgeprägt sie waren, doch stetig veränderten, je nach Stimmung und Laune, wie denn auch Karl Stauffer klagte, als er Keller malte, dieser bringe jedesmal ein anderes Gesicht in die Sitzung mit. Leider fehlte die Oelstudie Stauffer's in der Ausstellung, wogegen sich seine Radirung der Ganzfigur als das künstlerisch bedeutendste von allen

Bildnissen erwies, selbstverständlich neben der prachtvollen und vielberufenen Medaille Böcklin's. Das Oelporträt Keller's von C. Hitz entbehrt bei einer gewissen Routine einigermaßen des Geistes und der Auffassung; dasjenige von Frank Buchser ist flott und tüchtig gemalt, legt aber in das Gesicht einen posirend selbstbewußten Ausdruck, der dem Dichter nicht eigen war. Interessant ist der von Kißling hergestellte Gipsabguß der schönen Hand, wogegen mich die vom nämlichen Bildhauer gefertigte Todtenmaske fremd und seltsam anmuthet. Eine Gipsbüste von Hörbst zeichnet sich meines Erachtens durch ziemliche Aehnlichkeit aus, ohne im Ausdruck ganz glücklich zu sein.

Neben den Porträts, unter denen auch die von des Dichters Oheim und Tante figuriren, sind die Abbildungen einiger Häuser aus Glattfelden ausgestellt, die im „Grünen Heinrich" eine Rolle spielen. Und eine ernste und eindringliche Illustration zu all' den Leiden und Freuden des angehenden, lernenden und gescheiterten Malers, der den erwähnten Roman mit seinen Schicksalen füllt, bedeuten die Skizzen und Bilder, die als der Hauptantheil der Ausstellung hier zugänglich gemacht wurden.

Da präsentiren sich zunächst etwa zwanzig Nummern, die das Ringen und Mühen des unberathenen oder ungenügend berathenen Kunstjüngers an den Tag legen, der, wie es im „Grünen Heinrich" zu lesen steht, in Zürich und Glattfelden den Geheimnissen der Kunst nachstrebte. Es sind fast ausschließlich Sachen, wie sie schon Hunderte und aber Hunderte von Dilettanten oder werdenden Malern zu Stande brachten, die in der Irre und Finsterniß tappten, weil sie der führenden Hand ermangelten; und sie würden auch wohl meistentheils irgendwo für immer verschwinden und verfliegen, wenn eben nicht der unvergleichliche Mann ihr Urheber wäre. Wir sehen, wohl als ältestes erhaltenes Denkmal des Malers Keller, eine Bleistiftskizze des Dorfes Glattfelden mit dem Hause des Oheims, worin sich der „grüne Heinrich" unter den Vettern und Basen tummelte. Eine Baumstudie aus dem Mai 1835, eine Kreidezeichnung, ist wohl wesentlich Copie einer Vorlage, während eine Reihe anderer direct nach der Natur gemacht sind, so zwei Aquarelle, die Aloën darstellen, eine Weide, Pflanzen- und Felsstudien. Fast überall offenbart sich ein ausdauernder Fleiß und große Sorgfalt, die, so weit Können und Einsicht reichen, mit fast rührender Treue die Schöpfungen der Natur nachbilden wollen. Vollkommener sind ein Bauernhaus und eine Felsstudie nach R. Meyer, dem geisteskranken Maler Römer im „Grünen Heinrich". Poetisch vermögen schon zwei Aquarelle aus dem Jahre 1837 zu wirken, ein allerdings etwas blaß gerathener Brunnen nach der Natur und ein hübsches Wasserlandschäftchen an der Sihl. Entschiedener ist eine Baumlandschaft mit Wasserfall, bezeichnet November 1837, wo namentlich das schräg auf das stürzende Wasser einfallende Licht sich hübsch empfunden ausnimmt und ziemlich gut dargestellt ist; doch läßt sich wohl eine Vorlage voraussetzen, worauf schon eine gewisse Rundung der Composition deutet.

Nachdem Keller, um aus dem dilettantischen Wesen und Unwesen herauszukommen, seit Frühling 1840 die Münchener Kunstschule besucht hatte, gewann die Sache ein anderes Aussehen. Da sind nun eine Reihe von Blättern, meistens Motive aus der Heimath, an denen er sein gesteigertes Können documentirt, wobei er, wie er im „Grünen Heinrich" bemerkt, weite Aussichten mit Blicken auf See und Gebirge bevorzugt. Energisch und wirkungsvoll, wenn auch nur sehr skizzenhaft, ist eine Ansicht von Richtersweil, eine getuschte Kreidezeichnung; schön empfunden auch eine Waldlandschaft an der Sihl. Aber neben der Verwerthung heimathlicher Studien und Veduten taucht die freie Composition auf, die sich in der Schöpfung ossianischer Landschaften ein Genüge thut. Und hier kann man nun in Umkehrung eines bekannten Wortes sagen: der Dichter malt. Hier ist Kraft, Stimmung, Poesie. Das gilt namentlich von einer Bisterzeichnung aus dem Jahre 1841. Wenn wir diese und eine andere ossianische Landschaft in Oel zusammenhalten, so sehen wir, daß es Keller zwar an poetischer Empfindung und Erfindung durchaus nicht mangelte, auch durchaus nicht an Gefühl und Einsicht dafür, was malerisch wirksam und bedeutend ist; wohl aber an der Technik. Man erkennt hier ganz deutlich — an den Oelbildern noch mehr als an den Aquarellen und Zeichnungen — daß es einen gewissen Punkt der Technik gab, den Keller nicht

überspringen konnte; er wurde kein Maler, weil er wider jegliches Vermuthen an einer gewissen Stelle so zu sagen des äußeren Könnens stehen bleiben mußte, während alle anderen Gaben zu einem Künstler vorhanden schienen. Das ist ein Loos, wie es Mörike im „Maler Nolten", Keller selbst im „Grünen Heinrich" und Andere sonst noch geschildert haben, und wie es immer und immer wieder Einzelne treffen wird, die anscheinend zu den höchsten Erwartungen berechtigten.

Die erwähnte Glückwunschadresse der Berliner Freunde und Verehrer ist flankirt von zwei dazu gehörigen Aquarellen Hertels: das eine stellt den Tegelsee dar, den Gottfried Keller besungen, das andere die Bauhofstraße in Berlin, wo er einige Zeit wohnte. Sobald man von diesen meisterlichen Leistungen, in denen sich Wollen und Können vollständig decken, einen Blick auf die Schöpfungen Keller's wirft, so begreift man, woran dieser scheiterte. Und ihm selber ist es verhältnißmäßig früh klar geworden. Aber wiewohl er sich in das verhängte Schicksal fügte und durch die Schwesterkunst überreich entschädigt wurde, so verlor er doch, wie Goethe, das Heimweh nach der Ausübung der Malerei nie vollkommen. Noch der Sechzigjährige ergötzte sich an der — durch die Fülle der literarischen Arbeiten vereitelten — Hoffnung, wie er mir mittheilte, einen Sommer lang die Feder niederzulegen und zu seinem stillen Vergnügen ein paar Landschaften zu malen. Aus Zürcher Privatbesitz sind zwei Landschaften ausgestellt, die wohl aus den sechziger Jahren stammen und allerdings große Fortschritte aufweisen: eine idyllische Landschaft, außerordentlich poetisch und duftig gemalt, wenn auch etwas zu wenig wahr, und ein Blick auf Zürichsee und Glarner Alpen, nicht ganz geschlossen, aber von entschiedener Wirkung; namentlich sind die Schneeberge gut gerathen. Das Vorzüglichste aber ist ein Landschäftchen, einige Waldbäume mit föhrenbesetzten Hügeln im Hintergrund und mit anmuthig bewegten, stimmungsvollen Lüften, ein schönes, wahrhaftiges Waldgedicht. Es entstand 1855 zu Berlin; vielleicht erholte sich der Dichter an der feinen Schöpfung über der Niederschrift einer oder der anderen Seldwyler Novelle, die er in diesem Jahre beendigte; vielleicht wollte er auch, nachdem er mit der einen Kunst vertraut und Meister geworden, der verschwisterten noch einmal sehnsüchtig in die Augen blicken. Dreiundzwanzig Jahre später (29. August 1878) schenkte er es Frau Justina Rodenberg mit folgender Widmung[1]):

Dies trübe Bildchen ist vor dreiundzwanzig Jahren
Im einstigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Wasser ward es dort auf dem Papier fixiret,
Von Frau Justinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entstand, vom regnerischen Zürichsee
Bis hin zur altberühmt- und wasserreichen Spree.
Auf Wellen fähret so, ein Niederschlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle.

Ad. Frey.

[1]) Reminiscenz einer Reihe von Regentagen in Zürich, vergl. „Deutsche Rundschau", 1888, Bd. LIV, S. 395, wo sich auch obige Verschen bereits mitgetheilt finden. Die Redaction.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, Anfang August 1893.

Ende Juni traf in Europa die Nachricht ein, daß die indische Regierung die Silberausprägung für Private eingestellt habe. Am 7. August erwartet man, daß der nordamerikanische Congreß die Aufhebung der Sherman-Bill über Silberankäufe beschließen werde. Vom Erstaunen über Indien und von Erwartung über Amerika gleich beeinflußt, ist der Juli des Jahres 1893 der bewegteste Monat gewesen, den die Geschichte der Edelmetallmärkte kennt. In London stürzte innerhalb einer Woche der Preis für die Unze Silbers von $38^1/_2$ Pence auf $33^3/_8$ Pence, d. h.: Silber, welches im Verhältniß zum Golde noch wie 1 : $24^1/_2$ angenommen worden war, fand nach acht Tagen nur noch in einem Preisverhältniß von 1 : 28 Abnahme. Vorübergehend sank der Kurs selbst auf $30^1/_4$ Pence für die Unze = 1 : 31, d. h.: Silber war genau halb so viel werth als es nach dem angeblich schulmäßigen Verhältniß von 1 : $15^1/_2$ sein sollte. In so greifbarer Deutlichkeit hat sich noch niemals vor Aller Augen die einfache Wahrheit gezeigt, daß der Werth einer Münze nichts ist als der Werth des in ihr enthaltenen Edelmetalls. Kein obrigkeitlicher Stempel vermag auf dem Weltmarkt dem Fünffrankenstück den Werth von $^1/_5$ Pfund Sterling zu geben, weil das in ihm enthaltene Silber nur noch für etwa $^1/_{10}$ Pfund Sterling gekauft wird.

Wie treten die Fäden einfach verwickelter Fragen hervor, wenn sie sich unter dem Vergrößerungsglase gewaltiger Ereignisse zeigen! Die Münzpolitik gehört zu den schwierigsten Theilen der Nationalökonomie. Nur der Fachmann konnte in ihre Geheimnisse eindringen, zur Zeit als unsere Staaten klein und die Wirkung einer veränderten Münzpolitik nur dem scharfsinnigen Blick des Kenners wahrnehmbar war. Als im Uebergang aus der Kleinstaaterei zum nationalen Staat Deutschland auch sein Münzwesen umgestaltete, verfolgten die Gebildeten die Angelegenheit mit Interesse, aber ohne Verständniß. Heute, wo in einem Gebiete von zwei- bis dreihundert Millionen Einwohnern mit einem Schlage dem Silber der Charakter der Münze genommen wird, sieht Jeder ein, daß die Silberproduction ihren besten Abnehmer verloren hat, und man wundert sich über den Sturz des Silberkurses ebenso wenig, wie man sich über den Rückgang der Eisenpreise wundern würde, wenn die Staaten beschlössen, keine Kanonen mehr zu verwenden.

Welches werden die vermuthlichen Wirkungen der Verstoßung des Silbers aus der Reihe der Währungsmetalle sein? Daß die Sherman-Bill, welche die Union nöthigt, den Silbermännern ihre billige Waare theuer abzukaufen, aufgehoben werden wird, daran wird im Augenblick nicht gezweifelt. Amerika wird sich erinnern müssen, daß es eigentlich keine andere Währung als die Goldwährung besitzt, und sich wohl oder übel bequemen müssen, auch in Gold zu zahlen. Die Schwierigkeit, mit dem nunmehr begehrten Gold seine Verpflichtungen zu decken, kommt einem Steigen der Schuldverpflichtungen gleich. Und dies fällt in eine Zeit, in welcher das amerikanische

Budget ohnedies mit einem Deficit zu kämpfen hat. Amerika, das den Staaten der alten Welt so lange das uns ungewohnte Schauspiel einer überschäumenden Staatskasse geboten hatte, sah seit der maßlosen Erhöhung der Zölle durch die Mac Kinley-Bill den Ertrag derselben (wie dies bei Prohibitivzöllen natürlich ist) zurückgehen. Die Verschleuderung von Staatsgeldern an allerhand Pensionäre, deren Verdienste um den Staat Gebern und Empfängern gleich unbekannt waren, ist das Gegenstück steigender Ausgaben zu den sinkenden Einnahmen. Gerade um die Zeit, als die große Nachricht aus Indien eintraf, am 30. Juni, schloß ein amerikanisches Finanzjahr ab. Das Deficit von $3^1/_2$ Millionen Dollars im Vorjahre ist auf $4^1/_2$ Millionen gestiegen. Trotz alledem zweifeln wir nicht daran, daß das amerikanische Finanzwesen die eingetretenen Schwierigkeiten überwinden wird. Ein Land mit einer so mangelhaften Steuerverfassung wie Nordamerika hat immer noch die Mittel, die Schrauben anzuziehen, welche in straffer organisirten Staaten längst angezogen sind. Sobald Nordamerika sich entschließt, seinen Popanz von directen Steuern bei Seite zu werfen und eine Steuerverfassung einzuführen, welche nicht bloß auf dem Papier steht, kann es seine Einnahmen noch ins Ungeahnte steigern. — Sehr ernst ist dagegen die Lage in einem Lande, das mit der Silberindustrie ebenso verquickt ist und nicht auf gleiche Hülfsquellen in den Staatsfinanzen blicken darf: Mexiko geht ohne Zweifel einer Finanzkrisis entgegen. — Bei uns in Europa fürchtet man für die Staaten der lateinischen Münzconvention. Die Convention beruht auf dem Gedanken eines Silbergeldes neben dem Goldgelde. Je mehr diese Voraussetzung schwand, desto schwieriger war das Zusammenhalten schon in den letzten Jahren. Die sogenannte Liquidationsclausel verpflichtet jeden Staat, im Falle der Kündigung der Convention das von ihm gemünzte Silbercourant einzulösen. Da der Silberpreis bis fast zur Hälfte gesunken ist, so bedeutet die Einlösungspflicht zu vollem Nennwerth für den verpflichteten Staat einen Verlust von fast 50 Procent. Ob alle Staaten diese Verpflichtung tragen können, darüber herrschen die ernstesten Befürchtungen. Man darf nun freilich nicht vergessen, daß Staaten der Frankenwährung und Staaten der Münzconvention nicht dasselbe ist. Spanien, Rumänien, Serbien und Bulgarien haben das System der lateinischen Staaten angenommen, sind aber der Convention nicht beigetreten. Zu der letzteren gehören nur Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien, Griechenland. Von diesen Staaten hat die Schweiz eine so weise Zurückhaltung in der Silberprägung bewiesen und für den Fall der Liquidation sich so viele Sonderbestimmungen ausbedungen, daß für einen Uebergang zur Goldwährung die Schweiz bei einer Liquidation des Vereins geradezu glänzend dastände. Umgekehrt befinden sich die griechischen Finanzen in einem so trostlosen Zustande, daß es nachgerade gleichgültig ist, ob zu den vielen vernachlässigten Verpflichtungen noch eine neue kommt. Wenn Frankreich 3—$3^1/_2$ Milliarden Franken in Silbergeld ausgeprägt hat, so ist dies zwar mehr, als es bei einer zukünftigen Goldwährung wird unterbringen können: indeß nicht so viel, daß man bei einem Lande wie Frankreich darüber stutzig werden könnte. So bleiben Italien und Belgien übrig. Italien hat seit dem Jahre 1862 567 Millionen an Silbermünzen geprägt, wovon man etwa 550 Millionen in Umlauf schätzt. Nun hat im Zeitalter der italienischen Papiergeldwirthschaft das von uns schon oft betonte Gesetz sich geltend gemacht, wonach das bessere Geld von dem schlechteren aus dem Lande gejagt wird. Man schätzt, daß aus dem vom Papiergeld überschwemmten Königreich Italien etwa 400 Millionen Lire an Silbergeld ins Ausland gegangen sind. Wenn man auf diese Summe und die Einlösungspflicht Italiens hinweist, so erweckt dies gleichwohl übertriebene Vorstellungen. Zunächst gehen davon 100 Millionen Scheidemünze ab, auf welche sich die Liquidationsclausel nicht bezieht. Von den übrig bleibenden 300 Millionen braucht Italien auf Grund besonderer Abmachungen mit den Vertragsstaaten bloß etwa die Hälfte einzulösen, während von der anderen Hälfte angenommen werden soll, daß sie „auf dem natürlichen Handelswege" in ihr Heimathland zurückfließen werde. Der etwas verwickelte Liquidationsmodus vertheilt sich über fünf Jahre, so daß Italien bei erfolgender Auflösung fünf Jahre hindurch durch-

schnittlich 30 Millionen Lire für die Liquidation bereit zu halten hätte. Nun sind aber die Münzen, die das Königreich bei der Einlösung erhält, doch auch etwas werth. Rechnet man den Metallwerth des Silbers auch nur zur Hälfte, so würde sich doch immerhin die fürchterliche Last, unter welcher man das Königreich schon erliegen glaubt, darauf reduciren, daß es fünf Jahre hindurch jährlich 15 Millionen Lire, d. h. 12 Millionen Mark unseres Geldes zu zahlen hat. Es leuchtet ein, welch' fürchterliche Uebertreibung darin liegt, wenn man das italienische Staatswesen als durch die Liquidationsclausel gefährdet hinstellt. Die Schwierigkeit für Italien liegt in seinen allgemeinen schlechten Geldverhältnissen. Findet Italien sonst Wege und Mittel, seine Geldverhältnisse gut zu gestalten, so wird es auch dieser Schwierigkeit Herr werden. Wenn nicht, so wächst zunächst die Schwierigkeit auf das Doppelte, da die „auf dem natürlichen Handelswege" zurückfließende Hälfte der Silbermünzen eine große Last für das Land darstellt, wenn dieses nicht ohnedies in der Lage ist, eine derartige Summe als Scheidemünze bequem brauchen zu können. — In schlimmer Lage ist Belgien. Das kleine Land hat ebenfalls etwa fünfhundert Millionen Franken Courantsilber (ohne die Scheidemünze) geprägt. Nach einem Separatabkommen mit Frankreich ist auch Belgien nur verpflichtet, die Hälfte der Münzen einzulösen. Aber Belgien hat garantirt, daß sich in Frankreich nicht mehr als zweihundert Millionen belgischer Münzen befinden; einen etwaigen Mehrbetrag müßte es vollständig einlösen. Und in übler Erinnerung ist noch die Haltung Belgiens auf dem Congreß von 1888, wo es die Errichtung jener Liquidationsclausel mit dem Bemerken bekämpfte, daß Belgien für anderer Leute Bedarf geprägt habe und weder eine rechtliche noch eine moralische Verpflichtung anerkenne, darum Schaden zu leiden. Das war nicht die Sprache einer Münzpolitik, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist.

Wird im Großen und Ganzen die Demonetisirung des Silbers auf die Münzverhältnisse der civilisirten Welt nicht annähernd die umwälzende Einwirkung ausüben, die man vielfach von ihr erwartet, so sucht man die Wirkungen desto mehr auf allgemein wirthschaftlichem Gebiete. Wenn die Bimetallisten Recht hätten mit ihrer Behauptung, daß die indische Landwirthschaft die unsrige vermöge der dortigen Silberwährung in der Concurrenz schlage, so müßten wir frohlocken. Der indischen Landwirthschaft ist ja jetzt ihr Hauptvorzug genommen. Und es könnte den Bimetallisten, wenn ihnen wirklich nur der Schutz der Landwirthschaft die Hauptsache ist, gleichgültig sein, auf welche Art die Gleichheit der Concurrenzbedingungen geschaffen wird. Indeß es wird sich schnell genug zeigen, daß am Concurrenzkampf der Landwirthschaft durch die Aenderung der indischen Währung nichts geändert wird. — Die Industrie, die zunächst den großen Schaden empfinden wird, ist selbstverständlich die Silberproduction selbst. Namentlich die Besitzer der amerikanischen Silberminen fühlen sich in ihrer Existenz erschüttert. In dem letzten Jahrzehnt hat ihr Silber ein Viertel seines Werthes verloren. Im Verhältniß zu dem Werth, der in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen über die Zukunft eine so große Rolle spielte, war der Preis auf die Hälfte gesunken. Ein Preissturz auf die Hälfte läßt aber nur die untere Hälfte bestehen, in welcher die Productionskosten mit enthalten sind. Wenn sich jetzt die Münzstätten der Welt gegenüber dem weißen Metall schließen, wenn namentlich der amerikanische Staat die ihm so lange abgezwungenen riesenmäßigen Silbereinkäufe einstellt, so wird der Bedarf eine Verringerung erleiden, wie sie in unserer Zeit kaum irgend eine andere Waare so schnell erlebt hat. So werden die Silberproducenten die gerechte Strafe erleiden für die maßlose Ueberhebung, mit welcher sie Jahrzehnte hindurch verlangt haben, daß sich die Bedürfnisse der Staaten und der Menschen nach ihren Bedürfnissen richten müssen. An entthronten Dynastien ist man gewohnt, daß sie im Dunklen arbeiten und mit schlechten Mitteln die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen suchen. Aber so scrupellos ist von ihnen allen wohl noch keine gewesen wie König Silber und seine Sippe. An den Bettelstab gebracht, unstät und flüchtig durch die Länder eilend, soll er jetzt ein abschreckendes Beispiel sein für Alle die, welche es unternehmen, den Staat um ihrer Sondervortheile willen auszubeuten. Allerdings

bei Ausbeutungen mit politischen Mitteln trägt der leidende Theil eine gewisse Mitschuld, und so muß auch er die Strafe mit auf sich nehmen. In Nordamerika wird ein nicht geringer Theil des Wirthschaftskörpers von dem Silberkrach in Mitleidenschaft gezogen werden. Aus Denver, aus Milwaukee und aus anderen Orten hört man von Provinzialbanken, die dem Concurse verfallen. Einige große Eisenbahngesellschaften haben sich schon Ende Juni beeilt, zu erklären, daß sie den noch nicht fälligen Juli-Coupon ihrer Obligationen einzulösen bereit seien; das heißt: in den Kreisen der Eisenbahngesellschaften fürchtet man, nicht mehr für ganz sicher gehalten zu werden. An der New-Yorker Börse bereitet sich ein Eisenbahnkrach vor. — Näher kommt unserem menschlichen Empfinden der Silberbergbau anderer Länder, der in den Abgrund mitgerissen wird. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß innerhalb des preußischen Staates ein großer Theil der Silberminen sich in den Händen des Fiskus befinde und dieser durch den Niedergang des Silbers geschädigt werde. Wenn der preußische Staat in seinen Berg- und Hüttenwerken am Harz und anderswo zusammen wirklich 80—90 Tonnen Silber producirt, so kann dies einen Werth von etwa zehn Millionen Mark jährlich darstellen. Bei einem Etat von zwei Milliarden bedeutet dies $^1/_2$ Procent! — Inwieweit im Uebrigen der deutsche Silberbau in Händen ruht, die sich an dem internationalen Treiben der Silbermänner betheiligt haben, das entzieht sich unserer Beurtheilung. Hier und da werden einzelne Reichthümer zu Grunde gehen, und damit werden Krisen im Wirthschaftskörper überhaupt, wie das Einstellen von Förderungen, das Ausblasen von Hüttenöfen, die Entlassung von Arbeitern zweifellos verbunden sein. Allein die deutsche Silberproduction, wiewohl nicht unbedeutend, gehört doch nicht zu den ersten Productionszweigen unseres Vaterlandes. Sie stellt im Jahre einen Gesammtwerth von etwa 60 Millionen Werth dar, während beispielsweise der Werth des verhütteten Roheisens mehr als 230—260 Millionen beträgt. Am schwersten wird die Schädigung der Productionen empfunden werden, welche Silber als Nebenproduct gewonnen und darauf hin ihren Betrieb eingerichtet hatten. Eine große Reihe von Bergwerken, die als Silberbergwerke bekannt sind, fällt unter diese Kategorie. Der officielle Name der berühmten Silberbergwerke von Mansfeld ist: „Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft". Von einer gewissen Schuld am eigenen Schicksal sind die Silberpatienten heute allesammt nicht frei zu sprechen. Wenn eine Waare seit Jahrzehnten in offenbarem Werthniedergang begriffen ist, und nur politischer Einfluß noch im Stande ist, den Preisniedergang innerhalb gewisser Grenzen zu halten, so ist es Pflicht einer wirthschaftlich guten Buchführung, den voraussichtlichen weiteren Preisniedergang zu escomptiren und die gesammte Geschäftsführung auf einen geringeren Stand des Werthes einzurichten. Wären die Werke unter diesem wirthschaftlich richtigen Gesichtspunkt verwaltet worden, so könnte es nicht vorkommen, daß eine Gesellschaft im Jahre 1891 8 Procent Dividende vertheilte, im Jahre 1892 nur noch 4 Procent, eine andere im Jahre 1891 $6^1/_2$ Procent gab und im nächsten mit einem Minus schloß — Alles dieses, ohne daß unvorhergesehene Ereignisse dazwischen getreten wären. Freilich ändert die Mitschuld nichts an der traurigen Thatsache. Keineswegs bloß Silber, sondern auch Kupfer, Blei und Zink gehen einer weitgreifenden Krisis entgegen.

Oft ist prophezeit worden, daß den Völkern, wenn sie alle zur Goldwährung übergehen werden, die „Golddecke zu kurz werden wird". Alexander von Humboldt ist bestrebt gewesen, derartigen Befürchtungen zuvorzukommen und hat die Edelmetallproduction seit der Entdeckung Amerikas zu berechnen gesucht. Jetzt können wir an der Productionsstatistik der Jahre 1493—1892 genau vier Jahrhunderte der Goldproduction überblicken. Addirt man die Productionsmengen, so kommt man dem wirklich vorhandenen Bestande bei dem Golde näher als bei irgend einer anderen Waare. Die Menschheit muß danach etwa zehntausend Tonnen Goldes im Werthe von 35 Milliarden Mark besitzen. Während im Zeitalter des Columbus etwa sechs Tonnen jährlich producirt wurden, während noch im vorigen Jahrhundert die Production eines Jahres nur zwischen zwölf und vierundzwanzig Tonnen schwankte, und

die Schwankung selbst in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur bis auf etwa fünfundfünfzig Tonnen stieg, hat sie in dem dritten Viertel unseres Jahrhunderts sich zwischen 174 und 202 Tonnen jährlich gehalten, und die ungefähre Höhe dieser Production von zweihundert Tonnen jährlich besteht noch heute. In den letzten drei Jahrzehnten allein hat die Menschheit $1^1/_2$mal so viel Gold gewonnen als in den vorangegangenen drei Jahrhunderten. Dieses überaus günstige Verhältniß der Goldproduction springt nur deswegen nicht so sehr in die Augen, weil es durch eine geradezu sündhaft gesteigerte Silberproduction in den Schatten gestellt worden ist. Unterstützt wurden die Befürchtungen über Goldknappheit durch die Ansicht eines hervorragenden Geologen, daß der gesteigerte Goldbau der letzten Jahrzehnte eine baldige Erschöpfung herbeiführen werde; eine Ansicht, zu deren Widerlegung allein die inzwischen bekannt gewordenen Daten über China und Südafrika ausreichen würden. Wenn gegenüber den obigen Zahlen der Goldproduction immer eingewendet worden ist, daß die Steigerung der Production doch nicht genüge, um den gesteigerten Bedarf eines so verkehrsreichen Zeitalters wie des unserigen zu befriedigen, so ist dieser Grund vollkommen hinfällig. Mit der Zunahme des Verkehrs werden stets neue Mittel erfunden, um die Zahlungen in baarem Gelde überflüssig zu machen. Die alten phönicischen Kaufleute würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie im Clearing-House von London einen Handel nach Milliarden sähen, der ohne ein Pfund Goldes oder Silbers vor sich geht. Die Folge wird allerdings der gesteigerte Wettbewerb um das Gold haben, daß der Check und das Clearing-House eine größere Bedeutung gewinnen werden. Mit keinem kostbaren Gegenstande wird in Deutschland eine solche Verschwendung getrieben wie mit dem Golde. Jedesmal, wo wir ein Goldstück in die Hand nehmen, nutzen wir es ein klein wenig ab und vermehren das Risiko des Verlorengehens; jedesmal, wo wir statt einer Goldzahlung einen Check anwenden, machen wir eine kleine Ersparniß am Volkswohlstande.

Alles in Allem ist nicht zu leugnen, daß der von Indien ausgehende Angriff auf das Silber Krisen im Gefolge haben wird. Daß dieselben bei uns sich innerhalb der Waarenkrisis halten und nicht zu einer gefährlichen Münzkrisis sich entwickeln werden, das ist im Wesentlichen das Verdienst der Männer, welche unsere Goldwährung geschaffen und erhalten haben. Heute, wo auf 150 Millionen Thalern, die wir immer noch besitzen mögen, ein Verlust von 200 Millionen Mark ruht, wird man auch einsehen, daß Diejenigen Recht gehabt haben, welche nicht bloß die Doppel-, sondern auch die „hinkende" Währung verwerfen und von vornherein freiwillig das anstreben wollten, was wir heute gezwungen doch werden annehmen müssen: die reine, unverfälschte Goldwährung.

Inzwischen stehen bei uns noch andere Angelegenheiten im Vordergrunde des Interesses. Das Ende, welches die Opposition gegen die Militärvorlage nicht erst in den Neuwahlen, sondern schon am Tage der Reichstagsauflösung gefunden, war die traurige Bestätigung unserer Behauptung, daß erfahrungsmäßig ein Volk zur Ablehnung militärischer Neuforderungen sich desto schwerer entschließt, je mehr es bereits in seine Rüstung hineingesteckt hat. Man hätte die Vorlage sachlich kritisiren, man hätte Abstriche machen, man hätte vielleicht einzelne Theile ganz ablehnen können. Was aber dem Widerstande gegen die Militärvorlage seine Schärfe gab, das war gerade die Formulirung, daß man die militärische Nothwendigkeit nicht zu prüfen brauche, weil die Kosten „unerschwinglich" seien. Mit anderen Worten: die Opposition lehnte jede sachliche Prüfung ab, weil sie sich stark genug wähnte, den Kampf unter dem Gesichtspunkt der Machtfrage zu führen.

Woher kommt es, daß in einem Lande mit dem besonnensten Volkstemperament das Object so häufig zum Gegenstande der parlamentarischen Machtfrage gemacht wird, welches am allerwenigsten dazu geeignet ist: nämlich die Sicherheit der Landesgrenzen. Einfach deswegen, weil dies das einzige Object ist, an welchem eine Reichstagsmehrheit ihre Kräfte messen kann. Ob im Auswärtigen Amte ein Staats-

secretär neu bewilligt wird oder nicht, ob in Post und Telegraphie eine Reform durchgesetzt oder abgelehnt wird, das sind Alles unbedeutende Dinge. Das einzige große Ressort, welches unter die Reichsverfassung fällt, ist das von Armee und Marine. Da nun parlamentarische Körperschaften auf die Dauer ohne Bethätigung ihres Einflusses nicht bestehen können, da auch der Ruhigste ab und zu die Anwandlung fühlt, endlich doch einmal in einer *großen* Sache zu zeigen, daß er nicht immer Ja sage, so wird in unserem Reichstage der Kampf auf militärischem Gebiete ausgefochten, weil es für ihn kein anderes Gebiet gibt. Das englische, das französische, das italienische Parlament redet in allen Staatsfragen mit. Das deutsche kann im Wesentlichen nur in militärischen mitreden und muß die übrigen den Einzellandtagen überlassen. Schon aus diesem Grunde ist es nothwendig, unsere Reichsverfassung im Laufe der Zeit mehr auswachsen zu lassen, damit dem Reichstage auch andere Bethätigungsgebiete zuwachsen. Es ist auf die Dauer unzulässig, daß ein Parlament nirgends eine andere Gelegenheit hat, seinen Einfluß zu zeigen, als auf dem Gebiete, das am allerwenigsten dazu geeignet ist, bloß zum Austrage der Machtfrage gebraucht zu werden.

Im Augenblick bewegen sich die Reformpläne im Reichsleben auf dem Gebiete der Finanzverfassung. Namentlich wird dem preußischen Finanzminister nachgesagt, daß er nach Beendigung seiner preußischen Reform daran denke, auch die *Reichssteuern zu reformiren*. So viel Reichssteuerpläne aufgetaucht sind, so viele haben auch schon Widerspruch gefunden. Durch die Zeitungen fast aller Parteien geht im Voraus eine Abneigung gegen die neuen Reichssteuern. Und trotzdem sollte man sich doch klar machen, daß, *wenn* man eine Reform für nothwendig hält, dieselbe ohne neue Steuern gar nicht durchzuführen ist. Als im Jahre 1878 die Zollerhöhungen berathen wurden, stellte der Abgeordnete v. Bennigsen den Antrag, daß dieselben einer jährlichen Bewilligung durch den Reichstag unterliegen müßten. Der Centrumsabgeordnete v. Franckenstein stellte den anderen Antrag: daß die Zölle nur bis zu einer gewissen Höhe dem Reiche verbleiben, das Plus den Einzelstaaten zurückgezahlt werden möge. Damals stand die Reichsregierung zwischen zwei Anerbietungen: auf der einen Seite reichlich fließende Quellen mit jährlichem Dreinreden des Parlaments; auf der anderen Seite ein Damm gegen den parlamentarischen Einfluß, aber auch eine Barre gegen das Steigen der Einkünfte. Die Reichsregierung hat sich damals für das Letztere entschlossen, und nunmehr bildet die „Franckenstein'sche Clausel" die Grundlage für das Verhältniß der Reichs- und Landesfinanzen. Als die Clausel beschlossen wurde, dachte man an gewisse kleine Ueberschüsse, die den Einzelstaaten zu gute kommen würden. Inzwischen sind unsere Zölle gesteigert worden. An Erträge, wie sie heute vertheilt worden, hat damals Niemand gedacht. In Preußen sind im Etat des laufenden Jahres die Ueberweisungen vom Reiche mit 211 Millionen Mark angesetzt. Das gesammte Aufkommen aus preußischen Steuern beträgt 215 Millionen, d. h. für den preußischen Staat (wenn er, wie er muß, seine Matricularbeiträge formell weiter in Ausgabe stellt) bedeuten die Ueberweisungen aus dem Reiche bereits ebenso viel wie die eigenen Steuern.

Unter allen Sachverständigen besteht nur eine Stimme darüber, daß eine derartige Verkettung zweier großer Finanzverwaltungen nur möglich ist, so lange es sich um geringe Beträge handelt. Das Hin- und Herrechnen von Hunderten von Millionen, wie es heute zwischen dem Reiche und seinen Staaten geschieht, bringt beiden Finanzverwaltungen einen Zustand der Unsicherheit. Läßt sich also eine Neuregelung der Reichsfinanzen gar nicht ablehnen, hat die Reichsregierung Recht damit, daß die Franckenstein'sche Clausel unpraktisch ist, so muß freilich auch die Consequenz gezogen und die andere Alternative des Jahres 1878 angenommen werden. Hört die Franckenstein'sche Limitirung auf, so muß das jährliche Bewilligungsrecht des Parlaments, wie es seiner Zeit Bennigsen beantragt hat, ins Werk gesetzt werden. Wenn damals Fürst Bismarck gegen dieses Bewilligungsrecht sich sträubte, so geschah es unter dem frischen Eindrucke des gewaltigen Kampfes, den er im Militärconflicte mit dem preußischen Abgeordnetenhause gerade um dieses Recht hatte führen müssen. Ueber

jene Kämpfe ist heute ein Menschenalter dahin gegangen, und wir vermögen vorurtheilsfrei darüber zu denken. Ein Recht, das des Mißbrauchs fähig, aber gleichwohl allen Parlamenten der Welt gegeben ist, wird dem deutschen Parlament nicht vorenthalten werden können. Am allerwenigsten aus Besorgniß wegen eines Militärconflicts. Im Interesse einer sachlichen und ruhigen Erörterung zukünftiger Militärvorlagen liegt es gerade, daß dem deutschen Reichstage neulich auch auf einem anderen Gebiete ein volles und reichliches Bethätigungsfeld gegeben wurde: auf dem der Finanzen. Nichts ist so sehr im Stande, ein Parlament in Fragen der Ausgaben sachlich zu stimmen, wie das Bewußtsein, daß es in der Bewilligung der Einnahmemittel nicht schlechter gestellt ist als andere Parlamente. — — —

Unser letzthin ausgesprochener Wunsch, die Reichsstatistik möchte doch die Registrirung der Ernteaussichten über ganz Deutschland hin in die Hand nehmen, ist inzwischen erfüllt worden. Allmonatlich veröffentlicht jetzt das Statistische Reichsamt einen Ueberblick über den Stand der Saaten in ganz Deutschland. Die Güte der Aussichten wird dabei mit Zahlen bezeichnet. Die Aussicht auf eine Mittelernte erhält die Ziffer 3, während darüber 1 und 2 „sehr gut" und „gut", darunter 4 und 5 „gering" und „sehr gering" darstellen. Die vier Uebersichten von April bis Juli gewähren das folgende Bild:

	April	Mai	Juni	Juli
Winterweizen . . .	2,3	2,6	2,8	2,9
Sommerweizen . . .	2,3	2,9	3,1	3,4
Winterspelz	2,1	2,6	2,8	2,7
Sommerspelz	—	2,4	2,6	1,6
Winterroggen . . .	2,5	3,2	2,9	2,7
Sommerroggen . . .	2,5	2,9	3,1	3,0
Gerste	2,4	2,9	3,0	3,1
Hafer	2,6	3,0	3,3	3,6
Kartoffeln	—	2,5	2,6	2,7
Klee und Luzerne . .	3,0	3,7	4,1	4,2
Wiesen	3,0	3,9	4,0	3,9

Die Tabelle ist das zahlenmäßige Abbild der schlechten Ernte, über welche infolge der unerhörten Dürre in ganz Deutschland geklagt wird. Im April ein ziemlich hoffnungsvoller Stand der Saaten (fast durchweg günstiger als 3); im Monat Juli ebenso ungünstig (größtenteils schlechter als 3). Dennoch wird durch das zahlenmäßige Erfassen der Aussichten die Stimmung etwas fester und günstiger, als bei dem bloßen Anhören der Klagen. Ist die Verschlechterung der Aussichten zweifellos, so ist sie doch bei der Hauptfrucht, beim Roggen, verhältnißmäßig gering. Der Winterroggen zeigt noch immer das Bild von Aussichten, die gut über den Durchschnitt gehen, und der Sommerroggen hält sich doch wenigstens noch auf der Durchschnittshöhe. Vom Weizen steht die Sommersaat allerdings erheblich unter, aber die Wintersaat doch immerhin über dem Durchschnitt. Daß der Spelz besonders günstige Aussichten aufweist, will freilich bei der geringen Ausdehnung dieser Kornart (sie wird nur in einigen Theilen Süddeutschlands angebaut) nicht viel heißen. Aber von großer Wichtigkeit in Ergänzung der Körnerernte ist der immerhin günstige Stand der Kartoffel. Wenn daher auch zweifellos die Aussichten der deutschen Ernte im Ganzen uns einen Mangel an Cerealien in Aussicht stellen, so haben wir doch schon jetzt von der jungen Reichsstatistik den Vortheil, daß wir dem übertriebenen Pessimismus zahlenmäßig entgegentreten können.

So zeigt es sich, daß es in der That nothwendig war, die Erntestatistik von Reichswegen in die Hand zu nehmen. Mag man in anderen Dingen den preußischen Durchschnitt als Reichsdurchschnitt gelten lassen, in landwirthschaftlicher Beziehung kann man es nicht. Wenn die Aussichten über Norden und Süden, über Osten und Westen ungleich vertheilt waren, so gewährt die preußische Erntestatistik kein Bild, welches Rückschlüsse auf den Stand in ganz Deutschland erlaubt hätte. Außerdem erfolgten die Aufnahmen in Preußen nicht oft genug (man begnügte sich mit drei Schätzungen der Ernte) und auch nicht zahlenmäßig genug. Allerdings läßt in Bezug auf die

Zahl als Abbild des Ernteſtandes auch die Reichsſtatiſtik manches zu wünſchen übrig. Daß die Ziffern deſto geringere Ernteausſichten bedeuten ſollen, je höher ſie ſind, widerſpricht dem Begriffe der Zahl. Unſeres Wiſſens hat dieſer Gebrauch der Ziffer ein Analogon nur in den Schülercenſuren, welche deſto höhere Ziffern geben, je geringer die Leiſtungen ſind. Wenn man ſich aber auch in den Schülercenſuren zuweilen mit der Mittelſtufe „2 bis 3“ und „4 bis 5“ bedient hat, ſo iſt man doch nie ſo weit gegangen, geradezu Decimalbrüche zu bilden und bis in das Kleinſte hinein den Widerſpruch gegen den Sinn der Zahl im Gebrauch derſelben durchzuführen. — Soll die Reichs-Ernteſtatiſtik wiſſenſchaftlich werthvoll und gleichzeitig populär werden (und beides halten wir für gleich wichtig), ſo muß ſie noch ordnungsmäßige Grundlagen für die Zuverläſſigkeit der Durchſchnittsberechnung ſchaffen, den einzelnen Getreidearten nach dem Umfange ihres Anbaus zur Geltung verhelfen und einen zahlenmäßigen Ausdruck anwenden, der mit dem, was er ſagen will, jedem Landwirth und jedem ſonſtigen Intereſſenten in die Augen ſpringt. Setzt man, wie es bei der gleichen Berechnung ſonſt üblich iſt, den Durchſchnitt mit 100 an, ſo würden ſich die Ernteausſichten in Procenten unter und über 100 darſtellen laſſen.

Immerhin bietet die Reichsſtatiſtik auch ſchon in ihrer gegenwärtigen Geſtalt eine weit beſſere Unterlage der Beurtheilung als ihre preußiſchen Vorläufer. Worin die Statiſtik die vorhandene Nothlage beſtätigt, der betrübend ſchlechte Ausfall der Ernte in Futterkräutern, ſoll allerdings nicht unterſchätzt werden. Allein ein weitgehender Futtermangel, die damit verbundene dürftige Ernährung des Viehs, maſſenweiſes Verkaufen desſelben, Sinken der Viehpreiſe ꝛc. wäre in früheren Jahren im Stande geweſen, einen Peſſimismus hervorzurufen, in welchem man ſich vor einer allgemeinen Mißernte geglaubt hätte. In dieſem Jahre ſind wir doch ſchon ſo weit, daß wir das Uebel iſolirt erkennen. — Wirken alſo im Allgemeinen die Zahlen der Reichs-Ernteſtatiſtik trotz ihres wenig günſtigen Verdicts doch immer noch beruhigend gegenüber den in der heißen Jahreszeit hereingebrochenen Klagen, ſo wird dieſe Beruhigung durch Specialberichte aus einzelnen Gegenden noch beſtärkt. So hört man aus einzelnen oſtpreußiſchen Kreiſen, daß nicht nur keine Mißernte, ſondern eine beſonders gute Ernte erwartet werde.

Die peſſimiſtiſche Beurtheilung der Ernteausſichten wurde im Monat Juni noch geſteigert durch ſchlimme Nachrichten aus dem Auslande, namentlich aus Oeſterreich und Rußland. Allein die ſehr um ſich greifende Furcht über ein ähnliches Schickſal öſterreichiſcher und ruſſiſcher Ernten hatte ihren Grund hauptſächlich darin, daß gerade die benachbarten Theile dieſer Länder ſchlechten Saatenſtand aufzuweiſen hatten. So war es im nordweſtlichen Böhmen der Fall, während das innere Böhmen und die öſterreichiſchen Alpenländer guten Saatenſtand aufwieſen. So in Rußland das Gouvernement Kaliſch und der weſtliche Theil des Gouvernements Warſchau mit ſchlimmen, das Innere und namentlich das fruchtbare ſüdliche Rußland mit ausgezeichneten Nachrichten. Heute weiß man, daß Rußland vor einer geſegneten und Oeſterreich vor einer guten Ernte ſteht. — Die Statiſtik, welche der Getreidehandel an der Börſe aus den überſeeiſchen Ländern über die „ſchwimmende Zufuhr Europa's“ allwöchentlich aufſtellt, wies bis Mitte Juli Ziffern auf, die geringer waren als die des Vorjahres. Ende Juli ſchlugen auch dieſe Ziffern um. So wies an Weizen und Weizenmehl der Welterport einer Woche Ende Juli 970 000 Quarters auf, gegen 700 000 im Vorjahre. Aus Oſtindien traf der amtliche Schlußbericht über die dortige Weizenernte ein. Die mit Weizen bebaute Fläche betrug nach genauer Ermittelung 26,2 Millionen Acres gegen 24,5 im Vorjahre. Geerntet wurden auf der vergrößerten Fläche 7,1 Millionen Tons gegen 5,5 Millionen im Vorjahre. Das heißt: die Anbaufläche war um 7 Procent, der Ertrag um 29 Procent geſtiegen. — Allerdings, wollen wir die Ausſichten für unſere Sättigung ſchätzen, ſo kommt nicht bloß die Frage in Betracht, wer uns Speiſe liefern, ſondern auch, wer mit uns aus der Schüſſel eſſen wird. Auch die Ernteſtatiſtik der nicht exportirenden Länder muß mit berückſichtigt werden. Hier läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß England ebenſo

wie wir mit stärkeren Ansprüchen an den Getreidemarkt wird auftreten müssen. Daß aber in Europa im Allgemeinen die Befürchtungen über die Folgen der Dürre ebenso übertrieben waren, wie in Deutschland im Besonderen, zeigt sich namentlich in Italien. Aus dem nördlichen Italien lauteten die Nachrichten zusehends günstiger, und aus Sicilien (das, wenn auch nicht mehr die Kornkammer der Römer, so doch eine der wichtigsten Getreideprovinzen des Königreichs ist), wie aus Apulien hört man nach entsetzlichen Klagen über die hohe Temperatur schließlich doch, daß man zum mindesten eine Mittelernte, in großen Theilen der beiden Provinzen eine noch bessere erwartet.

Kann man auch noch nicht zu einem unbedingt sicheren Urtheil über die Ernteaussichten der Welt gelangen, so steht doch so viel schon jetzt fest, daß wir nicht Hunger leiden werden. Und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Steigerung der Preise nicht annähernd die Höhe erreichen wird, die man mit dem Begriff einer Theuerung verbindet.

Aus den internationalen wirthschaftlichen Beziehungen der europäischen Staaten, welche wir in unseren bisherigen Rundblicken immer hoffnungsfreudiger besprechen konnten, haben wir diesmal eine schrille Störung zu berichten. Seit Ende Juli befinden wir uns in regelrechtem Zollkriege mit Rußland. Die russische Regierung hat angekündigt, daß vom 1. August ab gegen deutsche Waaren der Maximaltarif in Kraft trete. Noch bevor der Termin herannahte, hat der deutsche Bundesrath vom 28. Juli der russischen Einfuhr einen Zollzuschlag von 50 Procent auferlegt.

Werfen wir einen Rückblick auf die Entwicklung, welche eine so überraschende Wendung genommen hat.

Die Waaren, welche Rußland nach Deutschland exportirt, lassen sich in drei Gruppen bringen: Getreide, Gegenstände der Viehzucht, Holz (nebst Holzwaaren). Dem gegenüber können wir auch den deutschen Export nach Rußland in drei Gruppen zusammenfassen: Metallwaaren, Textilindustrie, chemische Industrie. Nach der Statistik von 1891 importirte Rußland nach Deutschland an Weizen, Roggen, Hafer und Gerste 240 Millionen Mark, mit den übrigen Feldfrüchten zusammen für 275 Millionen Mark. Die Producte der Viehzucht sind hauptsächlich: lebende Pferde und Schweine, geschlachtetes Fleisch und Futter; mit dem sehr bedeutenden russischen Eierexport zusammen stellt diese Ausfuhr etwa einen Werth von 50 Millionen Mark dar. An Holz und Holzwaaren führt uns Rußland etwa 60 Millionen Mark zu. Die drei Gruppen stellen also einen Werth von 385 Millonen Mark dar, während man die gesammte russisch-deutsche Zufuhr auf 400 Millionen schätzen konnte. Dem gegenüber beträgt der gesammte Export Deutschlands nach Rußland nur etwa 200 Millionen Mark. — Dieses Verhältniß war ehemals ein anderes gewesen. Der Austausch der beiden Länder hatte sich innerhalb ähnlicherer Ziffern gehalten. Aber während der russische Export über unsere Grenze beständig zunahm, hat Rußland durch steigende Schutzzölle verstanden, sich unsere Waaren zu Gunsten der in seinem Innern aufkommenden Industrie fern zu halten. Schon im Jahre 1877 hatte Rußland eine Zollsteigerung begonnen. Dann folgte die Verordnung, daß der Zoll in Gold zu erlegen sei, was nach dem damaligen Rubelcurse eine Erhöhung des Zolles um etwa 30 Procent bedeutete. Der Tarif von 1891 brachte eine neue Erhöhung, und gleichzeitig wurde für besondere Kampfesfälle ein besonderer Maximaltarif ausgearbeitet, den gegenüber einzelnen Staaten in Kraft zu setzen die Regierung sich vorbehielt. Abgesehen von der Höhe der Zölle klagte der deutsche Handelsstand namentlich noch über die verschiedene Behandlung der Landeinfuhr und der Seeeinfuhr (d. h. der deutschen und der englisch-französischen Einfuhr), sowie über Begünstigungen, welche andere Nationen in Finland fanden, das dem russischen allgemeinen Tarif nicht unterstand. — Trotz dieser und anderer Klagen des deutschen Handelsstandes ging die russische Zollbehörde ihre weiteren Wege und wurde durch den Erfolg (steigender eigener Export bei Sinken der deutschen Zufuhr) nur bestärkt. Da begannen mit der

ersten leisen Wendung der deutschen Zollpolitik im Winter 1890/91 unsere Verhandlungen mit Oesterreich wegen Abschluß eines Zollbündnisses. Zum ersten Male drohte den Russen hier eine Gefahr für ihren auswärtigen Handel: Deutschland hatte sich bereit erklärt, die Getreidezölle gegenüber Oesterreich-Ungarn zu ermäßigen. Sobald dies bekannt wurde, wünschte die russische Regierung ebenfalls in Verhandlungen mit der deutschen einzutreten. Sie verlangte Zollermäßigung für „Getreide, Holz, Eier, Butter, Geflügel, Wild, Pferde, Schweine", sowie die Bindung anderer Zollpositionen. Als Gegenleistung bot die russische Regierung an, sich ihrerseits zu verpflichten, die bestehenden Zollpositionen nicht weiter zu erhöhen, lehnte aber jede Ermäßigung a limine ab. Prüfen wir das Angebot an der Hand unserer obigen Gruppirung des russischen Exports, so heißt es: Rußland verlangte für die drei Hauptgruppen seines Exports Zollermäßigung, für andere Bindung und wollte als Gegenleistung nichts als Bindungen gewähren. Die deutsche Regierung stellte dem gegenüber als Hauptforderung auf, daß auch den bedeutendsten deutschen Handelsartikeln eine entsprechende Ermäßigung gewährt werden müsse. Gleichzeitig führte die Regierung die Verhandlungen mit Oesterreich zu Ende (diese jetzt bekannt gewordene Gleichzeitigkeit wirft noch nachträglich ein neues Licht auf die Bedeutung der damaligen Verhandlungen!) und erhielt, als der deutsch-österreichische Zollvertrag anfing Thatsache zu werden, von der russischen Regierung als Antwort das Verlangen nach einer detaillirten Mittheilung der Ermäßigungswünsche. Die deutsche Regierung versicherte sich zunächst darüber, daß Rußland im Allgemeinen gewillt sei, die differenzielle Behandlung der See- und Landeinfuhr abzustellen, sowie volle Meistbegünstigung (in Finland) zu gewähren, arbeitete das detaillirte Verzeichniß genau nach Wunsch aus und überreichte es im März 1893. In der Antwortnote lehnte die russische Regierung eine Aenderung des Zustandes in Finland ab, weil dort ohnedies die Einführung des russischen allgemeinen Tarifs bevorstehe; die von Deutschland detaillirt verlangten Ermäßigungen wurden theils abgelehnt, theils herabgesetzt. Als Ersatz bot die russische Regierung andere Zollermäßigungen an, welche von Deutschland gar nicht beansprucht waren. Mit diesen Ablehnungen verband die russische Regierung den Wunsch nach commissarischen Verhandlungen und fügte dann Mitte Juli 1893 den weiteren Wunsch hinzu, zunächst ein Provisorium für das laufende Jahr auf der Grundlage eintreten zu lassen, daß Rußland den österreichischen, Deutschland den französischen Tarif genieße. Als die Reichsregierung dieses Anerbieten ablehnte, theils weil die französischen Ermäßigungen zu unbedeutend seien, theils weil der Reichstag, dessen Zustimmung auch zu einem Provisorium nothwendig wäre, nicht versammelt sei, antwortete die russische Regierung mit jener Maßregel, in welcher wir oben den Beginn des Zollkrieges charakterisirten.

Das beiderseitige Verhältniß tritt in das rechte Licht, wenn man sich zunächst die Höhe der Tarife an einem Beispiele klar macht. Um auf beiden Seiten einen Massenartikel zu nehmen, wählen wir für die deutsche Einfuhr nach Rußland Eisen, für die russische nach Deutschland Getreide. Das Gießerei-Roheisen hat heute in Deutschland einen Preis von 66 Mark pro Tonne; der Maximaltarif setzt darauf einen Zoll von 83,28, so daß der zukünftige Preis in Rußland nicht weniger als 149 Mark betragen wird, d. h. der Maximaltarif steigert den Preis auf 225 Procent seines ursprünglichen Standes. Für Träger, Walzdraht, Schienen, Stabeisen, Bauguß, Kesselblech schwanken die deutschen Preise von 105—140 Mark, die Zölle des Maximaltarifs von 142—475 Mark, so daß die Preise auf 260—590 Mark in die Höhe gehen, die Steigerung auf 218—513 Procent des ursprünglichen Preises geräth. Bei Maschinenguß stellen sich die Zahlen wie folgt: ursprünglicher Preis 170 Mark, Maximaltarif 400,75, also zukünftiger Preis in Rußland 575 Mark, d. h. Preissteigerung auf 338 Prozent des ursprünglichen Preises. Was will es demgegenüber heißen, wenn heute in Deutschland in einem Börsenpreise von 140—160 Mark für Roggen und Weizen ein Maximalzoll von 50 Mark enthalten ist: eine Preissteigerung im Höchstfalle auf etwa 150 Procent des ursprünglichen Preises neben den 300,

400, 500 des russischen Maximaltarifs. Die russischen Maximalzölle sind Prohibitivzölle. Mit ihrer Anwendung ist der Import von Deutschland nicht erschwert, sondern ertödtet. Es ist ganz klar, daß es innerhalb der Grenzen unseres Zolltarifs nichts giebt, was sich mit dem russischen Maximaltarif vergleichen ließe. Das, was dem russischen Maximaltarif bei uns entspricht, das ist eben der durch den Bundesrath zu verfügende Zollzuschlag.

In Rußland wie in Deutschland spricht man von Differenzialtarifen. Allein während der russische Differenzialtarif durch Verschärfung der Norm entstanden, ist die differenzielle Behandlung bei uns nur eine Folge des Entgegenkommens gegen unsere Zollverbündeten.

Und hierin liegt der Kernpunkt der ganzen Frage, welche gegenwärtig zwischen Rußland und Deutschland zur Entscheidung drängt. In ganz Westeuropa ist nach einer zwölfjährigen Schutzzoll-Aera eine Abspannung eingetreten. Keineswegs ist es die freihändlerische Kritik allein, welche dem Hochschutzzöllnerthum Abbruch gethan hat; unter den Schutzzöllnern hat sich die Ueberzeugung verbreitet, daß die Zollpolitik nicht anders als auf weiterer Grundlage, d. h. mit größerer Mäßigung geführt werden kann. Man strebt in Westeuropa doch wieder einem System der Meistbegünstigungsverträge zu. Man hat angefangen, sich dessen wieder zu erinnern, daß der schließliche Zweck jeder Handelspolitik die Erleichterung des Handels ist. Daher soll selbst im Sinne vieler Schutzzöllner die Erschwerung nur eine, wenn auch häufige, Ausnahme bilden. Kann man die heutige Politik der deutschen Reichsregierung etwa als eine gemäßigt schutzzöllnerische bezeichnen, so hat sie in ihrer Mittelstellung zwischen schutzzöllnerischen und freieren Ländern die schwierige Aufgabe, bei jeder Differenz gerade die Mittel anzuwenden, welche in dem gebotenen Falle die wirksamen (nicht die von freihändlerischen und schutzzöllnerischen Velleitäten eingegebenen) sind. Niemals würde nach der heute in Deutschland herrschenden Stimmung die Reichsregierung die Nation hinter sich haben, wenn sie einen Zollaufschlag gegen russische Producte verlangte, bloß aus dem Grunde, weil Rußland seinen Zolltarif allgemein, gegenüber allen Ländern, geändert habe. Aber im Protest gegen die differenzielle Behandlung unserer Einfuhr, d. h. im Kampfe für unsre Gleichberechtigung mit anderen Völkern auf dem Weltmarkt, in diesem Kampfe kann die Reichsregierung der Zustimmung der großen Mehrheit der Nation sicher sein. Daß den alten Traditionen der freihändlerischen Schule entsprechend einige Zeitungen den Standpunkt absoluten Freihandels theoretisch auch jetzt festhalten wollen, thut nichts. Nach unserer Verfassung ist der Bundesrath verpflichtet, seinen Zollzuschlag dem Reichstage sofort bei seinem nächsten Zusammentreten vorzulegen, und dann wird es sich zeigen, daß die Maßregel gebilligt wird unter lauter oder duldender Zustimmung auch der Freihändler. Ja, es verträgt sich vollständig mit dem freihändlerischen Gedanken, in Erwägung zu ziehen, ob dann die dem Bundesrath gegebene Vollmacht, den Zuschlag bis 50 Procent zu erstrecken, genügt, ob es nicht nöthig wäre, unser Zollgesetz dahin zu ändern, daß bei differenzieller Behandlung deutscher Waaren im Auslande der Bundesrath befugt ist, einen ebenso hohen Zuschlag auf die Provenienzen des fremden Landes zu legen, wie dieses auf die unsrigen legt[1]).

Allerdings stimmen wir der Ansicht Derer zu, die glauben, daß auch ohne die deutsche Gegenmaßregel Rußland binnen einiger Zeit nachgeben müßte. Unser obiger Umblick über die Ernteaussichten in den verschiedenen Getreideländern zeigt, daß der Stand günstig geworden ist, während die russische Maßregel wohl noch unter dem Eindruck der pessimistischen Ernteberichte in der ersten Hälfte des Juli zum Plan gedieh. Jetzt, wo der Plan ausgeführt wird, ist die Lage aber bereits umgewandelt. Treten wir als Nachfragende auf den Weltmarkt, so werden wir ein reichliches An-

[1]) Während diese Zeilen dem Setzer übergeben werden, trifft die Nachricht ein, daß der Zar seinen Ministern eine derartige Ermächtigung gegeben habe. Ist unsere obige Charakterisirung der Prohibitivzölle richtig, so kann der ertödtete Handel nicht noch todter gemacht werden.

gebot finden. Gegenüber Amerika und Indien, die gerade gegenwärtig unser Gold so nöthig haben, treten wir als gern gesehene Käufer auf. Die allgemeine Meinung in Deutschland geht dahin, daß wir auch ohne das russische Getreide genügend versorgt sind. — Allein nicht *ob* Rußland einmal nachgeben werde, steht in Frage, sondern *wann*. Der Zweck der deutschen Gegenmaßregel ist nicht, die Nachgiebigkeit herbeizuführen, sondern sie zu beschleunigen.

Können wir sonach die Regierung zu ihrer Haltung nur beglückwünschen, so haben wir doch auch den Wunsch, daß sie während des Kampfes das Ziel nicht aus den Augen verlieren möge. Wenn in Handelssachen die Gemüthlichkeit aufhört, so sollte in ihnen auch die Leidenschaft aufhören. Kalt und nüchtern soll man daran denken, daß das Ziel des Krieges der Friede ist.

So nehmen wir denn von Allem, was wir in unserem vorigen Rundblick von der Wichtigkeit guter Handelsbeziehungen mit unseren östlichen Nachbarn sagten, nichts zurück, wünschen aber gleichwohl, daß die feste und sichere Haltung der deutschen Politik keine andere sein möge. Wir haben in unserer Handelspolitik der Fehler zu viele gemacht, als daß wir beim Vertagen *einer* Verbesserung in Sorge darüber sein könnten, mit welcher andern wir die Zeiten ausfüllen. Die positive Fürsorge für die Verbesserung unserer Handelsbeziehungen zu den verschiedensten Ländern der Erde ist die beste Tröstung in dem augenblicklichen Zollkrieg.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Während die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland nach wie vor gute sind, ist am 1. August ein „Zollkrieg" zwischen den beiden Nachbarländern eröffnet worden, der, wie im Interesse aller Betheiligten gehofft werden darf, nur von kurzer Dauer sein wird. Die wiederholten Besuche des russischen Großfürsten-Thronfolgers am Berliner Hofe legten vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß das politische Verhältniß Rußlands zu Deutschland in der That keinerlei Trübung erfahren hat, vielmehr die persönlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser gerade in jüngster Zeit einen herzlicheren Charakter angenommen haben. Die Anwendung des russischen Maximaltarifs auf die Einfuhr aus Deutschland mußte jedoch die deutsche Reichsregierung veranlassen, den Zoll auf russische Provenienzen um die für solche Fälle vorgesehenen fünfzig Procent zu erhöhen. Ein Act handelspolitischer Feindseligkeit durfte in diesem Verhalten um so weniger erblickt werden, als in den maßgebenden Kreisen Deutschlands die Auffassung überwiegt, daß die am 1. October d. J. in Berlin zu eröffnenden Verhandlungen über den Abschluß eines russisch-deutschen Handelsvertrages, zu dem Rußland seiner Zeit die Initiative ergriffen hat, zu einer günstigen Lösung führen werden.

Einigermaßen überraschen konnte daher, daß der russische Finanzminister Witte durch eine Verordnung vom 28. Juli ermächtigt wurde, im Einvernehmen mit dem Minister des Auswärtigen in gewissen Fällen noch besondere Zuschläge zu den Zollsätzen des Maximaltarifes einzuführen. Diese Verordnung wird in der Weise begründet, daß der russische Maximaltarif, der einen Zuschlag von höchstens dreißig Procent festsetze, eine gleiche Steigerung erfahren solle wie der um fünfzig Procent erhöhte deutsche Zolltarif, da der fast zwei Jahre in Wirksamkeit befindliche deutsche Getreide-Differenzialtarif das hauptsächliche russische Ausfuhrproduct ungefähr um zweiundvierzig Procent mehr als das Getreide anderer Staaten besteuere. Diese Begründung erscheint aber durchaus unzutreffend, da der Unterschied zwischen dem russischen Conventional- und dem Maximaltarif, zwischen denen der bisher geltende Tarif in der Mitte steht, vielfach sogar fünfzig Procent übersteigt.

Ueberdies erhellt aus amtlichen statistischen Nachweisen, daß die Belastung der meisten russischen Einfuhrartikel, in Procenten der Waarenwerthe des Jahres 1891 berechnet, in Deutschland sich nach dem bis zum 1. August d. J. geltenden allgemeinen Tarife bis zu fünfundzwanzig Procent des Waarensatzes bewegte und nur bei wenigen Artikeln diesen Procentsatz überschritt. Sogar durch die neuesten Zuschläge auf Grund der kaiserlichen Verordnung vom 29. Juli d. J. wird eine Belastung über fünfzig Procent des Waarenwerthes nur bei einzelnen Artikeln erreicht, ja, eine große Anzahl russischer Waaren geht auch jetzt noch zollfrei nach Deutschland ein. Was dagegen Rußland betrifft, so betrugen bereits nach dem bisher in Kraft

befindlichen russischen „Normaltarif" die Zölle bei der Einfuhr für viele Waaren über hundert Procent des Werthes, während sie jetzt noch sehr beträchtlich erhöht worden sind.

Wenn aber betont werden darf, daß ein Conflict auf wirthschaftlichem Gebiete keineswegs eine Verschlimmerung der politischen Beziehungen zweier Staaten bedeutet, so wurde doch durch die Sprache der panslawistischen Organe erhärtet, daß der Zollkrieg gegen Deutschland von dieser Seite auch anderweitig ausgebeutet werden soll. Durchaus verfehlt ist aber die Auffassung dieser Organe, die wähnen, daß Deutschland auf die Einfuhr russischen Getreides angewiesen sei. Wie unzutreffend diese Annahme ist, hat sich gerade im Jahre 1892, als Rußland von einer Mißernte betroffen war, gezeigt; wurde doch damals der deutsche Bedarf unter Anderem durch die Erschließung neuer Beziehungen, selbst zu überseeischen Ländern, gedeckt. Mit größerem Rechte darf hervorgehoben werden, daß Rußland, wenn anders es seinen Ueberfluß an Roggen verwerthen will, auf die Ausfuhr nach Deutschland nicht verzichten kann. Der Hinweis, daß es sich ebenfalls neue Handelsbeziehungen für diesen Export, insbesondere nach Frankreich, schaffen könnte, wird nirgends ernst genommen werden, da allgemein bekannt ist, daß die Franzosen mit dem Roggen als Brotfrucht sich nicht zu befreunden wissen. Festgehalten werden muß jedoch, daß, wie jeder Krieg auch ein Zollkampf auf beiden Seiten Wunden schlägt, so daß ein ehrenvoller Friede, ein die volkswirthschaftlichen Interessen Deutschlands wahrender Handelsvertrag als das erwünschte Ziel der Verhandlungen bezeichnet werden darf, die am 1. October in Berlin mit den Delegirten der russischen Regierung eröffnet werden sollen.

In den maßgebenden Kreisen überwiegt die Ansicht, daß eine Verschärfung des politischen Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland keineswegs eingetreten sei, so allgemein, daß auch die Nachricht von der Bildung eines ständigen russischen Geschwaders im Mittelländischen Meere eine ruhige Beurtheilung fand. Richtig ist nur, daß bei einer derartigen Maßnahme das Bestehen einer entente cordiale mit Frankreich die wesentliche Voraussetzung bildet. Die russischen Panzer wären eben für den Fall ernsthafter Verwicklungen hinsichtlich der Ergänzung ihrer Munitionen und Kohlenvorräthe ausschließlich auf französische Häfen angewiesen, zumal England, das doch als vermeintlicher Gegner supponirt wird, in der Lage wäre, die Straße von Gibraltar, sowie den Suezcanal zu verschließen, während die türkischen Forts an den Dardanellen diesen Ausweg absperren würden. Da nun italienische und österreichisch-ungarische Häfen ebenfalls nicht in Betracht kommen könnten, darf in der Bildung eines russischen Mittelmeergeschwaders in der That ein neues Symptom für das gute Einvernehmen Rußlands mit Frankreich erblickt werden.

Allerdings zeigte sich unlängst gerade aus Anlaß des Conflictes zwischen Frankreich und Siam, daß Rußland nicht gewillt ist, seine auswärtige Politik mit derjenigen der französischen Republik durchaus zu identificiren. Vielmehr wurde dies gerade einigen Pariser Organen gegenüber von Petersburg aus in ziemlich unverblümter Form in Abrede gestellt, als eine Intervention Rußlands für den Fall angekündigt worden war, daß England sich in den Streit zwischen Frankreich und Siam einmischen sollte. Die russische Regierung verspürt eben sehr geringe Neigung, die berechtigten Empfindlichkeiten China's zu verletzen, das durch die von den Franzosen geforderte Lösung des Conflictes mit Siam in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Verlangte die französische Regierung doch in ihrem „ersten Ultimatum," abgesehen von den Geldentschädigungen, die Abtretung des am linken Ufer des Mekong befindlichen Gebietes bis zum 23. Grade nördlicher Breite, eine Forderung, deren Annahme gar nicht in der Macht der siamesischen Regierung lag, da ein nicht unbeträchtlicher Theil dieses Gebietes China gehört. Die Entstehung des Conflictes zwischen Frankreich und Siam reicht bereits geraume Zeit zurück; die französische Regierung behauptete, ohne ihre eigenen Rechtstitel nachzuweisen, auf Grund der Schutzhoheit über Kambodscha die angeblich diesem Lande entrissenen Gebiete in Anspruch nehmen zu können. Das linke Ufer des Mekong ward als die natürliche Grenze bezeichnet, die an diesem Flusse gelegene Stadt Stungtreng bereits vor einiger Zeit von den Franzosen besetzt, die

jedoch anderwärts von den Siamesen arg bedrängt wurden. Die angebliche Ermordung eines französischen Zollbeamten bot dann den willkommenen Anlaß, in Bangkok Genugthuung zu verlangen, indem der erforderliche Nachdruck durch das Vordringen zweier französischen Kanonenboote den Menam aufwärts bis zur Hauptstadt Siams gegeben wurde.

Als das in Bangkok überreichte Ultimatum zunächst nicht unbedingte Annahme fand, kündigte die französische Regierung die Verhängung der Blokade über die siamesische Küste an, worauf die sämmtlichen Forderungen Frankreichs zugestanden wurden. Wenn aber die siamesische Regierung in dieser Weise auch chinesische Gebietstheile, sowie solche abtreten zu dürfen glaubte, die innerhalb der Machtsphäre des englischen Schutzstaates Birma liegen, so ließ sie sich wohl durch die völlig zutreffende Erwägung leiten, daß die Engländer und Chinesen selbst interveniren würden, sobald es sich um ihre unmittelbaren Interessen handelte. Der Regierung in Bangkok lag vor Allem daran, die direct drohende Gefahr zu beseitigen. Andererseits überzeugten sich die maßgebenden Kreise in Frankreich sehr bald, daß die auf die Gebietsabtretung bezügliche Forderung des Ultimatums eine Abänderung erfahren müßte. So willigte man denn darein, daß zwischen Birma und der französischen Machtsphäre am linken Mekong-Ufer ein „Pufferstaat", eine neutrale Zone, gebildet werden sollte, deren Abgrenzung den zwischen Frankreich und England zu führenden Verhandlungen vorbehalten bleibt. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß auch die chinesische Regierung ihre bisher beobachtete Zurückhaltung aufgeben wird, sobald von französischer Seite ernsthaft der Versuch gemacht werden würde, nach der südwestlichsten Provinz ihres Reiches, Jünnan, überzugreifen. Immerhin ist durch die Annahme der in dem Ultimatum enthaltenen französischen Forderungen zunächst die Gefahr ernsthafter Differenzen zwischen Frankreich und England vermieden, da dieses nicht bloß im Hinblick auf seine Machtstellung in Indien, sondern auch mit Rücksicht auf seine Handelsbeziehungen zu Siam an dessen Unabhängigkeit ein besonderes Interesse hat. Von englischer Seite wurde daher großes Gewicht darauf gelegt, daß die französische Regierung nicht unterlassen hatte, dem englischen Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Lord Rosebery, die förmliche Versicherung zu geben, daß Siams Unabhängigkeit nicht verletzt werden solle.

Diese Versicherung verhinderte allerdings nicht, daß die französische Regierung, unmittelbar nachdem Siam das Ultimatum in allen Punkten angenommen hatte, unter dem Vorwande, eine Bürgschaft für die Erfüllung der vereinbarten Bedingungen zu erhalten, die weitere Forderung erhoben hat, daß die siamesische Regierung ihr die provisorische Besitznahme des Hafens von Tschantabon zugestehe, der am Golfe von Siam, etwa zweihundert Kilometer südöstlich von Bangkok, gelegen ist. Tschantabon ist nächst der Hauptstadt selbst die zweitgrößte Stadt des Landes, so daß die Franzosen über das rechte Ufer des Mekong hinaus einen Keil vorschieben würden, der mit der versprochenen Unabhängigkeit des Landes schlecht im Einklang steht. Freilich will Frankreich nur eine provisorische Besetzung der wichtigen siamesischen Hafenstadt beabsichtigen; allein die Beendigung dieser Occupation wird von der vollständigen und friedlichen Räumung des linken Mekong-Ufers abhängig gemacht. Daß eine solche „évacuation complète et pacifique" in absehbarer Zeit nicht erfolge, dafür werden die Franzosen selbst wohl angelegentlich Sorge tragen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie sie vor der tunesischen Expedition in der Regentschaft die Krumirs entdeckten oder vielmehr „erfanden", durch welche die Sicherheit des östlichen Algeriens dermaßen gefährdet sein sollte, daß die französische Republik lediglich aus Nothwehr handelte, als sie das Protectorat über Tunesien übernahm. So wird es den französischen Truppen am linken Ufer des Mekong nicht schwer fallen, selbst die friedliche Räumung jener Gebiete zu hintertreiben, abgesehen davon, daß an eine „vollständige" Evacuation in nächster Zeit gar nicht gedacht werden kann.

Frankreich begnügt sich überdies nicht mit der Besetzung des Hafens von Tschantabon, vielmehr wird Siam auch verpflichtet, in den beiden nordöstlich von

dieser Stadt, unweit der Grenze von Kambodscha gelegenen Punkten Battambong und Siemreap kein Militär, sondern nur die erforderliche Polizei zu erhalten, ebenso wenig wie in dem Bereiche von fünfundzwanzig Kilometer an dem rechten Ufer des Mekong. Sicherlich würden die Franzosen in solchen Bedingungen einen schweren Eingriff in die Unabhängigkeit eines Landes erblicken, wenn sie es nicht eben selbst wären, welche die Autonomie Siams in ihrem Sinne deuten. Jetzt bereits leuchtet ein, daß der Mekong nicht etwa eine unverrückbare Grenze darstellen, sondern bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit von den Franzosen unter dem Vorwande überschritten werden wird, daß die Laos oder ein anderer zu den Schanvölkern gehörender Volksstamm in jenen Gebieten die französischen Militärposten am linken Ufer des Mekong zwingen, Ordnung zu schaffen. Ferner besteht die französische Regierung auf der Errichtung zweier neuen Consulate im Herzen Siams, wodurch gleichfalls nur bezweckt wird, sich einen maßgebenden Einfluß zu sichern, wie denn auch die jüngsten Differenzen ihrer ersten Entstehung nach auf die bereits vor Jahren vollzogene Errichtung eines französischen Consulats in Luang-Prabang zurückgeführt werden müssen.

In England scheint die Logik dieser Thatsachen nur einem mangelhaften Verständnisse zu begegnen, oder vielmehr das Cabinet Gladstone ist so sehr von der Home-rule-Bill in Anspruch genommen, daß die Fragen der auswärtigen Politik, selbst wenn sie Englands Stellung in Indien nahe genug berühren, in den Hintergrund treten müssen. Immerhin werden die Engländer gut daran thun, des Caveant consules eingedenk zu sein; andernfalls könnten die Franzosen, deren Selbstbewußtsein durch die jüngsten Vorgänge erhöht worden ist, auch anderwärts den Versuch machen, in die englische Interessensphäre einzugreifen. Was Deutschland betrifft, so hat es in Siam kein unmittelbares politisches Interesse, wohl aber Handelsbeziehungen, die durch die inzwischen aufgehobene Blokade beeinträchtigt worden wären.

Die französische Regierung wird aus dem für sie günstigen Verlaufe der siamesischen Angelegenheit auch bei den allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer Nutzen ziehen. Bemerkenswerth erscheint die Wandlung, die sich im Bewußtsein des französischen Volkes hinsichtlich der Colonialpolitik vollzogen zu haben scheint. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Jules Ferry seiner Zeit wegen Tongkings gestürzt wurde, und zwar waren nicht bloß ungünstige Nachrichten über die dort geführte Expedition für diesen Sieg maßgebend, sondern es gereichte auch dem französischen Staatsmanne zum schwerbelastenden Vorwurfe, daß er dem Parlamente rieth, nicht stets nur hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen zu blicken. Von diesem Standpunkte aus wäre das Vorgehen Frankreichs in Siam immerhin ein friedliches Symptom, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß die auswärtige Politik des Landes sich bisher nicht stetig genug entwickelt hat, um auf Grund einzelner Vorgänge sichere Rückschlüsse auf die allgemeinen Dispositionen zu gestatten.

Nicht ausgeschlossen erscheint, daß das Ergebniß der Wahlen für die Deputirtenkammer eine Orientirung über die allgemeine Politik Frankreichs ermögliche. Daß eine republikanische Mehrheit aus diesem Wahlkampfe als Siegerin hervorgehen würde, durfte von Anfang an als gewiß gelten. Als aus Anlaß des Panamaskandals vielfach die Annahme auftauchte, daß die republikanische Regierungsform durch diese Vorgänge in unheilvoller Weise compromittirt wäre, und daß die Folgen sich bei den Wahlen in charakteristischer Art zeigen würden, wurde diese Auffassung sogleich als unrichtig zurückgewiesen. Die günstigen Aussichten für die Republik sind denn auch eher gewachsen, da die Gegner der Reihe nach gewissermaßen die Waffen strecken mußten. Die Orléanisten unter der Führung des Grafen von Paris und seines Vertrauensmannes, des Grafen d'Haussonville, waren trotz aller volltönenden Wahlaufrufe nicht mehr in der Lage, den Kampf erfolgreich aufzunehmen. Auf der einen Seite bröckelten die liberaleren Elemente ab, indem sie der constitutionellen Rechten, den „ralliés", beitraten, auf der andern Seite verloren die Monarchisten Terrain, weil ein Theil des Clerus sich den Weisungen des Papstes Leo XIII. hinsichtlich des Anschlusses an die Republik fügte, ein anderer nur lau und ohne den früheren Wagemuth in die Cam-

pagne eintrat. Die Boulangisten wiederum, die den Panamaskandal als Kriegsmaschine für die Wahlen hatten benutzen wollen, und die zuletzt noch mit gefälschten Aktenstücken zu operiren versuchten, erlitten ein so klägliches Fiasko, daß einige ihrer Führer vorzogen, das Feld zu räumen.

Der Regierung dagegen kam der in Siam errungene Erfolg um so mehr zu statten, als die öffentliche Meinung darin zugleich einen Triumph über England erblickte. Gegen dieses sind neuerdings ganz besonders die Antipathieen der Franzosen gerichtet, wie aus verschiedenen Vorgängen der jüngsten Zeit erhellt. Es braucht nur an die Angelegenheit der gefälschten Aktenstücke erinnert zu werden, die der englischen Botschaft in Paris entwendet worden sein sollten, trotzdem aber zum Theil in der Deputirtenkammer in Gegenwart der Minister zur Vorlesung gelangten. Auch erschien es bei diesem Anlasse als der schwerste Vorwurf, der einem französischen Politiker wie Clémenceau gemacht werden konnte, daß er ein Agent Englands wäre. Allerdings darf nicht außer Betracht bleiben, daß bei allen diesen Anschuldigungen, die gegen republikanische Parteiführer erhoben wurden, taktische Erwägungen im Hinblick auf die allgemeinen Wahlen eine wichtige Rolle spielten. Diesem Zwecke sollte auch die unmittelbar vor den Wahlen von dem früheren Polizeibeamten Dupas veröffentlichte Broschüre: „Pourquoi n'a-t-on pas pu arrêter Arton?“ dienen. Sollte doch dieser Arton sich im Besitze einer Liste mit den Namen der in dem Panamaskandal bisher trotz ihrer Mitschuld verschont gebliebenen politischen Persönlichkeiten befinden und deshalb mit Wissen und Willen der Regierung ungeachtet aller Haftbefehle und Steckbriefe auf freiem Fuße belassen worden sein.

Wie übertrieben nun auch eine solche Darstellung sein mag, sind die französischen Blätter jedenfalls nicht berechtigt, mit dem Stolze der Pharisäer auf den römischen Bankskandal mit der Insinuation hinzuweisen, daß der gegenwärtige italienische Conseilpräsident dadurch compromittirt werden könnte. Vielmehr ist es gerade Giolitti, der durch sein entschlossenes Vorgehen gegen die Schuldigen dahin gewirkt hat, daß die groben Unregelmäßigkeiten und Unterschlagungen, die in der Verwaltung der Banca Romana nachgewiesen werden konnten, ihre Sühne finden. Der Ministerpräsident selbst geht aus der ganzen Untersuchung ohne den geringsten Makel hervor; ihm gebührt überdies das Verdienst, daß er durch sein energisches Eintreten für die Vorlage über die Emissionsbanken die Mißstände zu beseitigen versucht hat, die früher zur Erscheinung gelangt waren. Die beträchtliche Stimmenmehrheit, mit der die italienische Deputirtenkammer diesen Gesetzentwurf genehmigt hatte, zeigte bereits, daß es sich in der That um eine wesentliche Verbesserung der bisher bestehenden Einrichtungen handelt. Die Opposition setzte allerdings alle Hebel an, dem Ministerpräsidenten und Finanzminister eine Niederlage zu bereiten. Als dann die Entscheidung zu Gunsten der Regierungsvorlage gefallen war, sollte der Senat aufgeboten werden, um die Annahme des Gesetzes zu verhüten oder doch zu verzögern. Eine solche Verzögerung hätte aber im Hinblick auf die Verhältnisse der Emissionsbanken nur im schädlichen Sinne wirken können, so daß der Conseilpräsident um so mehr Gewicht darauf legte, die von der Deputirtenkammer genehmigte Vorlage in der beschlossenen Fassung angenommen zu sehen, als andernfalls die Kammer mitten im Sommer nochmals hätte einberufen werden müssen. Die italienische Regierung stellte deshalb dem Senate anheim, gewisse Vorschläge in der Form einer Tagesordnung zu unterbreiten, ohne daß das Gesetz selbst eine Abänderung erführe. In der Sitzung vom 9. August hat denn auch der Senat mit 100 gegen 57 Stimmen die Vorlage in der von der Deputirtenkammer genehmigten Fassung angenommen, so daß dieses wichtige finanzielle Reformwerk nunmehr zum Abschlusse gediehen ist.

Bei den sehr eingehenden Erörterungen der Generaldebatte nahmen auch der Ministerpräsindent Giolitti und der Schatzminister Grimaldi Veranlassung, auf einzelne den italienischen Staatscredit betreffende Punkte einzugehen. So betonte Grimaldi, daß, sobald die Vorlage über die Emissionsbanken Gesetz geworden wäre, der Notenumlauf sogleich wesentlich eingeschränkt werden würde. Im Hinblick auf den in Italien

bestehenden Mangel an Silberscheidemünzen wies der Schatzminister ferner darauf hin, daß die Regierung zwar nicht beabsichtige, die lateinische Münzconvention zu kündigen, daß jedoch der Schaden für Italien, falls eine solche Kündigung von anderer Seite erfolgte, sehr gering sein werde. Das Steigen des Wechselcourses wollte Grimaldi darauf zurückgeführt wissen, daß die italienische Regierung, obgleich sie alljährlich im Auslande für Coupons und Lieferungen etwa 380 Millionen Lire bezahlen müßte, doch in den letzten Jahren von der Emission neuer Rentenanleihen Abstand genommen habe. Jedenfalls erfordert aber das Interesse Italiens, daß das von dem gegenwärtigen Ministerium mit Recht eingeführte System der Ersparnisse zielbewußt aufrecht erhalten bleibe, zumal die Wehrkraft des Landes dadurch nicht beeinträchtigt werden soll. In der am 10. August abgehaltenen Sitzung hat denn auch der italienische Ministerrath Maßnahmen beschlossen, durch die verhütet werden soll, daß die italienischen Rentenbesitzer die Coupons ins Ausland schicken, wodurch der Goldbedarf des Staatsschatzes erhöht würde. Ebenso soll für den Mangel an Silberscheidemünze unverzüglich Abhülfe geschaffen werden.

Während die italienische Regierung den auf dem Gebiete des Münzwesens in Folge der Minderwerthigkeit des weißen Metalls drohenden Gefahren zu begegnen sucht, muß dem Verlaufe der Berathungen des vom Präsidenten Cleveland einberufenen außerordentlichen Congresses mit Interesse entgegengesehen werden. In der Botschaft, mit welcher der Congreß eröffnet worden ist, empfahl der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika dringend die Aufhebung der Sherman-Acte, durch welche die Regierung zum monatlichen Ankaufe von 4 500 000 Unzen Silber verpflichtet wird. Mit Recht wird die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten bestehende Krisis auf die Acte vom 14. Juli 1890 über den Silberankauf zurückgeführt, die damals gewissermaßen den Waffenstillstand zwischen den Anhängern der freien Silberprägung und den Anhängern conservativerer Anschauungen bilden sollte. Präsident Cleveland betonte, daß die Regierung dem Gelde keinen inneren Werth zu verleihen vermöchte und schlechteres Geld nicht zu besserem machen könnte. Als möglich wurde im Hinblick auf die Hülfsmittel der Union nur bezeichnet, eine bestimmte Menge Silber in einem festen Werthverhältnisse zum Golde zu erhalten. So gelangte die Botschaft zu dem Ergebnisse, daß an Stelle der Sherman-Acte ein neues Gesetz erlassen werden müßte, durch das die Absicht und die Macht der Regierung über allen Zweifel gestellt würde, ihren Verpflichtungen in solchem Gelde zu genügen, das von allen Culturvölkern anerkannt wird. Im Hinblick auf die widerstreitenden Interessen, die in den parlamentarischen Körperschaften der Vereinigten Staaten zum Ausdrucke kommen, mußte jedoch von Anfang an angenommen werden, daß insbesondere im Senate die Aufhebung der Sherman-Acte auf den lebhaftesten Widerstand stoßen würde.

ζ. **Ausgewählte dramatische Werke.** Von Franz Nissel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Unter den deutschen Bühnendichtern bildet Franz Nissel, dessen Tod kürzlich die Zeitungen meldeten, eine eigenartig rührende Erscheinung. Auf der Bühne gleichsam aufgewachsen und ihr die schöpferische Kraft eines bedeutenden Talentes, den gesammten Inhalt seines Lebens widmend, schrieb er schon als Jüngling von achtzehn Jahren, im Verein mit Siegmund Schlesinger, von den freiheitlichen Bewegungen des Jahres 1848 innerlich ergriffen, seine erste Tragödie („Die Inquisitoren"), die, im Manuscript gelesen, die Aufmerksamkeit berufener Kenner und Leiter von Bühnen dem jungen Autor zuwandte. Weitere Dramen erstanden in rascher Folge und steigerten die ihm gewordene Anerkennung. Frisch, lebenskräftig, an den größten Mustern geschult, mit der Bühnentechnik innig vertraut und von sprudelnder Productionskraft erfüllt, schien er der Höhe des deutschen Parnasses starken Schrittes zuzueilen. Da trafen ihn schwere Lebensschicksale, die der beglückenden Freude am dichterischen Schaffen schmerzlich die Wage hielten und den Tiefgebeugten in die Einsamkeit einer weltabgeschiedenen Existenz trieben. Doch blieb in allem Leid die Kunst ihm getreu, und im Laufe der Jahre trat aus seiner einsamen Geisteswerkstatt ein Drama nach dem anderen hervor, alle durch mächtigen Stoff, echt dichterische Erfassung des Tragischen, große Kraft der Gestaltung und herrliche gedankenreiche Sprache ausgezeichnet. Aber fast an jedes seiner Werke heftete sich verhängnißvolles Mißgeschick. Nicht als ob es denselben an freundlicher Aufnahme seitens des Publicums bei ihrem Erscheinen auf der Bühne gefehlt hätte! Vielmehr ward den beiden ersten der den vorliegenden Band füllenden Tragödien: „Perseus von Macedonien" und „Heinrich der Löwe", auf dem Burgtheater der ausgezeichnetste Empfang; das dritte Stück in unserer Sammlung, „Agnes von Meran", ward im Jahre 1878 mit dem Schillerpreise geehrt und ein viertes, das Volksdrama „Die Zauberin am Stein", blieb Jahre lang auf dem Repertoire des Burgtheaters. Dennoch drang der Dichter zu voller Geltung nicht vor. Die errungenen Erfolge, so wohl verdient sie waren, dauerten nirgends; das preisgekrönte Stück „Agnes von Meran" blieb ohne würdige Repräsentation; andere verschwanden nach glänzender Erstaufführung und begeisterter Aufnahme völlig von der Bühne; noch andere, durch das Urtheil competenter Kenner hoch belobt, gelangten überhaupt nicht auf die Bretter, und der Dichter, dessen Werke dem Publicum im Druck nicht vorlagen, versank in Vergessenheit. Erst spät — zu spät rief ihn aus derselben, gelegentlich der Säcularfeier von Grillparzer's Geburtstag, eine schöne Ovation aus seiner Vaterstadt Wien hervor und dem jüngeren Geschlecht in die Erinnerung. Resignirt im Ganzen, doch nicht völlig ohne Hoffnung auf dauernde Anerkennung wenigstens seiner reifsten und besten Werke, sobald dieselben dem deutschen Publicum zu eingehenderer Prüfung unterbreitet sein würden, sammelte der betagte und leidgebeugte Dichter, wenige Monate vor seinem Tode, den vorliegenden Band; — er sollte den ersehnten Erfolg auch diesmal nicht erleben! Er starb dahin, eine tragische Erscheinung, „deren Seele", um ein Wort Hölderlin's zu gebrauchen, „im Leben ihr Recht nicht geworden", tiefste Mitempfindung in allen Denen weckend, die das Sisyphusloos der deutschen Bühnendichter auf theilnehmendem Herzen tragen. Dennoch bleibt zu hoffen, daß das Buch seine posthume Mission nicht ganz verfehlen werde. Hier winkt den deutschen Dramaturgen, die so manches vergessene, lange Zeit für bühnen-unfähig erachtete Werk wieder lebendig gemacht haben, die schöne Aufgabe, eine Reihe echter dramatischer Schöpfungen von den ihnen anhaftenden Schwächen und hemmenden Längen pietätvoll-schonend zu befreien und die gereinigten dann zu verdienter machtvoller Wirkung unserem Volk neu vorzuführen.

ζ. **Der Talisman.** Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. (Mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes.) Von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, für den hat schon der Titel eine Ueberraschung. — Wie! Ein dramatisches Märchen! Ein Fabelstoff! Die zarte Phantastik eines Bidpai, das traumhaft schwelgende Spiel kindlicher Naivetät auf unserer deutschen Bühne, auf der zur Zeit immer ein Realist den anderen überrealisirt, und die Naturalisten strengster Observanz, mit Freibrief vom Publicum, aus allen Hinterhäusern, Kellern, Nachtherbergen und Spelunken den wüstesten Unrath zusammenkehren und unter das Lampenlicht bringen, damit er dort als wahre zeitgemäße Kunst beklatscht werde! — Welch' ein verwirrender Anachronismus! — Sind wir denn plötzlich in jene Zeit zurückversetzt, wo Carlo Gozzi und Gherardi ein leichtbegnügtes Publicum mit ihren kecken dramatischen Feenmärchen ergötzten, Tieck seinen „Gestiefelten Kater", seinen „Blaubart" und „Prinz Zerbino" vor dem geistreichsten aller Könige über die Bühne führte, und Eichendorff seinen „Krieg den Philistern", Platen seinen „Gläsernen Pantoffel" schrieb! — Und hat denn das Märchen uns modernen Menschen wirklich noch etwas zu sagen? Wie es scheint — ja! — Nicht nur der Dichter des „Talisman", sondern auch sein Publicum sind dieser Ansicht gewesen, und so will sich, scheint es, noch nach hundert Jahren Herder's Wort bewähren, daß „keine andere Dichtungsart dem menschlichen Herzen so feine Dinge zu sagen verstehe, als eben das Märchen!" — Freilich bedarf es dazu heute eines Interpreten mit so seelenkundigem Auge, wie der Dichter dieses Dramas ist. Mit dem Blick des echten Poeten hat er den deutungsschweren Stoff gewählt, mit künstlerischer Gestaltungskraft ihn geformt; hat er als Träger desselben Figuren geschaffen, denen wir Glauben schenken, an deren Wohl und Wehe, Denken und Streben wir Antheil nehmen, und in dem ernst-heiteren Spiel, als

Seele desselben, eine sittliche Idee zur Anschauung gebracht, die, der Seele der Hörer und Zuschauer eingeprägt, eine erhebende und reinigende Wirkung auszuüben vermag. Dieser Wirkung steht die märchenhafte Unbestimmtheit der Personen, des Ortes und der Zeit, die Ungebundenheit des Wunderbaren, die abenteuerliche Schürzung des Zufalls nicht im Wege. Das Ewige in der Kunst ist stets mit Zeitlichem legirt und wirkt auf die Zeit. Die Objecte fehlen ihr nicht. Oder gibt es heute keinen Hof mehr wie der des Königs Astolf von Cypern, keine treulosen Schmeichler, keine Höflinge mit der wetterwendischen Beweglichkeit und Ueberzeugungslosigkeit einer Windfahne? Gibt es keine derartigen Herrscher und Diener mehr — nun, um so besser! Fulda's Märchendrama bleibt uns immer noch als heiteres, graziöses Spiel übrig, das uns — auch ohne Tendenz — in anmuthiger Weise die „feinsten Dinge zu sagen versteht!" —

ζ. **Kallia Kypris.** Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Nicht zum ersten Male weckt, wie dem Verfasser dieses Buches geschehen, ein antikes Kunstwerk in dem froh Anschauenden den Trieb, sich in die Entstehungszeit der bewunderten Reliquie kunstliebenden Alterthums hinein zu phantasiren und mit Zuhülfenahme von Wissenschaft und autoptischer Kenntniß von Land und Leuten eine ganze antike Culturperiode, mit jenem Bildwerk im Mittelpunkt, sinnig zu reconstruiren. Einer gleichen Veranlassung verdanken wir das reizvolle kleine Epos „Euphorion", das in der Seele Ferdinand Gregorovius' aufkeimte, während er in Betrachtung eines aus dem alten Pompeji stammenden Bronce-Kandelabers von künstlerischer Schönheit versank. Aehnlich bilden den Mittelpunkt des Romans „Kallia Kypris" die Entstehungsgeschichte eines antiken Bildwerkes, des im Museum von Syrakus aufbewahrten schönen Aphrodite-Torsos, und, mit ihr eng verbunden, das Schicksal eines liebenden Paares, des Schöpfers jenes Marmorbildes und seiner jungen Gattin, — beide gefährlich bedroht durch den eifersüchtigen Haß eines sikulischen Geschwisterpaares, beide endlich gerettet durch den zwingenden Zauber ihrer Persönlichkeit wie durch die hingebende Treue eines germanischen Knaben, der für die geliebte Herrin in den Tod geht. Den historischen Untergrund für diese Vorgänge bietet die verhängnißvolle Expedition der Athener gegen Syrakus (v. J. 414/13 v. Chr.), deren Abwehr und tragischer Zusammenbruch dem Seelenleben des jungen Paares, das theils durch Abstammung, theils durch Geistesverwandtschaft dem atheniſchen Volke sich zugehörig fühlt und doch nicht fühlen darf, die schwersten Conflicte bereitet. Diese sind in der Dichtung mit so überzeugender pathologischer Wärme geschildert, daß der mit dem Lebensgange des vielgeprüften, charaktervollen Verfassers vertraute Leser sich kaum wird des Eindrucks zu erwehren vermögen, es spiegele sich in dem Schicksal des in zwiespältiger Empfindung zwischen zwei Völkern stehenden künstlerischen Helden Ktesias etwas von dem eigenen Erlebten und Empfundenen des Verfassers ab, — ein Reflex, der über die ganze Schilderung eine anziehende und innerlichst bewegende Beleuchtung ausgießt.

χγ. **Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft** (1806—1813). Von Friedrich Thimme. Von der philosophischen Fakultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Erster Band. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1893.

Eine aus archivalischen Quellen mit eindringendem Fleiße und entschlossenem Urtheil geschöpfte Arbeit. Von einem Hannoveraner geschrieben, aber mit unerbittlicher Schärfe die Zustände und Persönlichkeiten des damaligen Kurfürstenthums erörternd. In dem Gegensatze des alten Régime zu der französischen Occupation, dann des spezifischen Hannoveranerthums zu der Besetzung durch die Preußen im Jahre 1806, an manche verwandte Situationen, in anderen Ländern zur selben Zeit, im selben Lande zu anderer Zeit, anklingend.

Das aristokratische Regiment im achtzehnten Jahrhundert, zumal seit der Thronbesteigung des dritten Georg, bei Abwesenheit des Monarchen in Großbritannien, sich selbst überlassen, das Regiment des Landes Hannover für die eigenen Klasseninteressen ausbeutend, ohne daß, wie sonst in deutschen Staaten desselben Zeitalters, vorab in Preußen, die königliche Gewalt mildernd eingreift im Interesse der Gesammtheit. Als nun im Frühjahr 1803 die Franzosen das Kurfürstenthum besetzten, „trat aller Groll zu Tage, der sich in den verflossenen Jahrzehnten gegen die eigensüchtige Adelsoligarchie aufgehäuft hatte und nur durch die Censur zurückgehalten worden war: es fand herben Tadel, daß der Adel in der Verwaltung des Landes so überaus vor der bürgerlichen Klasse bevorzugt sei, und daß bei der Besetzung von Staatsämtern nicht das Verdienst entscheide, sondern lediglich Geburt und Connexionen; man schalt auf den maßlosen Hochmuth der Aristokratie, nicht minder auf die Unthätigkeit der höchsten Staatsbeamten . . . man kritisirte die Stagnation, welche seit langen Jahren in der Mehrzahl der Verwaltungszweige herrschte, und beklagte die Abwesenheit des Königs, auf die man mit Vorliebe alles Ueble im Staatswesen zurückführte." Der Verfasser zeigt die vollendete Objectivität des Historikers in der kühlen Unparteilichkeit, mit der er das Verhältniß der hannoverschen Verwaltung und ihrer einzelnen Persönlichkeiten zu den Maßnahmen der französischen Herrschaft bespricht. Ein Beispiel dafür ist die Charakteristik der Intelligenz, Milde, Unbestechlichkeit des französischen Intendanten Belleville — allerdings im Contraste namentlich der letzteren Eigenschaft zu der Mehrzahl der anderen französischen Machthaber.

Das Königreich Westfalen und damit die zeitliche Fortführung der französischen Herrschaft bis zu ihrem Ende soll im zweiten

Bande folgen, der noch in diesem Jahre erscheinen wird.

xy. **Carl Friedrich's von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont.** Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Bearbeitet und eingeleitet durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie von Carl Knies. Zwei Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1892.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des geistigen und politischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert. Der Markgraf des kleinen Ländchens Baden-Durlach (zu welchem dann während seiner Regierungszeit durch Erbgang das Ländchen Baden-Baden hinzukommt) ist gleich manchem fürstlichen Zeitgenossen durch die geistige Bewegung Frankreichs und seiner Hauptstadt ergriffen. Er besucht Paris und tritt mit hervorragenden Köpfen dort in Verkehr, der theils brieflich eingeleitet ist, theils brieflich fortgesetzt wird. Das besondere Interesse lenkt sich in diesem Falle auf die neue Gelehrtenschule der jungen nationalökonomischen Wissenschaft, die sich später als die physiokratische bezeichnet. Als ihre Häupter kennt die Welt den Leibarzt Ludwig's XV. und der Pompadour, François Quesnay, dann den (zeitweiligen) Minister Ludwig's XVI., Turgot, den älteren (Marquis) Mirabeau. Mit dem letztgenannten tritt Carl Friedrich von Baden in Beziehungen, angeregt durch die landesväterlichen Wünsche für das Wohl seiner Unterthanen (wie denn in derselben Zeit der Großherzog von Toscana und Kaiser Joseph II. von Oesterreich die physiokratischen Reformgedanken für ihre Länder fruchtbar zu machen suchen). An die Correspondenz Mirabeau's mit Carl Friedrich knüpft sich in weiterer Ausdehnung der briefliche Verkehr mit Mirabeau's Gehülfen Du Pont. Dieser letztere wird ständiger Berichterstatter über literarische und politische Ereignisse der französischen Hauptstadt, zuerst auch ökonomistischer Lehrer des (vor dem Vater verstorbenen) Erbprinzen Carl Ludwig von Baden, dem er zeitweilig in mündlichen Vorträgen, dann in brieflicher Form die Gedanken seiner Wissenschaft überliefert.

Der Reiz dieser französischen Schriftstücke aus den Jahren, die der Revolution voraufgehen, liegt theils in der Anmuth der Sprache, theils in der Ergänzung dessen, was wir über jenes merkwürdige Zeitalter wissen, durch Aufschlüsse aus der unmittelbaren Frische des täglichen Lebens. Die ganze Publication ist aus dem handschriftlichen Material des großherzoglich badischen Familienarchivs hergestellt. Sie bildet einen Bestandtheil in der Reihe historischer Arbeiten, welche von der badischen historischen Commission zur Geschichte Badens neuerdings begonnen worden sind.

xy. **Geschichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beispielen.** Von E. Schmidt-Weißenfels. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Ein inhaltreiches Sammelwerklein, in dem mit Fleiß aus vielerlei Quellen vereinigt ist, was sich etwa unter den Titel des Buches zusammenfassen läßt. Es wäre vielleicht vortheilhaft für das Ganze gewesen, und zwar sowohl für seine Lesbarkeit wie für seinen Inhalt, wenn nicht so sehr Vieles und so sehr Verschiedenes darin vereinigt worden wäre. Lieber eine Anzahl Typen der selbstgemachten Männer, keine zu große Anzahl, dafür aber für jeden Einzelnen mehr Platz und Ruhe der Betrachtung. Der Anspruch, der durch den Titel erweckt wird, ist überhaupt ein gar großer, wenn er in irgend einem strengeren Sinne gefaßt werden soll. Aber das ist augenscheinlich nicht der Wunsch des Verfassers gewesen. Er wollte für weitere Kreise aus guten Quellen eine Darstellung liefern, und da meinen wir eben, diesem Zwecke hätte solche Einschränkung des Gegenstandes besser gedient.

qλ. **Brehm's Thierleben.** Dritte Auflage. Zehnter Band. Niedere Thiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Mit dem zehnten Bande, der eben erschienen ist, schließt das große Brehm'sche Werk, das in seiner dritten Auflage eine vollständige Neubearbeitung unter der Redaction und unmittelbaren Mitwirkung von Professor Pechuel-Loesche erfahren hat. Früher hatte Oskar Schmidt, der nun bald ein Jahrzehnt seiner Wissenschaft entrissen ist, den Band über die niederen Thiere verfaßt. Jetzt ist an Professor William Marshall die Aufforderung ergangen, diesen Band neu herauszugeben. Und der vortreffliche Zoologe, der durch seine „Spaziergänge eines Naturforschers" sein Talent für eine gemeinverständliche Darstellung so glänzend bekundete, hat seine Aufgabe mit ebenso vieler Pietät als Umsicht gelöst. Der ausgezeichnete Abschnitt über die Weichthiere ist fast ganz unverändert geblieben; im Uebrigen ließ Marshall dem früheren Autor das Wort, wo es irgend anging. Aber wo es der Fortschritt der Wissenschaft verlangte, hat der neue Bearbeiter unnachsichtlich geändert und vermehrt. Man braucht in dieser Beziehung nur auf die Tiefseethiere hinzuweisen. Aber trotz aller Bereicherung des Textes ist doch der Umfang eines Bandes nicht überschritten worden, was nicht leicht gewesen sein mag. Krebse, Würmer, Muschellinge, Manteltiere, Weichthiere, Stachelhäuter, Kohlthiere und Urthiere sind mit großer Vollständigkeit auf etwa 700 Seiten behandelt und durch Holzschnitt und Farbendruck aufs Herrlichste veranschaulicht. Mit den Amoeben und Schleimpilzen nehmen wir Abschied vom Thierreich, zugleich aber auch vom „Thierleben," das durch Brehm's und seiner Mitarbeiter Feder uns unauslöschlich ins Gedächtniß, nein ins Herz eingeschrieben ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altonaer Arbeiterstatistik. Veranstaltet durch das Königl. Commerc.-Collegium zu Altona: I. Altonaer Arbeitslohne 1891. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter). 1893.

Ballhorn. — Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. Von Ballhorn. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Baudouin de Courtenay. — Vermenschlichung der Sprache von Dr. J. Baudouin de Courtenay. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1893.

Baumbach. — Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Zeichnungen von Paul Mohn u. A. Dreizehntes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1893.

Benedikt. — Bemerkungen über das Urheberrecht und den Gesetzentwurf der österreichischen Regierung von Dr. Edmund Benedikt. Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1893.

Brandes. — Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Von Georg Brandes. Vierte, vermehrte Auflage. Lieferung 17. Leipzig, H. Barsdorf. 1894.

Brandes. — Shelley und Lord Byron. Zwei litterarische Charakterbilder von Georg Brandes. Leipzig, H. Barsdorf. 1893.

Braune. — Lindenblüthen. Gedichte von Rud. Braune. Frankenhausen, Selbstverlag von R. Braune.

Buchwald. — Dr. Martin Luthers letzte Streitschrift. Im Original aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Lic. Dr. Georg Buchwald. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Croissant-Rust. — Gedichte in Prosa von Anna Croissant-Rust. München, Dr. E. Albert & Co.

Fleischner. — Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. Von Dr. Ludwig Fleischner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter. 1893.

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Herausgegeben von Albert Naudé. Sechster Band, erste Hälfte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Guerre ou paix 1893. Par * * *. Neuvieme edition. Berlin, Rodolphe Jassé. 1893.

Hardy. — Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Edmund Hardy. Münster i. W., Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. 1893.

Höhne. — Die Berührungspunkte zwischen Moses und Plato: das ist zwischen altem Testamente und platonischer Philosophie, zum Theil nach Philo. Von Lic. Dr. E. Höhne. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Hoppe. — Englisch-deutsches Supplement-Lexikon. Als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern von Dr. A. Hoppe. Erste Hälfte der zweiten Abtheilung. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Kirchner. — Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 3. und 4. Lieferung. Heidelberg, Georg Weiß. 1893.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Fünfte verbesserte Auflage. 6. und 7. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1893.

Kohut. — Ein Schachspiel Moltke's und andere Geschichten. Von Dr. Adolph Kohut. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger). 1893.

Koschwitz. — Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/1871. Von Dr. Eduard Koschwitz. Berlin, Wilhelm Gronau. 1893.

Kraeger. — Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Dr. Heinrich Kraeger. Bremen, Heinsius' Nachfolger. 1893.

Krüger. — Ernas Fehltritt. Roman von August Krüger. München, Dr. E. Albert & Co.

Kurz. — Der Antheil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. (Vola Montez — Studentenfreicorps.) Von Ferdinand Kurz. München, Akademischer Verlag.

Lebrecht. — Il Malthusismo e i problemi sociali. Saggi critici di Vittorio Lebrecht. Torino, Ermanno Loescher. 1893.

Mantica. — La Coda della Gatta. Roma, Stabilimento Bontempelli Editore. 1893.

Mau. — Führer durch Pompeji. Auf Veranlassung des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts verfaßt von August Mau. Neapel, F. Furchheim. 1893.

Meyer's Reisebücher. — Wegweiser durch den Schwarzwald. Sechste Auflage, Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893.

Nissen. — Jugendgedichte eines Einsiedlers. Von Hans Andreas Nissen. Neumünster, Selbstverlag des Verfassers. 1893.

Perret. — Manette André par Paul Perret. Paris, Librairie Plon.

Reder. — Lyrisches Skizzenbuch von Heinrich von Reder. München, Dr. E. Albert & Co.

Robert. — En terre sainte. Notes et croquis d'un peintre. Lausanne, Henri Mignot; Paris, Grassart. 1893.

Rösel. — Luther und die Juden. Ein Beitrag zu der Frage: „Hat die Reformation gegen Juda Toleranz geübt?" Von Georg Rösel. Münster i. W., Adolph Russell. 1893.

Rothert. — Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten hundert Jahre. Zusammengestellt und erläutert durch Prof. Dr. Eduard Rothert. Düsseldorf, August Bagel.

Schulz. — Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht von Arthur Schulz. Berlin, Richard Heinrich. 1893.

Seidel. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XI. Band: Neues Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Servaes. — Berliner Kunstfrühling 1893. Von Franz Servaes. Berlin, Speyer & Peters. 1893.

Spitta. — Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz. Von Philipp Spitta. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Stegemann. — Des Horatius schönste Lieder. Dichtungen von Hermann Stegemann. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1893.

Stümcke. — Michael Georg Conrad. Eine litterarische Skizze von Heinrich Stümcke. Bremen J. Kühtmann's Buchhandlung. 1893.

Tissot. — Le drame norvégien par Ernest Tissot. Paris, Perrin & Cie. 1893.

Titus. — Das Sternenzelt von Professor Dr. Karl Titus. Mit 73 Abbildungen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Vasantasenâ oder das indische Wägelchen. Ein altindisches, dem König Çûdraka zugeschriebenes Schauspiel. Uebertragen von Dr. M. Haberlandt. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1893.

Wolf. — Wilhelm Maurenbrecher. Ein Lebens- und Schaffensbild von Dr. Gustav Wolf. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Wolff. — Neue Gedichte von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Mutze. 1893.

Wolters. — Aus der Rentiersecke. Humoresken im sächsischen Dialekte von Wilhelm Wolters. Dritte Auflage. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Wyzewa. — Valbert ou les récits d'un jeune homme. Par Téodor de Wyzewa. Paris, Perrin & Co. 1893.

Zahn. — Herzenskämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen von Ernst Zahn. Zürich, Th. Schröter. 1893.

Zeitz. — Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeitz. 1. Lfg. Altenburg, Stephan Geibel.

Ziemssen. — Natrotosmos. Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Von Otto Ziemssen. Gotha, E. F. Thienemann. 1893.

Zumbini. — Sulle poesie di Vincenzo Monti. Studi di B. Zumbini. Seconda edizione. Firenze, Successori Le Monier. 1893.

Zumbini. — Studi di letterature straniere di B. Zumbini. Firenze, Successori Le Monnier. 1893.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.76

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY